

UNIV. OF  
TORONTO  
LIBRARY











Engphilol  
A

321

# BEIBLATT ZUR ANGLIA.

MITTEILUNGEN  
ÜBER ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR  
UND ÜBER ENGLISCHEN UNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN

VON

MAX FRIEDRICH MANN.



ZWEIUNDREISSIGSTER JAHRGANG.

186/91  
28.12.23

HALLE A. S.  
MAX NIEMEYER.  
1921.





## BAND-INHALT.

(Nach Verfassern bez. Titeln und Herausgebern alphabetisch geordnet.)

### I. Englische Sprache und Literatur einschliesslich der Volkskunde und Geschichte.

#### A. Besprechungen.

	Seite
Amos, Early Theories of Translation (Fischer) . . . . .	27
An Anglo-Saxon Reader, ed. with Notes and Glossary. By Alfred J. Wyatt (Hübener) . . . . .	79
Anglistische Forschungen, hg. von Johannes Hoops. Heft 53, siehe von Glahn.	
Babbitt, Rousseau and Romanticism (Frankenberger) . . . .	130
Beowulf, siehe Leonard.	
Brandl, siehe Mittelengl. Sprachproben.	
ten Brink, Chaucers Sprache und Verskunst. 3. Aufl. bearb. von Eckhardt (Kaluza) . . . . .	265
Brooke, Rupert, siehe Fehr unter I B n. . . . .	182
Browning, siehe Cook.	
Cambridge Archæological and Ethnological Series, siehe Mawer.	
Carlyle, siehe Ralli.	
Carter, siehe Jonson.	
Cazamian, L'Évolution psychologique et la Littérature en Angleterre (1660—1914) (Fehr) . . . . .	244
Chaucer, siehe ten Brink.	
Chevillon, Trois Études de Littérature anglaise (La poésie de Rudyard Kipling; John Galsworthy; Shakespeare et l'Âme anglaise) (Fehr) . . . . .	269
Columbia University Studies in English and Comparative Literature, siehe Amos.	
Cook, A Commentary upon Browning's The Ring and the Book (Fehr) . . . . .	4
Danish Ballads, translated by E. M. Smith-Dampier (Fischer)	54
Eckhardt, siehe ten Brink.	
Edda, siehe Philippotts.	
Elton, A Survey of English Literature 1830—1880 (Fehr) . . .	97
Fischer, Bernard Shaw in seinen dramatischen Werken (Caro) .	57

	Seite
Flecker, James Elroy, siehe Fehr unter I B u. . . . .	189
Galsworthy, A Bit O'Love and other Plays (Caro) . . . . .	32
Galsworthy, siehe Chevrillon.	
Gibson, Wilfrid Wilson, siehe Fehr unter I B u. . . . .	186
von Glahn, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Mittel- englischen (Morsbach) . . . . .	73
Goethe, siehe Simmons.	
Heinemann, Die tragischen Gestalten der Griechen und Römer in der Weltliteratur (Stsinmeyer) . . . . .	59
Hoops, siehe Anglistische Forschungen.	
Huscher, Studien zu Shelleys Lyrik (Asanger) . . . . .	279
James, Henry, siehe Liljegren.	
Jonson, Ben, Every Man in his Humour. Ed. etc. by Carter (Aronstein) . . . . .	268
Kassner, Englische Dichter (Hecht) . . . . .	36
Keiser, The Influence of Christianity on the Vocabulary of Old- English Poetry (Schöffler) . . . . .	55
Kelly, England and the Englishman in German Literature of the Eighteenth Century (Caro) . . . . .	280
Kipling, siehe Chevrillon.	
Kleines Angelsächsisches Dichterbuch. Lyrik und Helden- sagen. Texte und Textproben etc. von Levin L. Schücking (Holthausen) . . . . .	80
Küchler, siehe Theaterkultur.	
Langenfelt, Toponymics or Derivations of Local Names in English (Hübener) . . . . .	5
Leipziger Beiträge zur engl. Philologie, hg. von Max Förster.	
Heft 1, siehe Huscher.	
Leonard, Beowulf and the Nibelungen Comlet (Klaeber) . . . .	145
Liljegren, American and European in the Works of Henry James (Fischer) . . . . .	132
Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1, Bd. 15, siehe Liljegren.	
de la Mare, Walter, siehe Fehr unter I B u. . . . .	179
Masefield, John, siehe Fehr unter I B u. . . . .	175
Mawer, The Place-Names of Northumberland and Durham (Ekwall)	249
Milton, siehe Mutschmann.	
Mittelengl. Sprach- u. Literaturproben. Ersatz für Mätzner's Altengl. Sprachproben. Mit etymol. Wörterb. zugleich für Chaucer. Hg. von Brandl u. Zippel (Holthausen) . . . . .	49 210
Mutschmann, Der andere Milton (Liljegren) . . . . .	121
Neophilologische Bibliothek, siehe van Tieghem.	
Ossian, siehe van Tieghem.	
Palaestra.	
Heft LXXXII, siehe Schröder.	

Phillipotts, The Elder Edda and Ancient Scandinavian Drama (Schröder) . . . . .	148
Ralli, Guide to Carlyle (Liljegren) . . . . .	30
Rousseau, siehe Babbitt.	
Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig. Forschungs- institut für neuere Philologie. III. Anglistische Abteilung. Siehe Schöffler.	
Schöffler, Beiträge zur Mittelenglischen Medizinliteratur (Sudhoff)	25
Schroëder, Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Thomas Eliot, nebst Neudruck von Eliots "Disputacion Pla- tonike", 1553 (Schöffler) . . . . .	56
Schücking, siehe Kleines ags. Dichterbuch.	
Shakespeare, siehe Chevrillon; Jahrbuch.	
Shaw, siehe Fischer; Theaterkultur.	
Simmons, Lucretia van Tuyl, Goethe's Lyric Poems in English Translation prior to 1860 (Caro) . . . . .	201
Smith-Dampier, siehe Danish Ballads.	
Tauchnitz Edition. Vol. 4539, siehe Galsworthy.	
Theaterkultur. Volkstümliche Vorträge. Hg. von Dr. Walther Küchler. Heft 4, siehe Fischer.	
van Tieghem, Ossian et l'ossianisme dans la littérature européenne du XVIII <sup>e</sup> siècle (Jiriczek) . . . . .	125
University of Illinois Studies in Language and Litera- ture, siehe Keiser.	
University of Wisconsin Studies in Language and Lite- rature, 1918, Nr. 2, siehe Leonard. " 6. " Simmons.	
Wells, The Outline of History (Fehr) . . . . .	1
Wells, The Salvaging of Civilization (Fehr) . . . . .	206
Wyatt, siehe An Anglo-Saxon Reader etc.	
Yale Studies in English. Albert S. Cook, Editor, siehe Ben Jonson.	
Zippel, siehe Mittelengl. Sprachproben.	

## B. Aufsätze.

Ekwall, Notes on the palatalization of <i>k</i> ( <i>c</i> ) in English . . . . .	155
Fehr, Zur zeitgenössischen englischen Literatur . . . . .	169
A. Die Lyrik.	
1. John Masefield . . . . .	175
2. Walter de la Mare . . . . .	179
3. Rupert Brooke . . . . .	182
4. Wilfrid Wilson Gibson . . . . .	186

## B. Der Roman.

1. Arnold Bennett . . . . .	192
2. Joseph Conrad . . . . .	217
3. Hugh Walpole . . . . .	228
Holthausen, Ein neues Zeugnis für die englische Aussprache im 16. Jahrhundert . . . . .	83
Holthausen, Zu altenglischen Gedichten . . . . .	136
Holthausen, Zu <i>Death and Life</i> . . . . .	83
Holthausen, Zu <i>Everyman</i> . . . . .	222
Holthausen, Zur englischen Wortkunde. III. . . . .	17
Holthausen, Zur englischen Wortkunde. IV. . . . .	61
Jost, Zur Textkritik der altengl. Soliloquienbearbeitung. III. . . . .	8
Klaeber, The first line of <i>Deor</i> . . . . .	38
Klaeber, Zu altengl. <i>andian</i> = <i>ær(e)ndian</i> . . . . .	37
Mutschmann, Nachtrag zu O. Wildes Gedichten . . . . .	215
Mutschmann, Toland and Milton . . . . .	87

## II. Unterrichtswesen.

## A. Besprechungen.

## 1. Allgemeine Werke.

Dunstan, Englische Phonetik mit Lesestücken. 2. verb. Aufl., be- sorgt von Kaluza (Mann) . . . . .	282
Eickhoff, Neue Aufgaben und Ziele des höheren Unterrichts (Bruhn) . . . . .	120
Kaluza, siehe Dunstan.	
Manns Pädagogisches Magazin.	
Heft 667, siehe von Sallwürk.	
" 671, " Zangenberg.	
" 686, " Eickhoff.	
" 755, " Ziehen.	
von Sallwürk, Die deutsche Einheitsschule und ihre pädagogische Bedeutung (Adami) . . . . .	40
Sammlung Götschen, siehe Dunstan.	
Timmerding, Der fremdsprachliche Unterricht und die nationale Er- ziehung (Mühe) . . . . .	138
Zangenberg, Aesthetische Gesichtspunkte in der englischen Ethik des 18. Jahrhunderts (Mühe) . . . . .	140
Ziehen, Der künftige Lehrplan des humanistischen Gymnasiums (Bruhn) . . . . .	118

## 2. Lehr- u. Lesebücher; Schulausgaben.

Annakin, Exercises in English Pronunciation (Mahir) . . . . .	216
Brunner, Übungsstücke zur Einführung in die neuenglische Sprache bei Anfängerkursen an Hochschulen (Mahir) . . . . .	141

Carlyle, Essays on German Literature, ausgew. und erläutert von Hübner (Mahir) . . . . .	247
Hannauer, Handbuch zum Studium der englischen Sprache (Mahir)	284
Hübner, siehe Carlyle.	
Koch, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der engl. Sprache I. (Caro)	42
Mellin, Schwierigkeiten der englischen Sprache (Wippermann)	44

### III. Neue Bücher.

24. 45. 69. 91.

### Mitarbeiter dieses Bandes.

Adami	Seite 40.
Aronstein	267.
Asanger	279.
Bruhn	118; 120.
Caro	32; 42; 57; 201; 280.
Ekwall	155; 249.
Fehr	1; 4; 97; 169; 206; 217; 241; 269.
Fischer	27; 54; 132.
Frankenberger	130.
Hecht	36.
Holthausen	17; 19; 61; 80; 83; 83; 136; 210; 212.
Hübener	5; 79.
Jiriczek	125.
Jost	8.
Kaluza	265.
Klaeber	37; 38; 145.
Lange	24; 45; 69; 91.
Liljegren	30; 121.
Mahir	141; 246; 247; 284.
Mann	282.
Morsbach	73.
Mühle	138; 140.
Mutschmann	87; 215.
Schöffler	55; 56.
Schröder	148.
Steinmeyer	59.
Sudhoff	25.
Wippermann	44.

---



## Verzeichnis der Mitarbeiter.

- Ackermann, Dr. Richard, Rektor, Nürnberg, Kressenstrasse 2.  
Aischer, Rudolf, Professor, Direktor, Teschen, Oesterr.-Schlesien.  
† Andrae, Prof. Dr. August, Oberlehrer a. D., Göttingen.  
Andrews, E. A., M. A., Jena.
- 5 Anthes, Dr. Ed., Prof. am Neuen Gymnasium zu Darmstadt.  
Arndt, Dr. O., Direktor des Realgymn. zu Halberstadt.  
Aronstein, Prof. Dr. Phil., Studienrat, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 28 III.  
Asanger, Dr. F., Bochum, Joachimstr. 5 II.
- Assmann, Prof. Dr. Bruno, Studienrat a. d. Drei-Königschule, Dresden.
- 10 † Baldamus, Prof. Dr. A., Oberlehrer a. König Albert-Gymn. zu Leipzig.  
Bang, Prof. Dr. W., Louvain, 18 rue des Récollets.  
Banner, Prof. Dr. Max, Studienrat a. D., Frankfurt a. M.  
Barge, Prof. Dr. Hermann, Studienrat am Petri-Realgymn., Leipzig.  
Barth, Dr. Paul, Professor a. d. Univ. Leipzig.
- 15 Becker, Dr. Gustav, Berlin W.  
Becker, Prof. Dr. Karl, Studienrat am Gymn., Elberfeld, Markgrafentr. 11.  
Behaghel, Dr. O., Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. Giessen.  
† Beljame, Alexandre, 29, rue de Condé, Paris.  
Besser, Prof. Dr. Reinhold, Realschuldirektor, Dresden-A.
- 20 † Beyer, Dr. Otto, Schmlr. a. D., Leipzig-Eutritzsch.  
Binz, Prof. Dr. G., Vizedirektor der Landesbibliothek, Bern.  
† Björkman, Dr. Erik, Prof. a. d. Univ. Uppsala.  
† Blacker, Carola, Freiburg i. B.  
Blau, Dr. Ernst, Frankfurt a. M.
- 25 Bödtker, Dr. A. Trampe, Prof. a. d. Univ. Christiania.  
† von Bojanowski, Geh. Hofrat, Dir. d. Grossherzogl. Bibl. in Weimar.  
Born, Dr. Max, Studienrat, Schöneberg b. Berlin.  
Boyle, Robert, Št. Petersburg.  
Brandl, Dr. Alois, Geh. Reg.-Rat, Professor a. d. Universität Berlin.
- 30 Brandl, Dr. Leopold, Professor, Wien 9.  
Bremer, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Halle.  
Brennan, Chris., Sidney, New South Wales, Australia.  
Brereton, J. Le Gay, Sidney, New South Wales, Australia.  
Brie, Dr. Friedrich, Professor a. d. Univ. Freiburg i. B.

- 35 Brosch, Dr. M., Fondi Frari 2593, Venedig.  
 Brotauek, Dr. Rudolf, Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dresden.  
 † Bühlring, Dr. Karl, Prof. a. d. Universität Bonn.  
 Campion, John. M. A., Columbia University, New York City.  
 Caro, Prof. Dr. J., Studienrat am Philanthropin, Frankfurt a. M.
- 40 Collins, Dr. George Stuart, 478 Jefferson Avenue, Brooklyn, N. Y.  
 † Conrad, Dr. Hermann, Prof. a. d. Hauptkad.-Anstalt Gross-Lichterfelde.  
 Craig, Dr. Hardin, London.  
 Curtis, Dr. E., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Frankfurt a. M.  
 † Deutschbein, Prof. Dr. Karl, Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau.
- 45 Deutschbein, Dr. Max, Professor a. d. Univ. Marburg.  
 Dick, Dr. E., 87 Thiersteinallee, Basel.  
 Dieter, Prof. Dr. Ferdin., Oberlehrer a. d. 4. städt. Realschule, Berlin N.O.  
 Dittes, Prof. Dr. R., Wien IV t. Wiedner Hauptstr. 39.  
 Dittrich, Dr. Ottmar, Prof. a. d. Univ. Leipzig.
- 50 Dorr, Prof. Karl, Studienrat a. Realgymn. zu Elberfeld, Dorotheenstr. 7.  
 † Effer, Prof. Dr. Hubert, Studienrat a. d. Ober-Realschule Düsseldorf.  
 Eggert, Prof. Dr. Bruno, Dir. d. Helmholtz-Oberrealschule, Frankfurt a. M.  
 Eichler, Dr. A., Univ.-Prof., Graz, Hasnerpl. 3.  
 Eidam, Christian, Prof. am Gymn., Nürnberg, Laufertborgraben 9.
- 55 Eimer, Prof. Dr. Manfred, Straßburg i. E., Illwallstr. 1.  
 Ekwall, Dr. Eilert, Prof. a. d. Univ. Lund.  
 Einckel, Dr. Eugen, Univ.-Prof., Überlingen am Bodensee, Goldbach 6.  
 Ellinger, Dr. Joh., Prof. a. d. Staatsoberrealschule, Wien 20 t.  
 Fairbrother, Mrs. J. P., Oxford.
- 60 Fehr, Dr. B., Prof. a. d. Handelshochschule zu St. Gallen.  
 Feuillerat, Albert, Prof. a. d. Univ. Rennes.  
 Fiedler, Prof. H. G., Taylorian Institute, Oxford.  
 Findlay, Dr. J. J., Prof. der Pädag., Owens College, Manchester.  
 Fischer, Dr. Josef, Dir. des Realg. zu Dillingen.
- 65 Fischer, Dr. Rudolf, Prof. a. d. Univ. Innsbruck.  
 Fischer, Dr. Walther, Prof. a. d. Univ. Würzburg.  
 † Flügel, Dr. Ewald, Professor of English Philology, Palo Alto, California.  
 † Flügel, Dr. Felix, Privatgelehrter, Leipzig-Gohlis.  
 Förster, Dr. Max, Geh. Hofrat, Professor a. d. Univ. Leipzig.
- 70 Frankenberger, Dr. Julius, Studienrat, Frankfurt a/M.  
 Frantzen, Dr. J. A., Prof. a. d. Univ. Utrecht.  
 Franz, Dr. W., Prof. a. d. Univ. Tübingen.  
 Fredlund, Knut, Göteborg.  
 Freund, Dr. Max, Lektor a. d. Univ. Marburg.
- 75 Fränkel, Dr. L., Reallehrer in München.  
 Friedrich, Prof. Dr. Richard, Rektor des Gymn. zu Dresden-N.  
 Fritzsche, Prof. Dr. A., Rektor des Realgymnasiums zu Borna.  
 Funke, Dr. A., Privatdozent a. d. Univ. Prag.  
 Gabrielson, Dr. Arvid, Uppsala.
- 80 Gallert, Dr. Fritz, Oberlehrer am Realgymnasium zu Stralsund.  
 † Gattinger, Dr. Edmund, Stift Melk, Nieder-Oest.  
 Geer, J., K. Reallehrer, Kempten, Westendstr. 134.



- Geering, Agnes, Dr. phil., Oberlehrerin, Frankfurt a. M.  
 Gensel, Justizrat Dr. jur. W., Leipzig.
- 85 † Glanning, Prof. Dr., Schulrat in Nürnberg.  
 Glöde, Prof. Dr. Otto, Studienrat am Gymnasium, Doberan i. M.  
 Görnemann, Dr. Gertrud, Oberlehrerin, Lübeck.  
 Graef, Dr. Adolf, Oberlehrer a. D., Bildhauer, Berlin.  
 Graef, Prof. Dr. Fritz, Studienrat a. d. Ober-Realschule, Flensburg.
- 90 Groth, Prof. Dr. Ernst, Direktor d. 2. höh. Mädchenschule, Leipzig.  
 Gschwind, Frank, M. A., 6 Aeusserer Sonnenweg, St. Gallen.  
 Gündel, Prof. Edmund, Konrektor am Realgymnasium u. Dozent a. d. Bergakademie zu Freiberg.  
 † Haase, Dr. K. F., Realschuloberlehrer, Dresden-A.  
 van Hamel, Dr. A., Professor an der Univ. Bonn.
- 95 Hammond, Eleanor Prescott, 1357 East 57th St. Chicago, Illinois.  
 Hartmann, Prof. Dr. K. A. Martin, Oberstudienrat, Leipzig.  
 Haupt, Prof. Dr. Hermann, Geh. Hofrat, Dir. d. Univ.-Bibl. zu Gießen.  
 † Hauschild, Prof. R., Oberlehrer a. D. in Frankfurt a. M.  
 Hausknecht, Prof. Dr. Emil, Lausanne.
- 100 Hecht, Dr. Hans, Prof. a. d. Univ. Basel.  
 Heim, Prof. Dr. Hans, Darmstadt, Grüner Weg 7.  
 Helmolt, Dr. Hans F., Redakteur, München.  
 Helmolt, Frida, Oberlehrerin am Lehrerinnenseminar Callenberg.  
 Henshaw, Dr. A. N., 142 East 40 St. New-York.
- 105 Herlet, Dr. B., Konrektor, Würzburg.  
 Herzfeld, Dr. Georg, Berlin.  
 Heuser, Prof. Dr. W., Studienrat, Pillau.  
 Hewitt, Reginald, Lecturer am University College, Nottingham.  
 Hirst, Dr. T. O., Liverpool.
- 110 Hirt, Dr. Hermann, Professor a. d. Universität Gießen.  
 Hochdoerfer, Dr. Richard, Springfield, Ohio, U. S. A.  
 † Hofer, Dr. O., Oberlehrer a. D., Bautzen.  
 Hofmann, Dr. Hans, Gymnasiallehrer, Wetzlar.  
 Holthausen, Dr. Ferd., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Kiel.
- 115 Hoops, Dr. J., Geh. Hofrat, Prof. a. d. Universität Heidelberg.  
 Hope-Moncrieff, Ascott R., 43. Union Grove, Clapham, London SW.  
 Horn, Dr. Wilhelm, Prof. a. d. Univ. Giessen.  
 Hübener, Dr. Gustav, Priv.-Dozent a. d. Univ. Göttingen.  
 Hudson, William H., Prof. of English Lit., Palo Alto, California.
- 120 Hulme, Prof. Wm. H., Western Reserve Univ., Cleveland, Ohio.  
 † Hupe, Dr. H., Oberlehrer am Katharineum zu Lübeck.  
 Huscher, Dr. Herbert, Priv.-Doz. a. d. Univ. Leipzig.  
 Imelmann, Dr. Rudolf, Professor a. d. Univ. Rostock.  
 Inhülsen, Dr. Karl, 60 Leconfield Rd., Highbury New Park, London, N.
- 125 Jespersen, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Kopenhagen.  
 † Jellinek, Dr. Arthur L., Wien.  
 Jiriczek, Dr. Otto, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. Würzburg.  
 Jordan, Dr. Richard, Prof. a. d. Universität Jena.  
 Jost, Dr. Karl, Privatdoz. a. d. Univ. Basel.

- 130 Kaluza, Dr. Max, Prof. a. d. Univ. Königsberg, Steinmetzstr. 24.  
 Kappus, Prof. Dr. Karl, Studienrat, Grunewald.  
 Karpf, Prof. Dr. Fritz, Bruck a. Mur, Schillerstr. 18.  
 Keller, Dr. Wolfgang, Professor a. d. Univ. Münster.  
 Kellner, Dr. Leon, Prof. a. d. Univ. Wien.
- 135 Kemlein, Prof. Georg, Studienrat, Flensburg.  
 Klaeber, Dr. Fr., Professor of English Philology, University of Minnesota, Minneapolis.  
 † Klapperich, Prof. Dr. J., Oberl.a.d.O.-Realsch., Elberfeld, Augusta-str. 51.  
 Klein, A., Darmstadt, Frankfurter Strasse 87.  
 Klinghardt, Prof. Dr. H., Oberlehrer am Realgymn. zu Rendsburg.
- 140 Klotz, Dr. Alfred, Prof. a. d. Univ., Prag.  
 Koch, Prof. Dr. John, Oberlehrer a. D., Gross-Lichterfelde I, Bismarckstr. 20.  
 † Koeppel, Dr. E., Prof. a. d. Universität Strassburg.  
 Kraeger, Dr. Heinrich, Privatdoz. a. d. Univ. Berlin.  
 Kratz, F., Reallehrer, Erlangen.
- 145 Krause, Gustav, 23, Fitzroy Square, London W.  
 Kreuzer, Dr. Ernst, Oberpräzeptor, Heidenheim a/Brenz.  
 Kroder, Dr. Armin, Gymnasialprof., Neustadt a. H.  
 Kron, Dr. Richard, Kaiserl. Marine-Oberlehrer a. D., Wiesbaden.  
 Krüger, Prof. Dr. Gustav, Oberlehrer am Kaiser Wilhelms-Realg. u. Dozent a. d. Techn. Hochschule, Berlin W., Bendlerstr. 17.
- 150 Kruisinga, Dr. E., Amersfort (Holland).  
 Kuehler, Dr. Walter, Prof. a. d. Univ. Würzburg.  
 Lange, Dr. Hugo, Dir. des Oberlyzeums zu Weissensee.  
 Lange, Prof. Dr. Paul, Oberstudienrat, Leipzig.  
 Langhans, Prof. Dr. Victor, Hofrat, Katzenberg, Ob.-Östr.
- 155 Lehmann, Dr. Willh., Oberlehrer, Wickersdorf b. Saalfeld.  
 Leicht, Dr. Willh., Studienrat a. d. Liebig-Oberrealsch., Frankfurt a. M.  
 Leitsmann, Prof. Dr. E., Studienrat a. d. Thomasschule, Leipzig.  
 Lewis, Dr. E. H., Tutor in English, University of Chicago, Ill.  
 Liebermann, Prof. Dr. F., Bendlerstr. 10, Berlin W.
- 160 Liljegren, Dr. S. B., Lund.  
 Lindelöf, Dr. U., Prof. a. d. Univ. Helsingfors.  
 Lindkvist, Dr. Harald, Linköping, Schweden.  
 † Lindner, Dr. Felix, Prof. a. d. Univ. Rostock.  
 Löwisch, Dr. M., Direktor der Oberrealschule zu Weissenfels.
- 165 Long, Percy W., Harvard University, Cambridge, Mass.  
 Lüdeke, Dr. H., Lektor a. d. Univ. Basel.  
 Lüder, Studienrat Prof. Dr. Albrecht, Leiter der Studienanstalt zu Dresden-N.  
 Luick, Dr. K., Prof. a. d. Universität, Wien XIX, Gatterburggasse 6.  
 Mahir, Dr. Otto, Studienrat, Hof i/B., Ludwigstr. 27.
- 170 Mann, Prof. Dr. Max Friedrich, Studienrat am Goethe-G., Frankfurt a. M.  
 Mařík, Dr. Josef, Professor, Wiener Neustadt, Engelbrechtg. 14/1.  
 van der Meer, Dr. J., Prof. a. d. Univ. Frankfurt a. M.  
 Meier, Prof. Dr. Konrad, Rektor des König Georg-Gymnasiums, Dresden.

- Mellin, Professor Josef, Duisburg-Meiderich.
- 175 † Meyer, Dr. Kuno, Prof. a. d. Univ. Berlin.
- Middendorff, Prof. Dr. Heinrich, Würzburg.
- Minckwitz, Dr. M. J., München, Giselastr. 29.
- Mogk, Dr. Ednard, Professor a. d. Universität Leipzig.
- Montgomery, Marshall, M. A., Dublin.
- 180 Morich, Rudolf J., Sunny Mount, Alassio, Riviera di Levante, Italia.
- Morsbach, Dr. L., Geh. Reg.-Rat, Professor a. d. Universität Göttingen.
- Mühe, Dr. Theod., Direktor, Hamburg 37, Werderstr. 30 II.
- Mutschmann, Dr. Heinrich, Prof. a. d. Univ. Dorpat.
- Neumann, Dr. Wilh., Prof., Wien IV, Radeckg. 3.
- 185 Neunzig, Prof. Dr. Rudolf, Studienrat, Berlin SW.
- Newcomer, A. G., Assistant Professor of English, Palo Alto, California.
- Nohl, Dr. L., Vorstand der höheren Bürgerschule, Ettlingen.
- Noll, Prof. Dr. Gustav, Studienrat, Frankfurt a/Main.
- Pabst, Prof. Dr. Felix, Studienrat a. Gymn. zu Bremen, Feldstrasse 56a.
- 190 Paterna, Dr. Wilhelm, Hamburg.
- Peter, Sidonie, Leipzig, Mühlgasse 8.
- Petithomme, Azeline, Rennes (Ile-et-Vilaine), 16, rue Châteaudun.
- Petri, Dr. Albert, Direktor der Realschule zu Schmöllu, S.-A.
- Petry, Prof. Dr. Lorenz, Studienrat, Frankfurt a/M.
- 195 Pfeilsticker, Julie, Stuttgart, Neckarstr. 36.
- Pogatscher, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Graz.
- Pokorny, Dr. Julius, Prof. a. d. Univ. Berlin.
- Price, Dr. H. T., Newcastle, Staffs.
- † Proescholdt, Dr. Ludwig, Friedrichsdorf i. Taunus.
- 200 Prosiegel, Prof. Dr. Theodor, Aschaffenburg.
- Pughe, Dr. F. H., Halle a. d. S.
- Rambeau, Prof. Dr. A., Berlin-Wilmersdorf.
- Regel, Prof. Dr. Ernst, Studienr. a. d. O.-R., Halle/Saale, Wörmülitzer Str. 107.
- Reichel, Prof. Dr. Kurt, Breslau II, Bahnhofstr. 9.
- 205 Rein, Dr. W., Prof. a. d. Universität Jena.
- Reitterer, Dr. Th., Professor, Wien VIII 2, Floriang. 2.
- Reuning, Dr. Karl, Oberlehrer, Wiesbaden.
- Riegel, Prof. Dr. Julius, Rektor u. k. Inspektor d. höh. Mädchenschule  
Labenwolfstrasse zu Nürnberg, Ob. Pirkheimerstr. 43, I.
- Ritter, Dr. Otto, Professor a. d. Univ. Halle a/S., Lessingstr. 37.
- 210 Rozsa, Dr. Desider, Prof., Budapest.
- Röttgers, Prof. Benno, Direktor der Viktoriaschule, Berlin W.
- Rooth, Erik G. T., Mag. phil., Uppsala.
- Ruge, Prof. Dr. Walter, Rektor des Gymn. zu Bautzen.
- † Sahr, Dr. Julius, Professor i. R., Gorisch i/S.
- 215 Sampson, Martin Wright, Assistant Professor of English, University of  
Indiana, Bloomington, Ind.
- Sander, Dr. Arnold, Direktor d. Oberlyzeums, Frankfurt a. M.
- † Sarrazin, Dr. G., Prof. a. d. Univ. Breslau.
- † Sauer, Dr. Bruno, Professor a. d. Universität Kiel.
- Schiek, Dr. J., Prof. a. d. Univ. München, Türkenstr. 93.

- 220 †Schipper, Dr. J., Hofrat, Prof. a. d. Universität. Wien.  
 Schirmer, Dr. Gustav, Zürich, 82, Kreuzstr.  
 Schmedes, Prof. Dr. J., Studienrat am Goethe-G., Frankfurt a. M.  
 Schmitz, Dr. phil. Th., Frankfurt a. M., Kanlbachstr. 18 II.  
 Schnabel, Dr. Bruno, Reallehrer, Kaiserslautern.
- 225 Schöffler, Dr. H., Privatdozent a. d. Univ. Leipzig.  
 †Schott, Dr. W., Kgl. Gymnasialprofessor, Bamberg.  
 Schröder, Dr. Franz Rolf., Privatdoz. a. d. Univ. Heidelberg.  
 Schröer, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Köln, Rosenstr. 56.  
 Schultz, Dr. Oskar, Prof. a. d. Univ. Jena.
- 230 Schwarz, Prof. Dr. Ferd. H., Villa Sonneck, Solothurn.  
 Seydel, Prof. Dr. Wolfgang, Studienrat a. d. Thomasschule, Leipzig.  
 †Sieper, Dr. E., Prof. a. d. Universität München.  
 Singer, Dr. S., Prof. a. d. Univ. Bern, Spitalgasse 57.  
 †Skeat, Walter W., 2 Salisbury Villas, Cambridge.
- 235 Smith, Dr. Arved, Lektor, Gävle, Schweden.  
 †Smith, Miss Lucy Touhuin, Oxford.  
 Sokoll, Dr. Ed., Prof., Dir. d. Staatsrealschule im XV. Bezirk, Wien.  
 Stahl, Dr. Ernst Leopold, Heidelberg.  
 Steidler, Dr. B., Berlin.
- 240 Steinhilber, Dr. Kurt, Studienrat, Frankfurt a. M.  
 Stephan, Adalbert, Prag I. Marienpl. 25, II.  
 †Stiehler, Prof. Dr. E., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium, Döbeln.  
 Strauss, Dr. Otto, Währingerstr. 97, Wien XVIII.  
 †Stryienski, Casimir, Professeur agrégé au Lycée Montaigne, Paris.
- 245 Sudhoff, Dr. Karl, Geh. Med.-Rat, Prof. a. d. Univ. Leipzig.  
 Tappert, Prof. Dr. Wilh., Studienrat a. d. Höh. Tüchterschule, Hannover.  
 Teichmann, Prof. Dr. Eduard, Studienrat a. d. Oberrealschule, Aachen.  
 Theisen, Prof. Paul, Studienrat a. d. Realschule, Kassel.  
 †Thiergen, Prof. Dr. O., Hofrat, Studiendirektor am Kgl. Kadettencorps,  
 Dresden-N.
- 250 Titchener, Dr. E. B., Cornell University, Ithaca, N.-Y.  
 †Trautmann, Dr. Moritz, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Bonn.  
 Ungemach, Dr. Karl, Gymnasiallehrer, Schweinfurt.  
 Vetter, Dr. Theodor, Prof. a. d. Univ. u. am Polytechn. zu Zürich.  
 †Viëtor, Dr. Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Marburg.
- 255 †Wagner, Dr. Albrecht, Prof. a. d. Univ. Halle.  
 Wagner, J. H., Lehrerin und geprüfte Schulvorsteherin, Frankfurt a. M.  
 Wagner, Philipp, Prof. in Stuttgart, 9 II Danneckerstrasse.  
 Walde, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Innsbruck.  
 Wallenberg, Dr.
- 260 von der Warth, Dr. J., Studienrat, Crefeld.  
 Wasserzieher, Dr. Ernst, Dir. a. D., Bonn, Römerpl. 2a.  
 Weber, Prof. Dr. Robert, Studienrat am König Albert-Gymnas. zu Leipzig.  
 Weisser, Dr. W., Prof. am Realgymnasium, Ulm.  
 Wendt, Dr. G., Prof. am Realgymnasium zu Hamburg, Wrangelstr. 9.
- 265 v. Westenholz, Dr. F. R. Freiherr, Prof. a. d. Techn. Hochschule zu  
 Stuttgart.

- Western, Dr. Aug., Rektor, Fredrikstad (Norw.).  
 † Wetz, Dr. W., Prof. a. d. Universität Freiburg i. B.  
 Wiechmann, Prof. Dr. Ernst, Studienrat am Realgymn., Ludwigslust.  
 Wild, Dr. Friedrich, Wien IX, 4. Währinger Gürtel 156.  
 270 † Wilke, Prof. Dr. Edmund, Oberlehrer am Realgymnas. zu Leipzig.  
 Winter, Dr. Georg, Archivrat, Magdeburg.  
 Wippermann, Ferd., Studienrat in Duisburg-Meiderich.  
 Wolbe, Dr. Eugen, Studienrat, Berlin NW., Claudiusstr. 10.  
 † Wülfling, Dr. J. Ernst, Privatgelehrter, Bonn.  
 275 † Wülker, Dr. Richard, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Universität Leipzig.  
 Würfh, Dr. Leopold, Prof. a. d. Staats-Realschule zu Wien V.  
 Würzner, Dr. Alois, Dir., Wien X, Jagdgasse 45.  
 Zachrisson, Dr. E. B., Stockholm.  
 Zeiger, Prof. Dr. Theod., Dir. d. Liebig-Oberrealsch., Frankfurt a. M.

Die Mitarbeiter, die im I. und II. Bande dieser Zeitschrift unter den  
 Chiffren:

**F. C. H.** (I, 174), **S. H.** (I, 119), **M.** (I, 214), **W. M.**, St. Gallen (II, 114)

**R.** (I, 117), **E. R—t.** (I, 195), **K. R.** (I, 121)

Beiträge veröffentlicht haben, konnten leider von mir nicht ermittelt werden.

**Manu.**



# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXII. Bd.

Januar 1921.

Nr. I.

---

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**H. G. Wells, The Outline of History.** *Being a Plain History of Life and Mankind.* Written with the Advice and Editorial Help of Mr. Ernest Barker, Sir H. H. Johnston, Sir E. Ray Lankester and Professor Gilbert Murray and illustrated by J. F. Horrabin. Cassel and Company, Ltd., London. — XX u. 652 S. — 21/—.

G. H. Wells schreibt eine Weltgeschichte. Vorausgegangen sind zahlreiche romantische biologisch-volkswirtschaftlich-soziale Phantasien und Utopien, Zukunftsweltbilder und fiktive Weltkonstruktionen, die ein naturwissenschaftlicher Denker — Wells hat ja seiner Zeit mit Auszeichnung an der Universität London den Grad eines B. Sc. erworben — und intuitiver Künstler erschaut. Ihnen folgten zahlreiche Romane mit sozial-satirischen Rückblicken — wie in *Tono Bungay* — und biologischen Traumbildern — wie in *The New Macchiavelli* und *Marriage* —, die die großen Fragen vom Ursprung des Lebens beleuchten. Daneben volkswirtschaftliche Essays für die Fabian Society und später als Nicht-Fabianer sozialpolitische Streitschriften mannigfachster Art! Und heute eine Weltgeschichte! Sagen wir es gleich! Es gehört nicht der Historiographie, sondern der Literaturgeschichte an, dieses Buch der Wunder, des Menschengestes, der Demut und der Hoffnung, das keine langweilige Zeile enthält, das wir, ob es Altes oder Neues berichtet, in atemloser Spannung lesen. Nicht dafs wir etwa

Wells' Weltgeschichte als historisches Werk verächtlich beiseite schieben dürften! Das Gehirn, das den ungeheuern historischen Stoff in sich aufnahm, das irgendwie Entbehrliche aus ihm entfernte und den Rest, künstlerisch gestaltet, in 1200 Spalten zusammendrängte, verdient unsere Bewunderung. Aber der uns in Spannung zu halten wufste, ist nicht der Historiker, sondern der konstruktive Denker und der sichtbare Welter ballende Plastiker. Gelehrte — unter ihnen der bekannte Oxforder Professor Gilbert Murray — haben ihn in der Arbeit unterstützt, die Druckbogen durchgelesen und in Fußnoten zu gewissen Punkten ihre Bedenken und abweichenden Ansichten geäußert. Diese Anmerkungen hat Wells freimütig abgedruckt. Zahlreiche Karten und Illustrationen aus der Feder eines Künstlers zieren die Geschichtsbibel und veranschaulichen ihre Darstellung.

Ein eigenartiges Buch ist diese Weltgeschichte, fängt sie doch an mit den Fixsternen und Planeten, den ersten Lebewesen im Wasser, deren größte Furcht das Vertrocknen war, mit den Brontosauri, Tyrannosauri, Trachoden und Pterodaktylen, mit der Entwicklung des Klimas, den häßlichen, behaarten, affenhalsigen, niedriggestirnten Neanderthalmenschen und frühpalaeolithischen Eoanthropoi, dem homo sapiens der spätpalaeolithischen Periode und dem sich veredelnden neolithischen Menschen, mit der Entwicklung des Denkens und der Sprache! Und sie endet mit dem großen Weltkrieg und einem Zukunftsbild. Fast ein Sechstel des Ganzen ist der vorgeschichtlichen Darstellung gewidmet, deren prächtige Anschaulichkeit die dunkelsten Probleme zu durchhellen weifs. Der Zweck dieser breiten Schilderung ist leicht zu erkennen. Wir sollen uns im Hinblick auf den gigantenhaften Zeitcharakter dieser grauen Uraeonen unserer Eintagsfliegenmatur recht deutlich bewußt und durch einen Blick auf das demütigende Zeitdiagramm auf S. 48 wieder bescheiden werden, wie wir in den späteren Kapiteln der eigentlichen Geschichte von unserem europäischen Eigendünkel geheilt werden sollen durch den Hinweis darauf, daß unser Aufstieg eigentlich erst am Ende des 15. Jahrhunderts begann, wo Propheten noch weissagen konnten, daß in ein paar Generationen die ganze Welt mongolisch oder moslemitisch sein werde.

So eingeschüchtert treten wir in Riesenschritten den Gang



der Geschichte an. Keine Zusammenfassung vermöchte der Grofszügigkeit der Wellsschen Darstellung gerecht zu werden. Als naturwissenschaftlicher Denker ist Wells nicht etwa wie sein verstorbener Landsmann Buckle ein Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung. Für ihn ist die Grundwurzel aller Historie das Denken. „Die Geschichte unserer Rasse während der letzten Jahrtausende ist nichts anderes als die Darstellung der Aufeinanderfolge von Geisteszuständen, denen Taten entspringen.“ Und wie ein Volk nach dem andern — von den Assyrern bis zu den Amerikanern — die weltgeschichtliche Bühne betritt, betrachtet Wells sein Tun von diesem Gesichtswinkel aus. Geisteszustände! Zerstreuten Einzelgehirnen entsprossen, immer wieder neu gezeugt, drei grofse Ideen, die nur langsam zum Allgemeingut wurden: Wissen, allgemeine Gerechtigkeit und menschliches Gemeinwohl. Das ist die kräftige aufwärtsreisende Anziehung nach dem Pol des menschlichen Gemeinschaftsgefühls hin, fort von der Selbstsucht, die die Geister immer wieder in die Tiefe zurückzieht.

Die Griechen waren die ersten modernen Menschen. Sie behandelten Fragen, die wir heute noch erörtern. Ihr Schrifttum ist unsere Morgenröte. In den grofsen Begriffen der Götter, Halbgötter und des Staates löste sich ihre Selbstsucht auf zu einer höhern dauerhaften Wesenheit. Und doch waren für sie — wie für uns Miterlebende der Weltkatastrophe — diesen Ideen dem Egoismus gegenüber nicht stark genug. Ihre Schwächen waren der ausschließliche Glaube an die Polis als die vollendete Staatsform, die häusliche Sklaverei, ihre Unkenntnis der Weltgeschichte und der Erdkunde. Demgegenüber lag in dem phantasievollen, starken, aber tollen Alexander der glänzende — nur halbwegs erfüllte — Schöpfungsraum einer weltumfassenden menschlichen Einheit, der sich später wieder bewahrheitete in Caesar und dem grofsen Rom, das selbst im Tode noch die Legende vom ewigen Imperium und von der allgewaltigen Caesarenherrschaft zauberhaft umhauchte. Rom starb, die Legende lebte und verwirklichte sich aufs neue, als das deutsche Schwert immer wieder über die Alpen nach Italien klirrte, während päpstliche Legaten sich nordwärts schleppten.

Das heilige römische Reich und die römische christliche Kirche verkörperten den Glauben und den Gehorsam, aber

auch die universale Gesetzmäßigkeit und Ordnung. Sie verwelkten und starben und Europa fiel in seiner Not zurück in ein chaotisches Interregnum, „in dem wir heute noch leben“. Man griff zum alten System absolut monarchischer Führerschaft, während die geistige Renaissance mit ihrem befreienden Wissen und Willen ruhig nebenher lief und erst im 17. und 18. Jahrhundert gegen den alten Gehorsamsstaat anrannte, Es entstanden die Republiken Amerika und Frankreich. Neufrankreich trug jetzt anstatt der Krone die Freiheitskappe. Aber das Millennium kam nicht. Der geübte kräftige Egoismus Bonapartes focht sein siegreiches Duell aus mit dem großen, aber schwächlichen Forderungen des Allgemeinwohls. Dann kamen die Phantasien und Wirklichkeiten des 19. Jahrhunderts mit seinen neuerstarkten Nationalismen und schließlic — die Weltkatastrophe. Sie ist spannend geschildert als ein Kampf der Ideen. Jeder Europäer sollte dieses gewaltige Kapitel lesen, das mit einem Geistesflug über das arme Europa endigt: von London über den grauen Westen nach Deutschland, Österreich und schließlic hinaus in die dunkle Nacht Ruflands.<sup>1)</sup>

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

**A. K. Cook, A Commentary upon Browning's *The Ring and the Book*.**

Humphrey Milford, Oxford University Press, London 1920. — XXIII u. 343 S.

Die Erforschung und das Verständnis von Brownings *Ring and the Book* sind mächtig gefördert worden durch die jetzt jedem zugängliche Ausgabe der Hauptquelle, des Alten Gelben Buches, das Prof. Hodell in einer — bis auf einige Kleinigkeiten — tadellosen englischen Übersetzung in *Everyman's Library* veröffentlicht hat<sup>2)</sup> mit der Übersetzung der zweiten Browningschen Quelle, *The Death of the Wife-Murderer Guido Franceschini by Beheading*. Aus dem reichen Stoff, den diese Quellen bieten, kann jetzt jeder Notizen zu einem eigenen

<sup>1)</sup> Vgl. darüber neuestens: H. G. Wells, *Russia in the Shadows* (Hodder and Stoughton).

<sup>2)</sup> Als Begleitwerk zu seiner Ausgabe des Originalwerkes, das durch das Carnegie Institute von Washington gedruckt werde.

Kommentar zusammentragen. Dazu erleichtert uns Murrays *New English Dictionary* die Enträtselung seltener und schwieriger Worte.

Alle diese Hilfsmittel hat der Verfasser des vorliegenden Kommentars aufs ausgiebigste benutzt. Mit großer Liebe hat er sich der Arbeit hingeeben und uns so ein Buch geliefert, das uns bei der Browning-Interpretation wertvolle Dienste leisten wird. Besonders lobenswert ist die ständige Beleuchtung versteckter Anspielungen auf lateinische Klassiker, vor allen Dingen auf Virgil und Horaz. Ein Anhang enthält Abhandlungen über zweifelhafte Punkte, über die Chronologie der Teile, über das Wohnhaus der Comparini, über die angewendete Tortur, über Innocenz XII, über Molino und die Molinisten und über die Posy des Browningschen Ringes am Ende des ersten Teils. Hier scheint Cook mit seiner Erklärung den Nagel nicht auf den Kopf getroffen zu haben, wie die Korrespondenz in dem *Times Literary Supplement* 1920, 611 und 652 zeigt, wo uns (652) eine bessere Erklärung geboten wird.

Das Titelbild bringt uns die Wiedergabe einer Federskizze des Guido Franceschini, die Browning von einem Unbekannten zugeschickt erhielt, um sie nachher zusammen mit dem bekannten Ringe und dem gelben Pergamentband in einer Schachtel aufzubewahren.

Vieles in dem Kommentar ist entbehrlich. Was braucht man uns zu sagen, daß *unshent* und *unshamed* etymologisch dasselbe seien, daß *Cardinal* von *cardo* 'hinge' komme, daß die Pandekten unter Justinian entstanden, usw.? Demgegenüber würden wir an manchen dunkeln Stellen gerne mehr erfahren.

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

**Toponymics or Derivations from Local Names in English.** *Studies in Word Formation and Contributions to English Lexicography* by Gösta Langenfelt. Uppsala, Appelberg, 1920. 252 Seiten.

Die Anregung zu dem vorliegenden Buche ging noch von Erik Björkman aus. Es handelt sich um eine teilweise Fortsetzung von Kluges „Nominale Stammbildungslehre der altgerm. Dialekte“. In geschichtlicher Darstellung untersucht L. mit

grofser Gründlichkeit die Wortformbildung und den lexikalischen Bestand jener Namen, die eine Beziehung ihrer Träger (welcher Art diese auch immer seien) zu einem bestimmten Orte in der Bildung kennzeichnen. Diese ganze Wortgruppe (vor allem Völkernamen enthaltend) wird von L. „Toponymics“ benannt, abweichend von dem sonst üblichen spezielleren Sprachgebrauch (vgl. N. E. D.). Als „Demonyms“ definiert Verf. rein negativ jene Volksnamen, die nicht eine Bedeutungsbeziehung zu einem Ortsnamen morphologisch aufweisen, also z. B. *Turk, German, Dane, Kafir* etc.

Um zunächst die besondere ags. Bildungsweise der behandelten Wortgruppe herauszustellen, wird der allgemeine germ. Hintergrund gegeben, es werden jene Suffixe und Kompositionselemente (Brugmanns Einteilung folgend) betrachtet, mit denen in den übrigen germ. Dialekten die „Toponymics“ gebildet werden: Die Suffixe: *-a (-o), -i, -ia, -an, -ian, -ing, -sko, -ie, -ifa*, und die Kompositionselemente: *-varii, -sēta, \*hāme, -bygg, -bui, boe, -skeggi, -man, -karl, -folk, -fara*. Im Gegensatz zu Kluge (§ 5) wird in sämtlichen germ. Dialekten in historischen Zeiten das *-i*-Suffix bei der Bildung von Völkernamen toponymischer Art als vorherrschend angenommen (vgl. S. 7). Diese allgemeine Annahme wird durch Hinweis auf die bekannten lat. *-i*-Formen für germ. Völkernamen (vgl. Schönfeld, Wörterbuch der altgerm. Personen- und Völkernamen S. XXVII, und Much in Hoops Reallexikon IV, 428) und die *-i*-Bildungen im Gothischen und Nordischen gestützt. (Im Altwestnord. gibt die *-i*-Bildung in den „Toponymics“ auf *-delir*, die bei den entdeckenden und siedelnden Isländern lebendig war, das Datum ihrer Produktivitätsepoche: das IX. Jahrh.) — Die seltenen Beispiele im Ahd. werden durch die Tatsache erklärt, dafs lat. *-arius*, verwirrt mit dem eingeborenen (*v*)*ariū*, die alten *-i*-Bildungen verdunkelte. Wird diese allgemeine Annahme der Vorherrschaft von *-i*-Stämmen auf die vorhandenen Diktionäre und die vorliegende Literatur aufgebaut, so wird das für das Ags. charakteristische Resultat von L. durch statistische Untersuchung des Namenmaterials im Orosius, Beda und der ags. Chronik gefunden; nämlich, dafs *-a*-Stämme bei den „Demonyms“ und *-i*- und *-n*-Stämme bei den „Toponymics“ überwiegen. Ebenso wird die Abwesenheit von Elementen wie *-bui, -bygg* und *-man* und die Beschränkung

auf die Suffixe *-a*, *-i*, *-n*, *-ing* und *-isc* als für das Ags. kennzeichnend festgestellt. Bemerkenswert ist, daß die Vorherrschaft der *-ing*-Namen in der letzten Hälfte des IX. Jahrh. nach L. zusammenfällt mit der Vorherrschaft der Dänen und auf diese zurückzuführen ist. Die Vorliebe für Bildungen auf *-ise*, die sich deutlich im Spätags. zeigt, wird damit erklärt, daß durch *-isc* die lat. Endung *-icus* in klassischen und biblischen Namen gut übersetzt werden konnte und diese Praxis dann auch eingeborene Wortbildungen mit demselben Suffix förderte. Ich kann hier nicht alle Beobachtungen L.'s über die periodische Vorherrschaft und Lebendigkeit der einzelnen Kompositionselemente und Suffixe wiedergeben. Es sei jedoch ausdrücklich betont, daß Verf. sich nicht über den Umfang und das Wesen dieser Namensvorherrschaften täuscht und davor warnt, aus dem einfachen Vorhandensein eines bestimmten Suffixes auf die Bildungszeit des Wortes zu schließen.

Im III. Kapitel werden die me. „Toponymics“ behandelt. Die Übergangszeit war tatsächlich ohne irgend ein Mittel toponymischer Bildung im Langenfeltschen Sinne bei dem allgemeinen Suffixschwund. Im späteren Me. zeigte sich französischer Einfluß in den Endungen: *-(i)en*, *-(i)an*, *-o(u)n*, *-cys*, *-oys*, *-ais*, etc., flämischer Einfluß bei: *-er*. *-ing* verschwand fast ganz. *-ical* wurde aus dem Lat. importiert.

In der ne. Periode macht sich zunächst ein klassischer Einfluß in der Wortbildung bemerkbar, während der franz. zurückgeht. Das Suffix *-ian* herrscht über *-ien*. Im Frühne. nehmen die Bildungen auf *-er* aus dem Niederdeutschen zu: z. B. *Africander*, *Dansker*, von *Dansk*, *Danzick*, nicht von *Dansk-Dänemark*, wie allgemein angenommen wurde. (Wenn Shakespeare im Hamlet II, 1, 7 sagt: „Enquire me first, what Danskers are in Paris“, so meint er natürlich Dänen, aber hat sich nach L. bei der Wahl des Volksnamens versehen. Selbst im frühen Neudän. bedeutet *Dansker* einen Danziger, nicht einen Dänen.) Außerdem sind für den Anfang der letzten Sprachepoche Neubildungen wie die auf *-ese* charakteristisch. Diese Endung stammt aus dem Lat. *-ē(n)sem*. Hieraus entwickelte sich das gemeinrom. *-ese*, welches als Prototyp des ne. *-ese* angenommen wird. L. weist aber darauf hin, daß die Häufigkeit dieser Endung für orientalische und asiatische Namen auffallend ist, die einerseits auf die frühe Verbreitung

portugiesischer Siedler in diesen Weltteilen zurückgeführt werden kann, aber auch auf die Tatsache, daß *-i* (auch *ee*) eine allgemeine indische Endung für „Toponymics“ war; z. B. *Samarcandi*, *Punjahee*, *Hindustani*, *Hindooostanee*. „Ebenso nun wie *Malte* und *Chinee* als reguläre Singulare zu *Maltese* und *Chinesee* angesehen werden, so wird auch der Plural für Worte auf *-i* oder *-ee* gebildet durch Anfügung eines *-s*, und so mehr oder minder unbewußt das Suffix *-ese*.“

Mit dieser kurzen Skizze konnte die von L. gebotene große Fülle des Materials nur angedeutet werden. Es ist zu bedauern, daß außer dem Suffix-Index kein alphabetischer Index dem Buche hinzugefügt ist, da dieses durch ausführliche Literaturangaben und neue Zusammenstellungen ein großes Stoffgebiet zusammenfaßt und aufschließt. Mit prinzipiellen Erörterungen über den Unterschied in der Namenbildung bei primitiven und entwickelteren Völkern und über die toponymischen Bedeutungsentwickelungen im Engl., die das Material nahe legt, soll hier zurückgehalten werden, da Verf. diese selbst anderweitig bereits veröffentlicht hat (*Anthropos*, Wien 1920) und noch anzeigt (für „Engl. Std.“).

Göttingen, Oktober 1920.

Gustav Hübener.

### Zur Textkritik der altenglischen Soliloquienbearbeitung.

(Schluß.)

37, 13 *Ac ic wolde witan, hwæðer si[o] þin ealde gýtsung and seo gemæðð ealhinga of ðinum mode astýfeod were and wýrtwalod, þæt heo gýl growan [w]e myht[e]*. Durch die Veränderung von *'si' > 'sio'* ist es möglich das *'were'* der Hs. zu retten. Mit Recht setzt Clark Hall das Wort *'gemæðð' = 'gemagð'*, das sonst nur Bo. 40, 17 belegt ist. Toller gibt jetzt dafür im *'Supplement'* die richtige Bedeutung *'greed, importunate desire'*.<sup>1)</sup>

38, 3 *and þy nu (Hs. wy nu) acsige ic þe, hwæðer þu aðer oððe for heora lufum oððe for eniges þinges lufum hym eft togecn[es]* (Hs. *togeanan*)<sup>2)</sup> *wille*. H. setzt ein sonst unbe-

<sup>1)</sup> Sedgfield (im Glossar seiner Boethiusausgabe), Sweet und Bosworth-Toller übersetzen *'gemagð'* mit *'power'*.

<sup>2)</sup> Ich denke mir *togenes > togenen > togeenan*, quasi Infinitiv vor *wille*.

kanntes Verb *togeanan* = 'return' an; Hulme (vgl. Anm. zu 35, 8) möchte '*togeanan*' lesen, dessen Bedeutung ich nicht verstehe; Toller gibt zweifelnd im 'Supplement' an '*geenan*' = *geénan* (?) 'to unite oneself to', 'join with'.

40, 6 *Ac hu ðonne, gyf hi* (sc. *þine freond*) *ðe myrrað and lettað þæs lichoman mettrimnesse?* = 40, 16 *Quid, si te ab inquirendo etiam impediatur eorum* (sc. *amicorum*) *praesentia? Nonne laborabis atque optabis, si aliter esse non possunt, non tecum esse potius quam sic esse?* Der Vergleich zwischen Vorlage und Übersetzung zeigt, daß zwischen *lettað* und *þæs lichoman mettrimnesse* eine Lücke sein muß. Die Frage der Ratio ist unvollständig überliefert und mit einer spätern Bemerkung der Ratio (40, 39 *Dolor corporis restat, qui te fortasse vi sua commouet*) vermengt. Die Annahme, Alfred habe seine Vorlage verkürzt, indem er die beiden dort getrennt erörterten Einwendungen, Augustin könnte a) durch seine Freunde, b) durch physischen Schmerz im Streben nach Erkenntnis gehindert werden, in einen Satz zusammengezogen habe, ist nicht haltbar. Angenommen, die seltsame Stellung von *lettað* sei unanstößig und man übersetze mit H.: '*But how then if they disturb thee, and if the infirmities of the body hinder thee?*', so bleibt der Zusammenhang unbefriedigend. Die Frage, wie sich Augustin zu seinen Freunden verhalten wolle, wenn sie ihn in seinem Streben hinderten statt förderten, müßte im Sinne der Vorlage (40, 19—22) beantwortet werden: er (Augustin) verzichte in diesem Falle lieber auf ihre Anwesenheit. *Þæt is soð* (40, 8) ist keine Antwort auf die obige Frage. Da ein Abirren des Schreibers am ehesten durch das Vorkommen gleichartiger Wortverbindungen erklärlich ist, so dürfte der Einwand der Ratio 40, 39 *Dolor corporis restat, qui te fortasse vi sua commouet* in der ae. Fassung etwa gelautet haben: [*Ac ðe mæg eaðe gebyrian, þæt ðe myrrað and lettað*] *þæs lichoman mettrimnysse*.<sup>1)</sup> Dann würde sich Augustins Antwort folgerichtig anschließen: *Þæt is soð. Ne ondrede ic þeah nauiht ða mettrimnesse . . . .*<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Daß solche Formen auf -e nom. sg. sein können, zeigt z. B. *untrimnesse* 41, 9.

<sup>2)</sup> Holthausens Versuch (a. a. O. p. 324) durch eine kleine Konjekture die Überlieferung zu retten, ist nicht überzeugend: 40, 6 *Ac hu ðonne, gyf hi ðe myrrað and lettað* [*þurh*] *þæs lichoman mettrimnesse* = 'Wie nun,

41, 18 *ælcum men ys se ælra betste craft and þæt se leste* (Hs. *se leste*) *wæore, þæt he æfter wysdome spurige*. Statt das *se leste* der Hs. in ein Wort zusammenzuziehen, liest H. *se beste wæore* und macht dadurch 'wæore' zu einem Masc.!

42, 18 *Wa la wa! hwæt þu me for heardne lætst!* = 'Was hältst du mich für einen verstockten Menschen!' H. ändert 'læst' > 'lærst', und Holthausen schiebt hinter 'heardne' noch 'wisdom' ein (a. a. O. pg. 324); man kann aber ohne Konjektur auskommen, da 'lætan for' = 'jemand halten für' auch sonst bei Alfred belegt ist, vgl.: Or. 98, 22 *þæt hi hi selfe lætan ægþer for heane ge for unwæste*.

In 43, 8 glaube ich blofs die Interpunktion ändern zu müssen: *Hine* (sc. *wisdom*) *ic lufige ofer eallum oðrum þing[um], and þeah ic hys uðe ælcum men. Minum willan ælc man, þe on þis myldangearde wære, hine lufode . . .* = 'Wenn es nach meinem Willen ginge, so sollte jedermann auf Erden die Weisheit lieben.' H. hat kein Satzzeichen hinter 'men', Komma hinter 'willan' und setzt vor 'ælc' ein [þæt] ein.

44, 26 *and swa-swa þæs lichaman ægan halren beoð, swa hy mare geseoð* (Hs. *gefod*) *þæs leohtes þære sunnan; swa hyt byð wæc be þæs modes ægan, þæt is andgit: swa-swa þæt halre byð, swa hyt mare geseon mæg þære æccan sunnan*. H. behält 'gefod' bei; der strenge Parallelismus der Konstruktion verlangt aber die Wiederholung desselben Verbums. In 69, 5 hat die Hs. 'gefod' für 'geseod'.

45, 10 *Siddan he þonne þæt gelæornod hæbbe, þæt his cagan nanwryht þæt fyr ne onseyniað, hawie þonne on steorran and on monan, ðonne [on ðere (Hs. oðre)] sunnan scyman, ærdam he on hi selfe locige*: '... und dann in den Sonnenschein, bevor er direkt in die Sonne schaue'.

48, 3 *Forðam þu ne scealt to swiðe þe laðian, ne to swiðe seofian after* (Hs. *afreer*) *riht.*<sup>1)</sup> *Ne sint þu cagan þines modes*

wenn deine Freunde durch die Schwachheit deines Fleisches' (so versteht wohl Holthausen die Stelle) 'dich vom Streben nach der Erkenntnis Gottes abhalten?' gäbe an sich einen trefflichen Sinn. Es ist aber, wie Augustins Antwort zeigt, von physischem Leiden, nicht von Charakterschwäche die Rede. — Man braucht keine große Lücke anzunehmen, da Alfred den Gedankengang seiner Vorlage verkürzt und umstellt, so dafs 40, 8—11 der Übersetzung den Stellen 40, 39—41, 20—40, 33 f. der Vorlage entspricht.

<sup>1)</sup> H. liest *after awiht*.



*æalles swa hale swa þu wenst.* — Ob man für *ladian* die Bedeutung ‘hassen’ (vgl. Wülfing I, p. 81) oder ‘verhafst sein’ (vgl. Bosworth-Toller) annimmt — ich halte die letztere Auffassung für die richtige —, ist für die Deutung der Stelle gleichgültig; denn ‘du sollst dir nicht verhafst sein’ heisst soviel wie ‘du sollst dich nicht hassen’. Der Satz verstößt ebensowohl gegen den Zusammenhang wie gegen den Geist der Vorlage. Es ist zwar begreiflich, daß ein Mensch im Gefühle seiner Sündhaftigkeit sich selber hafst und verachtet, doch ist davon hier nicht die Rede. Augustin glaubt ja an die Gesundheit seiner Augen, d. h. an seine sittliche Reinheit,<sup>1)</sup> und Selbstgerechtigkeit und Selbstüberhebung sind jedenfalls mit Selbstvorwürfen und Selbstverachtung unvereinbar. Die lat. Vorlage ist hier nur der Form, nicht auch dem Inhalte nach frei behandelt. Was in der Vorlage allgemein dem menschlichen Herzen zum Vorwurf gemacht wird: 47, 23 ‘Et in eo saepe fallitur animus, ut sanum se putet et sese jactet<sup>2)</sup>; et quia nondum videt, veluti jure conqueritur’, wird in der Übersetzung zu einem Vorwurf gegen Augustin. Es genügt, *ladian*<sup>3)</sup> st. *ladian* zu lesen, um einen Sinn zu erhalten, der genau der Vorlage entspricht und ebenso den Zusammenhang befriedigt: 47, 18 Nichts ist schlimmer für den Menschen, als daß er glaubt, er sei einer Sache würdig, deren er tatsächlich nicht würdig ist .... Daher sollst du dich nicht zu sehr rechtfertigen (d. h. als unschuldig hinstellen), noch zu sehr klagen [darüber, daß du Gott nicht siehst] gemäß einem [vermeintlichen] Recht<sup>4)</sup> (d. h. als ob du ein Recht dazu hättest = 47, 25 *veluti jure conqueritur*). Die Augen deines Herzens sind keineswegs so gesund, wie du wahnst’.

48, 15 *To hym ic clipige, þæt he myn mod ahabbe* (= *āhæbbe*) *to hym*: ‘Ihn (Gott) rufe ich an, daß er mein Gemüt zu sich erhebe’. H. liest ‘*ā habbe*’ in zwei Wörtern!

Über 49, 7 vgl. die Bemerkungen zu 26, 12.

In 49, 10 *Uton andian þas boc nu hærrihte and seggen*

<sup>1)</sup> Vgl. 26, 32 *oculus sanus* (Hss. *oculi sani*) *mens est ab omni labe corporis pura, id est, a cupiditate rerum mortalium jam remota atque purgata.*

<sup>2)</sup> *jacet* bei H. ist Druckfehler.

<sup>3)</sup> Nach Hulme, *Est.* 18, 347, 33 ist *ladian* die Lesart der Hs.

<sup>4)</sup> Vgl. Wülfing II § 613. Das Original muß *æfter rihte* st. *riht* gelautet haben; denn *æfter* regiert bei Alfred nie den Akk.

on oðræ bec scyrtran wæg ist secgen = *sēcan* 'suchen', nicht = *secgan* 'sagen' wie H. im Glossar meint. Seine Übersetzung lautet: 'name a shorter way'.

51, 5 *Ac ic wolde witan, hwider (hs. hwæðer) þu wene, þæt se wisdom þonne gelende oððe seo clennes . . ., ðonne se man gewite, oððe hwanon heo ær cumen, oððe hwær hy sien, gyf hi sien*: 'Ich möchte wissen, wohin nach deiner Meinung die Weisheit oder die Reinheit etc. sich begibt, wenn der Mensch stirbt (der diese Eigenschaften besaß), oder woher sie vorher gekommen ist'. Offenbar hat der Schreiber die Bedeutung: 'Ich möchte wissen, ob du meinst . . .' erwartet und so 'hwider' > 'hwæðer' umgesetzt.

51, 1 G.: *Hwæðer þu mæge tocnawan þone rihtwisan and þone unrihtwisan?* — A.: *Gea be sumum dæle; nes þeah swaswa ic wolde*. Diese Sätze haben gar keine Entsprechung in der Vorlage und bilden eine Unterbrechung des Gedankenganges. Auch die nächstfolgende Rede der Ratio ist sonderbar: 52, 6 *Hu ne cwæde þu ær, þæt þu wysse, þæt seo soðfestness a were, þeah se soðfesta gewite? And nu [þu] cwyst: 'gyf heo si'*: Und jetzt sagst du: 'Falls die Wahrheit existiert'. Ratio zitiert also eine Bemerkung Augustins; es ist aber nirgends eine Stelle zu finden, an der A. eine auch nur einigermaßen ähnliche Aussage gemacht hätte.<sup>1)</sup> Beide Stellen sprechen dafür, daß Alfred hier die Vorlage ziemlich frei behandelt hat, daß aber unser Text Lücken aufweist, zu deren Ergänzung uns alle Anhaltspunkte fehlen.

52, 18 *Englum he gef (= gwf) be heora andefne, and manna saulum he gyfð ælcra be hyre andefne swilca gyfa*. Gott schafft keine neuen Engel mehr; dagegen entstehen immer wieder neue Menschen, denen Gott seine Gaben verleiht. Der Unterschied des Tempus ist somit durch die Sache genügend begründet, und H.'s Konjekturen 'gef[ð]' ist mehr als überflüssig.

54, 2 *ler me ma (Hs. me), gyf þu wille*. H. ändert *me* > *nu*.

55, 8 *Ac me þincð, þæt se geleafa ne si on uncrum onwealde ðe ma (Hs. me) þe þæt þe wit þær secað, buton hine*

<sup>1)</sup> Es kann nicht angespielt sein auf die Worte 51, 8 *oððe hwær hy sien* (sc. *wisdom, clennes and soðfestnes*), *gyf hi sien*, da dies die Rede der Ratio ist.

*God unc forgifte.* So hat schon Wülfing, Alfredsyntax I. 273 die Hs. richtig verbessert. Will man aber mit H. das handschriftliche '*me þe > 'meþe'* (= *māþe*) zusammenziehen, so muß das folgende '*þæt*' gestrichen werden: *þe* (= *þy*) *meþe þe wit þær secað* = in dem Maße, wie wir ihn (den Glauben) suchen. Es ist aber sicherlich eher im Sinne Alfreds gesprochen, zu sagen: 'Der Glaube ist nicht in unserer Gewalt' als: 'Der Glaube ist nicht in dem Maße in unserer Gewalt, wie wir wünschen'.

55, 15 *and wilna þæs, þe þe mest neod ys and si.* Ich verstehe den Gegensatz zwischen '*ys*' und '*si*' nicht. Ist vor '*si*' etwas ausgefallen?

57, 10 *ðu wast, þæt þu eart, and þu wost, þæt þu lifast, and eac þæt wost, þæt þu hwæthwugu wast, þeah [þu] eall myte, þæt þu witan woldest.* H. setzt [*þu*] hinter *eall*. Da der Satz in 59, 3 wörtlich wiederholt ist, mit einem handschriftlichen '*þu*' vor '*eall*', so wäre es gewiß nicht schwierig gewesen, hier einmal eine richtige Konjekture zu machen.

58, 5 *Ðu lufast þæt, þæt þu si, forðan þu woldest libban.* Das eine '*þæt*' ist zu streichen; denn der Sinn ist nicht: 'Du liebst das, was du bist', sondern: 'Du liebst, dafs du bist, existierst'.

58, 23 (58, 20 *þæt þu woldest eac witan . . .*) *hwæðer heora enig æfter ðisse weorlde on ðam ecan lyfe awðer ðide [oððe] weoæ (Hs. werse) oððe wanede.* Der Zusammenhang verlangt einen Gegensatz der Verba. Vgl. auch 64, 13 *hwæðer hyt æfter þæs lichaman gedale and þare sawle weoæ þe wanede.* Ähnlich 64, 16; 65, 5; Bo. 92, 11.<sup>1)</sup>

59, 13 *forðam hyt ne mæg na-hu (Hs. nu hu) ælles beon be þære ðrinnesse.* Vgl. 59, 15 *Fordi ic ne mæg na-hu ælles gelyfan.* Ähnlich Bo. 71, 16.

In 59, 34 f. hat H. die Interpunktion völlig verfehlt. Ich verbessere folgendermaßen: *Ic wundrige, hwi þu swa swiðe georne and swa gewislic [wilnige]<sup>2)</sup> þæt to witanne, þætte nefre*

<sup>1)</sup> H., der das handschriftliche '*werse*' beibehält, denkt sich offenbar darunter eine Form des Verbums '*wiersian*'. Das Wort fehlt im Glossar wie so viele andere. Die Übersetzung lautet: *shall either become worse or wane.*

<sup>2)</sup> H. ergänzt [*wilnigest*], setzt also falsches Tempus und falschen Modus. Dafs nach '*wundrian hwi*' der Optativ steht, hätte er aus 15, 16; 23, 13; 25, 8; 52, 5; 62, 23 ersehen können.

*nan man o[n]* (Hs. *of*) *ðisse carcerne þises andweardan lyfes swa gewislice witan ne myhte, swa-swa ðu wilnast. Peah ðe manige gearnodon,*<sup>1)</sup> *þæt hi hyt on þis andweardan life sweotolor ongeaton, þonne oððre manege hyt gelyfden be þisra and be unleafra manna sægena, ne mæg næfre nan [man] ongytan, ærdamþe sco sawl byð wyð þam lichaman gedeled, wull þæt he witan wolde, . . .*

60, 8 *And þeah þa halgan fæderas, þe ær us weron, swiðe georne wisson be ðam, þe ðu ær acsodest, þæt is be undeadlicnesse manna sawla. Þæt was swiðe sweotol on þam, þæt hi nanwiht ne twode, ðonne hy swyðost forsawen þis andwearde lyf, [ðonne sec sawol and se lichama]*<sup>2)</sup> *gedelde wurden . . . .* 'Dafs sie keinerlei Zweifel hatten, war sehr deutlich darin, dafs sie dann am meisten das Leben verachteten, wenn Seele und Leib getrennt wurden; und [es war auch deutlich darin], wie sie die gröfsten Qualen erduldeten, damit sie umso gröfsern Lohn hätten'.<sup>3)</sup>

60, 14 *Purh swylera manna gesece nan sculon ge[ly]fan, þe we hyt swa sweotolo ongytan ne magon, swa-swa hi meahton:* 'wir, die wir es nicht so gut erkennen können'. Das handschriftliche 'þe' gibt einen guten Sinn und sollte nicht mit H. in 'ða' umgesetzt werden.

Zu 60, 26 f. s. ABeibl. XXXI, 270.

62, 1 *Nu þu gherst hwæt (Hs. hwaes) Crist cwæð.* Auch Wülfing hat keine Belege für *cwæðan* c. gen.

62, 12 *fordam þara bysna (Hs. byra) ys ma on halgum bocum, þonne efre [ic] ariman magc.* Vgl. 62, 5 *Þa* (sc. Christus und seine Jünger) *us sedon ma þyllicra worda, þonne we ariman*

<sup>1)</sup> H. übersetzt: 'although many yearn to understand it more clearly . . .' Es fafst also *gearnodon* als Form von *giernan* und ändert willkürlich das Tempus. Ich übersetze: 'Obgleich manche [Heilige] es durch ihr Verdienst dazu gebracht haben, dafs sie die Unsterblichkeit der Seele schon in diesem gegenwärtigen Leben klarer erkennen konnten als viele andere auf Grund dieser Aussagen (d. h. der Aussagen dieser Heiligen) und der Aussagen anderer wahrheitsliebender Männer daran glaubten, so kam doch niemals ein Mensch, ehe Seele und Leib sich trennen, alles erkennen, was er wissen möchte.'

<sup>2)</sup> So möchte ich auf Grund von 66, 5 und 60, 6 ergänzen.

<sup>3)</sup> Der Satz ist nicht logisch gebildet, sondern beruht auf der Mischung der beiden Konstruktionen: 'es war dann deutlich, wenn sie verachteten' und 'es war darin deutlich, dafs sie verachteten'.

*magen, and myð manegum bysnum and tacnum hyt us sædon* und 66, 11 *Þu hæfst me nu manega bysna gerehte, and ic hæbbe me self gesegegn on halgum bocum gewriten* (Hs. *gewritum*) *na þonne ic areccan mage.* H. behält das handschriftliche ‘*byra*’ bei und setzt im Glossar an: *byre*, m. ‘instance, occurrence’. Die in den Wörterbüchern enthaltenen Belege rechtfertigen diesen Bedeutungsansatz keineswegs.

62, 30 *Swa wrixliað calle* (sc. Geschöpfe) *genu, þæt hy [ge]farað* (Hs. *farað*) *and instepe wft cumað.* Die durch den Zusammenhang geforderte Bedeutung ‘fortgehen’ kommt dem Simplex ‘*faran*’ nicht zu. Vgl. 62, 27 und 62, 34, wo ‘*gewitan*’ resp. ‘*on wæg gewitan*’ in derselben Bedeutung gebraucht ist.

63, 13 *and wæca (= acsa) hyt (sc. mod) eac, for hwi hyt wite, þæt hym nu geandweard is and hyt wlee dæge gesihð and gehyrð.* Dem Glossar zufolge ist ‘*geandweard*’ ein Adjektiv = ‘present, actual’. Ich halte es vielmehr für ein entstelltes part. praet. von *geandwe(a)rdian* (s. Belege bei Bosworth-Toller) und übersetze die Stelle: ‘Und frage auch deinen Geist, weshalb er wisse was ihm jetzt vorgeführt wird und er jeden Tag sieht und hört’.

63, 23 *And ic wene, þæt hyt (sc. mod) wille cweðan to þe, þæt hyt forði þæt wite, þæt hyt ær hær gesihð and gehyrð, forði hyt her is on ðisse weorulle.* Das ‘*ær*’ widerspricht der praesentischen Bedeutung des Satzes und ist daher zu streichen.

64, 10 *and call þæt min mod and min geseadwisnesse goodra crefta gegudrað* (Hs. -*ad*), *þæt mod þa simle [sceul] habban.* Statt ‘*sceal*’ zu ergänzen, ändert H. ‘*habban*’ > *hæfð*. Vgl. auch Holthausen a. a. O. pg. 325 zu dieser Stelle.

64, 27 *and uton butu* [Hs. *butan*] *byddan þonne, þæt [he] unc gefultmige.* Dieses *butu* paßt vorzüglich zu der Dualform *unc* und ergibt den von H. in der Einleitung pg. XLVII verlangten Sinn. Er übersetzt nämlich die Stelle: ‘and let us both pray then’; ebenso Yale Studies 22, p. 42.

67, 23 *hwi wenst þu þæt hy nabban nane gemunde (= gemynde) heora freonda on þisse weorulle.* Vgl. 67, 18; 68, 15. So hat schon Wülcker, Beitr. IV. 121 gelesen, während H. ‘*nanege munde*’ abteilt. Im Glossar wird für ‘*mund*’ ‘remembrance’ angesetzt, was nach den sonst bekannten Belegen für dieses Wort nicht berechtigt ist. Bosworth-Toller zitiert diese Stelle gleichfalls sub ‘*mund*’ und übersetzt: ‘that they afford

no protection'. Der Zusammenhang spricht aber gegen diese Deutung.

67, 30 *Nese, min cyl[d], nese* (Hs. *cylnesses*). Diese Emendation scheint mir noch einfacher als die Holthausens (a. a. O. pg. 328): *Nese, min [win]cyl, nese*. Vgl. auch die Anrede Bo. 94, 17 *Eala, min cild, ea*.

68, 23 *forðam hy ær on nanre helpe neron naðer ne heom sylfum ne heora freondum, þam þe ær heom forðgewitone weron*: 'sie halfen ihren Freunden, (nämlich) denen, die vor ihnen starben, nichts'. H. hält es für nötig, das überlieferte 'þam' > 'þa' zu verändern!

69, 4 *swa-swa her rice men* (Hs. *man*) *geseoð oft . . . heore freond*. H. behält 'man' bei und meint, es sei nom. sg. (s. Glossar).

69, 7 *And æft þa rihtwisan . . . fageniað swiðe swiðlice, þæt [hy] ne forletan heora Drihtnes willan nauðer ne on eðum* (Hs. *eðnum*) *þingum ne on renum, þa hwile þe hi on þisse weorulde weron*. Im Glossar deutet H. dieses 'renum' als 'rȳnum' zu 'rȳne' = 'mystery, dark saying', und übersetzt die Stelle in der Einleitung p. LI: 'that they forsook not their Lord's will, neither in easy things nor in mysterious'.<sup>1)</sup> Nach Bedeutung und Wortklasse bilden *eðe* (Adj.) und *rȳne* (Subst.) keinen rechten Gegensatz. Was heisst zudem: 'in geheimnisvollen Dingen (oder 'in Geheimnissen') vom Willen Gottes abweichen'? Ich möchte lesen: *nauðer ne on eðum þingum ne on reðum* (Hs. *renum*).<sup>2)</sup> Bosworth-Toller belegt zu *reðe* eine Nebenform *reðen*.<sup>3)</sup> Wenn man annehmen dürfte, ein ursprüngliches *reðum* sei durch *reðnum* ersetzt worden, so wäre nicht nur die Form *renum* sondern auch die Entgleisung von *eðum* > *eðnum* leichter zu erklären.

Das Oktoberheft des 'Beibl. z. Anglia' (Bd. XXX p. 109) meldet, es sei in Kiel eine Neuausgabe der Soliloquienübersetzung fertig gestellt worden. Hoffentlich wird diese Arbeit aus der Schule Holthausens uns erlauben, die so wenig befriedigende Ausgabe Hargrove's endgültig beiseite zu legen.

<sup>1)</sup> Ähnlich in seiner Übersetzung a. a. O. p. 46 'either in easy or in hidden things'.

<sup>2)</sup> Vgl. Bo. 138, 17, wo *reðe* und *liðe* einander gegenübergestellt sind.

<sup>3)</sup> *mild ðam reðenum* (Hs. U *reðum*) *nytenum* Homl. Skt. I. 10, 102.

## Zur englischen Wortkunde.

## III.

23. Ne. *boisterous* steht für me. *boistous*; die erste Form mit *-r-* belegt das NED. aus Caxton vom J. 1474. Das Vorbild dürften Wörter wie *roisterous*, *clamorous*, *dangerous* gewesen sein.

24. Ne. *poppy* 'Mohn' beruht auf ae. *popig*, *-æg*, einer Umbildung von lat. *papāver*. Ich vermute darin Anlehnung an ne. *pop*, me. *poppe* 'knallen, klatschen' vgl. mhd. *Klatschrose* 'Feldmohn', so genannt, weil die an der Stirn gelegten Blätter einen Knall geben. Die Endung der ae. Form erinnert an *ifig*, *-æg* 'Ephen' (ne. *ivy*).

25. Zu ne. *jump* 'springen' dürfte nicht sowohl mhd. *gumpen* zu stellen sein, wie dies schon Weigand-Hirt (unter *gimpel*) und neuerdings wieder Björkman (Beibl. 28, 313) tun, sondern die roman. Entsprechungen von mlat. *jumpāre* (vgl. Meyer-Lübke, Rom. etym. Wörterb. Nr. 4614). Der letzte Ursprung des Wortes bleibt allerdings dunkel.

26. Ne. *scorn* 'verachten' zeigt auffälliges *-o-* neben me. *scarnen* < afr. *escarnir* und zwar finden sich die *o*-Formen schon im 13. Jahrh. Ich vermute in *scorne* Mischung mit gleichbedeutendem *sporne* = ae. *spornan* (neben *spurnan* > ne. *spurn*).

27. Ne. dial. *bunt* 'sieben', me. *bonte* (Ayenbite) könnte auf einem afrz. *\*bonter* < vl. *\*bonitäre* 'gut machen, bessern' beruhen und würde im Vokalismus mit *front* und *punt* zusammengehen. Das Mehl wird ja durch das Sieben verbessert. — Von *bunt* ist vielleicht *bunting* 'Flaggentuch' abgeleitet, vgl. das NED.

28. Im Lambeth-Psalter ed. Lindelöf (Helsingfors 1909) ist lat. *erugini* (= *aerugini*) glossiert durch *yfelum yste l. omum*. Die Vermutung L's (S. 322), der Glossator habe das lat. Wort mißverstanden und durch *yſt* 'Sturmwind' übersetzt, vermag ich nicht zu teilen, sondern erblicke in *yste* einen Schreibfehler für *ryste*, das entweder für *rāste* steht oder eine Umlautsform davon darstellt.

29. Ae. *gyrman* 'rugire' ib., me. *germe*, *garne* 'to cry out, bellow' sind abgeleitet von ae. *\*gǣarm*, me. *garm* 'outcry', das zu aisl. *Garmr*, Name des Höllenhundes, gehört. Weitere Verwandte sind: ae. *gǣrran* 'krachen schwatzen', ais. *garpr* 'Roh-

ling', norw. schwed. *garpa* 'laut reden, schwatzen, schnattern', ai. *gðarghara-* 'rasselnd, schnarrend', vgl. Falk-Torp, Wortsch. der germ. Spracheinheit S. 129. Dazu stellen sich noch nhd. *girren*, sowie mhd. *garren* und *gurren*, vielleicht auch lat. *hīrrīre* (< \**herrīre*?) 'winselnd knurren', vgl. Z. f. vgl. Spr. 47, 310, Nr. 17.

30. Zu den unerklärten Glossen des Lambeth-Psalters (s. Nr. 28) gehört auch *glywcum : tibiis*. Die Vermutung des Herausgebers, der Übersetzer habe hier an *tibia* 'Flöte' (ae. *sang-pīpe*) gedacht (S. 320), wird richtig sein; wenn er ae. *glȳw*, *glȳ* heranzieht, möchte ich das seltsame *glywcum* in *glywlycum* = *glȳwlycum* bessern, wozu dann *pīpum* in Gedanken zu ergänzen wäre.

31. Das eigentümliche *onscægdon : subsannaverunt*, das L. S. 321 bespricht, ist wohl entstellt aus *on husc sægdon* (vgl. dazu Swaen, Engl. St. 49, 338).

32. Die Corpusglosse *wesan draegtre : exerceri* erklärt Schlutter, E. St. 44, 464 in seiner bekannten Weise: *draegtre* = *dræhtre* soll der neutrale Komparativ von *dræht* 'vexatus' sein! Ich vermute vielmehr darin den Dativ eines Subst. \**draehtor*, \**dræhtor* (vgl. *lēahtor*) zu *dreccan* und ergänze davor ein *on* : *wesan [on] draegtre* bedeutete also *exerceri*. Die Auslassung von *on* hinter *-an* ist leicht begreiflich.

33. Die Glosse *fratres : gebrōðra vel gelodan* wird von Schlutter, E. St. 43, 307 angezweifelt, denn das letztere sei „offenbar“ = *gelondan*. Ich möchte das entschieden bestreiten, da ich keinen Grund einsehe, *geloda* 'der Mitgewachsene' (zu *lcodan*) mit *gelānda* 'Landsmann' zusammenzuwerfen.

34. Ib. S. 308 wird ein *gemāne* = *gemægne* aus drei Stellen erschlossen, das 'Untertan' bedeuten soll. Den ersten Beleg findet Schl. in der älteren Genesis V. 158: *wesan wæter gemāne*. Da dies aber dem *congregantur* der Quelle genau entspricht, sehe ich keinen Grund ein, hier die Bedeutung 'gemeinsam' zu verwerfen.

35. Ib. S. 314 erklärt Schl. das seltsame *oxstaelde : idoneus* der Corpusgll. durch Hinweis auf *oxa* oder *ōcusta* und gr. *βοΐται*! Zupitza wird aber recht haben, wenn er in *ox-* einen Schreibfehler für *on* erblickt; *onstaelde* ist der Plur. des Part. Prt. und setzt ein lat. *idonei* als ursprüngliches Lemma voraus. Vgl. auch Bosworth-Toller unter *on-stellan*.



36. Die phantastische Etymologie a. a. O. von ne. *boy* = afrz. *bois* 'Holz' dürfte wenig Glauben finden, da das Wort im Me. *boie* heisst, was Zupitza aus dem ae. namen *Boia* ableitet.

37. Das ib. besprochene ne. *cane* 'Schöfsling' wird dasselbe Wort sein, wie *cane* 'Rohr, Stock' und hat nichts mit γορίη oder nhd. *knecht* oder nd. *kān* zu tun. Letzteres ist vielmehr ein madjarisches Wort,<sup>1)</sup> während *knecht* wohl zu *knagge* gehört.

38. Ae. *reocan* mit lat. *rigāre* zu verbinden, ist natürlich unmöglich; daher kann ich Schl. a. a. O. S. 316 nicht beistimmen. Verdampft denn nicht der Tau in der Sonnenwärme?

39. Ae. *seonode*, das Schl. S. 317 bespricht, wird für *sēomode* verschrieben sein (vgl. lat. *decubans*); das ahd. *siuno*, *sionnon* wird für *suīno* stehen.

40. Ne. *smack* 'schlagen' hat nichts mit ae. *smācian* zu tun, sondern entspricht nd. nl. *smacken*, vgl. das NED. unter *smack* v. 2. Die angebliche „Vokalkürzung“, von der Schl. a. a. O. S. 322 spricht, hat in ne. *ask*, wo *ā* vor *se* stand, doch eine recht merkwürdige Parallele!

41. Die Corpusgl. *accinctu* : *denette*, die Schl. S. 328 mit viel Phantasie zu deuten sucht, ist längst richtig als *acanthus* : *blinde nelle* erklärt worden!

42. Dafs unser *docht* mit ae. *þōht* 'Gedanke' verwandt sein könnte (vgl. Schl. S. 333), möchte ich energisch bestreiten, denn *denken* und *dachte* gehören bekanntlich zu lat. *tongere* 'wissen'. Zwar geben die Wörterbücher für unser *docht* (mhd. *dācht*, ais. *þātrr*, got. *þāhts*) keine Etymologie, aber ich möchte vermuten, dafs es mit nhd. *dicht* (cf. lit. *tankūs*) in Ablaut steht. Ebenso wenig hat nd. *quäl* 'Docht' etwas mit ae. *thuēlan* 'vittas', *ðuēlum* 'taenis', *þwong* 'corrigia' und *geþwinglod* 'vittatus' (nicht 'crispatus', vgl. E. St. 46, 180) zu tun, denn jenes *quäl* gehört zu nhd. *köder*, vgl. Weigand-Hirt s. v. — *þōht* 'viscera' wird also dasselbe Wort sein, wie *þōht* 'Gedanke', denn *viscera* ist an der gen. Stelle offenbar im bildlichen Sinne zu fassen, vgl. Luthers Übersetzung: „Herzliche Barmherzigkeit“.

43. Gar seltsam ist die Erklärung, die Schl. a. a. O. S. 338 von nordh. *giberbedo* 'vermiculatas' (Cant. cant. I, 10) versucht.

<sup>1)</sup> Vgl. Berneker, Slav. etym. Wörterb. *kan* 2 (S. 479).

Letzteres bedeutet hier 'wurmformig gebogen' und *giberbedo* steht daher für *gi(h)icerbedo* 'gewunden', vgl. *ghwyrfan* bei Bosw.-Toller.

44. Ne. *awkly*, *-ward* bespricht Schl. E. St. 42, 162, ohne jedoch zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. Dafs ae. *afulic* nicht *\*awlk* > *awk* ergeben kann, ist ja selbstverständlich, denn aus *afulic* hätte nur me. *\*awly* werden können. Man wird entweder eine Vorwegnahme des *e*, also *afulic* > *\*afuelic* > *awkly* annehmen müssen, oder Erweiterung von *afuh* > *awk* wie in *luke* < *hleow* (ne. *lew*). Ähnliche fälle sind *elcor* zu *el-*, *ēce* = got. *ajuk-(dupš)*, *lyttuc* zu *lytel*, *cowocig* zu *eowu*, vgl. Kluge, Nom. Stammbildungslehre<sup>2</sup> § 212.

45. Die Glosse *agroette* 'elisit' der Lindisf. und Rushw.-Evangelien will Schl. a. a. O. S. 164 in *agreotte* ändern; *āgreotan* soll bedeuten 'zu Gries zermürschen'. Ich bleibe mit Bosw.-Toller, Supplem. bei der Überlieferung, denn *grētan* bedeutet ja auch 'angreifen'.

46. Ib. wird das *swa aful* Mk. IX, 3 in *swa afulliend* aufgelöst, während sonst der Walker *fullere* heisst. Ein *āfullian* 'fullare' kommt mir so unwahrscheinlich vor, dafs ich eher das *a* vor *ful* als fehlerhafte Wiederholung des vorhergehenden *a* auffassen möchte. Oder gehört es zu *swa*, das also *swaa* geschrieben wäre?

47. Das *asterfed bið* 'eradicabitur' der Rushw.-Gl. Matth. XV, 13, das Schl. S. 168 zu l. *stirps* stellen möchte, wird eher zu ws. *āstīrfan* 'töten' gehören.

48. *Fealōg* Guðl. 217 ist nicht so unerklärt, wie Schl. S. 188 behauptet, denn in Greins Sprachschatz ist das Wort eingehend besprochen unter Heranziehung des von Schl. wie neu erwähnten ahd. *fōhlōgī*.

49. In der metrischen Psalmenübersetzung Ps. 134, 19: *ne him gāst warað gōmum on mūðe* möchte Schl. S. 196 *wunað on gānium* lesen, da er die Überlieferung als richtig bezweifelt. Es ist aber nichts weiter nötig, als *gōman* (akk.) statt *gōmum* zu lesen, dann heisst die Stelle: 'und der Geist wahrte ihnen (den Götzen) nicht den Gaumen im Munde', d. h. er wohnt nicht darin. Der Dativ *gōmum* erklärt sich leicht als Angleichung an *him* und *mūðe*. Ein neues Wort *gānig* brauchen wir also nicht anzunehmen.

50. Dafs ae. *wulmod* 'colus' nicht in *wulmād* zu ändern

ist, wie Schl. a. a. O. meint, hätte er aus Sievers, Ags. Gr.<sup>3</sup> § 43, anm. 4 ersehen können.

51. Das in den Corpusgll. überlieferte *haswæatwe* 'astur' bessert Sweet in *sæswæalwe*, was Schl. S 197 bekämpft. Ob der Glossator wufste, was *astur* bedeutete? Die Überlieferung liefse sich halten, wenn man *hæ* zu *hæwen* 'blau' ergänzt, denn die Raubseeschwalbe hat einen hell graublauen Mantel.

52. Wenn Sweet das nordhumb. *smæll* in ws. Form durch *smiell* wiedergibt (vgl. das Verbum *smyllan*), so ist er damit m. E. vollkommen im Rechte, wenn auch Schl. S. 201 „eine Notwendigkeit dafür nicht einsieht“. Dafs ne. *smell* zu isl. *smella* gehören sollte, bezweifle ich, vgl. Falk-Torp, Norw.-dän. et. Wtb unter *smeld*.

53. Das a. a. O. als *hæp* erklärte *heop* der Rushworthgll. wird eher für *hōpe*, Dativ von *hōp* = 'circuitu', verschrieben sein, wenn es nicht einfach = ws. *heap* ist.

54. Ae. *āg-lāe*, *-lāea* ist auf keinen Fall mit got. *agis*, ae. *eye(sa)* oder ae. *ūcol*, nhd. *heikel* usw. verwandt, wie M. Brie. E. St. 41, 24 annimmt, da im ersten Gliede ein germ. \**aigu*-stecken mufs. Wie dies zu erklären ist, weifs ich nicht, da weder an got. *agan* 'haben' noch an gr. *ἀλζομαι* 'gehe fort' zu denken sein dürfte. Meine früheren Zusammenstellungen mit gr. *ἀλζομή* 'Lanzenspitze' und ahd. *eigileihhī* 'disciplina' nehme ich zurück (ahd. *eigi* ist hier = *egi*).

55. Das von Schl., E. St. 41, 324 besprochene *bilcōfian* 'vesci' verdankt seinen Ursprung nicht, wie er in Anm. 2) meint, der Relativsatzwortstellung *þe hȳ . . . bi libbad*, sondern ist eine Ableitung von *bilcōfa* 'Nahrung', das zu ahd. *bilibi* gehört.

56. Dafs *fercian* 'support' direkt etwas mit *fēran* zu tun habe, wie Schl. a. a. O. behauptet, bezweifle ich stark; es wird zu *fērian* gehören.

57. S. 325 will Schl. in der Stelle *þā fūlan rēceas tunge swefles* = *vortices globosis sparginibus sidera paene tangentes* das dunkle *rēceas tunge* in *hræcetunge* 'vomitus' ändern. Ich denke, dafs eher aus *tunge* ein [*stcōrran ge*]*tenge* herzustellen ist, das hinter *swefles* einzusetzen wäre.

58. Die Stelle: *bædon hyne þurh leofc bene* ändert Schl. S. 326 in *þurh lease* 'per fraudem'. obgleich *leas* Neutrum ist und *þurh* mit dem Akkusativ verbunden wird! Es kann

natürlich nur *þurh lease bēne* (Akk. Pl.) in Betracht kommen, was dem lat. *simulata cuiusdam causae necessitate . . . licentiam posebant* gut entspricht.

55. Die Existenz eines ae. *hearr* 'Herr' (neben *hearra*) möchte ich bezweifeln, so lange Schl. (S. 327) weiter keinen Beleg dafür bringen kann, als die Stelle aus dem metrischen Psalter, Ps. 117, 5: *ond me gehj̄rde on hearr brædu* = *et exaudivit me in latitudine dominus*. Wülker schreibt *on heare*, ohne Greins Vorschlag im Sprachschatz zu erwähnen, der *on hean* [and] *brædu* lesen will, wobei *hean* substantivisch stehen soll. Da *hearra* 'Herr' in diesem Denkmal sonst nicht vorkommt und eine form *hearr* undenkbar ist, können wir uns wohl bei Wülkers Besserung beruhigen.

56. Sweet hat sehr wohl daran getan, in dem *ōðer swylce* von Ps. 118, 38 kein subst. *ōðer* 'eloquium' zu sehen, wie Schl. will, der es frischweg = ais. *óðr* setzt! Das lat. Wort wird ja durch *spræce* im folg. Verse wiedergegeben! Da das -r von *óðr* Nominativzeichen ist (der Akk. heißt *óð*), wäre dies angebliche nordische Lehnwort sogar in der Nominativform mit -r übernommen! Und wo sind sonst skand. Wörter im metrischen Psalter?

57. Ae. *fileðe* 'fenum', das Schl. S. 327 <sup>1)</sup> aus Ps. 36, 2 (d. h. Pariser Prosapsalter!) zitiert, ist bei Sweet als *filþe* verzeichnet. Sollte es etwa zu lat. *pellere* gehören (vgl. *Heu* zu *hauen*)?

58. Dafs *wulluc* 'involucus' (sic) mit *wolcen* 'Wolke' verwandt sei, wie Schl. S. 327 f. behauptet, glaube ich nicht, da *wolcen* zu nhd. *welk*, ae. *wlacu*, *wlæc* und asl. *vlaya* 'Feuchtigkeit' gehört. Wie soll man *wulluc* damit zusammenbringen? Es wird zu lat. *volvere*, skr. *vr̥ṇōti*, ahd. *wellan* etc. gestellt werden müssen.

59. Ae. *latimer* 'interpres' erklärt Schl., E. St. 38, 3 aus \**latin-mæra*, ohne zu erwähnen, dafs es der älteste Beleg für me. *latimer* ist, das im NED. erst aus Laȝamon beigebracht und richtig aus afrz. *latimier* < *latinier* erklärt wird. Vgl. auch Wildhagen, E. St. 39, 199.

60. Das *nefre* in Gnom. Ex. 38 will Schl., E. St. 41, 328 in *lewsa* oder *nefnes* oder *nefre* (zu nl. *nijver*!) bessern; er läßt uns freundlichst die Wahl. Neuerdings schlägt Kock, Jubilee Jaunts and Jottings p. 37 *nēaro* dafür vor, statt dessen

ich *næfīg* empfehlen möchte. Jedenfalls ist Schl.s Konjekture gänzlich verfehlt.

61. Ebenso muß ich die Konjekture *hārholtes fœnd* im Pflugrätsel ablehnen, die Schl. S. 330 vorbringt und meine, daß Sweet diese Lemmata mit Recht verschmäht hat.

62. Ein *dēpan* 'ponere manipulum, struem' steht gleichfalls auf schwachen Füßen, da *deðedes* 'suxisti' Luc. XI, 27 erst durch bekannte Manipulationen in ein ursprüngliches *deðedes*: *struxisti* verwandelt wird, das zu *dēp* 'manipulus' gehören soll. Das seltsame *deðedes* wird für *gedūdes* verschrieben sein, das zu dä. *die*, schw. *dia*, mhd. *dien*, *tien* 'saugen' gehört, vgl. Sievers, Ags. Gr.<sup>3</sup> § 408 Anm. 17, wo *deðedes* als Verderbnis von *gedūdes* erklärt wird.

63. Ebensowenig vermag ich der Ableitung von *swēotol* < *swawitol* beizustimmen, die uns S. 331 empfohlen wird, wo Schl. lat. *sādus* vergleicht. Letzteres geht auch nicht auf \**savidus*, sondern auf \**susodos* zurück, vgl. Walde<sup>2</sup> s. v. Früher schon habe ich *swēotol* auf \**swi-tāl* zurückgeführt.

64. Ae. *wergung* 'miseria' im Eadwine-Ps. soll nach E. St. 38, 5 Anm. 1) zu *wǣrg* 'vogelfrei' gehören. Ich stelle es zu *wǣrgian* 'to weary, exhaust' und lese demgemäß *wǣrgung*.

65. Ae. *becāfan* 'schmücken', *ymbcāfan* 'circumamicire', *kāvinge* 'redimicula', *cāfing* 'discriminale' bringt Schl. ib. 2) mit *cǣf* 'Spreu' (ne. *chaff*) zusammen, indem er nhd. ne. *hose* und ae. *hosa* 'siliqua' vergleicht. Ich denke, der Unterschied der Bedeutungen ist groß genug, um diese Etymologie zu widerlegen! *Cāfan* setzt ein got. \**kaiþjan* oder \**kaiþjun* voraus, kann aber der Bedeutung wegen nicht zu ae. *cāf* 'schnell, kühn' gehören.

66. Schlutters Vermutung, ae. *þeseþorn* 'rhamnus' sei mit ne. dial. *theave* 'Lamm' zu verbinden, mag richtig sein; wenn er aber S. 27 auch gr. *θάυρος* aus *θάω* und *άυρός* herleiten will, so ist dies abzulehnen, denn *θάυρος* steht für \**θάβρος* und gehört zu lit. *vīrbas*, *verbà*, lat. *verbēna* und nhd. *werfen*, vgl. Boisacq.

67. Warum soll *solere* Ps. 101, 7 im Regiuspsalter für *salore* stehn (Schl. a. a. O. S. 22)? *Soler* < l. *sōlārium* 'Söller' ist doch ein gut bezeugtes Wort! Vgl. auch Swaen, E. St. 40, 329.

Kiel.

F. Holthausen.

## II. NEUE BÜCHER.

In Deutschland erschienen vom 1. Juli bis 1. Oktober 1919.

## 3. Erziehungs- und Unterrichtswesen.

## f. Unterrichtsorganisation.

- Tumlriz** (Bez.-Schulinsp. Leo), Zur Frage der Schulreform. 16 s. Graz, Leuschner & Lubensky. M. 0,60.
- Hesse** (Otto), Aufgaben u. Ziele der Grundschule. 16 s. Berlin-Neukölln, Deutsche Verl.- u. Lehrmittelanstalt. M. 1.
- Reinlein** (Oberl. Dr. Hans), Der Versuchsschulgedanke u. seine prakt. Durchführung in Deutschland. VIII, 160 s. Gotha, Perthes. M. 5.
- cc) **Lomber** (W.), Wesen u. Bedeutg. der nationalen Einheitsschule u. ihre Durchführung unt. bes. Berücks. d. Prov. Ostpreußen. 77 s. Königsberg, Hartung. M. 2.
- Kohlbach** (Reg.- u. Schulr. Georg), Grundriß der deutschen Einheitsschule nach pädagog. Grundsätzen. 16 s. Breslau, Hirt. M. 0,50 + 30% T.
- Louis** (Realsch.-Dir. Dr. Gnst.), Leitsätze zur Einheitsschule. Mit 2 Plänen v. Oberlehrerin M. Bandau. 88 u. 2 Bl. Berlin, Weidmann. M. 0,60.
- Duncker** (Oberl. Dr. Hans), Wie soll es nun gemacht werden? Leitsätze zur Schulreform (Einheitsschule) m. bes. Berücksichtigg. der brem. Schulverhältnisse. 50 s. Bremen, Winters Buchh., F. Quelle Nachf. M. 4.
- Stiller** (Lyz.-Lehrer Otto), Die Einheitsschule — ein Kulturprogramm. 24 s. Berlin, Staatspolit. Verl. M. 1.
- Siehoff** (Oberl. W.), Die Einheitsschule. Umsturz od. planmäßs. Ausbau d. bisher. Bildungswesens? 48 s. Münster, Aschendorffsche Verh. M. 1,20.
- Friedrichs** (Gustav), Einheitsschule, Einheitsmethode u. Einheitslehrer nach Taylor. 23 s. Osnabrück, Baumert. M. 1,25.
- Krassmüller** (Oberl. Dr. W.), Nationale Einheitsschule, Jugendkunde u. Berufsberatung an höheren Schulen. 35 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1,35 + 30% T.
- Stolle** (Rekt. Rud.), Die Einheitsschule in d. Stadt Oldenburg. 19 s. Oldenburg, Würdemann. M. 0,45.
- Fränzel** (Walter), Volksstaat u. höhere Schule. 32 s. Phantasien eines Heimgekehrten. Tatflugschriften. Jena, Diederichs. M. 1,50 + 30% T.
- Hacks** (Jakob), Die Aufgaben der Realanstalten nach d. Kriege. 79 s. Berlin, Vereinig. wissenschaftl. Verleger. M. 3,50 + 15% T.
- Graf** (Dr. Alfred), Los vom Philologismus. Eine Laienpredigt üb. d. Reformbedürftigkeit unseres Mittelschulwesens. VIII, 69 s. Nürnberg, Burgverlag (Brauns, Leipzig). M. 2,50.
- Machar** (J. S.), Die Galeeren des Gymnasiums. Antike u. Christentum. Autoris. Übers. v. Dr. H. Herbatschek. XI, 108 s. Wien, Anzengruber-Verl. M. 4 + 10% T.

Leipzig.

Paul Lange.

[12. 12. 20.]

## I N H A L T.

Seite

1a. Wells, The Outline of History. Being a Plain History of Life and Mankind. Written with the Advice and Editorial Help of Mr. Ernest Barker, Sir H. H. Johnston, Sir E. Ray Lankester u. Prof. Gilbert Murray and illustrated by J. F. Horrabin	} (Fehr) }	1
Cook, A Commentary upon Browning's The Ring and the Book		4
Langenfelt, Toponymics or Derivations from Local Names in English. Studies in Word Formation and Contributions to English Lexicography (Hübener)		5
1b. Jost, Zur Textkritik der altenglischen Soliloquiebearbeitung (Schlufs)		8
Holthausen, Zur englischen Wortkunde. III.		17
H. Neue Bücher		24

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kähler & Nitschmann in Halle

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXII. Bd.

Februar 1921.

Nr. II.

---

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Herbert Schöffler, Beiträge zur mittelenglischen Medizinliteratur.**  
Halle a. S., Max Niemeyer, 1919. XV + 308 S.

A. u. d. T.: **Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig. Forschungsinstitut für neuere Philologie III. Anglistische Abteilung, Max Förster.**

Der Verf. hat sich die Mühe nicht verdriessen lassen, bei voller Beherrschung des Rüstzeugs englischer Philologie auch in die mittelalterliche Medizingeschichte sich gründlich einzuarbeiten. Dafs dies an einer Stelle besonders eifriger Sonderforschung gerade auf diesem Gebiete geschehen konnte, dürfte der Arbeit zum Vorteil gereicht haben, die, nicht nur in ihren hervorragenden lexikalischen Ergebnissen, dem intuitiven Scharfsinne des jungen Gelehrten alle Ehre macht.

Er ging aus von einer me. Rezeptsammlung, an der zunächst der wohl nur vorgeklebte Autornamen anzog: Magister Joh. de Burgundia, als dessen wirkliches Werk schon längere Zeit eine kleine Pestschrift literarischen Kurswert hat. Anreiz für historische Feinschmecker gab dessen versuchte Gleichsetzung mit dem starkumstrittenen Reiseschriftsteller John of Mandeville, auf die Schöffler weiter nicht eingeht, während er den angeblichen Pestautor Joh. von Bordeaux (Burdeus) glücklich durch paläographische Identifizierung mit Burgundus beseitigt. Unter dem Namen dieses burgundischen Arztes Johannes, der ca. 1330—1370 in Lüttich als Praktiker und Lehrer in der Medizin wirkte, fand ich vor manchem Jahre

eine Rezeptsammlung im Ms. Rawlinson D. 251 der Bodleiana, betitelt „Practica phisicalia“, die ich vor geraumer Zeit photographiert in Schöfflers Hand legte; er hat mit diesem bescheidenen Pfunde gewuchert und seine Ausgabe des me. Receptarius zu einem grundlegenden zentralen Werke der mittelenglischen Medizinforschung gemacht, schon dadurch, daß er im Register den ganzen englischen und lateinischen Wortschatz des Heinrich'schen Medizinbuches mit dem der Practica phisicalia vereinigt. Von Bedeutung ist aber ferner alles, was er in einer Reihe einleitender Kapitel vorlegt, zunächst die erschöpfende Zusammenstellung aller bisher (oder wenigstens bis Kriegsbeginn) veröffentlichten me. medizinischen Texte und deren kritische Bewertung in jedem Betracht. Bei den Besprechungen von Heinrichs Medizinbuch hätte auf Janus II (1897/98) S. 604 verwiesen werden können. Vortrefflich und gut begründet sind die Ausführungen über praktische Anwendung medizinischen Wissens im mittelalterlichen England, die mit geringen Änderungen auch für das übrige Westeuropa gelten. Bei der guten Klassifizierung des mittelalterlichen medizinischen Materials ist nur die Einreihung des Marcellus Empiricus unter die Versifikationen daneben gegriffen. Besonders fördernd und von prinzipieller Bedeutung sind die Erörterungen der Quellenfrage. Sie setzen sich mit verbreiteten irrigen Vorstellungen auseinander, die über die medizinischen Traktate in den Landessprachen immer wieder ausgesprochen werden. Man hat darin meist Dokumentierungen einer autochthonen Volksmedizin sehen wollen, in England speziell eine Tradition solcher aus dem Angelsächsischen ins Mittelenglische herleiten wollen aus keineswegs stichhaltigen Gründen. Das Rezeptgut beider britischen Sprachperioden ist aus dem Lateinischen entnommen und stammt direkt oder über die islamische Literatur geleitet, schließlic aus der antiken Medizin, auch was so kraus und krafs und abergläubisch uns anmutet. Zu eigentlicher Volksmedizin wird es großenteils erst weit später, die in ihrem Arzneischatz (selbst in Rußland) ganz vorwiegend antikes Lehngut ist, mehr oder weniger abwegig übermittelt, wie Schöffler ausführlich darlegt und in zahlreichen Fällen bei seinen Texten erweist.

Für die sprachlichen, bes. lexikographischen Ergebnisse in ihrer Bedeutung und Fülle nur ein paar Beispiele. *Beuer fyn*



wird als Biberekskrement erkannt, *fynte*, *fynt* überhaupt als Kot. *Sugre caffetyn* ist Zuccharo caffettino, feinsten Zucker in Palmblattgeflecht-Körben, dagegen *pot-sugar* geringer brauner Kristallzucker. *Chaune* für Tumaria geht auf vgl. capnu zurück, *Chesbolles* (Mohnkapseln) auf capsä, *gout cayue* auf gutta cadiva (Fallsucht). Mit weitgreifender graphischer Untersuchung werden *Herte-Jenes*, Herzblätter, als die das Herz umhüllenden Lungenflügel nachgewiesen. Noch feiner ist die Herauspräparierung des Waldmeisters aus *Herb Water*, Wauter, Walter, Herba Walteri Magistri (Walther Agilon), interessant, wenn auch vielleicht noch nicht völlig ans Ende geführt, die Deutung der *saue* als Heiltrank.

Schöfflers Ergebnisse sind auf allen berührten Gebieten derart fördernd, daß ein in Aussicht stehendes Weiterforschen auf dem einmal beschrittenen Wege dringend zu wünschen ist, ebenmäßig für me. Philologie wie me. Kultur- und Medizingeschichte.

Leipzig.

Karl Sudhoff.

**Flora Ross Amos, Early Theories of Translation.** New York 1920. Columbia University Press. XV + 184 p. Preis \$ 2 net.

A. u. d. T.: **Columbia University Studies in English and Comparative Literature.**

Mit einem Bienenfleiß hat die Verfasserin das Wichtigste zusammengetragen, was englische Übersetzer von den altenglischen Anfängen an bis weit ins 18. Jahrhundert hinein über ihre Kunstübung gesagt haben. Ein schier endloses Material teils nebensächlicher Bemerkungen, teils längerer Ausführungen, wie wir sie in früherer Zeit meist in den Werken selbst, und später in den Vorworten und Widmungen der Übersetzungen finden, hat sie gesichtet und hat sich mit Erfolg bemüht, aus dieser Flut von Einzelheiten etwas wie eine Entwicklungsgeschichte der Übersetzungstheorie herauszuschälen. Wenn gleichwohl das gewonnene Ergebnis in Bezug auf seine Neuheit verhältnismäßig bescheiden genannt werden muß, so ist dies zum Teil in der spröden Materie begründet, ein wenig aber auch in der Methode der Verfasserin, die sich, um überhaupt zu einer Begrenzung des weitläufigen Gegenstandes zu

gelangen, absichtlich auf die Verwertung der theoretischen Vorreden beschränkte und die tatsächliche Praxis der Übersetzer nur ganz nebenbei in Betracht zog. Auf diese Weise mußten sich gerade die bedeutendsten Übersetzer der elisabethanischen Zeit, wie etwa Florio und Painter, oder auch Golding und Holland mit recht nebensächlichen Bemerkungen begnügen.<sup>1)</sup>

Die einzelnen Entwicklungsstufen, die die Verfasserin unterscheidet, lassen sich etwa in folgender Weise kurz zusammenfassen. Der erste englische Übersetzer, König Alfred, überträgt noch ohne bestimmte Theorie, teils wörtlich, teils dem Sinne nach; höchstes Gebot ist ihm stets die Verständlichkeit. Aelfric neigt in Hinblick auf sein Laienpublikum ebenfalls einer ziemlichen Freiheit der Übersetzung zu und erlaubt sich wohl auch Striche und Kürzungen des Originals. In mittelenglischer Zeit, deren besondere Verhältnisse mit gutem Verständnis geschildert werden, herrscht größte Willkür in der Behandlung des Urwerkes. Frei Kompilationen werden als Übersetzungen, ziemlich wörtliche Übertragungen als Originalwerke ausgegeben, und die meisten Quellenangaben zeugen von erstaunlicher Sorglosigkeit. Die metrischen Romanzen können nach der Art ihrer Quellenbehandlung geradezu in zwei Gruppen eingeteilt werden. Die erste (z. B. *Octavian*), die sich mit den allgemeinsten Angaben der Quelle begnügt, reicht etwa bis 1400, die spätere (z. B. *Partonope of Blois*) bemüht sich der Quelle einigermaßen kritisch gegenüberzutreten. Aber nur inhaltlich; stilistische Erwägungen sind in der ganzen mittelalterlichen Periode sogut wie unbekannt.

Die eigentliche Schule der englischen Übersetzungskunst war die Übertragung der Bibel. Bei diesem heiligen Buche handelte es sich darum, wissenschaftliche Genauigkeit mit praktischer Verständlichkeit zu vereinen. Oft aber lagen diese beiden Gesichtspunkte miteinander in Fehde. Das eine Extrem wurde besonders von katholischer Seite verteidigt, und bis zu einem gewissen Grade auch von der anglikanischen Kirche vertreten, daß nämlich eine wortgetreue und doch lesbare

<sup>1)</sup> Spezialliteratur, wie etwa den anregenden Aufsatz ihrer Landsmännin, O. L. Hatcher, *Aims and Methods of Elizabethan Translation* (Engl. Stud. 44, 174 f.), scheint Verf. grundsätzlich nicht angeführt zu haben.

Übersetzung der Bibel beinahe ein Ding der Unmöglichkeit sei, so dafs vor allen unbesonnenen Versuchen gewarnt und zur gröfsten Zurückhaltung gemahnt wurde. Dem gegenüber stand die Überzeugung der Puritaner, dafs durch zahlreiche, stets wiederholte Versuche und durch verhältnismässige Freiheit in Wortwahl und Satzbau dem Volke unschwer das köstlichste der geistlichen Güter vermittelt werden könne. Die *Authorised Version* von 1611 stellt einen schönen Ausgleich der beiden Extreme dar.

Das 16. Jahrhundert, durch den neuerwachten Humanismus angeregt, hat zwar eine große Zahl zum Teil vortrefflicher Übersetzungen hervorgebracht, gleichwohl aber fehlt eine zusammenfassende zeitgenössische Schrift über die Übersetzungstechnik, wie sie etwa Frankreich in Étienne Dolets *La manière de bien traduire d'une langue en autre* schon seit 1540 besafs. Hier sind die Einzelheiten von der Verfasserin besonders zahlreich aufgehäuft, aber es ergibt sich daraus nur, dafs die Theorie der weltlichen Übersetzung viel schwankender und widerspruchsvoller ist als die der Bibelübersetzung. Jeder neue Versuch in Vers oder Prosa wurde gleichsam ganz unabhängig von den Mitstrebenden unternommen und die Bemerkungen der meisten Vorreden sind von einer enttäuschenden Farblosigkeit. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts finden wir einige Übersetzer weltlicher Literatur, deren Blick durch den Einfluss bedeutender Gelehrter wie Cheke und Ascham oder durch Prosaübersetzungen theologischen Inhalts für künstlerische und sprachliche Probleme geschärft worden war; so etwa Nich. Udall (*Erasmus*), Nich. Grimald (*Cicero*), Th. Norton (*Calvin*), Th. Wilson (*Demosthenes*), vor allem aber der kluge, ideenreiche Chapman.

Ihr eigentliches goldenes Zeitalter erlebte die englische Übersetzungskunst aber erst zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit den rationalistischen Kritikern, mit Dryden und Pope. Später entsteht endlich auch eine längere theoretische Abhandlung, Alex. Tytlers *Essay on the Principles of Translation* (1791). In den praktischen Leistungen eines Denham, Cowley, Dryden, die sich fast ausschließlich auf die Versübertragung klassischer Dichtwerke beschränken, gewinnt die Theorie endlich einen festen Halt. Indem aber nun einerseits das Feld der Betätigung sich ver-

engerte und die Kunstübung sich vereinheitlichte, vertiefte sich andererseits die Theorie der Ausübung. Vergil, Horaz und dann besonders Homer sind die Meister, die man vor allem der Muttersprache gewinnen will. Wörtliche Übersetzungen werden mehr und mehr verpönt: das Ideal der *imitation* ersetzt das der *translation*. Man stellt die Theorie auf, daß der Übersetzer mit dem ursprünglichen Dichter geistesverwandt sein müsse; man erörtert die Frage nach dem zweckmäßigsten Versmaß (wobei das heroische Reimpaar natürlich den Sieg davon trägt); man will sogar die Schwächen des Originalen verbessern. Eine besondere Rolle spielt die Wahrung des „Dekorums“, der Wohlständigkeit, die den Übersetzer zwingt, das Original dem literarischen Geschmacke seiner eigenen Zeit anzupassen. Alle diese Strömungen laufen zusammen in der Homerübersetzung Popes und den sich daran schließenden Erörterungen. Dann aber, mit der herannahenden Romantik, mit Cowper und Macpherson, werden jene neuen Gesichtspunkte maßgebend, die bis in unsere Tage ihre Geltung bewahrt haben: Ablehnung des heroischen Reimpaars, mögliches Eindringen in den Zeitgeist des Originals und (bei Werken der Vergangenheit) keine Rücksichtnahme auf den in der Gegenwart herrschenden literarischen Geschmack.

Würzburg.

Walther Fischer.

**Augustus Ralli. Guide to Carlyle.** 2 vols. London, Allen & Unwin. 1920.

Ein Werk über Carlyle im heutigen England zu veröffentlichen, zumal ein Werk, das zum erneuten Studium des Propheten von Craigenputtock anregen will, scheint auf die geistigen Strömungen unter dem Publikum nicht gerade viel Rücksicht zu nehmen. Denn es ist in dieser Beziehung bedeutungsvoll, daß der Verf. ausdrücklich darauf hinzielt, Carlyle einer neuen Generation zugänglich zu machen, deren geistiges Leben anerkanntermaßen ganz anderen Anschauungen als den Carlyleschen entsprossen ist. Die Anlage des Buches ist somit ein Zeichen dafür, daß Carlyle die Leser wirklich als Fremder anmuten wird. Es handelt sich also nicht nur darum, daß seine politischen und kulturellen

Neigungen in gewisser Hinsicht gerade zur Zeit den Engländern zuwider sein müssen, sondern darum, daß die Carlyleschen Ideale gegenüber der heutigen Wirklichkeit als zeitbedingte, als überwundene, vergangene, wenn auch vielleicht später wiederkehren könnende, empfunden werden. Das viele Negative in Carlyles Anschauungen scheint wohl seinen Nachkommen von heute von weniger Nutzen zu sein, wo es vor allem gilt, Positives zu leisten, Zerstörtes aufzubauen. Und das Positive an Carlyle wird beim Aufbauen kaum die Wege anweisen: die Zeit ist nicht geeignet für „Heroes and Heroeworship“, man hofft nicht mehr auf den Helden, auf die Gewalt gottbegnadeter Führer. Solche Gedanken wie diese werden im Allgemeinen im englischen Publikum rege werden beim Erscheinen eines Buches über Carlyle. Man ist geneigt, die Inkonsequenzen seiner Denkweise, das Momentan-Persönliche seiner Äußerungen, das Weltentfremdete oder besser das Weltfremde seiner Reformbestrebungen, das zukunfts- und entwicklungscheue, die Augen in die Vergangenheit kehrende Suchen nach Auswegen und Mitteln — man ist geneigt, dies alles an erster Stelle zu betrachten.

Diese Tatsachen, die dem Publikum in den Werken Carlyles heute so sehr auffallen, machen es denn auch besonders schwer, als Dolmetsch Carlyles hervortreten. Wo ein System finden, wo Entwicklungslinien, wo Anhaltspunkte, die dazu verhelfen könnten, ein intelligibles, übersichtliches Gebäude seiner Gedanken aufzuführen? Auch wenn man noch so sehr den Meister bewundert, ist es nicht leicht, ihm in allen seinen Launen zu folgen. Und Launen hatte doch Carlyle viele, und sie übten einen sehr großen Einfluß auf seine schriftstellerische Tätigkeit. Ist er doch neulich von einem englischen Kritiker, der doch seiner Größe keinen Eintrag machen will, als „inspired madman“ und „dyspeptic“ bezeichnet worden. So lange er selbst lebte und das Gewaltige seiner Stimme, seiner Persönlichkeit direkt auf die Schüler und Anhänger wirken konnte, mochte sich etwas von der geistigen Vitalität des Meisters durch einen Interpreten fortpflanzen können. Aber wenn diese sozusagen rein animalische Kraftquelle nicht mehr wirksam ist, wenn das Proselytenmachen an das — noch so begeisterte — geschriebene Wort übergegangen, wenn die Zeit der Exegetik, des Ver-

gleichens und Ausgleichens gekommen ist, dann wird es eine außerordentlich schwere Aufgabe sein, dem Interpretieren gerecht zu werden, es nicht ins Zurechtlegen übergehen zu lassen.

Das vorliegende Buch ist in dieser Hinsicht so viel oder so wenig gelungen, als es irgend möglich war. Der Verf. begnügt sich nicht mit schon Vorhandenem, Biographischem wie literarisch Erklärendem, er hat alles bearbeitet und nachgeprüft und bietet eine systematische Auseinandersetzung der verschiedenen Werke Carlyles. Insofern ist es ihm gelungen, ein nützliches Handbuch des Carlyleschen Denkens zu schaffen, als bei seinem Eindringen in dieses Denken und dessen Auslegen trotz allen Systematisierungsversuchen der innere Zusammenhang als einer der Gefühle, kaum aber der Vernunft klar wird.

Äußerlich ist ja der Entwicklungsgang nicht so sehr verwickelt. Auf die Zeit des Einlebens in den deutschen Sturm und Drang, in die Romantik, die Zeit Wilhelm Meisters, Jean Pauls, des Sartor Resartus, folgte die der französischen Revolution, die eigentliche Prophetenzeit, die Zeit des abstrakten Messenglaubens, des Fatalismus, des chaotisch Gährenden und Unbestimmten, des Glaubens ans dunkle, überbewufste Treiben im Weltall. Die merkwürdigste, zur Zeit am wenigsten ansprechende Periode ist die des Buches über Friedrich den Großen. Diese ist es wohl vor allem, die Carlyle von der heutigen Generation in England scheidet.

Lund.

S. B. Liljegren.

**A Bit O'Love and other plays** by John Galsworthy. Leipzig 1920, Bernhard Tauchnitz. Pr. Mk. 7,50 unter Wegfall des Sortimentszuschlags von 20 %.

A. u. d. T.: **Tauchnitz Edition** Vol. 4539.

Gleichzeitig mit der englischen Ausgabe erschien bei Tauchnitz The Fourth Series von *Galsworthys Plays*, die drei Stücke enthält: *A Bit O'Love*, *The Foundations*, *The Skin Game*. Galsworthy, der im Kriege vor manch freiem Worte nicht zurückschreckte und dem allgemeinen Taumel nicht verfiel, ist uns kein Unbekannter, ich erinnere u. a. an Romane

wie *The Country House*, *The Patrician*, an Dramen wie *Justice*, *The Eldest Son* (s. *Neuere Sprachen* 23, 481 ff.). Das Titeldrama *A Bit O'Love* zeugt von einem Dichter: Ein jung verheirateter Priester verzeiht seiner Frau, daß sie einen Anderen, einen Arzt, liebt; er verschliefst seinen tiefen Schmerz in seiner Brust und verzichtet darauf, die Frau und den Liebhaber zu verfolgen und sich scheiden zu lassen, wie der Kirchensprengel und das Herkommen es verlangen. Wie der Pfarrer Michael Strangway die Liebe versteht, erhellt am besten aus folgenden Worten: "It is n't enough to love people because they're good to you, or because in some way or other you're going to get something by it. We have to love because we love loving. That's the great thing — without that we're nothing but Pagans" (S. 15). Leider erfreut er sich keiner Liebe von seiten derjenigen, die er am meisten liebt, und ist fast im Begriff, sich zu erhängen, aber "the mune's (= moon has) sent a bit o'love" nach dem Anrufe der jungen Tibby Jarland, und so will er weiter hoffen: "God, of the moon and the sun; of joy and beauty, of loneliness and sorrow — Give me strength to go on, till I love every living thing!" (S. 82). Ob die zarte Dichtung auch bühnenwirksam ist, bleibe dahingestellt.

Kräftiger sind *The Foundations*. Im Keller des in Park Lane gelegenen Hauses des Lord William Dromondy ist eine Bombe gefunden worden, am Tage, an dem der edel gesinnte Lord, der für die armen Klassen ein Herz hat, ein großes dinner gibt und ein Anti-Sweating Meeting abhält. Man kennt den Arbeiter, der die Bombe dort gelassen hat, Lemmy aus Bethnal Green. Der I. und II. Akt spielen in Park Lane, der III. im Hause von Lemmys Mutter. Der Krieg hat den Arbeitern nicht das erhoffte Glück gebracht: "Mrs. L.: 'Tis a pity yu'm not got a wife to see't you wash yureself. Lemmy: Wife! Not me — I daon't want ter myke no food for pahder, Wot oh! — they said, time o' the war — ye're fightin' for yer children's 'eritage. Well, wot's the 'eritage like, now we 've got it? Empty as a shell before yer put the 'igh explosive in. Wot's it like? Like a prophecy in the pypers — not a bit more substantial" (S. 118); die Not ist so groß wie früher, von dem new spirit, mit dem man die Leute zum Kriege priefste, ist keine Rede mehr: "Lord W.: And what do you

suggest we could have done, to avoid trouble? Lemmy: I'll tell yer. If all you wealfy nobs wiv kepitel 'ad come it kind from the start after the war yer'd never 'a been 'earin' 'the Marseillaisy naow. Lord! 'Ow you did talk abaht Unity and a noo spirit in the Country. Noo spirit! Why, soon as ever there was no dynger from outside, yer stawted to myke it inside, wiv an iron 'and. Naow, *you* 've been in the war an' it's given yer a feelin' 'eart; but most of the nobs wiv kepitel was too old or too important to fight. *They* weren't born agyne. So naow that bad times is come, we 're 'owlin' for their blood" (S. 158 f.); die Stände sind wie früher geschieden: "L. Anne: What is class hatred, James? James: Ah! A lot o' people thought when the war was over there 'd be no more o' that. Used to amuse me to read in the papers about the wonderful unity that was comin'. I could ha' told 'em different" (S. 92); die gelbe Presse, die als Appellativum, *Press*, auftritt, ist nicht unschuldig an dem Kriege und seiner Verlängerung: "James (putting his hands on *The Press's* shoulders): Look here-go quiet! I've had a grudge against you yellow newspaper boys ever since the war — frothin' up your daily hate, an' makin' the Huns desperate. You nearly took my life five hundred times out there" (S. 98). Eine prächtige Figur ist die alte Mrs. Lemmy, die an Chamisso's *die alte Waschfrau* erinnert: "Mrs. L.: I've a-got the money (sc. buryin' money) for when my tyme come; never touch et, no matter 'ow things are. Better a little goin' 'short here below, an' enter the kingdom of 'eaven independent" (S. 129). Ein feiner Spott bekundet sich in den Worten des butler Poulter in der Kellerzene des I. Aktes. Rheinwein werde natürlich nicht getrunken, er bleibe bis zum nächsten Kriege liegen, er habe Glück: "a sweet pretty wine it 'll be". Aber der Bordeaux werde fast ganz ausgetrunken, so dafs keiner übrig bleibe: "Now, there's a Ponty Canny — if we weren't so 'opelessly allied with France, that wine would have a reasonable future" (S. 101).

Nennt Galsworthy dieses Stück An Extravagant Play, so das dritte, *The Skin Game*, A Tragi-Comedy, aber es ist mehr Tragödie als Comödie. "Who touches pitch shall be defiled" ist das Motto. Auch ein Drama, das der Krieg angeregt hat. Thema: die neuen Reichen, die Kriegsgewinnler. Der Landedelmann Hillerist und der Industrielle, der durch den



Krieg reich gewordene Hornblower, der sich ihm fast auf die Nase gesetzt hat und durch seine Fabriken die schöne Gegend verschandelt, stehen einander gegenüber. Hillerists Frau Amy scheut sich nicht, um das ererbte Besitztum zu retten, hinter dem Rücken des Mannes, der ein gentleman im wahren Sinne des Wortes ist, unfair zu handeln und den Gegner Hornblower zu übertrumpfen, und Hillerist wird gegen seinen Willen in das häßliche Treiben, skin game, hineingezogen. Den Standpunkt des Edelmanns erfahren wir aus seinem eigenen Munde; er erklärt seiner, sogar im *lingo*, ganz modernen Tochter Jill, die gegen einen Verkehr mit dem reichen Nachbar und dessen Söhnen, im Gegensatz zu ihrer Mutter, nichts einzuwenden hat (Charlie Hornblower isn't really half a bad sport — Rolf Hornblower really is a nice boy, just a jolly good companion), den Unterschied der Stände: "Well, Jill, all life's a struggle between people at different stages of development, in different positions, with different amounts of social influence and property. And the only thing is to have rules of the game and keep them. New people like the Hornblowers haven't learnt those rules; *their* only rule is to get all they can" (S. 178), er muß am Ende schmerzlich einräumen: "When we began this fight, we had clean hands — are they clean now? What's gentility worth if it can't stand fire?" (S. 279). Hornblower ist eine robuste Natur, der sein Ziel vor Augen hat und es hartnäckig verfolgt: "Ye're an obstruction", sagt er zu dem Ehepaar, — "the like of you — ye're in my path. And anyone in my path does n't stay there long; or, if he does, he stays there on my terms" (S. 191), und ähnlich: "Now I want to be the movin' spirit here. I'm full of plans. I'm goin' to stand for Parliament; I'm goin' to make this a prosperous place" (S. 194). Er wäre aber versöhnlicher, wenn er oder vielmehr seine Schwiegertochter Chloe, von deren Anruchigkeit er freilich nichts weiß, nicht von der Gutsnachbarin geschnitten würde: "I'm a good-natured man if you'll treat me as such. Now, you take me on as a neighbour and all that, and I'll manage without chimneys on the Centry" (S. 195). Und dieser seiner Schwiegertochter, die gern Frieden möchte, schneidet der in seinen Erwartungen Getäuschte das Wort ab: "Ye're a woman, and ye don't understand these things. Ye wouldn't believe the struggle I've had to make my money and

get my position. These county folk talk soft sawder, but to get anything from them's like gettin' butter of a dog's mouth. If they could drive me out of here by fair means or foul, would they hesitate a moment? . . . They began it by thwartin' me here and there and everywhere, just because I've come into me own a bit later than they did. I gave 'em their chance, and they wouldn't take it. Well, I'll show 'em what a man like me can do when he sets his mind to it. I'll not leave much skin on them" (S. 240). Ein Kampf zweier Weltanschauungen. Aber er ist nicht folgerichtig durchgeführt, denn der Edelmann ist mehr leidend als handelnd, und die Edelfrau ist keine ihrer Natur nach, denn der homo novus hat recht mit seiner Frage: "Would they hesitate a moment?" Und Hornblower andererseits würde, wenn man seiner Eitelkeit etwas nachgäbe, mit sich reden lassen. Aber der Dichter will offenbar nicht Partei ergreifen und verteilt durchaus auf beiden Seiten Licht und Schatten gleich — A Tragy-Comedy.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

---

**Rudolf Kassner, Englische Dichter.** Im Insel-Verlag zu Leipzig. 1920. 188 SS. M. 24.

Das Buch ist, wie das Nachwort des Verfassers berichtet, eine Neuauflage seiner im Jahre 1900 bei Diederichs veröffentlichten Aufsatzreihe Die Mystik, die Künstler und das Leben. Akkorde. Der einleitende Akkord, Der Dichter und der Platoniker der ersten Ausgabe fehlt jetzt, ebenso der ursprünglich abschließende Dialog: Stil. Selbstverständlich auch der Buchschmuck. Die Aufsätze folgen jetzt in dieser Anordnung: Percy Bysshe Shelley; John Keats; William Blake; Der Traum vom Mittelalter; Dante Gabriel Rossetti; Algernon Charles Swinburne; William Morris und Edvard Burne Jones; Robert Browning. Der Kern der Studien hat keine nennenswerte Veränderung erfahren, doch ist „Alles Überflüssige, Grimassige, Falsche, Unreife aus dem Buch gestrichen worden, soweit dies anging und der Bestand und Sinn des Ganzen dadurch nicht in Frage gestellt wurde“. Die Forschung im strengsten Wortsinne bleibt hier, wie bei der ersten Auflage, unberücksichtigt — mit Recht, als eine

fremde Welt, die zu betreten damals für den jugendlichen Sprachkünstler Kassner kein Draug, jetzt keine Veranlassung mehr vorlag. Die reinliche Scheidung bewahrt seinen Dichtungen über Dichter ihre dithyrambische Unmittelbarkeit. Sie sind tief, wohl lautend und schön genug, um auch dem Fachmann Freude bereiten und manigfaltige Anregung darbieten zu können. Die neue Ausgabe sei hiermit begrüßt und empfohlen!

Basel.

Hans Hecht.

### Zu altengl. *ændian* = *ær(e)ndian*.

In seinen scharfsinnigen textkritischen Bemerkungen zum Neunkräuterspruch, *Beibl.* XXXI, 117 f., sagt Holthausen über V. 34 u. a.: “[*geændade*] ist offenbar dasselbe Verbum wie *geændadest* V. 24 und *endeæn* Räts. 49, 1, das ‘sprechen’ bedeutet und mit *endian* ‘enden’ nichts zu tun hat! Eine Deutung des Wortes vermag ich leider nicht zu geben”. Dieser letzte Satz gibt mir den Mut, auf eine früher geäußerte Vermutung (*Mod. Phil.* ii, 145) zurückzugreifen, die ich noch jetzt für erwägenswert halte. Sollte nicht *ændian* das bekannte Verbum *ærndian* sein?

Was die Form anbetrifft, so ist *ærndian* neben *ærendian* ziemlich häufig zu finden, so z. B. Ines Gesetze 33. Beda 420. 22, 132. 5 (nach Schippers Angabe, S. 160, ii 1245 f.), Thorpes Diplom. Angl. 47. 25, 368. 8, Wulfst. 20. 19. Für Schwund des *r* wurden *Mod. Lang. Notes* xviii, 244 verschiedene Gruppen von Beispielen angeführt, die sich wahrscheinlich leicht vermehren ließen; von besonderem Interesse dürften Fälle wie *bændon*, *onbændest*, *benete*, *æst* sein. Ja, es scheint sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen zu sein, daß in Dial. Greg. 29. 28 die Hs. O ursprünglich *ændode* hatte.

Die ursprüngliche Bedeutung ‘eine Botschaft ausrichten’ tritt noch deutlich zu Tage in V. 24, wo das Verbum gleichbedeutend mit *ameldian* gebraucht wird: *hwæt þu ameldodest, / hwæt ðu geændadest æt Alorforda*. (Vv. 1 u. 2 sprechen schwerlich dagegen.) In V. 34: *þær geændade æppel ond attor*, oder mit Holthausens Besserung *wið nædran* (vielleicht wäre auch

*æt* oder *to nædran*, oder *ond nædre* angängig), | *þæt heo næfre ne wolde on hus bugan*, werden wir erinnert an die Bedeutung 'unterhandeln, ausbedingen, ausmachen', 'obtain by negotiation', 'apply to a person and obtain' (Bosworth-Toller, Suppl.: *ge-ærendian*), wie wir dieselbe etwa in Ælfrics Saints 36. 176 finden: *englas me geærndodon to þam ælmihtigan hælende*, | *þæt ic hi gebigan mæste*, oder in Thorpes Dipl. Angl. 152. 10: *þonne geærndodon me ða hiwan on Wintanceastre, ðet þa men mostan on þan londe wunian*; vgl. auch Ags. Gesetze, I Cnut 22. 3: *he geærndað to Gode sylfum ymbe æfre ælce neode* (Quadrij <sup>124</sup> · c · ipso Deo agit de quacumque necessitate).

Dafs die Bedeu- ang leicht zu 'verkünden', 'sprechen' verallgemeinert werden konnte, ist begreiflich. So heifst es in dem folgenden Zauberspruch, V. 6 f. (nach Holthausens Zählung, a. a. O., S. 118): *þa com in gangan deores sweostar*, | *þa geandade heo ond adas swor* — selbst hier könnte man noch einen leisen Anklang an den alten Sinn vermuten — und Räts. 49. 1: *ic gefrægn for helesum hring endean*, wo Grein zu *ærendean* emendierte. Zu der letzten Stelle meint Trautmann (in seiner Ausgabe), es handle sich wohl um das gewöhnliche *endian*, 'enden', 'aufhören zu reden', dann 'reden'. Allein ein solcher Bedeutungsübergang ist kaum glaublich.

The University of Minnesota.

Fr. Klaeber.

### The first line of *Deor*.

The following readings and interpretations of the much tried opening line of *Deor*: *Weland* (MS. according to Schipper: *welund*) *himbe wurman wræces cunnade* have been proposed. Conybeare. *Illustrations of Anglo-Saxon Poetry*, p. 240: 'W. sibi animum inflammare (*him bewurman*) exilio sensit.' J. Grimm, in W. Grimm's *Heldensage*, p. 22: *bewurman* = *be wurmum*, *be wyrmon*, 'apud vermes', unless *wurma* was meant to designate the place of Weland's captivity. (Kemble, in 1835, accepted this.) Thorpe, *Codex Exoniensis*, pp. 377, 526: *him be* (= *be him*) *wurman*, i. e., 'W. in himself the worm of exile prov'd.' Grundtvig, edition of *Beowulf*, p. xxxvii, n.: *bemurnand*. Grein. *Sprachschatz* I, 98: *be wimman*, II, 755: *be wimmen*;

similarly Rieger, *ZfdA.* xlviii. 12: *be wifmyne*. Rieger, *Lesebuch*, p. 82: *be wornum*; likewise Wülker, who changes, however, the form to *w(e)arnum*. Koegel, *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters* I, 101: *be wurman*, mit harm'; *wurne* = *wearne*, OHG. *werna* 'harm'; cf. Sieper, *Die altengl. Elegie*, p. 125. Niedner, *ZfdA.* xxxiii, 36 mentioned the possibility of *be wylfum*, 'apud lupas'. Imelmann, *Zeugnisse zur altengl. Odoaker-Dichtung*, p. 16: *be wyrðum* ('W. erfubr vom Schicksal Verfolgung'). Tupper, *MPh.* ix, 266 suggested that *be Wurman* might contain a reference to the South Swedish district of *Wermaland*.

All of these translations and conjectures are, for one reason or another, so unsatisfactory that Holthausen in his helpful edition (third ed. of *Beowulf*, 1912—1913) does not even mention any of them specifically. Nor does he venture to propose a new emendation of his own. Also Bruce Dickins, the latest editor (*Runic and Heroic Poems of the Old Teutonic Peoples*, 1915), confesses that "the second and third words are quite unintelligible".

Yet the case may not be entirely hopeless. At any rate, another attempt at solving the problem may be pardoned. It seems to me that by an exceedingly slight change it will be possible to extract acceptable sense from the puzzling line. Supposing an original *wynnum* was mistaken for *wyrnum*, the latter could easily be transformed by a late scribe into *wurnum*, *wurman*, see Sievers, *Beitr.* IX, 202; Bülbring, *Altengl. Elementarbuch* § 280; also Schlemilch, *Beiträge zur Sprache und Orthographie spätaltengl. Sprachdenkmäler der Übergangszeit*, pp. 11 f., 14, 47. Cf. e. g., *wurmas*, Ælfric, *Saints* 1. 53, 4. 430; *wurnum*, *Wulfst.* 145. 19; *wurtrumum*, *WS. Gospels*, Mat. 3. 10; *wurd*, *Fat. Ap.* 42; *curcan*, *Saints* 26. 85; etc. Of course, we might also start from *wunnum*, *wuman*, cf. the spelling *wunn*, *Andr.* 1713. As to the spelling *-an* for *-um*, another example occurring in *Deor* should be pointed out, viz. *wcan on wenan* 25. This *wenan* has been generally taken as dat. sing. of *wena*, but it is clearly = *wenum* as found in *Beow.* 2895: *bega on wenum*, *Andr.* 1087, etc.; cf. *Gen.* 1985: *hræs on wenan*, but 1027: *wcan on wenum*, *Ex.* 165: *ætes on wenan*, but 176: *wiges on wenum* (Grein's *Sprachschatz* erroneously: *wenan*), 213: *wcan on wenum*.

The meaning of the line would thus be: 'Weland tested misery by joy', i. e., he found out what misery is in comparison with former joys. For the use of *cunnian* we may refer to *Widsið* 51 f.: *godes ond yfles | þær ic cunnade cnosle bidæled*; *Maldon* 215: *nu mæg cunnian hwa cenc sy*. The function of *be* may be illustrated by *Maldon* 9: *be þam man nihte oncnawan*, *Oros.* 104. 10: *be þæm mon mehte ongietan*; also *Beow.* 1282 ff.: *wæs se gryre læssa | efne swa micle, swa bið mægþa cræft, | wiggryre wifes be wæpnedmen*.

The special point of this allusion is unknown to us. At least, it would be hazardous to read into this line a reference to Weland's lost wife.<sup>1)</sup> But the general thought is, of course, thoroughly in keeping with the spirit of the old heroic poetry. To mention only one parallel, *Hildeburh* — *meotod-sceaft bemearn, syþðan morgen com, | ða heo under swegle geseon meahte | morþorbealo maga, þær he[o] ær mæste heold | worolde wyne*, *Beow.* 1077 ff. That Weland's distress ultimately came to an end: *þæs ofereode*, can hardly be urged against the proposed interpretation.<sup>2)</sup>

The University of Minnesota.

Fr. Klaeber.

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**E. von Sallwürk, Die deutsche Einheitsschule und ihre pädagogische Bedeutung.** 3., erweiterte Auflage. Langensalza, H. Beyer u. Söhne. 1920. S. 21. 2 Mk.

Der Verf. empfiehlt S. 1—8 die Einheitsschule in der Form, wie sie Professor Rein entsprechend der sozialen Schichtung unseres Volkes entwickelt hat, bespricht (— S. 27) die Hemmungen und Schwierigkeiten, die ihrer Durchführung im bis-

<sup>1)</sup> Koegel thought that *longaþ* of l. 3: *hafde him to gesipþe sorge ond longaþ* decidedly points to that allusion. But why should the captive not long for his liberty? Also *Wanderer* 29 f.: *wat se þe cunnad | hu slíþen bið sorg to geferan* may be remembered.

<sup>2)</sup> Perhaps it may be mentioned that the general idea or the 'moral' of the poem is well expressed in the OE. *Cato* (ed. Neuhab) 64: *Gif þe æt hwyrcum sældum tosale, axa þe, hwæðer ænigum ær swygc gesalde, þonne meahþ þu hit þy eð gefolian*.

herigen Betrieb der Volks- und höheren Schulen noch im Wege stehen, und behandelt (— S. 46) Wünsche und Vorschläge, die für die Neugestaltung des Unterrichtes laut geworden sind. Ein Nachwort (— S. 61) kritisiert eine Reihe von Schriften, die die Einheitsschule betreffen. In der Auseinandersetzung mit den wichtigsten Tagesfragen der pädagogischen Literatur bekennt sich Verf. zum deutschen Gymnasium mit einer Fremdsprache, der Einführung eines psychologischen Unterrichtes, warnt vor der Einführung der Wahlfreiheit der Fächer und vor der Abschaffung der schriftlichen Arbeiten. In den Mittelpunkt aber seines Interesses rücken immer wieder die Gedanken über das Gymnasium und insbesondere über den altsprachlichen Unterrichtsbetrieb. Den Bildungswert des Lateinischen, wie vor allem des Griechischen für unsere Zeit erkennt er an. Aber auch aufser Cäsars gallischen Krieg hat die römische Literatur — das sei gegen S. 41 betont — in Sallust, Tacitus, Seneca, Cicero, Vergil und Horaz für die Schule geeigneten Stoff von einer kraftvoll politischen Richtung, die Zustimmung oder Widerspruch lösend, immer förderlich ist. Bei der Besprechung der Lehrpraxis wendet sich Verf. gegen eine Methode, die im Wesentlichen auf eine grammatische Begriffs- oder noch schlimmer, auf eine Wortdressur hinausläuft und gegen die kein Widerspruch scharf genug sein kann. Indessen gerade von hier aus sollte er eine freundlichere Stellung zu dem Reform-Gymnasium finden, gegen das er sich an verschiedenen Stellen ausspricht. Die lateinischen und mehr noch die griechischen Übungsbücher mit den entsprechenden Grammatiken, wie sie an unserem RG. in Gebrauch sind, können ihm zeigen, wie sehr das RG. mindestens der Schrittmacher gewesen ist und noch ist für die Lehrpraxis, die er pflegen will; auch seinen Vorschlag, die Sprache auch zu sprechen, findet er im Prinzip erfüllt, und darf versichert sein, daß die Reformprimaner einen griechischen Text wirklich lesen können. Das Frankfurter System aber gibt auf der Unterstufe eine breit angelegte Grundlage für Sach- und Anschauungsunterricht, in der Mittelstufe einen lateinischen Sprachunterricht, der diesen erweiterten Vorstellungsinhalt voraussetzt und auswertet, und vom Griechischen ab eine wissenschaftliche Vertiefung. In diesem planvollen Aufbau und Ineinandergreifen

liegt auch allein die Erklärung für den Erfolg des RG., an dem der Verf. S. 15 f. nicht hätte zweifeln sollen. Ein Wort noch zu dem wiederholten Hinweis, als bestünde ein ursächlicher Zusammenhang zwischen unserem politischen Misserfolg und der Schule. In diesem Krieg, der trotz allem die Aristeia des deutschen Volkes darstellt, brauchte sich die deutsche Schule, von der Volksschule bis zur Hochschule, der Ergebnisse an ihren Zöglingen nicht zu schämen. Was an den bisherigen Lehrverfahren änderungsbedürftig ist, scheint mir jenes System des allzusehr ad hoc präparierten und seziierten Sprachstoffes zu sein, der zur „Entdeckung“ der Sprachform oder Gesetzes führen soll, wofür auch der Verf. S. 39 in dem Entwurf eines lateinischen Lesebuches ein Beispiel gibt. Es scheint mir hier eine Übertreibung des induktiven Verfahrens vorzuliegen. Eine Sprache zu lernen, ist in erster Linie doch Sache des Gedächtnisses und der Gewöhnung, unterstützt mehr oder vertieft durch die Erkenntnis; der Inhalt erst muß den echten Tummelplatz für die geistige Selbständigkeit abgeben.

Frankfurt a. M.

F. Adami.

---

**Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der englischen Sprache für Fortbildungs- und Fachschulen wie zum Selbststudium von Prof. Dr. John Koch.** Erster Teil: Elementarbuch. 26. Aufl. Zweiter Teil. 6. Aufl. Jena und Leipzig, Wilhelm Gronau. 1920. 173 S. und 287 S.

Bei der Besprechung eines für Schulen bestimmten Lehrbuches muß man auf zwei Punkte hauptsächlich achten, seine Wissenschaftlichkeit und seine Brauchbarkeit. Beiden Erfordernissen dürfte Kochs Praktisches Englisch (dies ist der Untertitel) entsprechen. Vom methodischen Standpunkte aus ist es zwar veraltet, d. h. es baut sich weder auf der Reform- noch auf der vermittelnden Methode auf, sondern gibt Grammatik und Übungen wie in alter guter Zeit, und nicht einmal die Einzelsätze ohne Zusammenhang bleiben uns erspart. Aber auch so dürften sich gute Ergebnisse erzielen lassen, da das Buch auf Fortbildungs- und Fachschulen rechnet. Die



Methodenfrage hier anzuschneiden, dazu fehlt es an Lust und wäre auch heute zwecklos.

Ob die dürftigen phonetischen Angaben (S. 2 ff.) genügen, um „sich eine gute oder doch einigermaßen genaue Aussprache zu erwerben“, ist zweifelhaft; das Beispiel des Lehrers wird Hauptsache sein. Ob die von Koch angewandte Lautschrift besser oder schlechter als eine andere ist, soll hier ebenfalls nicht entschieden werden. Die Schüler werden sie verstehen, wenn sie daran gewöhnt sind. Aber ist es schier unmöglich, daß man sich an eine einheitliche Lautschrift hält, und zwar an die der International Phonetic Association, die mit Recht auch Jones in *An Outline of English Phonetics* (Teubner 1914) gebraucht? Muß jeder, der ein Buch schreibt, eine eigene Transskription wählen? Man kann zugeben, daß die der I. Ph. A. nicht ideal ist, aber Einheitlichkeit wäre gegenüber der Bunt-scheckigkeit immerhin ein Vorzug. Man lese zu dieser Frage als neuesten Beitrag Tappolet und Fischer in den *Neueren Sprachen* 27, 309 ff. Übrigens müßten auch nach Kochs Schreibweise u. a. folgende Worte anders transskribiert werden: *exchange* (S. 1), *circulate* (S. 4), *hamlet* (69), *commemoration* (74), *zoology* (75), *cleanse* (111), *toilet* (113), *accelerate*, *confine* (141).

Der zweite Teil leidet an einer gewissen Unheitlichkeit und ist wenig übersichtlich; so werden in den ersten grammatischen Aufgaben und Übungsstücken Regeln verwandt, die erst später angeführt werden, vgl. S. 4, 6, 10. Ohne diesen Übelstand wären schon S. VIII die Regeln nach fortlaufenden Zahlen geordnet wie S. IX, und man fände sich leichter zurecht. Freilich bringt Abschnitt V eine grammatische Übersicht, die knapp, aber ausreichend ist und ein Register überflüssig macht. Ich hätte sie lieber zuletzt gesehen, hinter dem Appendix, das Ganze böte ein gefälligeres Äußere. Wenn bei einer neuen Auflage dieser Appendix, *Notes on the United States of America*, die ich nicht vermissen möchte, in die II. oder III. Abteilung hineinverarbeitet würde, würde seine Bedeutung schon äußerlich mehr hervortreten; denn in den meisten Schulbüchern werden die amerikanischen Verhältnisse nur wenig oder gar nicht behandelt.

Das Beiwort praktisch im Titel beziehe ich weniger auf den grammatischen Teil als auf den gebotenen Lesestoff,

der in das Leben des fremden Volkes einführt und dazu geeignet ist, dem Schüler die Engländer und Amerikaner näher zu bringen. Aus der Fülle hebe ich einige Nummern hervor: *Statistical Facts* (S. 59). *London and its Food* (S. 99 und S. 105), *Health of the Body* (S. 132 und S. 137), *Political Facts* (S. 65). Die geschickt angebrachten *Advertisements* etc. und die kaufmännischen Briefe des ersten Teiles werden im zweiten Teile durch die *Commercial Correspondence* ergänzt und erweitert und eignen sich für die Ausbildung zum kaufmännischen Beruf. Aber wären nicht, aufer dem einzigen *Home, Sweet Home*, noch andere Gedichte gelegentlich einzufügen, um das Praktische nicht allzu eintönig zu machen und auch dem Gemüte etwas zu bieten?

Frankfurt a. M.

J. Caro.

**Hauptschwierigkeiten der englischen Sprache.** Sammlung von Beispielen zu den wichtigsten Regeln der Grammatik zum Selbstabfragen von Professor Josef Mellin. Heidelberg, Julius Groos, Verlag, 1920. 184 Seiten. 6,00 Mk. + Sortimentsaufschlag.

Dieses Büchlein ist eine englische Satzlehre in Beispielen, die nach grammatischen Gesichtspunkten zusammengestellt sind. Es soll nach den Absichten des Verf. vor allem den vielen, die nach der Unterbrechung durch die Kriegsjahre ihre sprachlichen Studien fortsetzen und durch eine Prüfung zum Abschluss bringen wollen, eine bequeme Gelegenheit bieten ihre Kenntnisse aufzufrischen und zu erweitern. Dazu ist das Buch in seiner knappen, leichtfaßlichen und übersichtlichen Art durchaus geeignet. Es vermittelt sowohl grammatische Kenntnisse als auch einen reichen und brauchbaren Wortschatz.

Ein Hauptaugenmerk hat der Verf. auf die praktische Benutzung gelegt: verschiedener Druck, Hände und Druckstriche dienen dazu, das Wichtigste hervorzuheben und dem Gedächtnis einzuprägen.

Die reichlichen, fast, wie uns dünken will, überreichlichen Beispiele sind gut gewählt und vermitteln ein ausgezeichnetes Englisch des alltäglichen Lebens. In den folgenden Auflagen

müßten allerdings die auf den Krieg bezüglichen Ausdrücke als nicht mehr zeitgemäß stark verringert werden.

Den Schlufs des Buches bilden zusammenhängende Übungsstücke, die in leichtflüssigem Englisch einen Überblick über die Geschichte Englands geben, sowie ein ausführliches alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Versehen, Druckfehler u. ä. sind mir in dem sorgfältig durchgearbeiteten Buche kaum aufgefallen. Einige Kleinigkeiten habe ich dem Verf. unmittelbar mitgeteilt.

Duisburg-Meiderich.

F. Wippermann.

### III. NEUE BÜCHER.

In Deutschland erschienen vom 1. Juli bis 1. Oktober 1919.

#### 3. Erziehungs- und Unterrichtswesen.

##### f. Unterrichtsorganisation.

- Kuhlmann** (Prof. Fritz), Aus der Folterkammer der deutschen Schule. Ein Notruf im Namen der deutschen Kinder an d. neuen Unterrichtsministerien. 16 s. München, Kellerer. M. 1.
- Richter** (Oberrealschul-Dir. Albr.), Die höhere Schule der Zukunft. 59 s. Frankfurt a/M., Diesterweg. M. 2.
- Trüper** (J.), Die freien Erziehungs- u. Bildungsanstalten nach ihrer ideellen u. wirtschaftl. Bedeutg. f. unser deutsches Volk der Gegenwart. 169 s. Langensalza, Beyer & S. M. 7 + 30 % T.
- dd) **Volkshochschulfrage** (Zur). Amtl. Schriftstücke. Hrsg. v. Ministerium f. Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung. 28 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1 + 10 % T.
- Jahrbuch**, Erstes, der deutschen Volkshochschulbewegung. Von Bruno Tanzmann. 216 s. Hellaue, Hakenkreuz-Verl. M. 8.
- Richtlinien** u. Vorschläge f. die Volkshochschularbeit. Stuttgarter Volkshochschulkurs Herbst 1918. 62 s. Stuttgart, Verl. d. evang. Volksbunds (durch Wallmann, Leipzig). M. 1,70.
- Koch** (Dr. Georg), Die deutsche Volkshochschulbewegung. Ihre Entstehung u. ihr gegenwärt. Stand. 23 s. Berlin-Steglitz, Evangel. Preisverband f. Deutschland. M. 0,60.
- Picht** (Dr. Werner), Die deutsche Volkshochschule der Zukunft. Eine Denkschrift. 34 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1,20 + 10 % T.
- Engelhardt** (Past. Emil), Die Volkshochschule in Deutschland. Kritik u. Aufbau. 131 s. Hamburg, Vogel. M. 4.
- Planck** (Stadtprf. Oskar), Das Bildungsideal der Volkshochschule. 43 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1,70 + 30 % T.
- Hoffmann** (Prof. Dr. A. H.), Die Volkshochschule u. d. geist. Grundlagen der Demokratie. 2. Aufl., neu bearb., d. dän. Volkshochschule. XVI, 143 s. Berlin, Parey. M. 5 + 10 % T.
- Kumpmann** (Karl), Volkshochschule u. Volksbildung im Rahmen d. deutschen Stadt. IV, 46 s. Tübingen, Mohr. M. 2 + 40 % T.

- Jahncke** (Gymn.-Oberl. Prof. Paul), Die Volkshochschule in mittelgroßen Städten. Eine volkswirtschaftl. pädagog. Betrachtung. 29 s. Celle, Schulzesche Bchh. M. 1.
- Holmann** (Dr. Walther), Die Volkshochschule, ihre Gesch., Aufgabe, Organisation unter bes. Berücksichtigg. d. Greifswalder Verhältnisse. 19 s. Greifswald, Bruncken & Co. M. 0,50.
- Pfannmüller** (Prof. Lic. Gust.), Die deutsche Volkshochschule, m. e. Anh.: Ein Volksbildungsheim in Darmstadt. 34 s. Darmstadt, Wilhelmineustr. 5. M. 0,40.
- Lietz** (Dr. Herm.), Das deutsche Volkshochschulheim. Warum und wie es werden muß. 66 u. 8 s. Langensalza, Beyer & S. M. 2,50 + 30 % T.
- Foerster** (Dr. Ernst), Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde u. d. Volkshochschulgedanke. 19 s. Hamburg, Freideutscher Jugendverlag. M. 1,20.
- Kleinicke** (Realschul-Oberl. Dr. A.), Ein Besuch in der dänischen Volkshochschule zu Vallekilde. 21 s. Langensalza, Beyer & S. M. 0,80 + 30 % T.
- Becker** (C. H.), Gedanken zur Hochschulreform. XI, 70 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2,50 + 10 % T.  
— Die neue Hochschule. (Die neue Welt.) Berlin, K. Siegismund. M. 6.
- Dittrich** (Prof. Dr. O.), Die neue Universität. Ein Reformplan. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2.
- Christoph Emeritus**: Hände weg v. d. Universitäten! Rede, nicht geh. im bad. Landtag am 4. VII. '19. Freiburg i/B., Speyer & Kaerner. M. 1,50.
- Mahrholz** (D. Werner), Die Wirklichkeit der Hochschule. Berlin, Furchel-Verl. M. 3,50.  
— Der Student u. d. Hochschule. Eine Einföhrung. in d. Hochschulleben. 104 s. Berlin, Furchel-Verl. M. 4, geb. 6.
- g) Lehrbücher für den englischen Unterricht.
- Krüger** (Dr. Gustav), Wiederholung der englischen Sprachlehre. Beispiele ohne Regeln. Für Schulen u. zur Vorbereitg. auf Prüfungen. 21 s. Dresden, Koch. M. 1.
- Brandenburg** (Handelshochsch.-Lekt. Ernst), Commercial Synonyms. Kleine engl. Handelssynonymik. IV, 216 s. Leipzig, Gloeckner. Hlwb. M. 6.
- Dick** (Töchtereschul-Lehr. Dr. E.), A New English Course. 2. Aufl. VIII, 160 s. Frankfurt a/M., Diesterweg, Pappbd. M. 5,60.
- Besant** (Walter) and **Rice** (James), 'T' was in Trafalgar's Bay. Hrsg. v. Prof. G. Opitz. VI, 162 s. Leipzig, Freytag. M. 2 + 30 % T. (Wörterbuch 80 s. M. 1,20 + 30 % T.)
- Grimm's Fairy Tales**. Selected and ed. with Notes and Glossary by Mittelschul-Lehr. Peter Kempf. IV, 63 u. 32 s. Frankfurt a/M., Diesterweg. M. 2, Wbch. 26 s. M. 0,60.
- Novel**, The English, of the 19th Century. I. Specimens of the social Novel. (Kingsley, Yeast, Sheehan, Corelli, Besant.) Für den Schulgebrauch erklärt v. Oberlehrerin Hedwig Brüning. 108 u. 18 s. Paderborn, Schöningh. Pappbd. M. 1,50 + 20 % T. Wbch. 59 s. M. 0,60 + 20 % T.
- Thackeray** (W. M.), The Rose and the Ring. Im Auszug hrsg. u. m. Anm. u. Wörterbuch vers. v. Reallehrer Dr. Adolf Wetzlar. Mit 10 Illustr. 88 u. 12 s. Paderborn, Schöningh. Pappbd. u. geh. M. 1,20 + 20 % T. Wbch. 32 s. M. 0,40 + 20 % T.

#### 4. Geschichte.

- Langenbeck** (Wilh.), Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jhd. bis auf unsere Tage. 3. Aufl. IV, 116 s. Leipzig, Teubner. M. 1,60 + 40 % T.; Pappbd. 1,90 + T.

- Lensch** (Prof. Dr. Paul), Die Demokratie in England. Vortrag. 20 s. Oldenburg, Stalling. M. 1,70.
- Arns** (Oberl. Dr. Karl), Der religiöse brit. Imperialismus. 80 s. Bochum, Kanalstr. 18. Westdeutsches Druck- u. Verl.-Haus Oschmann & Lau. M. 2,80.
- Konow** (Sten), Über die Bedeutung Indiens f. England. 79 s. Braunschweig, Westermann. M. 6.
- Hertz** (Dr. Frdr.), Die Entstehung des Weltkriegs. 56 s. Wien, Verl. Der Friede (dch. G. Brauns, Leipzig). M. 3,40.
- Hillebrandt** (Philipp), Das europäische Verhängnis. Die Politik der Großmächte, ihr Wesen u. ihre Folgen. XI, 324 s. Berlin, Paetel. M. 6, geb. 8,50.
- Deutschland schuldig?** Deutsches Weißbuch üb. d. Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges. VII, 208 s. Berlin, Heymann. M. 3.
- Is Germany guilty?** German White-book concerning the responsibility of the authors of the war. 1st and 2nd part. 65 u. 123 s. Berlin, Heymann. Je M. 2.
- Tönnies** (Ferd.), Die Schuldfrage. Rußlands Urheberschaft nach Zeugnissen aus d. J. 1914. 55 s. Berlin, Stilke. M. 1,50.
- Mobilmachung**, Die, Rußlands f. den Weltkrieg. Neue Urkunden zur Gesch. des Weltkriegs. Mit 5 Anlagen u. 2 Kartenskizzen. IV, 68 s. Berlin, Mittler & S. M. 2,80.
- Schwertfeger** (Bernh.), Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität. XVI, 191 s. Berlin, Engelmann. M. 7.
- Wissenschaft**, Die, der Neutralen u. die Schuldfragen des Weltkrieges. Deutsche Vorkämpfer für Wilson's Völkerbund. Von e. Schweizer. 8 s. München, Akad. Verl. M. 2.
- Materialien** betr. d. Friedensverhandlungen. 1. Tl. abgeschlossen am 21. V. '19. Amtl. Text. Der Notenkampf um d. Frieden in Versailles. Reden u. Noten. 1. Tl. Autor. Ausg. 43 s. Charlottenburg, Deutsche Verl.-Ges. M. 1,50.
- Kampf**, Der, um d. Rechtsfrieden. Die Urkunden d. Friedensverhandlungen. Vollst. Abdr. des Weißbuchs. Mit d. deutschen Gegenvorschlägen. 295 s. Berlin, Engelmann. M. 5.
- Gegenvorschläge**, Die, der deutschen Regierung z. d. Friedensbedingungen. Amtl. Textausg. 96 s. Berlin, R. Hobbing. M. 1,60.
- Ultimatum**, Das, der Entente. Die Mantelnote u. d. Antwort der Entente auf d. deutschen Gegenvorschläge. Franz. u. englische Ausg. Berlin, Engelmann. Je M. 3.  
(Engl. Ausg. 80 s. M. 3; franz. Ausg. 85 s. M. 3.)
- Dehn** (Paul), Was kostet uns der Friede von Versailles? 2500 Milliarden. 115 s. München, Lehmann. M. 1,50.
- Shaw** (Bernard), Winke zur Friedenskonferenz. 91 s. Berlin, S. Fischer. M. 1,50.
- Wilson** u. der Rechtsfriede. Authent. Aussprüche des amerik. Präsidenten. 31 s. Berlin, H. Rob. Engelmann. M. 0,50.
- Wilson**, Herrn Woodrow, Präsident der Vereinigten Staaten v. Amerika. (Denkschrift v. Prof. Paul Deussen, Prof. Rud. Eucken, Prof. Wilh. Ostwald, Prof. Hans Vaihinger, Geh. Ober-Reg.-R. Dr. Meyer.) 23 s. Lex. 8°. Berlin, Verlagsanst. f. Lit. u. Kunst. M. 1, auf gutem Papier 1,50.  
(Engl. Ausg. 24 s. M. 1 u. 1,50. Franz. Ausg. 21 s. M. 1 u. 1,50.)
- Philaethes**, President Wilson's Peace Program a 'Scrap of Paper'? 32 s. Berlin, H. R. Engelmann. M. 1,50.
- Wilhelm** (Rechtsanw. Dr.), Wilson. Das Schicksalsbuch Deutschlands u. der Welt. 142 s. Dresden, Ader & Borel. M. 3.

- Völkerbund** (Der), Ein Sammelbuch m. Arbeiten v. Viscount Grey, H. N. Brailsford, Léon Bourgeois, Graf Max Montgelas, M. Erzberger, Theodore Roosevelt, Howard Taft, Woodrow Wilson, Bundespräs. Calonder, Henri Lafontaine u. d. amerikan. Institut f. Völkerrecht. Hrsg. u. eingel. v. Alfred H. Fried. 130 s. Wien, Tal & Co. M. 6.
- Vorländer** (Karl), Kant u. der Gedanke des Völkerbundes. Mit e. Anhang: Kant u. Wilson. 85 s. Leipzig, Meiner. M. 3,60.
- Valentin** (Veit), Die 48er Demokratie u. der Völkerbundgedanke. 32 s. Berlin, Engelmann. M. 1,50.
- Auslandglossen** zum Völkerbund. 91 s. Hamburg, Dorendorf & Dresel. M. 4,50.
- Grey** (Viscount) [Sir Edward Grey], Der Völkerbund. Mit e. Vorw. v. Alt-Bundesr. Comtesse. 20 s. Zürich, O. Füßli. M. 0,40.
- Westarp** (Graf), Deutschland im Völkerbund. 41 s. Berlin (SW. 11 Bernburgerstr. 24), Deutschnationale Schriftenvertriebsstelle. M. 0,80.
- Grabowsky** (Adolf), Die Grundprobleme des Völkerbundes. III, 75 s. Berlin, Heymann. M. 3.
- Montgelas** (Graf Max), Beiträge zur Völkerbundfrage. 55 s. Leipzig, Der Neue-Geist-Verl. M. 1,50.
- Völkerbund-Entwurf**, Der neue, der Entente. Mit krit. Einleitg. v. A. Mendelssohn-Bartholdy. 26 s. Berlin, Engelmann. M. 0,90.
- Niemeyer** (Geh.-R. Dr. Th.), Der Völkerbundsentswurf d. deutschen Gesellschaft f. Völkerrecht. Vorschläge f. d. Organisation der Welt. 160 s. Berlin, Engelmann. M. 7,25.
- Max** (Prinz v. Baden), Völkerbund u. Rechtsfriede. Vortrag. 31 s. Berlin, Stilke. M. 0,75.
- Schäzel** (Walter), Völkerbund u. Gebietserwerb. 32 s. Berlin, Engelmann. M. 1,50.

## 5. Folklore.

- Förster** (C.), Aus der Sagen- u. Märchenwelt des Harzes. 2. Bd. Oberharz. 5. u. 6. Aufl. IV, 187 s. Quedlinburg, Schwanecke. Pappbd. M. 2,50.
- Wiener** (Oskar), Böhmisches Sagen. Aus alten Quellen geschöpft. VIII, 227 s. Warnsdorf, Strache. Pappbd. M. 9,50.

Leipzig.

Paul Lange.

[14. 2. 21.]

## I N H A L T.

	Seite
Ia. Schöffler, Beiträge zur mittenglischen Medizinliteratur (Sudhoff) . . . . .	25
Amos, Early Theories of Translation (Fischer) . . . . .	27
Ralli, Guide to Carlyle (Liljegren) . . . . .	30
Galsworthy, A Bit O'Love and other plays (Caro) . . . . .	32
Kassner, Englische Dichter (Hecht) . . . . .	36
Ib. Klaeber, Zu altengl. <i>andian ar(e)ndian</i> . . . . .	37
Klaeber, The first line of <i>Deor</i> . . . . .	38
II. Sallwürk, Die deutsche Einheitsschule und ihre pädagogische Bedeutung (Adami) . . . . .	40
Koch, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der englischen Sprache für Fortbildungs- und Fachschulen wie zum Selbststudium. Erster Teil: Elementarbuch (Caro) . . . . .	42
Mellin, Hauptschwierigkeiten der englischen Sprache. Sammlung von Beispielen zu den wichtigsten Regeln der Grammatik zum Selbststudium (Wippermann) . . . . .	44
III. Neue Bücher . . . . .	45

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber &amp; Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

49

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXII. Bd.

März 1921.

Nr. III.

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Mittelenglische Sprach- und Literaturproben.** Ersatz für Mätzners Altenglische Sprachproben. Mit **etymologischem Wörterbuch** zugleich für Chaucer. Herausgegeben von **A. Brandl** und **O. Zippel**. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1917. — XVIII u. 423 SS. Gr. 8°.

Da sich dies vortreffliche Hilfsmittel wohl längst in den Händen aller Interessenten befindet, halte ich ein genaueres Eingehen auf den Inhalt und die Art der Ausführung für überflüssig und gebe hier lieber eine Anzahl Besserungsvorschläge, die sich mir beim Durchstudieren des Buches ergeben haben. Mancherlei andere dringende Arbeiten hinderten mich leider an der Vollendung dieser Besprechung; ich lasse drucken, um die Geduld der Redaktion nicht länger auf die Probe zu stellen, was ich fertig habe, und verspare mir den Rest auf eine spätere Nummer.

**I. Chronicles.** 1. Lagamons Brnt. S. 2. V. 1 l. *agen* st. *agein* (= lat. *petere*). — S. 4. 42 l. *gon* st. *gou*. — V. 49 l. *al* (*a*) für. — V. 51 l. *wat* st. *what*. — V. 68 a ist mir dunkel. — V. 69 gehört *mi wæi* zum ersten Halbverse. — S. 10, 185 erg. *hi* vor *fluzen*. — S. 14, 257 erg. *alre* vor *kinge* (nach LB.). — S. 15, 284 l. *widre*. — S. 17, 319 erg. *mid* vor *hine*. — 2. Rob. of Gloucester. S. 18, 75 str. *pat* vor *Kenesie*. — V. 80 str. *And* vor *sir*. — V. 86 setze Komma nach *were*. — V. 99 erg. *hi* vor *ouȝ(e)*. — S. 19, 35 ist mir unverständlich. — S. 20, Z. 1 desgl. (*bar?*). — Z. 7 desgl. — 3. Rob. Mannyng. S. 22, 26 erg. *kinde* nach *what*. — V. 88 ist mir unklar. — S. 23, 41 l. *Germauge*. — V. 68 str. *Bretayne* vor *my*. — S. 24, 14084 erg. *him* vor *chese*. — V. 93 ist mir dunkel. — V. 95 erg. *þem* vor *was*. — V. 97 l. *sore* st. *more*. — V. 104 ist mir dunkel. —

S. 25. 51 l. *But sorewe-ful pouglt*. — S. 26, 64 ist mir dunkel. — **II. Romances.** 1. Horn Child. S. 32, V. 857 l. *stride* st. *ride*, das sinnlos ist. — S. 33. 886: was ist *held* hier? — 2. Havelok. Vgl. die zweite Auflage von 1910 und Koepfels Bemerkungen im Beiblatt 23. 294. — 3. Sir Tristrem. Vgl. dazu meinen Aufsatz in der Anglia 39, 373. — 4. Sir Gawayne. Vgl. E. M. Wright, Engl. Stud. 36, 209; Thomas, ib., 47. 311; Jackson, Anglia 37. 393; Napier, MLQ. 1897, 52; Foster, ib., 54; Knott, MLN. 1915. April; Napier, ib. 17, 170; Kittredge, Harvard Univ. 1916 (cf. Herr. Arch. 135. 466); Kullnicks Diss. Berlin 1902 (vgl. Engl. St. 47. 250); die Übersetzungen von Kirtlan, London 1912 (vgl. E. St. 47. 250) und Weston 1903; die Neuauflage von Gollancz, EETS. 1897—1912 (cf. Knott a. a. O.). Der Text beruht auf der Ausgabe von 1897. — V. 518 l. *waves* mit der Hs. — S. 59. 763 erg. *þe* vor *seyge*. — 777 l. mit Napier *gerde*: 'sporn' st. *gedere*. — 815 l. *þat* st. *þat* mit der Hs. — 858 Warum ist *Tuly* groß gedruckt? — 863. Die Bedeutung von *charge* fehlt im Glossar. — 868 l. *sander*? — 881. Die Allit. fordert *herde* = *hirede*, vgl. das Glossar unter *hired*. — 890. Was ist *felde* hier? — 893 l. *sarses so sleze* mit Napier. — S. 63, 954 str. das Komma nach *perlez*. 956 hat die Hs. *schedez* (nach Knott). — 967 l. *bayd* 'gebogen, rund' (von ae. *began*, *biegan* 'beugen', ne. dial. *bay*). Auf die Farbe der *buttoke* kommt es hier ja nicht an! — 984 l. *wayned* st. *wayned*. — 992 l. *knygt* st. *knyg* (Halbert). — S. 64. 1009 l. mit Napier *gef* st. *gel*. — 1051 l. *halde* 'holte' st. *hade*? — 65. 1067 erg. *were* nach *me*. — 1092 erg. *I wil* vor *be*. — 1100. Was heißt *ge leude*? — 66, 1112 gehört ein Fragezeichen hinter *beverage*. — 1114 l. *wilytel*? — 1119 tilge die Kommata nach *leude* und *torches*. — **III. Romants.** 1. Alisander. S. 67, Z. 3 erg. *þat* nach *houso*. — S. 70, 7986 erg. *us* vor *I*. — 7997 in l. l. *heom* st. *heora*. — 2. Barber's Bruce. S. 72, 516 l. *soveranté*, da *soverane bonuté* sinnlos ist und den Vers verdirbt. — 519 l. *nill* st. *will* *nocht*. — 521 erg. *þat* nach *gahen*. — 522 erg. *a* nach *ilke*. — S. 73, 163 erg. *as* vor *for*. — 204 str. *thai*. — S. 74, 283 l. *laverd* st. *lord*. — 286 l. *rich[ē]ly*. — 3. Mort Arthur (allit.). Die Überschrift paßt nicht zu dem Stück aus *Andrew's of Wyntoun Chronik*. V. 4276 l. *Henaerd*. — V. 4277. Was ist *Swee*? l. *Sweyrik* 'Schweden' (nischwed. *Swerige*) st. *Sweyryk*. — 4309 str. *frere*. — 4341 f. sind mir unklar. — S. 76: Arthur's Death. Vgl. dazu Björkmans Ausgabe, Heidelberg 1915. — S. 80. 4. Mort Arthur. V. 2941 l. *quito*. — 2946 l. *was to hem librought*. — 2950 str. *treson*. — 2960 l. *he wolde*. — 2980 erg. *full* vor *assente*. — S. 81, 3361 str. *he* and *a*. — 3368 erg. *ispente*. — 3377 erg. *Brut* nach *Aud* und l. in *Bretayne made*. — 3394 erg. *floste*. — 3397 erg. *full* vor *sore*. — 3405 erg. *to* vor *welb*. — S. 82, 3446 l. *hyu tornyd*. — 3450 l. (*nito*, vgl. 3458. — 3452 l. *or* st. *ou*. — 3456 f sind mir unklar. — 3463 erg. *þat* nach *yif*. — 3474 l. *it* st. *the scauberke*. — 3479 erg. *right* vor *nouglt*. — 3482 erg. *full* vor *sely*. — 3485 desgl. vor *sone*. — 3487 l. *good(e)*. — 3488 erg. *did* vor *hyt*. — 3489 erg. *þat* nach *what*. — 3506 erg. *full* vor *wo*. — S. 83, 3510 erg. *he* nach *knyglt*. — 3521 erg. *on* vor *holltys*. — 3523 erg. *full* vor *sore*. — 3545 str. *that* und *these*. — **IV. Sacred Poetry.** 1. Ormulum. V. 3 l. *þridde*. — S. 89. 2. Genesis and Exodus. Vgl. dazu meine Bemerkungen Herr. Arch.



107, 386 ff. und die daselbst aufgeführte Literatur. Danach ist zu bessern: V. 3 l. *biloken* oder erg. *wid skil* nach *him* (vgl. V. 193). — V. 12 setze *sal* vor *lesten*. — V. 33 erg. *do* vor *wurdinge*. — V. 53 l. *bad*. — V. 66 tilge *dis*. — V. 73 bleibt mir dunkel. — V. 78 l. *dis* statt *his*. — V. 96 l. *bent* st. *sent*? — V. 108 erg. *ben* *oe* vor *dor*. — V. 109 l. *is* st. *so*? — V. 125 l. *gaude* 'versprochen'. — V. 133 erg. *so* nach *dai* (vgl. V. 168). — V. 132 l. *sterres* st. *ile sterre*. — V. 136 erg. *dat* vor *al*. — V. 140 streiche *dat*. — V. 154 str. *is*. — V. 167 erg. *on* st. *cam*? — V. 177 l. *loar(e)*. — V. 182 l. *dat* st. *don*. — V. 197 l. *og* st. *oe*. — V. 206 l. *an(d)*. — V. 246 erg. *and* vor *after*. — V. 247 l. *seuen(ge)*. — V. 249 f. vertausche die Reimwörter! — V. 255 l. *on rode quold*. — 3. South English Legendary. V. 231 l. *peruppe*. — 4. Birth of Jesus. S. 98. V. 564 l. *hele-wou*. — 5. Metrical Homilies. V. 3 l. *Thoru*. — V. 21 erg. *wil* vor *l*. — V. 41 l. *gêrd*. — V. 56 l. *was* st. *war*. — V. 61 l. *unto*. — V. 77 erg. *that* vor *Mari*. — V. 84 setze *be* nach *sulde*. — V. 88 l. *saqh*. — V. 90 streiche *a*. — V. 97 erg. *Jesu* vor *Crist*. — V. 105 str. *And*. — V. 117 str. *many*. — V. 136 l. *hegh*. — V. 153 setze ein ? st. Komma. — V. 157 gehören Kommata hinter *A* und *enry*. — V. 158 l. *garn* 'eifrig' st. *gurn*; *athe* ist = *at*. — V. 170 l. *uwer ma*. — V. 184 l. *stade* = aisl. *staddr*. — V. 245 l. *mannës*. — Im lat. Orig. Z. 3 v. n. l. *pertraverunt*. — V. 263 l. *passes*. — V. 285 l. *persay cejd*; die Erklärung (= *perced*) ist unmöglich. — V. 286 stelle *askyd* vor *this*. — V. 288 str. *And* und l. *Au* st. *A*. — V. 339 str. *a* vor *mun*. — 6. Will. of Shoreham: Five Joys. V. 77 l. mit Konrath (Ann.) *aret* 'erfreut'. — V. 84 l. *as* mit *K*. — V. 120 erg. *hit* mit *K*. vor *dyte*. — V. 225 l. *seye*, da der Vers sonst zu lang ist. — V. 232 l. *amyd*. — V. 235 erg. *po* vor *answerde*. — Zu V. 257 vgl. Konraths Ann. — V. 261 n. 279 l. *An*. — V. 297 str. *Ne*. — V. 301 str. *pe* mit *K*. — V. 304 l. *doller*. — 7. Christmas Carol. V. 9 l. *lyus*. — V. 11. Was ist of *ey*? — V. 66 am Ende erg. *rise*. — V. Fabliaux. 1. Vox and Wolf. V. 6 n. 80 erg. *for* vor *to*. — V. 19 l. *tobroke*. — V. 30 erg. *ber* vor *sat*. — V. 87 str. *wel*. — V. 183 ist zu kurz. — V. 202 erg. *al* vor *pe*. — V. 212 erg. *ofte* vor *mid*. — V. 229 erg. *nou* vor *wat*. — V. 264 l. *inne* st. *ime*. — V. 265 setze Komma hinter *-song*. — V. 266 erg. *hem* nach *wes*. — 2. Dame Siriz. Vgl. meine Bemerkungen im Beiblatt 29, 284 ff. — VI. Love Poetry. 1. Owl and Nightingale. Vgl. dazu Angl. Beibl. 30, 242 ff. — 2. Blow, Northerne Wynd! Vgl. dazu E. St. 2, 504; 17, 299. — V. 17 l. *breme*. — V. 32 erg. *is* vor *as*. — 3. Love Song. V. 15 l. *longinges* oder *lykinges*. — V. 28 l. *a-chese*. — V. 30 erg. *Worthi*. — VII. Political Poetry. 4. Song of the Husbandman. Vgl. E. St. 2, 502 n. 17, 297. — V. 17 l. *wo* mit der Hs. und setze Komma dahinter, statt davor! — V. 20 str. das ". — V. 21 l. *forj-swore*. — V. 24 erg. *bi* nach *pore*. — V. 28 l. *is* st. *hap*. — V. 35 l. *halle*. — V. 72 l. *so* st. *to*. — VIII. Elegiac. 2. The Minstrel's Farewell. V. 57 erg. *ze* vor *gode*. — V. 58 erg. *bope* vor *zonge*. — IX. Didactic Poetry. 2. Rob. Mannyng, The Sacrilegious Carollers. Vgl. dazu S. 254. — V. 9044 erg. *us* nach *As*. — V. 9052 l. *Gerlew* st. *Grystly*, vgl. V. 9042. — V. 9088 l. *ech* st. *euery*. — V. 9108. *haunche* gibt hier keinen Sinn, l. *maunche* 'Ärael'? — V. 9114 l. *saued*. — V. 9115 l. *i-sene*. — V. 9136 l. *ech* st.

*every*. — V. 9144 l. *des*. — V. 9145 erg. *no* vor *drynke*. — V. 9149 erg. *of* vor *frost* u. *hayle*. — V. 9176 l. *wanne* st. *woned*. — V. 9204 l. *ye(t)to*. — V. 9216 str. *So efte*. — V. 9233 str. *seynt*. — 3. Richard Rolle, Creation. V. 4 l. *myghtes*. — **X. Longer Political Poems.** 2. On the Times. V. 73 l. *ye(t)to*. — V. 107 ist *to merci* schwerlich richtig, l. *bi Mary?* — V. 114 *ahni!*: l. *mid* oder *and?* — V. 127 str. *of* und erg. *riht* oder *miht* vor *an*. Sonst ist auch der Vers zu kurz. — V. 135 erg. *mai* vor *take*. — S. 184. 138. Das Metrum verlangt Einfügung von *it* vor *al*. — V. 153 ergänze *pat* nach *wan*. — V. 185. Das Verbum *misanter* fehlt im Glossar. — V. 190 ergänze *hope thou* vor *uppon*. — V. 192 ergänze *to* vor *broper*. — **XI.** 1. De clerico et puella. V. 9 streiche *herberg* und das Komma hinter *clerk*. — V. 11 ergänze *ful stille* am Versende. — 2. York Mysteries. a) Journey to Bethlehem. Vgl. dazu Kölbing, Engl. Stud. 20, 179 ff. und meine Bemerkungen ib. 41, 380 ff. und Angl. 21, 443 ff. — V. 14 l. *by* st. *helde us with*. — V. 36 steht *here* wohl für *ful*, da *here* auch V. 37 steht. — V. 64 str. *sympill*. — V. 65 erg. *do* nach *I*. — V. 67 str. das Semikolon. — V. 68 l. *pe* st. *pi*. — V. 71 erg. *God* nach *Lord* (vgl. V. 78). — V. 87 str. *O Marie*. — V. 105 l. *Whome he gau meue*. — V. 111 erg. *God* nach *lord* und l. *lener* 'Verleiher' st. *lerner*. — V. 119 l. *twene bestis two*. — V. 122, 134 u. 136 str. *O*. — V. 138 str. *and prechil*. — V. 140 l. *twene*. — V. 145 str. *allwey*. — V. 146 str. *and* oder *lord* (vgl. 151). — V. 147 str. *all myn*. — V. 153 erg. *lord* nach *blissing*. — V. 154 str. *pou* und *all*. — b) The Angels and the Shepherds. V. 8 l. *doune descende*. — V. 9 l. *to take* st. *And to make* (sinnlos). — V. 14 l. *we* st. *me*. — V. 21 erg. *as* vor *I*. — V. 28 schliesse *bretheren* in Kommata. — V. 28 *wight* st. *light*. — V. 29 str. *made*. — V. 33 str. *brether*. — V. 40 erg. *ful* vor *riht*. — V. 46 l. *este*. — V. 53 str. *a*. — V. 54 str. *no*. — V. 55 l. mit L. T. Smith *wete* st. *fynde*. — V. 56 schlägt Kölbing *without wough* st. *us emang* vor. — V. 63 stelle um: *late see*, *halde on!* — V. 70 l. *But* st. *For*. — V. 74 l. *prophets* st. *prophicie*. — V. 84 erg. *both* vor *myrthe*. — V. 103 l. *a haven-broche*, *boy*. — V. 107 ist überflüssig. — V. 108 str. *pou*. — V. 120 erg. *full* vor *dere*. — V. 124 str. *pat*. — V. 128. erg. *now* vor *pou*. — V. 129 l. *pe* st. *us*. Leider ist die interessante Veröffentlichung Skeats, Acad. Nr. 922 f. nicht erwähnt. — **XII. Prose.** 4. Dan Michel, Ayenbite. S. 237, Z. 1 setze Komma st. Punkt nach *wybinne*. — Z. 9 setze Komma nach *caren*. — Z. 19—21: vgl. Konrath, E. St. 12, 460 zur Stelle. — S. 238, Z. 27 str. Komma nach *comynde*. — Z. 36 erg. *hi* vor *po*. — Z. 38 l. *zayp*. — Z. 52 l. *uor* st. *nor*. — S. 239, Z. 74 erg. *spekeþ* nach *dyape*. — Z. 79 erg. *þet* nach *trinyte*. — Z. 82. *rolnesse* setzt ein lat. *plenitudo* st. *pulchritudo* voraus! — Z. 84 setze Komma nach *zyenne*. — Z. 86 erg. *and* vor *berore*. — S. 240, Z. 91 tilge Komma nach *zone*. — Z. 96 erg. *uc mai* nach *man*. — Z. 98 setze Komma nach *onder-vyuge*. — Z. 99 desgl. nach *zittude*. — Z. 100 erg. *to demen* nach *preste*. — Z. 107 l. *wyboutte*. — Z. 109 desgl. — Z. 114 tilge *huyche* nach *melodyu*. — S. 241, Z. 126 f. l. *wyboutte*. — Z. 145 erg. *wordl* nach *wordles*. — S. 242, Z. 160 l. *pou* st. *pe*. — Z. 162 tilge ein *þus*. — 6. John Wycliffe. S. 245, Z. 25 erg. *of* vor *þe hous*. — Z. 39 erg. *þe* vor *breeþ*. — S. 247, Z. 143 tilge das Komma nach *þees*. — 7. Petition from the Folk of

Mercerye. S. 248, Z. 31 l. *unpreceable*. — Z. 49 setze Komma nach *disproved*. — S. 249, Z. 88 l. *hath*. — Z. 92 l. *grace*. — Appendix. Malory, *Morte d'Arthur*. — *Arthur's Death*. S. 250, Z. 10 erg. *and* nach *wode*. — S. 251, Z. 61 l. *awoke*. — S. 252, Z. 74 erg. *I* vor *bryuge*. — Z. 94 erg. *with* vor *myu*. — Latin Source of Rob. Mannyng's Tale. S. 254, Z. 2 l. *Colebeca*. — Z. 5 l. *Meinoldus*. Vgl. hierzu Ed. Schröder, Zeitschr. für Kirchengesch. XVII, 94 ff. — Zum Glossar habe ich folgendes zu bemerken: *abaced* zu afrz. *esbaubi* zu stellen, verbietet doch die Form; am nächsten liegt frz. *baver* 'geifern', doch dann macht die Bedeutung 'erstaunt, bestürzt' Schwierigkeiten. — *adde*: l. an. *odlask*. — Zu *uete* l. aisl. *ägæta*. — Es fehlt *alepy* = *alpy*. — *alnil* steht wohl für *amil* = aisl. *á milli*. — Unter *amausiny* fehlt eine Verweisung auf *amonsie* und umgekehrt. — *apprece* und *approce* gehören doch zusammen! — Zu *arette* vgl. ne. *rate*. — Die Herleitung von *a-squint* von nl. *schuinte* scheint mir doch höchst höchst unsicher. — *athe* 107, 158 ist wohl nur = *at* (die skand. Konjunktion). — *athet*: l. ae. *op-pæt* mit kurzem *o*. Woher sollte auch die Länge kommen? — 266 erg. *bee* = *beigh*. — Gehört *bene* 'glänzend' nicht zu unserm *bohen*, nl. *boenen*? — *biker* hat mit ae. *becca* schwerlich etwas zu tun. — *bicolme*: l. *bicolne*. — Kann *blag* zu ae. *blac* gehören? — *blisue*: l. an. *blys* N. — *boy* stammt nach Zapitza von ae. *Boia*. — *boistous* kann doch nicht von norw. *boista* stammen! — Unter *bole* fehlt *bole* 2 'Baumstamm' (aisl. *bolr*). — Es fehlt *borelich* (S. 59, 766). — *burly* stammt eher von ae. *burtic*. — Schwed. *känger* unter *kaggerlegg* verstehe ich nicht; es heißt doch schwed. *kärtek*. — *kaisere* ist eher aisl. Lehnwort, als ahd. — Erg. *caraing* = *carvine*. — Kann *chough* zu ahd. *chaha* (l. *caha*) und ae. *céo* gehören? — *comly*: l. ae. *cymlic*. — Gehört *crithe* zu ae. *cradol*? — *daf*: was ist mnl. *d(e) affe*? Doch nicht 'der Affe'? Das heißt ja *de ape*! — *darie* kann nicht zu ae. *deorc* gehören. — Erg. *dem* = *dim*. — Erg. *derely* 'freundlich' (60, 817). — *digge* ist zunächst franz. — Unter *dirige* fehlt eine Erklärung (Anfang von Ps. V, 8). — *düllidoune* hat mit ae. *déorling* gewiß nichts zu tun, sondern ist = ne. *dildo* 1 im NED., wo es seit 1610 belegt ist. — *dul* und *dual*: was ist ae. *dual*? — *droune*: mdän. *droune* kenne ich nicht. — *durring*: l. ME. *dar*. — *ech* beruht doch auf ae. *ælc*. — *enderday* gehört eher zu aisl. *endr*. — Zu *erje* vgl. *orf*. — *erk* gehört kaum zu ae. *tergho*. — Unter *frist* fehlt 'Frist' 58, 1 (s. *frist*). — desgl. *fische* = *fiche*. — *forouth* ist = *forwith*! — Unter *fat* fehlt ~ *holde* 24, 24. — *frakel* ist wohl durch Einfluß von *pikel* und *swikel* aus ae. *fracop* entstanden. — Es fehlt *garn* 107, 158. — *gat-tothed* gehört eher zu aisl. *gat* 'Loch, Lücke' und bedeutet 'mit Zahnlücken'. — *girde* 'schlage' gehört nach Björkman zu ae. *gyrdan* 'gürten', 'mit dem Gürtel schlagen'. — *glize* ist = aisl. *glia*. — Zu *grece* 'Dickicht' vgl. *grove*. — S. 320 fehlt *hathel* 'Edelmann'. — *hele*: ~ *wou* bedeutet 'Querwand'. — *heme* O. & N. 1115 l. *hene* = ae. *hæne*. — *ime*: l. *ime*. — *lady*: l. ae. *hlæfdige*. — S. 332 fehlt *laute* = *lealte*. — *lazar* kommt eher von *St. Nazar*. — *lemer*: l. *leuer* 'Verleiber'. — *lyft* ist ae. *lyft*. — *may* 'Mädchen' ist entweder ae. *mæg* oder aisl. *mær*, Gen. *meyjar*, dän. schwed. *mö*, got. *maui*. — *morder* gehört zu afrz. *mordre*. — *mottelee* kommt von afrz. *mostelé* < mlat. *mustelātus*. — *niggard* gehört kaum zu aisl. *huugga*.

— Zu *nimel* vgl. ae. *nāmel* < \**naimil*. — *nokke* ist = schwed. *nock(a)*. — S. 351 fehlt *oonde* 'atmen' 205, 132. — S. 359 fehlt *poor* = *pouer*. — *risc* in Sir Tristrem ist = aisl. *hrís*, vgl. Anglia 39, 373. — *rodde* 'Stange': stammt die Kürze aus *rode-treo* (vgl. ne. *holiday*)? — Zu *saf* vgl. *sauf*. — Beruhit *scole* auf ae. *scól* oder *scola*? — *sel* 2 ist auch Adjektiv (Laſ.). — *shoute* stellt sich zu schwed. *huta*. — *smoterliche* hat kaum etwas mit ae. *smitta* zu tun. — *sole*: l. ae. *sōlige* (vgl. westf. *saul* 'schmutzig' mit *au* < *o*). — *spon*: l. aisl. *spoun*. — *spray* gehört kaum zu ae. *sprac*. — *stalke* 1 und *stalc* 2: ae. *stal* 'Pflock' l. *staba*. — *stalworth*: l. ae. *stāwrierpe*. — *steke*: l. nhd. *stecke* st. *steche*. — *stot*: l. aisl. *stōð*. — Gehört *swap* zu ae. *swāpe*? — *swepe* gehört zu aschwed. *scepa*. — *table* 60, 789 bedeutet nach E. St. 36, 223 'coping'. — Zu *tadde* vgl. *tode*. — *taric*: gehört dies zu ae. *terge*? — *tente* (Verb) S. 64, 1018 f. fehlt. — *thriste*: l. ais. *þrįsta*. — Zu *trappe*, ne. *trappings*, vgl. vielmehr span. *trapo* < mlat. *trappus* 'Tuch'. — *treice*: das ae. Verb ist als *trawian* mit Kürze) anzusetzen, wie die Metrik lehrt. — *trochel* bedeutet nach E. St. 36, 225 'mit Türnchen versehen'. — *uch, uich* hat wohl dieselbe Bedeutung wie *ech*, aber nicht denselben Ursprung, es geht wohl auf ae. *gchwęle* zurück. — *wai* (unter *wā*) ist das ais. *vei*. — *wantrokkinge* bedeutet 'Verzweiflung', vgl. Konrath. E. St. 12, 461 zur Stelle. — *weice*: die Bedeutungen passen nicht für S. 24, 41. — *welawinne* dürfte ein ae. *wel on wyne* sein. — *werre*: es fehlt der Ausdruck *withouten* ~. — *whether*: vgl. auch ae. *hwęper*. Was soll 'weight' unter *wight* 2 bedeuten? — Zu *wirw* vgl. *worm*. — *wō*: *wōisith* enthält doch ais. *vei*. — *wor* (unter *wōpe*) ist nicht ais. *vār*, sondern *vār*.

Das Verbum *wraththe* ist vom Subst. ae. *wraþþo* abgeleitet. Gehört *wraw* zu schwed. *wrå*? — Bei *wute* fehlt ein Verweis auf *wita*. — *yorkic* bedeutet S. 60, 820 'öffnen'. — *gemac*: das fries. Wort heißt *ga*. — S. 420 fehlt *ȝolȝe* 'gelb' 63, 951 (= *yellow*).

(Fortsetzung folgt.)

Kiel.

F. Holthausen.

**Danish Ballads**, translated by E. M. Smith-Dampier. Cambridge, University Press, 1920. 167 S. Preis geb. 6 s. 6 d.

Mit Vergnügen wird der Anglist, auch wenn er in skandinavischen Dingen weniger bewandert ist, das vorliegende schmucke Bändchen zur Hand nehmen. Die Verfasserin, die sich der persönlichen Unterstützung Axel Öhriks und seiner literarischen Testamentsvollstrecker zu erfreuen hatte, hat es mit Geschick verstanden, die dänischen *Folkeviser* (nach Öhriks Fassung) in geschmackvolle, für mein Gefühl weder zu sehr altertümliche noch zu sehr modernisierende englische Balladenstrophen zu übertragen. Ein kurzes Vorwort unterrichtet über die Geschichte der dänischen Ballade im allgemeinen; außerdem ist jeder einzelnen Ballade oder Balladengruppe, die in vier Hauptabteilungen (*Historical*, *Legendary*, *Mis-*

*cellanous Ballads, Ballads of Magic*) gegliedert sind, eine knappe Einleitung vorangeschickt, welche die zugrunde liegenden historischen Verhältnisse schildert, den Ursprung der besungenen Sage erklärt oder auch Vergleiche mit früheren Fassungen zieht.

Würzburg.

W. Fischer.

**Albert Keiser. The Influence of Christianity on the Vocabulary of Old English Poetry.**

A. u. d. T.: **University of Illinois Studies in Language and Literature**, V, 1 u. 2 (Feb. u. Mai 1919). Published by the University of Illinois, Urbana. 88 u. 67 S. Je 75 cents.

Was Raumer und Weinhold vor laugen Jahren für das Althochdeutsche und Gotische und später B. Kahle für das Nordische getan haben, tut Keiser für die altenglische Dichtung. 1902 hat MacGillivray diesen Weg schon beschritten, seine Schrift bleibt aber Bruchstück.

Nach einer Einleitung, die gut in die geschichtliche Seite der Frage einführt, werden die ungefähr so sich stets wieder von selbst ergebenden Abschnitte behandelt: Division of the Human Race; The Departed Members of the Church; Ecclesiastical Offices; Church Buildings; Festival and Holy Seasons; The Spiritual Side of the Church; The Deity; The World, Angels, and Devils; Sin; Faith, Conversion, Penance; Christian Virtues, Qualities, and Good Works; The Future Life.

Keiser hat sich zu knapper, präziser Formulierung gezwungen und so den Hauptfehler MacGillivrays vermieden. Wohl tut es dem Leser, daß trotz der Knappheit das Buch Wörter, Sachen und Verhältnisse in einzig förderndem, angenehmem Nebeneinander zeigt. Alles wünschenswerte frühchristlich Theologische bis in hebräische Ursprünge hinauf wird beigebracht. Die etymologischen Ausführungen kennzeichnen sich dadurch, daß sie Hypothetisches nicht, aber auch Neues kaum bringen. Auf S. 132—7 sind die nur in poetischen Texten vorkommenden rein religiösen ae. Wörter, auf S. 138 f. die einschlägigen Lehnwörter und hybriden Bildungen aufgeführt. Ein sieben Seiten lauges Register macht den behandelten Wortschatz voll gebrauchsfertig. Das Buch ist also, wenn es auch keine neuen Wege weist, von Nutzen.

Leipzig.

Herbert Schöffler.

Kurt Schröder. *Platonismus in der Englischen Renaissance vor und bei Thomas Eliot, nebst Neudruck von Eliots „Disputacion Platonike“, 1533.*

A. u. d. T.: *Palaestra LXXXIII.* 1920. Berlin, Mayer & Müller. X + 153 + 106\* S.

Das Werk zerfällt in zehn Teile, deren letzten der Neudruck bildet. Die ersten neun gehen allen auffindbaren Einwirkungen Platos auf John Colet, Erasmus, Thomas More, Thomas Starkey, Thomas Eliot, Roger Ascham, Campion und Mulcaster nach und geben schliesslich eine Darstellung des Modeplatonismus der späten Tudorzeit, als dessen Quelle die Übersetzung des Cortegiano durch Sir Thomas Hoby zu bezeichnen ist.

In den ersten Kapiteln fesseln am meisten die Hinweise auf die Durchtränkung der theologischen Ansichten durch den aufkommenden Platonismus. Man sieht bei dem über Erasmus, More und besonders Colet Gesagten, wie vom neuen Weine alte Schläuche platzen. Sodann gibt das Buch in seinen einfachen, klaren Nachweisen genügend Andeutungen, wie sich aus dem Platonismus heraus die Bedingungen zu bilden beginnen, auf deren Grunde dann im 17. Jahrh. die Keime des Deismus und der Aufklärung sprießen werden.

Eliot wird am genauesten behandelt, da bei ihm die Ideenlehre Platos zum ersten Male in der englischen Entwicklung rein, ohne neuplatonisches oder scholastisches Beiwerk auftritt. Was *The Governour*, die Erziehungsschrift aus dem Jahre 1531, an Platonischem bringt, macht einen beträchtlichen Teil des für die Geschichte der englischen Pädagogik wichtigen Büchleins aus. Das Werk *Of the knowledge which maketh a wise man*, das Eliot selbst *A disputacion Platonike* nennt, wird genau analysiert und dann vollständig (seit 1564 zum ersten Male) nach der Erstausgabe von 1533 abgedruckt. Sie ist das den Einfluß Platos am stärksten aufweisende Denkmal aus dem England des 16. Jahrh.

Aufserordentlich zu bedauern ist, daß Gascoigne, Greene, Spenser und Lily, die unter das Thema fallen, nicht mit behandelt worden sind. Der Verfasser ist vor sieben Jahren vor dem Feinde gefallen und hat das Material in teilweise nicht druckfertigen Zustande hinterlassen.

Eine grundsätzliche Bemerkung drängt sich auf: Lebhaft zu begrüßen sind derartige Arbeiten über geistige Bestrebungen der vor- und der frühelizabethanischen Zeit. Über wenige Perioden der englischen Entwicklung lesen wir weniger Umfassendes als über diese. Die intimere Kenntnis des geistesgeschichtlichen Verlaufs gerade jener Jahrzehnte ist aber doppelt notwendig. Plötzlich schießen die Moleküle zusammen und werden zum Kristall des Elisabethanertums. Weil wir die Vorbedingungen nicht eindringlich genug kennen, behauptet sich gerade hier noch so manche nicht sehr wahrscheinliche, völlig singular sehende Darstellung, die gar nicht hätte aufkommen können, wenn uns die allgemeine geistige Haltung jener Jahrzehnte bekannt wäre. Ich erinnere nur an eine Zeiterscheinung wie den Euphuismus und das, was darüber geschrieben worden ist.

Leipzig.

Herbert Schöffler.

**Bernard Shaw in seinen dramatischen Werken.** Einführungsvortrag zu der Aufführung von „der Arzt am Scheidewege“ im Stadttheater zu Würzburg am 12. Oktober 1920, gehalten von **Walther Fischer**. 1920. Verlagsdruckerei Würzburg.

A. u. d. T.: **Theaterkultur. Volkstümliche Vorträge.** Herausgegeben von Universitätsprofessor **Dr. Walther Küchler**. 4.

Fischers Schrift gibt sich bescheiden als Einführungsvortrag zu einem Shawschen Drama, bietet aber weit mehr, in nuce eine Charakteristik des Dichters und seines Werkes. Daß wir im zweiten Teile, Kap. V—VIII, eine gute Analyse des Dramas „der Arzt am Scheidewege“ finden, und Fragen, die dieses Stück aufwirft, in feiner Weise beantwortet werden, ist bei Fischer, dessen Habilitationsschrift wir hier (Jahrgang 1919 S. 22) anzeigten, selbstverständlich. Den Vorzug der Abhandlung sehe ich aber im ersten Teile, der, wie gesagt, zugleich eine Einführung zum ganzen Shaw ist, auch, und nicht zum wenigsten, in seine Technik. Daß „er (sc. Shaw) predigt, redet, ja in unsere Ohren schreit“ (S. 15), ist nur zu wahr. Aber der Dichter weiß es selbst und ironisiert sich am Schluss von *Man and Superman* in Ann's Worten: *Go on talking*. Nicht beipflichten möchte ich Fischer, wenn er diese Technik verteidigt. Mögen auch die Einschlebsel bei der „Lektüre“

willkommen sein, so muß man doch bedenken, daß ein Drama aufs Theater gehört und Handlungen darstellen soll, und auf der Bühne stören die vielen Reden eben. Die sogenannten Lese- oder Buchdramen stehen in keinem hohen Ruf.

Die wichtigsten Dramen werden berührt und in wenigen Strichen trefflich skizziert. John Bull's Other Island, ein sehr bemerkenswertes Drama, hätte vielleicht auch gestreift werden können. Der praktische Broadbent ist ein Beweis für Fischers Behauptung (S. 4), daß „Shaw zu einem guten Teil zum echten Engländer geworden ist“. Zur Erhärtung des Satzes, daß Shaw „ein ausgesprochener Feind der Theorie von der Kunst um der Kunst willen ist“ (S. 6), kann man des Dichters eigenes Bekenntnis anführen; in der Vorrede zum Pygmalion stellt er die Kunst geradezu in den Dienst der Didaktik und prägt in seiner bisweilen übertriebenen Art das Wort: *Art should never be anything else.*

Außer dem Ibsenbrevier (S. 9) möchte ich auf die *Dramatic Opinions and Essays* (New York 1907) hinweisen, eine wahre Fundgrube für die Kenntnis von Shaws Ansichten über literarische Kritik, und auf das kleine, aber wertvolle Buch *The Sanity of Art* (London 1908). Hier offenbart uns Shaw, was er von dem „moralischen Windbeutel“ (S. 27), dem Maler Dubedat, hält. Ich erlaube mir, die wichtige Stelle teilweise anzuführen: *In my last play, the Doctor's Dilemma, I recognized this by dramatizing a rascally genius, with the disquieting result that several highly intelligent and sensitive persons passionately defended him, on the ground, apparently, that high artistic faculty and an ardent artistic imagination entitle a man to be recklessly dishonest about money and recklessly selfish about women just as kingship in an African tribe entitles a man to kill whom he pleases on the most trifling provocation. I know no harder practical question than how much selfishness one ought to stand from a gifted person for the sake of his gifts or on the chance of his being right in the long run . . . . Fortunately what actually happens is that your geniuses are for the most part keeping step and marking time with the rest, an occasional stumble forward being the utmost they can accomplish, often visibly against their own notion of propriety. The greatest possible difference in conduct between a genius and his contemporaries is so small that it is*



*always difficult to persuade the people who are in daily contact with the gifted one that he is anybody in particular* (S. 11 f.).

Neben Bach, Mozart, Wagner (S. 28) vermisste ich Beethoven, den Shaw als einen der größten Geister aller Zeiten verehrt.

Ein Druckfehler in der Aufzählung der Werke ist: *Androchus and the Lion*. Das englische Original hat *Androcles*. Das u stammt vom Übersetzer; weshalb dieser den Namen des Märtyrers geändert hat, ist mir unbekannt.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

**Karl Heinemann, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur.** Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1920. 2 Bde., geh. je M. 7.

Der bekannte und geschätzte Literaturhistoriker hat zu der von O. Immisch herausgegebenen Sammlung „Das Erbe der Alten, Schriften über Wesen und Wirkung der Antike“ einen neuen, durch den Krieg im Erscheinen verzögerten Beitrag geliefert. Seit das Gymnasium, als eines der notwendigsten Werkzeuge des Humanismus, angegriffen wird, haben sich die Bemühungen, den Humanismus als unentbehrliches Gut unsrer Kultur zu erweisen und zu verteidigen, verstärkt. Viele wertvolle Arbeiten treten als Nothelfer im Streite auf, zuletzt eine Reihe von Skizzen, die unter dem Titel „Vom Altertume zur Gegenwart“ die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten darstellen. Schon dieses Buch ist eingestellt auf eine wesentlich verschärfte Kampfeslage. Zwar war der im Gefolge der Krisis unsres Volkes auftretende soziale Reformwille im Erziehungswesen von der Frage nach Kulturinhalten bisher nicht beschwert. Da aber die Organisationsformen, auf die er abzielt, nicht unabhängig von Bildungsidealen bleiben können, wird eine scharfe Auseinandersetzung die notwendige Folge sein. Der Humanismus, als eines dieser Bildungsideale, wird in diesem Kampfe umso schärfere Waffen führen, je klarer er sich als notwendiges Element des deutschen Geistes erweist, je mehr er hinter Tradition und Erscheinung Wesen und Symbol zu finden weiß. Die Kräfte, die durch das Eindringen und die Rezeption der Antike geweckt und fruchtbar geworden sind, müssen dargestellt werden.

Sie sind verschieden bei den romanischen und germanischen Völkern. Die Geschichte der Aufnahme der Antike, soweit darunter die Ordnung der Zeugnisse in Übersetzungen, Bearbeitungen, Entlehnungen und Nachahmungen verstanden wird, ist dazu nur Vorarbeit, die nicht ihr Ende finden darf in dem Nachweis der Benutzung gewisser Gedanken, Motive oder Griffe. Dieser Vorarbeit nun bleibt Karl Heinemann in seinem Buche nichts wesentliches schuldig. Auch wenn er unter Weltliteratur einschränkend die dramatische Literatur der westlichen Kulturvölker verstanden wissen will, bleibt der Stoff gewaltig genug. Heinemann bewältigt ihn auf Grund weitgehendster Kenntnis auch der neusten Literatur insoweit, als er eine wohl erschöpfende Bestandsaufnahme der Bearbeitungen, Nach- und Umdichtungen gibt, welche die Gestalten des Prometheus, der Atriden, der Alkestis, der Medea, des Oedipus, der Antigone, des Herakles, des Jon, der Hekabe, des Philoktet, des Ajas und der Helena gefunden haben. In der Einleitung wird Senecas Einfluß kurz umrissen. Aus der ziemlich gleichförmigen Darstellung heben sich als die interessantesten das Prometheus- und das Helenakapitel heraus. Hier galt es den Gestaltenwandel zu zeigen, den von Hesiod bis Spitteler Prometheus durchgemacht hat vom gottlosen Verbrecher zum Wohltäter des Menschengeschlechts und Symbol des Geistes und der Erkenntnis, des Strebens nach Humanität und dem Ideal. Leider schließt dieses Kapitel mit einer etwas peinlichen Probe rhetorischer Gymnastik (I, 38, 39). Auch Helenas Wandlungen, die, einst das Symbol der Schönheit und ein Siegespreis, zur Ehebrecherin und Verführerin zur Sünde wird, bis sie uns wieder mit Goethe als die griechische Braut erscheint, um die wir in faustischem Liebeswerben ringen, auch diese Wandlungen werden erschöpfend dargeboten.

So nehmen wir die überreiche Kenntnis von Tatsachen und Autoren hin, damit dem ordnenden Geiste zu seiner Zeit aus einer Chronik literarischer Fakten und der Autorenpsychologie eine Geschichte lebendiger Wirkungen und Gegenwirkungen werde.

Frankfurt a. M.

Kurt Steinmeyer.

---

## Zur englischen Wortkunde.

## IV.

68. In den E. St. 37, 186 bespricht Schlutter „ein mysteriöses *löfus*“ in Napiers OEGL. I. 5241. das hinter *wriedas* und *egnewippan*: '*redimicula*' steht. Schl. möchte es zu *manicas* ziehen, das vorhergeht und durch *handstocan* erklärt wird; es soll zu got. *löfa*, me. *loove* 'flache Hand' und ne. *glove* gehören! Ich möchte demgegenüber *lofus* als Entstellung von *swēopolus* ansehen und verweise dazu auf Wright-Wülker 21, 16; 400, 41; 402, 6; 502, 12 und 526, 30. Die Verwechslung von *f* und *þ* im Ae. ist bekannt, die graphische Entwicklung war wohl (*swēo*)-*þolus* > *folus* > *lofus*.

69. Über *trendan* handelt Schl. ib. 180 mit Verweisung auf einen von Zupitza veröffentlichten lat. Spruch. Derselbe ist gedruckt Angl. I, 285, wo Z. auch den lat. Text zu bessern versucht und schon *prouidit* in *prodit* ändert; gegenüber Schl. ändere ich *igitur* in *longiter* und streiche das dahinterstehende *unde*, das offenbar eine Vorwegnahme des zweiten ist.

70. Die Formen *anpelle*, *on-*, *anþyht*, die Schl. ib. 182 bespricht, zeugen nicht gegen den Übergang von *nb* > *mb*, sondern gerade dafür, denn es sind ja offenbar sogen. „umgekehrte Schreibungen“. Eben weil man *nb* wie *mb* aussprach, konnte man auch *nb* für altes *mb* schreiben, das doch in *amþullu* vorliegt!

71. Ebda. S. 183 oben ändert Schl. die unverständliche Glosse *ling*: *simulabo* in *hæwige*, das sehr weit abliegt. Vielleicht ist *ling* eine Abkürzung von *li(cet)ling*, was ein lat. Lemma *simulatio* voraussetzen würde.

72. Da es ein ae. *fea* 'Freude' nicht gibt, sondern nur ein *ge-fea*, ist Schlutters (ib. 183) *fea-pyle* 'Spafsmacher' abzuweisen. Es könnte nur *fea* 'wenig' enthalten, vgl.  $\sim$  *lōg*, *-scēaft(ig)* — lauter poetische Wörter. Das angebliche ae. *lewis* dürfte eher = lat. *levis* sein und hat gewifs nichts mit „*leucreu*“ (lies *läwerce*) zu tun!

73. *hēorðcýning* wird ib. 190 von Swaen als neues Wort gebucht, obgleich es nichts andres als das bekannte *þorð-cýning* 'irdischer König' ist! Die Vorrede zur Übersetzung der Dialoge Gregors ist ja in alliterierenden Versen abgefaßt.

74. In *romesige*, das Swaen. E. St. 35, 330 bespricht, ist gewifs ein Ortsname enthalten, vgl. ne. *Ramsey*, l. also ae. *Rammes īy* 'Widderinsel'.

75. In Forrests „Theophilus“ lautet der zweite Vers von Str. 17 (= Zeile 116) nach Ludorff, *Anglia VII*, 84: *Brymeston and sulphure with toadis, sightis and smokes*. Da letzteres auf *slake* reimen soll, fragt L. in der Fußnote vorsichtig: „I. snakes?“ Logeman sagt *Anglia X*, 534, daß die Hs. deutlich *Eughte(s)* statt *sightis* biete, weiß dies Wort aber nicht zu erklären. Es ist ohne Zweifel ne. *eft* 'Eidechse' damit gemeint, das auch in den Formen *ecute*, *ewt*, *ewft* (vgl. ne. *newt*) belegt ist, vgl. das NED. unter *eft*. Hier findet sich auch die Verbindung mit *toads* und *snakes* u. ä. mehrfach belegt, vgl. *naddren and snakes*, *ecuten and frude* Mor. Ode 273; *ecctis and snakes and paddokes* K. Alis. 6126; *ne todes ne eutes* Maundev. V. 61; *neuer euet*, *nor the toade* W. Browne, Brit. Past. I, II; *the viper and the basking eft* Hurdis, Favor. Vill. 153. — Ferner unter *newt*: *the water-spogling newte*, *the dart-like snakes* May, Lucan IX, 826; *every newt and snake and toad* Shelley, Marengli XIX. Die Form *ecftes* erscheint in Spensers F. Q. V. X, 23, *newft* bei Ben Jonson, cf. letzteres im NED. Das *eughte* bei Forrest soll gewifs *ewft* bedeuten und ist also „umgekehrte Schreibung“ nach dem Muster von *laughte*, *draught*, *daughter* (nach älterer Aussprache: *dāfter*).

76. In den Aldhelm-Glossen aus Salisbury, gedruckt von Logeman, *Anglia XIII*, 26 ff. (vgl. dazu Sievers, ib. 309 ff., sowie Napier XV, 204 ff.) lautet Nr. 70—71: . . . *icum rædelse zu congrua . . . conjectura*. Die Ergänzung ergibt sich leicht als (*praes*)*icum* oder (*geduften*)*icum* aus Napier, *Old English Glosses*, Oxford 1900, p. 36, 1331; 42, 1560; 157, 84; 177, 123.

77. Ib. In der Glosse Nr. 87 *saenigum* : *arenosis* (vgl. Napier, *Angl. XV*, 206) steht *saenigum* für *sandigum*, vgl. Note zu 125 und Napier, *Gll.* p. 49, 1816. Allerdings scheint der Schreiber dabei an *stænicum* gedacht zu haben, dessen Nebenform *stænicum* vielleicht in Nr. 125: *saenigum* : *glari(y)eris* steckt, vgl. aber Napiers *Gll. saelicum* : *glarigeris* p. 67, 2491, *senum* : *glarigeris* 155, 23 = 166, 128 sowie seine Note p. 155. Darnach ist ae. *sæn* = got. \**saiweins* eigentlich Glosse zu *marinus* und *saenig* könnte eine Erweiterung davon sein, resp. eine Mischung von *stænic* und *sæn*.

78. Die merkwürdige Gl. *ægnætræm* : *pedelentim*, die Logeman Note 163 fragend anführt, möchte Sievers S. 316 in *fwegre trem(mum)* bessern. Sie kommt jedoch zu oft in dieser Form vor, als dafs ein blofses Schreiberversehen anzunehmen wäre, vgl. *æwænetrym* bei Napier, OEGl. p. 160, 221 nebst Note. Ich vermute in *ægne*, *æwene* ein altes *æwigne*.

79. Die Gl. Nr. 184 *anginnum* : *gestibus* ist nicht mit L. in *angengum* zu ändern, da sie bei Napier, OEGll. p. 77, 2372; 161, 241; 167, 180 ebenso lautet und also richtig sein muß.

80. Nr. 240 *cynnægum* : *generosis* ist eine Ableitung von *cynn*, vgl. Napier, OEGll. p. 110, 4149 und Note, wodurch sich das Bedenken von Sievers, Angl. XIII, 317 erledigt.

81. Die Gl. *handstocu* (so nach Napier) : *manice* Nr. 287 enthält den Plur. von *stoc* N. 'Stauche'; über die Formen vgl. Napier, OEGll. p. 41, Anm. 1557 und p. 133, 5240 und Note. Es gehört zu nl. *stuik(en)*, nhd. *Stauche*, *stochern*, *stock* und hat nichts zu tun mit ae. me. *stoc* 'Ort, Platz, Stelle' (ne. *-stoke* in Ortsnamen, vgl. Ekwall, Angl. Beibl. 25, 201, ferner Kluge, ESt. XI, 512 über *colstūc*). Letzteres dürfte zur Sippe von gr. *στρωγός*, *στρωγυα* und *στρώ* gehören, vgl. das verwandte ae. *stōw* 'Ort, Platz' und Boisacq s. v. und unter *στρωτήρ*.

82. *Mestum* : *rudentibus* Nr. 314 steht gewifs für *mæst-(rāp)um*, vgl. *rāpum* : *rudentibus* bei Napier, OEGll. p. 137, 5469 und p. 152, 92. In den Salisbury-Gll. ist ja oft abgekürzt geschrieben.

83. Die Gl. *scaturiat* : *crīð* Nr. 93 bespricht Sievers, a. a. O. p. 310 und setzt einen Inf. *\*crīan* oder *\*crīgan* an. Vgl. dazu Napier, OEGll. p. 158, 101 *cbulliat* : *crīð* nebst Note, worin auch ein *scaturirent* : *crīdu(n)* aus den ahd. Gll. angeführt wird, das für den Inf. *\*crīgan* spricht. Ich fasse dies Verbum als Erweiterung der in lat. *grex*, gr. *ἄγρῖον*, *ἄγρῶς*, *γέγρασι*, *γέγρασα*, *γαργάσιον*, *ἄγροις*, *ἄγροτης*, mir. *graiç* 'Herde' = kym. *gre*, ai. *járantc* 'kommen zusammen', lit. *gretù* 'dicht zusammen' vorliegenden Wurzel *\*ger-*, vgl. Walde unter *grex*.

84. Auf S. 320 bespricht Sievers, Angl. XIII, die Gl. *cironitus* : *dan* 204, 40 und verlangt *circuitus* als lat. Lemma. Aber *cironitus* ist wohl für *cinereus* 'aschfarben' verschrieben, wie die Glosierung zeigt.

85. Ib. S. 330 bezweifelt S. die Richtigkeit der Glosse 447, 10 *maculabat* : *þæt is sany on þæt wæter* bei Wright-

Wülker. Es ist gewifs *modulabat* zu lesen, vgl. *modulare* : *singan*, *modulabor* : *singe* ib. 446, 3 f. Aber was soll *on hætt wæter*? Vielleicht ist die Glosse aus dem Zusammenhang eines Satzes gerissen, der hiefs: *modulabat super aquam*.

86. Napier veröffentlichte Angl. XV, 208 Nachträge zu Logemans Ausgabe der Aldhelmglossen, darunter als Nr. 46 c: *internitionis* : *byldan* (sehr undentlich!). Das letztere dürfte in *āfyldan*, *-un* 'fällten' (zu *āfyllan*, aws. *āfiellan*) zu bessern sein, wenn nicht *b* für *h* verlesen ist. In diesem Falle wäre *āhyldan* 'praecipitare, declinare, humiliare' (vgl. Bosworth-Toller Supplem.) zu lesen.

87. Die Glosse *eliminar* : *ūtāndan* ib. 97 b dürfte nach B.-T. Suppl. in *ūtānīdan* (zu *ncad*, *nīd*, *nīd*) zu bessern sein.

88. Die beiden Glossen *rethoribus* : *hylum* und *itidem* : *estsona* Nr. 169 b und 226 b sind offenbar in *hylum* und *estsona* zu bessern.

89. Schlutter bespricht Anglia XIX, 113 f. in seiner bekannten Art die Glosse *leac-*, *leac-troc*, *-trog*, *-troh* : *corymbus*, woraus schliesslich ein *leac-hōc* 'Lauchhaken' wird! — *Corymbus* = gr. *κόρυμβος* bedeutet: 1. 'Spitze des Vorder- und Hinterschiffs, Schiffsknauf'; 2. 'Fruchtbüschel, Blütentraube'. Aus ersterer Bedeutung erklärt sich die von S. angeführte Glosse *corimbus* : *cacumen nauis* : *leahrtroh*, denn *trog* bedeutet auch eine Art trogförmiger Schiffe oder Kälme; es müßte also *leac-troh* hier fälschlich statt eines mit *troh* beginnenden Kompositums von der Bedeutung 'Schiffsknauf' stehen. Der andre *leac-troc* ist aber gewifs eine Entstellung von *leac-crop* 'Lauchspitze', vgl. die Glosse *corimbo* : *crop* bei Napier, OEGll. p. 5, 116. Vielleicht hat der Schreiber bei *crop* zugleich an *top* gedacht, sodafs er zunächst *trop* schrieb, woraus dann *trog*, *troh*, *troc* wurde, weil *corymbus* auch 'Kahn' bedeutete; *leac* hat er dann noch mit *leag*, *-h* 'Feld' und 'Lauge' verwechselt. Unmöglich ist es schliesslich nicht, dafs zwei Glossen zusammengeslossen sind: *leac-(crop + horn oder ord) trogaes*, denn *corymbi* konnte auch als Gen. Sgl. aufgefaßt werden. Vgl. auch unter Nr. 149.

90. In der Glosse *ilium* : *neuā scada*, *naensida*, *neisn*, *naensōod*, die S. a. a. O. S. 103 erörtert, ohne zu einer überzeugenden Lösung zu kommen (denn dafs *gesida* darin stecke, wird ihm niemand glauben), steckt als letzter Bestandteil

sicher ae. *reada*, ne. *read*, *recl* 'Labmagen', das S. selbst S. 104<sup>1)</sup> in *seada* ändern will! Vgl. den Artikel *read* Sb. 1 im NED. Natürlich liegt Verwechslung von *r* und *s* vor, aber umgekehrt, und *sidu*, *sōod* sind weitere Entstellungen von *reada* = *readan* (4. Sg.). S. hat denn auch im JGPh. 5, 4 und Angl. 30, 251<sup>2)</sup> *reada* anerkannt.

91. Das ae. *focan*, Ak. Pl. von *foca* 'Brot', das S. S. 106 direkt von lat. *focus* 'Herd' ableitet, dürfte eher aus *focantsun* oder *focatsun* verkürzt oder entsteht sein. vgl. ahd. *fohhanza* < ml. *focatia*<sup>1)</sup> bei Schade.

92. Aus der Glosse *defecit* : *tetriddid* Erf., *desicit* : *tetriddit* Corp. macht S. S. 106 ein *deficit* [*tempus*] : *teorid* (sic!) *tīd*. Ich glaube eher, daß Sweet mit seinem *tetriddid* recht hatte und daß *defecit* für *deterit* verschrieben ist, das hier in der Bedeutung von *conterit* genommen sein dürfte.

93. Ae. *pund* kann nicht 'Stöfsel' (mlat. *pertunorium*) bedeuten, wie S. S. 107 behauptet, sondern muß aus *pūnere* (ne. *pounder*) entstellt sein, wenn *paad* = *pād* 'Kleid' nicht vielleicht doch richtig ist, indem der Glossator bei *praetorsorum* etc. an *praetextarum* dachte! Dann stände *paad* für *pāda*. Vgl. im übrigen Anglia XXI, 232 f.

94. Daß *weas* 'casu' ein gut bezeugtes ae. Wort ist, zeigt ein Blick in Bosworth-Toller. Wir brauchen also nicht mit Schlutter S. 108 oben *fēr* dafür zu setzen! Eine Erklärung von *weas* vermag ich leider nicht zu geben, denn mit *wea* 'Weh' hat es schwerlich etwas zu tun.

95. Der Ansatz *wudu-mær* : *echo*, den Schl. S. 108 tadelt, ist wegen der Formen *wydu-mēr*, *wudu-mēr* und *windu-mēr* Wr.-Wü. 474, 8) unzweifelhaft. Das Schluttersehe *wyðirmer* 'reverberatio' finde ich wenig ansprechend; *widumēr* macht den Eindruck eines Eigennamens.

96. Ae. *oefung*, *oefasian*, die Schl. S. 109 zu *efen* stellt, gehören vielmehr zu ae. *oefes* (ne. *caves*), aisl. *ups*, got. *ubizwa*, ahd. *obasu*, vgl. Skeat, Etym. Dict.<sup>4</sup> unter *caves*.

97. Die Glosse *adplaudat* : *on hlior rowit* möchte Schl. ib. in *o. h. heawit* ändern. Ich glaube eher, daß *adplaudat* für *ulpellat* verschrieben ist, das durch *on hliorc rōwit* 'er rudert in Lee' wiedergegeben wird.

<sup>1)</sup> Zur Einschlebung des *n* vgl. *phalanza* < l. *palatium*.

98. Die Richtigkeit der ae. Glosse *fīn* 'Haufe', die Schl. ib. bezweifelt, Angl. 26, 292 aber halb zugibt, wird durch Napier, OEGll. p. 66, Anm. zu Nr. 2456 erwiesen. Es entspricht dem ahd. *fīna* in *witu*~. Vgl. Weigand<sup>5</sup> unter *feim(en)*.

99. Da auch Wr.-Wü. 433, 3 die Glosse *liliagram* : *slægu* bieten, so ist die Richtigkeit des von S. ib. angezweifelten, dreimal überlieferten *litharg(y)rum* : *slægu* (ne. *slag*) sichergestellt. Der 'Schlag' (= Schlagfluß) heißt ae. *fer-deap*, vgl. die Gl. *apoplexia* : *f.* bei Wr.-Wü. 351, 19. Vgl. auch Nr. 231.

100. *Amilarius* : *mǣarh*, das Schl. S. 111 in *amylarius* = *ἀμύλιος* verwandelt, wird aus *āmisarius* = *am-*, *admissarius* 'Zuchthengst, Beschäler' entstellt sein, so daß Sweet wieder recht behält.

101. Aus *pulmentum*, *pullentum*, *polentum* : *fahamae*, *-me* macht Schl. S. 112 ein *faha-mael*, *-mel*, das 'fein gesiebttes Mehl' bedeuten soll,<sup>1)</sup> obwohl 'Mehl' im ae. *mǣolu* lautet und ein dem ahd. *fowen* (?), mhd. *rwēn* 'sieben' entsprechendes Verbum im Ae. nicht vorkommt und natürlich ganz anders lauten würde. Sollte *fahamae* nicht einfach = lat. *farinae* sein? Vgl. *oephi polentae* : *farma* (d. i. *farina*) *de pisas* Corp. Gl. O 131.

102. Ae. *lesfer* ist bei Bosw.-Toller genügend belegt (vgl. auch noch *petalis* : *læfrum* bei Napier, OEGll. 138, 5497), so daß eine Entstellung aus *leafrum* 'Läubern', die Schl. S. 115 annimmt, vollkommen ausgeschlossen ist. Vgl. auch *levers* in NED. und ahd. *leber*. Ist l. *lepidus*, gr. *λεπτός*, *λεπτορός* damit verwandt? Im übrigen vgl. Anglia XXI, 235 f.

103. Warum in *stern* nicht das bekannte *stǣarn* 'Star' stecken soll, was Schl. S. 461 leugnet, sehe ich nicht ein, vgl. *stǣarn* bei Bosw.-Toller. Jedenfalls braucht man es nicht in *is-ern* zu bessern, das von mir früher falsch erklärt ist. Nach neueren Forschungen steckt darin vielmehr das Adj. *isern* 'eisern' und der Vogel ist so genannt wegen der rostroten Färbung. Nhd. *eisvogel* ist also = *eisernvogel*.

104. Schlutter tadelt S. 462 Sweet wegen der Glosse *recta* : *stent*, wofür Hessels *stert* liest; er selbst verwandelt

<sup>1)</sup> Auch im JGPh. I, 62 macht Schl. Sweet den Vorwurf, diese „englische“ Glosse fortgelassen zu haben! Überhaupt wiederholt Schl. seine Vorwürfe und Einfälle beständig und systemlos an den verschiedensten Stellen.



*vecta* in *uitula* und setzt *stert* = *stire* 'junge Kuh, Stärke'. In Wirklichkeit ist *vecta* = *vectis* und *stert* = *stwort* 'Sterz'.

105. Das S. 463 besprochene *burh-steal* hat *stwall* als zweiten Teil, nicht *stegal*, vgl. Bosw.-Toller Suppl. s. v.

106. Die Glosse *petuita* : *sped* Corp. P. 375 ist nicht mit Schl. S. 463 in *spēcl* 'Speichel' zu verwandeln <sup>1)</sup> — ein solches Wort gibt es im Ae. nicht und das lat. Lemma bedeutet auch nicht 'Speichel' —, sondern *sped* ist das ne. dial. *spade* und *petuita* steht für ursprüngliches *pituita*. Im übrigen vgl. Anglia XXI, 234 und das NED. unter *spade* 3. Dagegen sehe ich nicht ein, warum die Gl. Wr.-Wü. 62, 29 *opes superbae* : *ofermode prede* nicht das ne. *pride* enthalten soll, da diese Gl. doch kentisch sind, oder warum in der Gl. ib. 79, 11 *opes* : *werde* das letztere Wort aus *spede* entstellt sein muß. *Werde* wird = ws. *wyrde* sein. *Spēddropa* endlich in den ae. Rätselfn existiert nach Trautmanns Auffassung überhaupt nicht, denn er liest Rā. 24, 8 *gēondspēd(de) dropum*.

107. Sweet hat allerdings fälschlich ein *giren* angesetzt, aber die Grundform ist doch nicht *gern* (Schl. S. 464), denn daraus konnte weder *girn* noch *grin* werden, sondern es gab ursprünglich ein N. *grin* und ein F. *grīn*, vgl. das NED. unter *girn*, *grin* und *grane*.

108. Die Erfurter und Corp. Gl. *giheldac* 'exactoravit' braucht nicht mit Schl. S. 464 in *giheendac* verbessert zu werden, denn es ist klärlich dasselbe Wort wie *gehlydan* 'declinare' (zu *hēald*) bei Bosw.-Toller, bedeutet also 'neigte, demütigte'! Im übrigen vgl. Angl. XXI, 234.

109. Ich sehe nicht ein, warum die Corpusgl. *rimo* (l. *rima*) : *crepido* lateinisch sein soll, da *crepido* doch auch 'Rand' bedeutet und dasselbe Wort in *deg-*, *sē-*, *tōð-rima* (aisl. *rimū*) erscheint, vgl. auch ne. *rim*. Das lat. *rima* 'Spalt, Ritze' dann wieder = *pinna* 'Spitze' zu setzen, ist eine ganz ungerechtfertigte Willkür. <sup>2)</sup> Angl. 30, 252 hat denn auch S. seine Erklärung von *tōþ-rima* zurückgenommen.

<sup>1)</sup> Daß damit der 'Spiegel' auf dem Rockärmel identisch sei oder gar dän. *spøegelse* (l. *spøgelse*) ist eine kühne Behauptung Schlutters; dän. *spøgelse* bedeutet vielmehr 'Spuk', nicht 'Spucke'!!

<sup>2)</sup> Lat. *crepido* : '*rima*' mag aus *crepatio* oder *crepatura* entstanden sein.

110. Warum soll *col-drecl* 'perpendicularum' aus *regol*~ entstellt sein (vgl. S. 165)? Man schwärzte wohl den Faden mit Kohle, um die gerade Linie zu markieren! Ebensovienig darf man *col* in *tol* ändern.

111. Ein ae. *sæg* 'Teich' möchte ich aus der Erf. Ep. Gl. *stagnum* : *staey* doch nicht so ohne weiteres erschliessen, wie dies Schl. S. 465 tut, sondern eher Verschreibung aus *stacgn* annehmen.

112. Die Gl. *deul-raegclum* : *palearibus*, die Schl. S. 166 bespricht, könnte in ihrem lat. Bestandteil vielleicht aus (*palliis*) *firalibus* entstellt sein. Dies liegt jedenfalls der Überlieferung näher als Schlutters *spoliis ecuviiis*.

113. Zu der Leid. Gl. *brooc* : *suricus* vgl. jetzt Glogger, Das Leid. Glossar III, 68 f., der auch *broce* 'Dachs' darin sieht, aber es besser begründet.

114. Die Ep. Gl. *fcormut* : *fouit* (l. *fouet*) ist ganz in Ordnung, vgl. dieselbe bei Wr.-Wü. 403, 39, sowie *fomet* : *fcormef* ib. 241. 25. Es hat also mit *wirman*, *wyrman* nichts zu tun!

115. Ae. *hālwende* ist nicht „das Part. Präs. von *hālcian*“, wie Schl. S. 468 meint (wo ist ein solches Verbum belegt?), sondern ein Kompositum, vgl. Bosw.-Toller s. v.

116. In der Corp. Gl. *adcommodaturus* : *uuoende*, die Schl. S. 469 in *uuoende* bessert, könnte doch auch *uuenende* 'gewöhnend' stecken. Vielleicht ist es eine Mischung von beiden?

117. Sehr lustig ist zu lesen, was Schl. S. 469 aus der Ep. Gl. *striculum* : *trocleis rotis modicis* macht. Allerdings ist *stricil* kein 'wheel', wie Sweet meinte, aber *striculum* ist auch kein *triculum*, *triculum* = *τροχίλον* (zu *τροχός*), wie S. behauptet, sondern wir haben es hier klärlich mit zwei Glossen zu tun, nämlich 1. *trocleis* : *rotis*, 2. *modicis* : *striculum*. Das letztere ist = ne. *strickle* 'Streichholz', vgl. Bosw.-Toller unter *stricel* und das NED. unter *strickle*. — Über *trogleis* : *hlydre* vgl. jetzt Glogger a. a. O.

118. Zu *readan* : *tolcum*, das S. S. 469 in *scadan* verwandelt, vgl. oben Nr. 90.

(Fortsetzung folgt.)

## II. NEUE BÜCHER.

In Deutschland erschienen vom 1. Oktober bis  
31. Dezember 1919.

## 1. Sprache.

- Pollak** (Dr. Hans W.), Phonetische Untersuchungen. II. Akzent u. Aktionsart. 52. Mitteilg. der Phonogramm-Archivs-Komm. 14 s. Wien, Hölder. M. 1,50.  
(Sitzungsber. d. Akad. der Wissenschaften in Wien. 192. Bd.)
- Delbrück** (B.), Germanische Syntax. V. German. Konjunktionssätze. VI. 80 s. Abhandlg. d. sächs. Akad. d. Wissenschaften. Philol.-histor. Klasse. 36. Bd. N. 4. Leipzig, Teubner. M. 3,60 + 50% T.
- Werner** (Heinz), Die Ursprünge der Metapher. (Arbeiten zur Entwicklungspsychologie). VIII, 238 s. Leipzig, Engelmann. M. 14 + 50% T.
- Matthiesen** (Marius), Beiträge zur Syntax des Artikels im Neuenenglischen des 17. Jahrhunderts. Diss. Kiel '18. 86 s.
- Cramer** (Herbert), Das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantiva (einschließlich der Tiernamen) bei Wordsworth. Diss. Kiel '19. 51 s.

## 2. Literatur.

## a) Allgemeines.

- Salwürk** (Dr. Edm. v.), Der Weg zum literarischen Expressionismus. 28 s. Laugensalza, Beyer & S. M. 1 + 30% T.
- Rötscher** (Heinr. Thdr.), Die Kunst d. dram. Darstellung. Mit e. Geleitwort v. Oskar Walzel. XVI, 299 s. Berlin, Reifs. M. 12.
- Turkin-Lerch** (Eugenie), Die Forderungen an d. Drama u. die Bühne Englands im Tatler, Spectator u. Guardian. Diss. Zürich '18. 66 s.
- Geipel** (Dr. Ernst), Wiederholungsfragen aus der englischen Literaturgeschichte m. angefügten Antworten. Für Unterricht u. Studium. 2 Tle. Dessau, Dünnhaupt.
1. Die engl. Literatur von ihren Uraufängen bis zur Thronbesteigung d. Königin Elisabeth. III, 36 s. Pappbd. M. 1,60 + 10% T.
  2. Die engl. Literatur von der Thronbesteigung d. Königin Elisabeth bis z. neusten Zeit. IV, 111 s. Pappbd. M. 3,60 + 10% T.

## b) Literatur der älteren Zeit.

- Beowulf**, Förster (Max), Die Beowulf-Handschrift. Mit 2 Taf. 89 s. Leipzig, Teubner. M. 2,90.
- Chaucer**, Korsch (Hedwig), Chaucer als Kritiker. Diss. Berlin '16. 146 s.

## c) Literatur des 16.—18. Jahrhunderts.

- Shakespeare's Werke**, Auswahl in 4 Bdn. Mit Einleitg. v. Dr. Frdr. Michael. Leipzig, Fock. Pappbd. je M. 4,75.
- Cymbelin. Neu übers. u. bearb. v. Ludwig Berger. 120 s. Berlin, Reifs. M. 3.
- Troilus u. Kressida. Tragikomödie. Unter Zugrundelegung der Übers. v. Max Koch bearb., f. d. heut. Bühne eingerichtet u. m. Chorus-Zwischenspielen von W. v. Scholz. Mit Bühnenskizzen v. F. Cziosssek. XV, 136 s. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 4,80.
- Jahrbuch d. deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Hrsg. v. Wolff. Keller. 55 Jg. VI, 242 s. Berlin, Vereinigg. wissenschaftl. Verleger. M. 11, geb. M. 12.
- Nielas (Lisb.), Der Charakterkontrast in Shakespeare's Tragödien. Diss. Halle '18. 114 s.
- Kohler (Josef), Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. 2. Aufl. XI, 366 s. Berlin, Rothschild. M. 18, geb. 22.

- Shakespeare.** Hilbert (Dr. Gerh.), Moderne Willensziele. Der Wille z. Nichts: Schopenhauer. Der Wille z. Macht: Nietzsche. Der Wille z. Glauben: Hamlet. 64 s. Leipzig, Deichertsche Verl. M. 2.
- Overbury.** Ingersleben (Irng., v.), Das Elisabethanische Ideal der Ehefrau bei Overbury (1613). Diss. Breslau '18.
- Crowne.** Koberg (Werner), Quellenstudien zu John Crownes Darius. Diss. Kiel '19. 142 s.
- Defoe** (Dan.), Die Romane in deutschen Übertragungen hrsg. v. Jos. Gabisch. München, G. Müller. Je M. 25 (Hilfdrbd.).  
(Leben u. Abenteuer des weltbekannten Seeräubers Bob Singleton. 425 s. — Die glücklichen und unglücklichen Begebenheiten der vielberufenen Moll Flanders. 489 s. — Denkwürdigkeiten eines englischen Edelmanns aus dem großen Kriege. 275 s. — Oberst Hannes. 423 s.)
- Meyer (Johs.), Robinson Crusoe. Seine Geschichte. Eigenart u. pädagog. Bewertung z. 200. Jahrestag seines Erscheinens. 53 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1,80 + 30% T.
- Burns.** Hecht (Prof. Hans), Rob. Burns. Leben u. Wirken des schott. Volksdichters. VII, 304 s. Heidelberg, Winter. M. 8,40, geb. 11 + 30% T.

d) Literatur des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

- Wilde** (Oscar), Das Bildnis des Dorian Gray. (Deutsche Übertr. v. Bernh. Oehlschlägel.) 359 s. Berlin, Hyperion-Verl. M. 4,50.
- Der Sozialismus u. der Einzelne. Übers. v. Alfred Kuhn. 58 s. Wolgast. Der Kentaur. M. 2,50, geb. 3,50.
- Shaw** (Bernard), Dramatische Werke. Gesammelt in 5 Bdn. Autoris. Übertr. v. Siegf. Trebitsch. 327, 386, 398, 339 u. 477 s. Berlin, L. Fischer. Pappbd. M. 42,50.
- Three Plays for Puritans. (Caesar and Cleopatra, The Devil's Disciple, Captain Brassbound's Conversion.) In 1 vol. Leipzig, Tauchnitz. M. 4, geb. 6,50.
- Bennett** (Arnold), The City of Pleasure. A Novel. (Tauchnitz ed. No. 4529.) Leipzig, Tauchnitz. M. 4, geb. 6,50.
- The Truth about an Author and Literary Taste how to Form it. (Tauchnitz Ed.) Leipzig, Tauchnitz. M. 4, geb. 6,50. (Vol. 4528.)
- Watson** (Marriott), The Excelsior. A Novel. (Tauchnitz ed. No. 4530.) Leipzig, Tauchnitz. M. 4, geb. 6,50.
- Williamson** (C. N.) and **Williamson** (A. M.), The Wedding Day. Leipzig, Tauchnitz. M. 4, geb. 6,50. (Vol. 4527.)

e) Amerikanische Literatur.

- Poe** (E. A.), Romantische Liebesgeschichten. Deutsch v. Paul Steegemann. Mit 5 Zeichnungen v. E. Schütte. Hamover, Der Zweemann (durch C. Fr. Fleischer, Leipzig.) Geb. M. 6,75; Liebhaberausg. M. 20.
- Twain** (Mark), Ausgewählte Skizzen. 4. Bdeh. Deutsch v. H. Osmin. 93 s. Leipzig, Reclam.

3. Erziehungs- und Unterrichtswesen.

a) Allgemeines.

- Bildung u. Erziehung**, Die freie, in Haus, Schule, Kirche u. Staat. Organ der Landesverbände der freien Schulen u. Anstalten in Thüringen, Sachsen Baden u. Württemberg. 1. u. 2. Heft. Langensalza, Beyer & S. M. 3,60
- Erdberg** (Dr. Rob. v.), Freies Volkswirtschaftswesen. Gedanken u. Anregungen. XI, 259 s. Berlin, Heymann. M. 16.
- Kutzner** (O.), Der Weg zur Kultur. Grundfragen der Pädagogik. XII, 207 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 7 + 10% T.; Pappbd. M. 9 + 10% T.

- Steiner** (Rud.), 3 Vorträge üb. Volkspädagogik. 47 s. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 2,50.
- Kerll** (Sem.-Dir. Dr. Theod.), Der Begriff der theoret. Pädagogik u. ihre wissenschaftl. Grundlagen. VIII, 148 s. Gütersloh, Bertelsmann. M. 7.
- Kesseler** (Lic. Dr. Knrt), Pädagogische Charakterköpfe. Eine Beleuchtung der Gegenwartspädagogik. 2. Aufl. IV, 120 s. Frankfurt a. M., Diesterweg. M. 5,40; geb. 6,60.
- Beiträge zur Pädagogik u. Dispositionstheorie.** Eduard Martinak zur Feier seines 60. Geburtstages dargebracht v. Fachgenossen, Schülern u. Freunden. Hrsg. von A. Meinong. 164 s. Leipzig, Schulwissenschaftl. Verl. von A. Haase. M. 12,50.

## b) Geschichtliches.

- Heine** (Hans), Fürstenerziehung im 16. Jahrhundert. Beiträge zur Gesch. ihrer Theorie. Paderborn '19. 179 s.
- Friedrich** (Erich), Die pädagogische Bedeutung der Selbstbetrachtungen des Marcus Aurelius Antoninus. Diss. Jena '18. 58 s.
- Comenius.** Haaek (Hans G.), Vergleichung der pädagog. Prinzipien von Comenius u. Pestalozzi. Diss. Jena '18. 56 s.
- Fichte.** Kutzner (Oscar), Fichte als Pädagog. 24 s. Langensalza, Beyer & S. M. 0,80 + 30% T.
- Schulz (Hans), Joh. Gottlieb Fichte als Hauslehrer. Ebd. M. 1,30.
- Mager.** Bollendorf (Peter), Karl Mager u. seine Methode des fremdsprachlichen, bes. des franz. Unterrichts. Diss. Würzburg '18. 96 s.
- Herbart's** (Joh. Frdr.) pädagog. Schriften. Mit Einleitg., Anmerkungen u. Registern, sowie reichem bisher ungedrucktem Material aus Herbarts Nachlaß. Hrsg. v. Otto Willmann u. Thdr. Fritzsche. 30. Lfg. 3. Bd. IV, s. 577—644. Osterwieck, Zickfeldt. M. 0,60. 3. Bd. vollst. M. 10,35, Hldrbd. 14,95.
- Dörpfeld.** Schultze (Rich.). Die Idee der Konzentration bei Dörpfeld. Diss. Würzburg '18. 132 s.
- Vogelsang (Rekt., W.), Bilderreden aus Dörpfelds Schriften. 50 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1,80 + 30% T.
- Nietzsche.** Rolsch (Otto), Nietzsches Persönlichkeitsideal in d. jüngsten Erziehungsbestrebungen. VI, 111 s. Altenburg, B. u. W. Fischer (durch Brockhaus, Leipzig). M. 3,60; geb. 4,50.

## c) Gesundheitspflege.

- Schöning** (Ernst), Schularzt u. Körpererziehung. Eine Anregung z. Hebung d. Volkskraft. 48 s. Hamburg, Schmidt. M. 2,50.
- Bode** (Dr. Rud.), Gymnastik u. Jugenderziehung. 16 s. München, Kellerer. M. 1 + 10% T.
- Rosenhaupt** (Dr. Heintr.), Reifealter u. Schule. Vortrag. 17 s. Langensalza, Beyer & S. M. 0,60 + 30%.
- Brückmann** (Dr. R.), Schule u. Elternhaus im Kampf gegen d. Geschlechtskrankheiten. 2. Aufl. 24 s. Leipzig, J. A. Barth. M. 0,70.
- Fischer-Deloy** (W.), Die geschlechtliche Belehrung der Jugend in Schule u. Haus. 32 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2 + 10% T.

## d) Psychologie.

- Hecke** (Gust.), Psychologie. Gesamtdarstellung nach d. Stande d. Gegenwart m. Berücksichtigg. der geschichtl. u. philos. Voraussetzungen. XVI, 534 s. Braunschweig, Graff. M. 12, geb. 15.
- Seidel** (A.), Seelenkunde. (Psychologie.) Das Wesen der Seele auf Grund seiner Identitätslehre dargestellt. 176 s. Leipzig, Hachmeister & Thal. M. 1,60.
- Peper** (W.), Jugendpsychologie. Für Klasse III d. wissenschaftl. Klasse des Oberlyceums (1. Sem. Jahr). 3. Aufl. VI, 126 s. Leipzig, Teubner. M. 2,20 + 40% T.

- Egger** (J. B.), Die Psychoanalyse als Seelenproblem u. Lebensrichtung. Progr. Sarnen '19. 75 s.
- Suderow** (Ludw.), Psychoanalyse u. Erziehung. Eine kurze Schilderung des psychoanalyt. Verfahrens u. seiner Bedeutung f. d. Erziehung. 35 s. Berlin. Bchh. des ostdeutschen Jünglingsbundes. M. 1.
- Psychologie**, Praktische. Monatsschrift f. d. gesamte angewandte Psychologie f. Berufsberatung u. industrielle Psychotechnik. Hrsg. v. Dr. Moede u. Dr. Piorkowski.  
1. Jg. Okt. 1919—Sept. 1920. 12 Hefte. 1.—2. Hft. 64 s. Lex. 8°. Leipzig, Hirzel. Halbjährl. M. 12,50; Einzel-Nr. M. 3.
- Arbeiten**, Hamburger, zur Begabungsforschung. N. 1. Die Anlese befähigter Volksschüler in Hamburg. Hrsg. v. R. Peter u. W. Stern.  
N. 2. Untersuchungen üb. d. Intelligenz v. Kindern u. Jugendlichen. Von W. Minkus, W. Stern, H. P. Roloff, Gustav u. Ada Schober, A. Penkert. Hrsg. v. W. Stern. III. 167 s. Leipzig, J. A. Barth. M. 13.
- Anweisungen** f. d. psycholog. Auswahl der jugendl. Begabten vom Ausschuss für Begabungsprüfungen im Inst. des Leipziger Lehrervereins. Leipzig. Dürr. M. 3,60.
- Lenke** (Herm.), Die Theorie der Begabungsauswahl v. pädagog.-medizin. Standpunkt. Diss. Jena '18. 46 s.
- Höper** (Dr. Wilh.), Über d. objektiven Wert v. Intelligenzprüfungen. Unter Berücksichtigg. d. Methode Binet-Simon. XII, 112 s. Langensalza, Beyer & S. M. 4,50 + 30% T.
- Moede & Piorkowski**, Die Einwände gegen d. Berliner Begabtenprüfungen sowie ihre krit. Würdigung. 29 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1,50 + 30% T.
- Hens** (Szymon), Phantasieprüfung mit formlosen Klecksen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen u. Geisteskranken. Diss. Zürich '18. 66 s., 8 Taf.
- Rupp** (Privatdoz. Dr. Hans), Probleme u. Apparate z. experimentellen Pädagogik u. Jugendpsychologie. VII. 244 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 10 + 10% T.
- Wagner** (Jul.), Experimentelle Beiträge zur Psychologie des Lesens. Diss. Frankfurt '18. 75 s.
- Klemm** (Otto), Sinestäsüchungen. (Psychologie u. experiment. Pädagogik in Einzeldarstellungen). Leipzig. Dürr. M. 3,20 + 20% T. (Geb. M. 4 + 20% T.)  
Leipzig. Paul Lange.

[1. 3. 21.]

## I N H A L T.

Seite

1a. Brandl und Zippel, Mittelenglische Sprach- und Literaturproben. Ersatz für Mätzners Altenglische Sprachproben. Mit etymologischem Wörterbuch zugleich für Chaucer (Holthausen)	49
Danish Ballads, translated by E. M. Smith-Dampier (Fischer)	54
Keiser, The Influence of Christianity on the Vocabulary of English Poetry	55
Schröder, Platonismus in der Englischen Renaissance vor und bei Thomas Elliot, nebst Neudruck von Elliots „Disputacion Platonike“, 1535	
Fischer, Bernard Shaw in seinen dramatischen Werken (Caro)	57
Heinemann, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur (Steinmeyer)	59
1b. Holthausen, Zur englischen Wortkunde. IV.	61
II. Neue Bücher	69

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber &amp; Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXII. Bd.

April 1921.

Nr. IV.

---

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Nikolaus von Glahn, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Mittelenglischen vor dem völligen Erlöschen des aus dem Altenglischen ererbten Zustandes mit besonderer Berücksichtigung der jüngeren Teile der Peterborough-Chronik sowie südöstlicher und einiger anderer südlicher Denkmäler.** Heidelberg 1918.

A. u. d. T.: **Anglistische Forschungen** herausgeg. von **Dr. J. Hoops**, Heft 53. — VIII u. 104 S.

Eine musterhafte Arbeit, die schon Ende Juli 1914 als Heidelberger Dissertation fertig vorlag, deren Druck aber durch die Kriegsjahre verzögert wurde. Nach einigen „Vorbemerkungen“ über frühere Arbeiten verwandter Art im Me. gibt der Verf. im „ersten Teil“ zunächst einen Überblick über die Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me. bis zum Anflören des aus dem Ae. ererbten Zustandes. Im „zweiten Teil“ werden die folgenden Denkmäler untersucht: Die jüngeren Teile der Peterborough-Chronik; der spätags. Sermo in Festis Sanctae Mariae Virginis; die Fragmente der Reden der Seele an den Leichnam; Vices and Virtues; die mittelkentischen Evangelien; die kentischen Homilien des Cotton MS. Verpasian A 22; Old Kentish Sermons; Dan Michels Aeyenbite of Inwyt; William of Shoreham. In einem „Anhang“ werden die „Personenbezeichnungen“ behandelt, „die ein vom Sexus abweichendes Genus besitzen“.

Der „erste Teil“ der Arbeit, für welchen noch meine Schrift „Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen“ (1913) verwertet werden konnte, wird sehr willkommen sein, da er nicht nur einen guten Überblick über das allmähliche Erlöschen des aus dem Ae. ererbten Zustandes des gram. Geschlechts und den vielfach nebenher gehenden Genuswechsel in den einzelnen Gegenden Englands gibt, sondern auch mit Benutzung der neuesten Literatur und auf Grund des vom Verf. gesammelten und gesichteten Materials im Einzelnen allerlei Neues bringt.

Was den Genuswechsel betrifft, so schließt sich der Verf. S. 12 ff. bei der Erörterung des Übertritts „alter kurz- und mehrsilbiger Neutren zum Femininum unter Anfügung eines unorganischen -e“ der bekannten Erklärung Zupitza's an, der hierin einen analogen Vorgang sehen wollte, wie wir ihn im Übergang von lat. *gaudia* zu afr. *joie* (so ae. *dabu* plur. zu me. *dale* f.) haben. Doch läßt sich diese Auffassung nicht halten. Auch zeigt dieser Fall wieder, wie vorsichtig man in der Heranziehung von Analogien aus anderen Sprachen sein soll. Die Erklärung ist im Me. eine andere und liegt auf der Hand. Das fem. genus von *dale*, *gate* und ähnlichen im Me. hat mit dem plural nichts zu tun, sondern beruht ausschließlich darauf, daß es im Frühme. nach der Nivellierung der vollen Auslautvokale eine große Zahl alter feminina auf -e gab, denen eine andere große Gruppe alter masculina und neutra auf auslautenden Konsonanten gegenüber stand. Es war also (abgesehen von anderem) auch der Wortauslaut (formale Analogie), der das neue Genus im Frühme. vielfach bestimmte. So konnten nicht nur alte neutra, die ein auslautendes -e im Frühme. hatten (als Resultat der organischen oder analogischen Entwicklung) zu Femininen werden, sondern auch alte Mask. wie *ȝelwufa* > me. *belwue* f.

Die im „zweiten Teil“ behandelten Denkmäler, die vorwiegend aus dem südöstlichen England stammen, da diese noch zu wenig gegenüber solchen aus dem westlichen und mittleren Süden untersucht waren, sind mit großer Sorgfalt und Umsicht für die Frage des gram. Genus ausgebeutet worden. Auch da, wo schon gute Vorarbeiten vorhanden waren, hat der Verf. die Mühe nicht gescheut, noch einmal nachzusammeln und nachzuprüfen, durchaus mit bestem Erfolg.



Im einzelnen sind hier manche wichtige Ergebnisse gezeitigt worden. Ich hebe die folgenden hervor: S. 60. 71. 92. 99. 100 die Tatsache, daß französische Lehnwörter größere Neigung zur Neutralisation zeigen als die Erbwörter; sie sind dem Genusverlust stärker ausgesetzt. S. 91 faßt der Verf. das Resultat über das Genus in Dan Michels Ayenbite of Inwyt in die Worte zusammen: „Das gram. Geschlecht ist im Ayenbite noch in sehr weitem, wenn auch nicht im ganzen Umfange bewahrt; die Neutralisierung steht bei den Erbwörtern noch durchaus im Anfangsstadium, hat aber bei den franz. Lehnwörtern sich schon ganz erheblich fühlbar gemacht.“ Auf S. 100 ergibt sich dem Verf. für die Überlieferung der Gedichte von William of Shoreham, „daß der überlieferte Text das Bild der Sprache des Verfassers zwar nicht auf alle Fälle getreu widerspiegelt, aber doch kaum übermäßig fälscht.“

Sehr eingehend hat der Verf. auch die jüngeren Teile I und II der Peterborough Chronik behandelt. Seine Ergebnisse sind sehr bemerkenswert. Die beiden Teile unterscheiden sich zunächst sprachlich dadurch, daß in ihnen ein bedeutsamer Unterschied im Besitzstand der Artikelformen zu tage tritt, und ferner, daß der Teil II keine *r*-Formen des fem. Artikels mehr aufweist, während sie sich in Teil I noch finden. Bezüglich des gram. Genus faßt der Verf. sein Urteil in dem Satz zusammen: „Ist für Teil I das Erlöschen des alten Genusgefühls nur als wahrscheinlich zu erweisen, wenn auch als vollzogen zu vermuten, so muß es für Teil II als durch das Material gesichert gelten“ (S. 36). Mir scheint, daß auch im Teil I von einem gram. Genus nicht mehr die Rede sein kann, da wie der Verf. an einer anderen Stelle richtig sagt, „dem Artikel und dem Demonstrativum trotz Beibehaltung der alten geschlechtigen Formen überhaupt jede Genus unterscheidende Kraft abzusprechen ist“ (S. 36), da man hier „kaum noch Spuren von wirklichem Verständnis für die alten Artikelformen suchen darf“ (S. 36).

Wie sind aber diese eigenartigen Verhältnisse geschichtlich aufzufassen? Das führt uns auf eine höhere Frage, nämlich die: Als was stellt sich uns die Sprache von Teil I und II überhaupt dar? Darauf möchte ich hier etwas näher eingehen, weil es für das Aussterben der westsächsischen

Schriftsprache und auch für das Frühme. von besonderer Bedeutung ist. Zunächst die handschriftliche Unterlage. Diese hat zuletzt Max Förster untersucht. Er sagt darüber (die Beowulf-Handschrift: Ber. über d. Verh. d. sächs. Akad. d. Wiss. z. Leipzig, Phil.-hist. Kl. 71 B. 1919. 4. Heft S. 50): „Die erste Hand (fol. 1 a—81 b) dieses Kodex [Ms. Laud Misc. 636], welche die Ereignisse bis zum Jahre 1121 (einschließlich) eingetragen und sicherlich um diese Zeit gearbeitet hat, sowie die mit den Ereignissen wohl gleichzeitigen Fortsetzer von 1122 [Förster's Ansatz 1126 ist doch wohl Druckfehler]—1131 stehen dem Schrifttypus der beiden Vitellius-Schreiber sehr nahe, haben jedoch im Gesamt-Duktus und in den Buchstabenformen stärker den alten insularen Charakter bewahrt“. Daraus geht hervor, daß im Jahre 1121 von einer Hand eine Anzahl Einschaltungen in die Chronik eingetragen wurden (Teil I), während die Geschichte der Jahre 1122—1131 fortlaufende mit den Ereignissen wohl gleichzeitige Aufzeichnungen durch verschiedene Hände (v. Max Förster S. 50 Anm. 2) darstellen (Teil II). Der Schreiber von Teil I muß aber für seine Eintragungen schriftliche Vorlagen gehabt haben, ältere Aufzeichnungen im Kloster, die er für seine Eintragungen benutzte. Daß erstere in der südenglischen Schriftsprache abgefaßt waren, darf wohl nicht bezweifelt werden. Nun ist eine doppelte Annahme möglich. Entweder hat der Schreiber die vorhandenen Notizen wörtlich abgeschrieben bzw. eingetragen, oder sie sind stofflich benutzt und in seiner eigenen Schreibweise wiedergegeben. Für das letztere scheint der ziemlich einheitliche Charakter seiner Sprache und die sporadischen englischen Formen Zeugnis abzulegen. Wie von Glahn (s. oben) gezeigt hat, ist der sprachliche Charakter dieses I. Teils etwas älter als der des II. Teils; beiden ist aber gemeinsam, daß das gram. Geschlecht schon erloschen ist. Beide Teile stellen überhaupt einen völlig zerrütteten Zustand der südengl. Gemeinsprache dar. Das kann aber keine gesprochene Sprache mehr gewesen sein, kein organisch entwickeltes Spätsüdenglisch der Übergangszeit, sondern es zeigt uns nur den Verfall der Schrifttradition, die letzten Versuche die südenglische Schriftsprache zu schreiben, deren Pflege und Verständnis immer mehr abhanden gekommen war. Daß die Verfasser der beiden Teile

kein schriftsprachliches Südenglisch irgend welcher Art sprachen, sondern nur die heimische englische Mundart, zeigen deutlich die ihnen öfters in die Feder geflossenen englischen Laute, die sich in beiden Teilen finden. Diese Einsprengsel sind für den Erforscher des Mittelenglischen um so wertvoller, als sie zeitlich genau fixiert sind und offenbar die Mundart von Peterborough darstellen, da sie auch mit dem Peterborough Dialekt des III. Teils durchaus im Einklang sind. Jetzt können wir auch verstehen, daß der Schreiber von Teil I zwar noch im ganzen den vollen Besitzstand der Artikel- und Demonstrativ-Formen besitzt, sie aber unterschiedslos verwendet, da er in seiner Mundart kein gram. Genus mehr besaß. Sein Schriftenglisch kann eben keinen lebendigen sprachlichen Zustand bedeuten, sondern nur eine teilweise künstliche Erhaltung älterer Traditionen. Auch der Teil II bestätigt diese Auffassung. Die Verfasser dieses Teiles versuchen auch jetzt noch die südenglische Schriftsprache zu schreiben, aber deren Formenreichtum ist ihnen noch weniger geläufig, er ist totes Gut, das auch durch die schwindende Tradition nicht mehr belebt wird. Darum wird man gut tun, diese Verhältnisse auch bei sonstigen Untersuchungen, wie z. B. über Wortstellung, in Rechnung zu ziehen. Ist der zeitliche Unterschied der Aufzeichnungen der Teile I und II nur ein geringer, so ist er bei dem Teil III ein beträchtlich größerer, um ein volles Menschenalter. Max Förster a. a. O. S. 50 sagt über die handschriftlichen Verhältnisse dieses Teils III: „Dagegen hebt sich der Annalist welcher die Ereignisse von 1132—1156 eingetragen hat und zwar erst nach Heinrichs II. Thronbesteigung (1154) durch seine ausgeprägt französische Kanzleischrift so stark von unserem Vitelliuskopisten ab, daß wir letztere früher anzusetzen bestrebt sein werden.“ Das Ganze ist von einer Hand geschrieben und zwar zwischen 1154 und 1175, da die im Jahre 1175 erfolgte Absetzung des Abtes Wilhelm de Walteuile dem Annalisten noch nicht bekannt war. Wir haben es aber in Teil III nicht mit der originalen Aufzeichnung des Annalisten zu tun, sondern mit der Abschrift eines Franzosen. Das beweisen: 1. die französische Kanzleischrift, 2. die französischen Schreibungen, die nur auf das Konto eines Franzosen gesetzt werden können, und 3. zahl-

reiche Auslassungen, die über der Zeile nachgetragen sind, sowie mannigfache Schreib- und Lesefehler, wie *þ* für *h* (in *þoh*), *to* für *te* (Artikel) usw. Die Vorlage des französischen Kopisten (es kann sich nach Lage der Dinge nur um einen handeln) war offenbar in der Mundart von Peterborough geschrieben, wie man längst mit Recht angenommen hat, aber in einer Schreibweise, die teils und zwar vorwiegend die Sprechweise des Autors wiedergab, teils aber auch noch unter dem Einfluß der südenglischen Schrifttradition stand.

Da der Teil III um ein Menschenalter jünger ist als der Teil II und der Verf. des letzteren die wests. Schriftsprache nur noch schlecht und künstlich, wie wir sahen, wiedergegeben hat (sie lag überhaupt in den letzten Zügen in England), so ist es durchaus verständlich, daß der Verfasser des III. Teiles seine Mundart schrieb und den Versuch, die wests. Schriftsprache zu schreiben, die er noch weniger beherrschte als die Verfasser von Teil I und II, entschlossen aufgab. Das gram. Geschlecht ist natürlich völlig erloschen. Er kennt nur noch den Artikel *þe* und daneben selten *þat* wohl in etwas stärkerer Bedeutung (von Glahn S. 27 f.).

Unsere Darlegungen zeigen mit verblüffender Deutlichkeit den Wandel des englischen Schrifttums, wie wir ihm sonst in dieser Zeit nirgends so schön beobachten können. Der Forschung aber erwächst die Aufgabe, vor allem den so wichtigen Teil III der Peterborough Chronik nach den oben entwickelten Gesichtspunkten erneut zu untersuchen. Indessen auch die Sprache des I. und II. Teiles sollte einmal als Ganzes, d. h. in allen ihren Teilen geprüft werden, zugleich mit besonderer Rücksicht auf die eingesprengten anglischen Laute und Formen, die mit denen des III. Teiles dieselbe Mundart aufweisen. Letzteres ist um so notwendiger, als wir hier sehr frühes zeitlich und örtlich fixiertes Dialektmaterial haben. Ich hoffe durch einen meiner Schüler eine derartige Untersuchung in absehbarer Zeit den Fachgenossen vorlegen zu können.

Göttingen, den 4. März 1921. Lorenz Morsbach.

**An Anglo-Saxon Reader**, edited *with Notes and Glossary*. By **Alfred J. Wyatt**. Cambridge, at the University Press, 1919. 360 S.

Wyatt setzt sich im Vorwort seines neuen Lesebuches das Ziel, solche ags. Denkmäler zusammenzustellen, die bis dahin nicht in ähnlicher Form zugänglich gemacht worden waren. Bezeichnender als diese sehr weite Bestimmung ist aber für den Charakter des vorliegenden Bandes die programmatisch geäußerte Absicht: "to represent as many sides as we could of the life of our forefathers". Das besagt, daß außer durch eine Auswahl aus der Poesie, die neben den echten lyrischen und epischen Gattungen auch die Rätsel, Zaubersprüche und Gnomik umfaßt, versucht wird durch Proben aus Ines und Alfreds Gesetzen, aus der Interlinearversion der Benedictinerregel, von verschiedenen *leechdoms* und durch zwölf Urkunden etc. ein Bild von Religion, Staat, Recht, Sitte und Wirtschaft des ags. Zeitalters zu geben. Und zweifellos ist es dem mit diesen Gebieten Vertrauten gut möglich, das Buch für die Einführung in die altenglische Kulturgeschichte innerhalb der angegebenen Begrenzung zu benutzen. Insofern füllt es die Lücke aus, die für die Anglistik Englands Skeat, Sweet und Wyatts eigener "Elementary Old English Reader" ließen, indem sie nur die poetische oder prosaische "Literatur" im engeren Sinne oder die Sprache in den Vordergrund stellten.

Die Wirkung dieser Ergänzungsfunktion, die die Stelle bezeichnet, welche das Buch auf der Entwicklungslinie der englischen Anglistik einnimmt, ist aber bedauerlicherweise zugleich eine einseitige. Die durch den besonderen Forschungs- und Unterrichtsstand sich eigengesetzlich bestimmende Richtung auf die im engeren Sinne kulturhistorische Sachspäre durfte den Verfasser eines Buches von allgemeiner fachpädagogischer Bedeutung nicht dazu drängen, den sprachgeschichtlichen Gesichtspunkt, wie es geschah, zurücktreten zu lassen. Gerade für ein pädagogisch gemeintes Buch muß die deutliche Kennzeichnung der für die ganze Disziplin bindenden Einstellung auf sämtliche Kulturgebiete eines behandelten Zeitalters und vor allem dazu eine Einführung in das Verständnis der umschließenden Zusammenhänge die bei dem heutigen allgemeinen Stande der Wissenschaft notwendige Forderung

sein. Vom Verfasser wird dagegen in den "Notes" und im Glossar nur das zum primitiven Verständnis des Wortlautes sachlich und lexikalisch Nötige angegeben. Selbstverständlich läßt sich dieser Verzicht auf die Einordnung der einzelnen Stücke in das Ganze der Kultur für den "class-student" durch den Lehrer ausgleichen. Auch wird der Weg zum tieferen Verständnis dem "private student" durch gut zusammengestellte Literaturhinweise erleichtert. Die geringe Beachtung des Sprachgeschichtlichen bleibt aber dem Buche auf jeden Fall auch praktisch abträglich. Durch gelegentliche Anführung vereinzelter Dialektformen werden die Mundarten nicht hinreichend charakterisiert, nicht ein ausreichendes Bild ihrer Bedeutung gegeben. Der für den mercischen Dialekt repräsentative Vespasianische Psalter fehlt z. B. ganz. Und durch das völlige Fortlassen der idg. und urgerm. Vorstufen der Worte im Glossar bleibt dem Lernenden der Blick in die Tiefendimension der allgemeinen und sprachlichen Geschichte verschlossen.

Fiele die Valutadifferenz fort, so würde doch aus den angegebenen Gründen trotz seines gekennzeichneten Wertes von dem Gebrauche des Buches für Unterrichtszwecke abzuraten sein.

Göttingen, Februar 1921.

Gustav Hübener.

#### **Kleines angelsächsisches Dichterbuch. Lyrik und Heldensagen.**

Texte und Textproben mit kurzen Einleitungen und ausführlichem Wörterbuch von **Levin L. Schücking**. Cöthen, O. Schulze. 1919. — VIII u. 192 SS. 8°.

Ob ein Bedürfnis nach einem solchen Buche, das außer zwei Stücken aus dem Beowulf (die Finnsburgeinlage, V. 1888—2199), den Wanderer, Seefahrer, das Reimlied, das sogen. erste Rätsel, die Klage der Frau, Klage eines Vertriebenen (V. 77—117), Botschaft des Gemahls, Deors Klage, Ruine, Finnsburgbruchstück, Waldere, Widsið, Ædelstáns Sieg und Byrhtnóds Tod enthält, diese Frage will ich hier nicht aufwerfen. In Kluges Lesebuch, sowie meiner Beowulfausgabe findet man schon das meiste davon, und den Beowulf sollte wohl jeder Anglist ganz haben und lesen! Doch mag das Büchlein als

bequemes Hilfsmittel bei Seminarübungen immerhin willkommen sein. Die wichtigste Literatur ist auf zwei Seiten der Einleitung knapp zusammengestellt; jedem Stück geht eine literarisch-ästhetische Würdigung voraus. Alle Gedichte werden merkwürdig spät angesetzt: Anfang des 10. Jahrhunderts. Mit welchem Recht, vermag ich nicht einzusehen! In der Textbehandlung ist S. sehr konservativ und läßt besonders metrische Fehler zu oft ruhig stehen. So würde ich Wand. V. 23 *hēolstre* stehen lassen (Subjekt: *ic*), V. 27 *his* *myne* setzen, wobei *his* zum vorhergehenden *þe* gehörte, V. 46 *him biſ. geſið* lesen; der Sgl. *cwōm* V. 93 kann doch nicht befremden! — Zum Seefahrer: V. 9 l. *fēt mīne?* V. 25 l. *ānig . . . frēfran* (*ne*) *māhte*; V. 68 ff. Vgl. hierzu die interessanten Ausführungen W. Schulzes in dem Aufsatz: „Der Tod des Kambyses“ (Sitzungsber. der kgl. preufs. Akad. der Wiss. 1912, XXXVII, S. 685 ff.). Das ae. *ær his tīdege* entspricht dem lat. *ante diem* (a. a. O. S. 696 oben) und bedeutet einen vorzeitigen, nicht-natürlichen Tod. Allerdings ist es merkwürdig, daß dazu auch das Alter (*gldo*) gerechnet wird, da man doch gerade den Tod an Alterschwäche als natürlichen<sup>1)</sup> ansehen sollte! Zu Ausdrücken wie *suā morte morī*, die Schulze aus verschiedenen idg. Sprachen nachweist, bringt das NED. unter *die* v. <sup>1</sup> I, 2 a noch einen schönen Beleg aus Purchas, Pilgrims II, 1041: *He died of his naturall death* (1625). V. 72 erg. *bið* nach *fordon*; V. 75 l. mit Kock *fremme*; V. 85 l. *dryhtlicum* oder *deorestum*; V. 99 l. *hine*; V. 113 l. *fīres fulne wille*. — Zum Reimlied: V. 9 l. *wæstm* und (*ofer*) *worold*, da der zweite Halbvers sonst zu kurz ist; V. 13 l. *scīrsēne* st. *scrifen* (Vers zu kurz, es müßte mindestens *geserifen* heißen); V. 18 l. *gehæge*: *wæge* und *wæs* st. *wæs*; *geþyhte* müßte mindestens *geþyhte* sein und bei S. ist der zweite Halbvers schlecht; V. 24 l. *ofcōl* st. *ofōll*, denn *offeol* reimt doch nicht auf *gōl*; V. 25 l. *geffest*; V. 26 l. vielleicht *wīlþree?* für *bescār* l. *bescār*; in der Fußnote l. 18 vor *mægen*; V. 42 l. *getenge*: *gehenge*, denn das Adverb paßt doch hier nicht; V. 45 l. *deor* ‘tapfer’: *fēor* ‘fern’, erg. *deop* (*ond*) *fēor*, vgl. jetzt Imelmann zur Stelle; V. 60 l. *hendedð, hæledð* (*g*)*escendedð*, denn ein Dativ *hæleðe* wäre für dies

<sup>1)</sup> Vgl. Schulzes Zitat aus Tertullian, De anima, kap. 52 (a. a. O. S. 691): *ordinariam (sc. formam) quidem naturae deputans placidae cuiusque mortis.*

Denkmal undenkbar, zumal *scendan* meist den Akk. regiert<sup>1)</sup>; V. 64 l. *swīðað* st. *smīteð*, dann kann *wīðað* bleiben; V. 65 ist *sīdeð* von *sīdian* unmöglich; V. 72 erg. *mec* nach *þonne*; in der Fufsn. l. *aðǰstrað*; V. 76 l. *geþigeð*; V. 79 l. *hel-* oder *hredeþ-balwun gchroren*. — l. Rätsel. V. 14 l. *gedēdon*. — Klage der Frau. V. 50 l. *se wine mīn*. — Kl. eines Vertrieb. V. 101 l. *gefylste mē*. — V. 110 erg. *līfe*, da neuerdings *-fe* entdeckt ist; V. 116 l. *giet bið þæt* (*sclost*). — Botsch. des Gem. V. 3 gehört die Cäsur vor *ellor*. — Fufsn. 2 l. *ymb*. — V. 38 erg. (*wlone*)*ra . . . wine*(*dryhten*) und tilge die Punkte vor *nǰde*; V. 40 erg. *āna*. — Deors Klage. S. 27 l. *Volundar*. — Finnsburg, S. 35. Das Gedicht ist in einem Abdruck, nicht in einer Abschrift von Hickes erhalten! V. 1 f. Heusler teilt mir zu V. 1 f. die Konjektur: *Unæf hleoðrode* (von wem?) mit. V. 5: nach *berað* fehlen eher zwei Halbverse. V. 11 l. *hebbað*.<sup>2)</sup> V. 22 l. *ǰalle*. V. 34 l. *hwæf blāera hreas, hræfen wandrode*. V. 39 str. *swānas* oder *swētnē*. V. 45 l. *þýrel*. V. 46 l. *frægn sōna*. — Widsīð. V. 108 l. *song næfre*. V. 115 Fufsn. Über *Sabene* vgl. jetzt Engl. St. 54, 15 ff. — V. 126 l. *āwēist*. — Byrhtnōds Tod. V. 15 l. *brād-sward*; V. 22 setze *hæfde* nach *folc*; V. 45 setze *segeð* vor *folc*; was soll die Fufsnote zu V. 48?; V. 75 gehört *Wulfstán* ans Ende; V. 109 erg. (*grinne*) *gegr*. nach Ruine 14; V. 123 l. *hyssas*; V. 163 l. *and*; V. 184 l. *frēgan*; V. 186 l. *wærd* mit Kock; V. 189 setze *āhte* ans Ende; V. 224 l. *mīn wǰðer*; V. 242 stelle um: *tobr. scyldb*; V. 295 l. *gebrwe*; V. 299 l. *geþrange* und setze Cäsur vor *hyra*.

Zum Wörterbuch, in dem ich manche neue und einleuchtende Erklärung finde, bemerke ich nur folgendes: *dōgian* (l. *dogian*?) gehört schwerlich zu got. *dājan*. — *offcallan*: *ofōll* kann doch nicht = *offōll* sein! — *fleah*: l. in der Erklärung *deor* 'tapfer', wodurch der Gegensatz erst klar wird! — Kann *hentan* Reiml. 60 'verfolgt mit Feindschaft' bedeuten? — *sōlian* hat mit *sol* nichts zu tun, sondern steht im Ablaut zu *salō*. — *onspreccan* ist sicher falsch erklärt. — *getrawian*: l. *-trawian*; *trēowan* ist überflüssig. [Reiml. 64 l. *wrādhlād*?]

<sup>1)</sup> Den Dativ nur Crist 1549: *folcum scened*. Die Stelle fehlt leider im Sprachschatz unter *scendan*, steht aber bei Bosw.-Toller.

<sup>2)</sup> Vgl. *hōfon hwite līnde* Ex. 301; *sīdrand manig hafēn* Beow. 1290; *hond ond rond hebban* ib. 656; *bord up ahōf* Ex. 253; *his līnde ahōf* Byrhtn. 244.



Die Arbeit macht gelegentlich den Eindruck, als sei sie etwas schnell fertig geworden und bedarf an gar manchen Stellen noch der bessernden Hand.

Kiel.

F. Holthausen.

### Ein neues Zeugnis für die englische Aussprache im 16. Jahrhundert.

Miss Paues lenkt im 'Literary Supplement' der Times vom 11. Sept. 1919 die Aufmerksamkeit auf einige englische Wörter in einem Briefe des Ragusaners Paolo Gondola, der sich 1590—91 in London aufhielt. Seine phonetische Schreibung ist ein sicheres Zeugnis für die Aussprache der betreffenden Wörter. Es sind folgende:

*Gena*: *Jane*, *merc*: *mayor*, *Bilinsghet*: *Billingsgate*, *puder*: *powder*, *biff*: *beef*, *chip*: *keep*, *horsun*: *whoreson*, *you*: *you*, *cheneve*: *knave*, *wid al mei hart*: *with all my heart*, *and*: *and*. Das lange *a* erscheint also als *e*, langes *e* als *i*, *ō* in *whore* als *o*, *u* in *son* als *u*, *e* in *heart* als *a*, *ī* als *ei*, *a* in *all* und *and* als *a*; merkwürdig ist *puder*, unklar *you* (phonet. oder histor. Schreibung?). Von Konsonanten sind bemerkenswert das vulgäre *-in* für *-ing* in *Billings-*, der Schwund des *w* in *whore*, das *d* in *with* und endlich die Erhaltung des *k* in *knave*. *G* in *Gena* (ital. Endung!) und *ch* in *chip*, *cheneve* sind natürlich italienische Schreibungen.

Kiel.

F. Holthausen.

### Zu Death and Life.<sup>1)</sup>

V. 5 lautet:

*& take away of thy winne-word, as the world asketh.*

York Powell will E. St. VII, 97 *a way* lesen, hält *word* für verderbt und nimmt nach V. 6 eine Lücke an. Es ist aber blofs *away* in *award* zu bessern, vgl. *of these giftes that thou take good award* bei Lonelich, Grail XXIII, 150 (nach dem NED. unter *award* sb. 3). *take* ist der Inf., parallel mit *to serve* V. 3, und hängt wie dieser von *give us grace* ib. ab;

<sup>1)</sup> Vgl. Beibl. XXIII, 157 ff., wo sich weitere Literaturangaben finden.

*winn* ist natürlich das ae. *wyn*, gebraucht wie dieses in den Kompos. *wyn-beam*, *-burh*, *-candel*, *-dæg*, *-dream*, *-ele*, *-gesip*, *-gräf*, *-lund*, *-lust*, *-mæg*, *-psalterium*, *-rōd*, *-sang*, *-wōrod*, *-wyr*. Stratmann-Bradley verzeichnet nur *winn-fole* und *winne-halle*; dazu kommen aus unserm Gedichte obiges *winnē-word* sowie *winn-ladye* V. 129 und *winne-children* V. 293. Es bedeutet hier soviel wie das Adj. *winyly* oder *winsum*.

V. 33 ist überliefert:

*thus prest I on apace · under the greene hawthorne.*

Der Alliteration halber ist im zweiten Halbverse *greene* durch *pale* zu ersetzen, vgl. V. 31:

*under a huge hawthorne, that hore was of blossoms.*

Wegen des Gebrauchs von *pale* 'weiß' vgl. auch das NED.

V. 37 f. *lying edgelong on the ground, left all my selven,  
deepe dreames & driht · droue mee to hart.*

In V. 37 ist wohl *to* nach *all* zu ergänzen, in V. 38 ist *&* *driht* offenbar verderbt aus *me driht* oder *dreight* 'quälten mich', Prt. von *drechen* < ae. *dreccan*. Vor *droue* fehlt dann ein *&*. Die beiden Verse würden also lauten:

*lying edgelong on the ground, left all (to) my-selven,  
deepe dreames me dreight (&) drove mee to hart.*

Vgl. *hec was draiht with dreme* Alis. 819, *as mun þat in his drem is drecched soore* Num's Pr. T. 67 (vgl. das NED.).

V. 81. *both barnes & birdes, beastes & fowles.*

Das Nebeneinander der synonymen Wörter *birdes* und *fowles* ist verdächtig. Die erste Halbzeile lautete vielleicht ursprünglich: *both barones & birnes*, wo *birnes* eine der vielen me. Formen von ae. *bǣornas* 'Männer' sein würde.

V. 82 f. *Then that louely ladye, · on lund where shee  
standeth,  
that was comely cladd · in kirtle & mantle.*

Das *that* zu Anfang von V. 83 ist als überflüssig zu streichen, da kein Relativsatz vorliegt.

V. 120. *I willed him of his worshipp · to witt me the  
sooth.*

Kann *witt* hier 'make know' bedeuten, wie Arber im Glossar behauptet? Sonst muß man *wiss* = ae. *wissian* schreiben.

V. 191. *then I blushed to that bearne, · & balefully looked.*  
Für & l. *that*: es ist ja die Rede von *dame Death*, die hier merkwürdigerweise mit *bearne* bezeichnet wird. Vielleicht ist dafür *burly* (subst. adj.) zu lesen?

V. 207. *younge children in their craddel · they dolefully  
dycn.*

York Powell bessert der Alliteration halber *dolefully* in *carefully*, aber *children* ist vielleicht eine Änderung des Schreibers für *knaues*. Oder l. *barnes*: *balefully*?

V. 209. *the more woe shee worketh, · more mightye shee  
seemeth.*

W. P. bessert *worketh* in *maketh*, es ist jedoch wohl richtiger, wenn man *wight* für *mightye* schreibt.

V. 215. *ryde thou to the reschew · of yonder wrought ludy!*

Y. P. bessert *wrought* in *rougt*, aber es ist offenbar *raft* 'beraubt' zu lesen.

V. 225. *then Death glowed & gran · for gryme of his tulke.*  
Bemerkenswert ist das analogisch gebildete starke Prät. *gran* von dem schw. Verbum *grinne*.

V. 249. *and thou lett them of their leake · with thy lidder  
turnes.*

*leake* ist schlechte Schreibung für nördl. *lake* oder *laike* = aisl. *leik*, vgl. umgekehrt *bunely* V. 247 für *bainely*. Auch *deared* 312 steht für *dared*.

V. 255. *they may wary the weeke, · that euer thou wast  
formed.*

Zur Herstellung der Alliteration braucht man blofs das sinnlose *weeke* in *ecke* 'auch' zu bessern; *the* ist = ne. *thee*.

275. *& delt Adam such a dint; that he dolue ever after.*  
*dolue* ist sinnlos und vielleicht in *droue* oder *drow* 'duldeten', Prt. von *dree* (ae. *dreogan*) zu bessern. Über *drow* = *dreigh*, entstanden durch Vermischung von *dree* mit *draw*, vgl. das NED. unter *dree*. Der Zusammenfall geschah durch die Formen ae. *drugon* und *drōgun*. Oder l. *doleð* st. *dolue*?

V. 296. *then thou waleth them with wracke · & wrathe-  
fully beginneth.*

Für *waleth* und *beginneth* ist natürlich *wales* und *beginnes* zu lesen; der Fehler erklärt sich daraus, dafs in der nördlichen

Vorlage des Schreibers die zweite und die dritte Person Sgl. Präs. auf -s ausging und er sein südliches -th mechanisch auch bei der zweiten Person einsetzte. Aber auch *wales* 'wählst' kann nicht richtig sein; es ist entweder dafür *waltes* einzusetzen (vgl. *or waltes downe his children* V. 299) oder aber mit Arber, *The Dunbar Anthology*, London 1901, p. 311, *waites*.

V. 307 ist überliefert:

*I haue not all kindes soe ill, · as thou me upbraydest.*

Im ersten Verse fehlt die Alliteration auf *thou*, die wir aber leicht durch Einsetzung von *thewes* für *kindes* gewinnen können. Oder l. *maners : me?*

V. 315 f. lauten in der Percy-Hs.:

*my liffe, giue thou me leaue, · noe leed upon earth,  
but I shall master his might · mauger his cheekes.*

Der erste Vers gibt so keinen Sinn. Es ist offenbar *may* für *my* zu lesen und *liffe* als Inf. (ne. *live*) zu fassen, dann ist *noe leed* das Subjekt. *Giue* steht wohl für das *gif* der Vorlage: 'wenn du mir erlaubst'.

V. 417 ist überliefert:

*then he went to the tower, · where chaynes were manye.*

Die Rede ist von Christus, der Lucifer in der Vorhölle bindet. Der Mangel der Alliteration macht den sonst tadellosen Vers verdächtig. Ich vermute, dafs der Schreiber *chaynes* für ein andres Wort seiner Vorlage eingesetzt hat, nämlich *tayes* oder *teyes* (ne. *ties*) 'Bande'; vielleicht steht auch *went* für *turned*. Der Vers hätte also ursprünglich gelautet:

*then he turned to the tower, · where tayes were manye.*

Ähnlich verhält es sich mit V. 421:

*then to the tower he went, where chaynes are manye.*

Hier hat schon York Powell *turned* für *went* und *thanes were* für *chaynes are* vorgeschlagen. Dies kann aber darum nicht richtig sein, weil *t-* nicht mit *th-* alliteriert. Es ist die Rede von den Seelen der Gerechten des alten Bundes, die Christus befreit: Adam und Eva, Abraham und Isaak, David und Daniel. Hier dürfte daher *chaynes* für *tayed* (Part. Prt.) stehen.

Kiel.

F. Holthausen.

### Toland und Milton.

Im Jahre 1696 hatte der Freidenker John Toland seine Schrift "Christianity not Mysterious" erscheinen lassen. Die heftigen Anfeindungen, die er sich durch diesen Angriff auf die geoffenbarte Religion zuzog, veranlafsten ihn, aus seinem Vaterlande Irland nach London zu flüchten. Er beschlofs, sich vorläufig nicht mehr so offen in Religionsstreitigkeiten einzulassen. Bei seinem heftigen Temperamente aber konnte er nicht unterlassen, sich, wenn auch in versteckter Weise, über die Dinge, die sein gesamtes Sinnen und Trachten beherrschten, zu äußern. Er wendete sich dem Studium Miltons zu, dessen Prosawerke er 1698—9 herausgab, indem er gleichzeitig ein Leben dieses Mannes erscheinen liefs. Diese Biographie war für ihn, was dem Künstler das Kunstwerk ist: das Mittel, das, was ihm am meisten am Herzen liegt, auszudrücken. Er liefs Milton selber in zahlreichen Zitaten aus dessen verpönten Prosawerken zu Worte kommen; und da er sich mit Milton identifizierte (Lechler, Gesch. d. engl. Deismus 1841 S. 203), so konnte er auf diese Weise seine eigenen Anschauungen aussprechen, alle Angriffe aber auf Milton ablenken. (Er tat dies in *Amyntor or a Defence of M.'s Life* 1699, abgedruckt zusammen mit *Life of J. M.* 1761, nach welcher Ausgabe zitiert wird: S. 159.)

Es entsteht nun die Frage, wie kam es, dafs ein Mann von der Sinnesart Tolands solches Gefallen an Milton fand, wenn dieser wirklich der edle Puritaner und fromme Christ war, als den ihn die moderne Geschichtsschreibung hinzustellen pflegt. Sollte schon Toland, der fünfundzwanzig Jahre nach Miltons Tod sein Buch erscheinen liefs, sich über den wahren Charakter dieses Mannes getäuscht haben, obwohl ihm die besten Quellen zur Verfügung standen, über die er wie folgt berichtet: "I learnt some particulars from a person that had been once his amanuensis, which were confirmed by his daughter . . ., and by a letter written to one at my desire from his last wife . . . I perused the papers of one of his nephews; learnt what I could in discourse with the other; and lastly consulted such of his acquaintance, as, after the best inquiry, I was able to discover" (S. 3 f.).

Toland kann sich nicht getäuscht haben; und ich vermag in seiner Stellungnahme nur die Bestätigung meiner früher ausgesprochenen Ansicht zu erblicken, nämlich dafs Milton ein Skeptiker war (Der andere Milton = A. M. S. 32 ff., S. 43 ff.). Toland selbst, der bei der „Vermischung der Politik und der Religion“ und der „Verwendung der Staatsgewalt zur Behauptung oder Vertilgung von Ansichten und Meinungen“ das „Versteckspielen mit der eignen Ansicht“ betreiben mußte (Lange, Gesch. d. Materialismus, Reclam, I S. 361 f.), gibt in vorsichtiger Weise hierüber Auskunft. Und zwar an drei Stellen:

1. Miltons Buch, „The Reason of Church Government“ sei gar nicht in der Art nonconformistischer Geistlicher geschrieben. „The eloquence is masculine, the method is natural, the sentiments are free“ (S. 23).

2. Toland verteidigt das Verlorene Paradies in folgender Weise: „As to the choice of his subject, or the particulars of his story, I shall say nothing in defence of them against those people who brand them with heresy and impiety: for to incur the displeasure of certain ignorant and supercilious critics, argues free thinking, accurate writing, and a generous profession of truth“ (S. 119). Wie Lechler ausführt (S. 456 ff.), hat das Wort *free* in einem derartigen Zusammenhang eine besondere Bedeutung. *Free-thinker* sei später zum selbstgewählten Parteinamen der Deisten <sup>1)</sup> geworden, und zwar komme der Ausdruck seines Wissens zuerst 1697 vor, „indem Molyneux [der Mathematiker] von Dublin aus an Locke schreibt, er halte Toland für ... *a candid free-thinker*“ (Lechler S. 457). Dieser Name drücke das Prinzip der Lossagung von der bloßen Autorität, das Prinzip der Selbstbestimmung, der prüfenden Vernunft richtig aus. Ähnliches läßt sich auch von dem Worte *natural* aussagen, indem „Naturalismus“ ein Name war, der für alle Schriftsteller der religiösen Opposition gebraucht wurde (ebda. S. 454).

<sup>1)</sup> Swift 1708: The atheists, libertines, despisers of religion ... that is to say, all those who usually pass under the name of Free-thinkers (New Engl. Dict. s. v. free-thinker).

3. Die wesentlichsten Aufschlüsse über Miltons Wesen erhalten wir aus den Schlussworten der Biographie: "In his early days he was a favourer of those *Protestants* then opprobriously called by the name of *Puritans*: In his middle years he was best pleased with the *Independents* and *Anabaptists*, as allowing of more liberty than others, and coming nearest in his opinion to the primitive practice: but in the latter part of his life, he was not a professed member of any particular sect among Christians, he frequented none of their assemblies, nor made use of their peculiar rites in his family. Whether this proceeded from a dislike of their uncharitable and endless disputes, and that love of dominion, or inclination to persecution, which, he said, was a piece of popery inseparable from all churches; or whether he thought one might be a good man, without subscribing to any party; and that they had all in some things corrupted the institutions of Jesus Christ, I will by no means adventure to determine: for conjectures on such occasions are very uncertain, and I never met with any of his acquaintance who could be positive in assigning the true reasons of his conduct" (S. 139 f.). Hieraus geht hervor, daß Milton mit keiner der angeführten Sekten völlig übereinstimmte. Er war vielmehr vollkommen Freidenker, und schloß sich nur äußerlich, aus Opportunitätsgründen, derjenigen Partei an, bei der und durch die er die größte Toleranz zu erlangen hoffte. Das sind „die wahren Gründe seines Verhaltens“, die Toland nicht laut zu nennen wagte. Denn für Milton, wie für Toland und alle Freidenker gab es eben eine exoterische und eine esoterische Wahrheit (Lange S. 362), und man enthüllte sein innerstes Wesen nur dem Eingeweihten.

In sehr bedeutungsvoller Weise stellt Toland seinen Milton mit Locke zusammen. Milton habe im Dienste der Toleranz gearbeitet; aber erst Locke behandle diesen Gegenstand in völlig erschöpfender Weise (S. 136). So führt eine Linie von Milton zu Locke und Toland, und diese Linie ist die des Verlangens nach Toleranz. Dieses Verlangen nach Toleranz aber ist, wie Buckle zeigt, aus dem Skeptizismus hervorgegangen (Hist. of Civilisation in Engl. I ch. 7). Milton muß also in die Geschichte des Skeptizismus, des Rationalismus, des Deismus, einbezogen werden, und es eröffnen sich hier der Forschung neue, höchst bedeutsame Aufgaben.

Die durch Toland vermittelte Erkenntnis steht nicht im Widerspruch mit meiner Auffassung von Milton als Renaissance-menschen (A. M. passim). Milton vertritt eben jenen „humanistischen Rationalismus“, aus dem die englische deistische Bewegung hervorging, und von dem Burekhardt in einem wichtigen Kapitel redet (Gesch. d. Kultur d. Renaissance in Italien<sup>11</sup> II 297). Sein künstlerisches Talent, seine persönliche Leidenschaftlichkeit sowie seine tragischen Lebensschicksale verliehen seinen literarischen Äußerungen Formen, die ihren eigentlichen Inhalt dem ungeschulten Auge verbargen. Man denke z. B. an die Vorstellung des Inneren Lichtes, die Milton von den Quäkern übernahm und im Samson verwendete (A. M. S. 93 f.): Lechler weist darauf hin, daß das Innere Licht mit dem, was der Deist das Natürliche Licht nenne, zusammenfalle. Der extreme Individualist Milton bedient sich nur eines neuen Symbols, um seine persönliche Eigenart, seine Abneigung gegen Zwang jeglicher Art, und sein überspanntes Selbstvertrauen mit dessen Hilfe auszudrücken.

Die allgemein herrschende Vorstellung vom Charakter Miltons muß geändert werden, wenn wir in der Erkenntnis der Geschichte des englischen Geistes jener Zeit Fortschritte machen sollen. Sie beruht auf einem gänzlich gefälschten Bilde, das englischer Parteigeist — ich spreche von der „neupuritanischen Propaganda“ (A. M. S. 8) — der Welt aufgedrängt hat. Es gereicht der deutschen Wissenschaft nicht zum Ruhme, hier versagt zu haben, wobei ich besonders an Treitschkes Milton-Aufsatz und die kritiklose Kompilation Sterns (Milton und seine Zeit) denke. Dagegen hatte Lechler sehr wohl erkannt, wie in England die „Fähigkeit eindringender Auffassung, gerechter Beurteilung und objektiver Darstellung“ der Entwicklung des Deismus fehle (S. V). Von seinen Landsleuten erhoffte er Besseres. „Bei so bewandten Umständen“, so sagte er, „wird wohl anerkannt werden, daß wir Deutsche eher imstande sind, die Sache unparteiisch aufzufassen — ein Vorzug, um welchen uns die Engländer nicht beneiden“ (S. VI). Mögen wenigstens jetzt, nach fast achtzig Jahren, seine Erwartungen in Erfüllung gehen.

Dorpat.

H. Mutschmann.



## II. NEUE BÜCHER.

In Deutschland erschienen vom 1. Oktober bis  
31. Dezember 1919.

## 3. Erziehungs- und Unterrichtswesen.

## d) Psychologie.

- Bühler** (Charlotte), Über Gedankenentstehung: Experiment. Untersuchungen zur Denkpsychologie. Diss. München '18. 71 s.  
**Sonntag** (Hans), Die Erziehung des Willens. 35 s. Naumburg, Die Schule des Lebens. M. 1,40.  
**Müller** (Paul), Verlauf einer vorbereiteten Willensbewegung. Diss. Leipzig. '19. 49 s.

## e) Didaktik und Methodik.

- Hafsmann's** allgem. Unterrichtslehre für Lehrer- u. Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Neu bearb. v. Kais. Rat. Gerh. Karl Kahl. 6. Aufl. V, 128 s. Paderborn, Schöningh. Hwbd. M. 3,80 + 20% T.  
**Linde** (Ernst), Der darstellende Unterricht. Nach d. Grundsätzen d. Herbart-Zillerschen Schule u. vom allgem. pädagog. Standpunkt. Anh. Lehrproben in darst. Form. 3. verm. u. verb. Aufl. VIII, 228 s. Leipzig, Brandstetter. M. 3,50 + 20% T., Hwbd. 4,50 + 20% T.  
**Weimer** (Dir. Prof. Dr. H.), Schulzucht. VIII, 167 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 6, geb. 7,50.

## f) Unterrichtsorganisation.

- Koberg** (Ing. Karl), Zur Organisation der deutschen Volksbildung. 14 s. Eger, Böhmerland-Verl. (Reichenberg, Sudetendeutscher Verl.) M. 0,40.  
**Ritter** (Emil), Die Volksbildung im deutschen Aufbau. 93 s. München-Gladbach, Volksvereins-Verl. M. 2,70.  
**Bräuning-Oktavio** (Dr. Herm.), Ein englisches Beispiel zur Bildungsreform. 16 s. Reuters (bei Wallenrod, Oberhessen) Pfeil-Verl. M. 1.  
**Sattig** (Gymn.-Dir. Dr. Fritz), Das neue Deutschland u. d. deutsche Schule. Festrede. 15 s. Brieg, Süßmann. M. 1.  
**Espe** (Realschul-Dir. Dr. Hans), Dem deutschen Volke eine deutsche National-schule. 48 s. Berlin, Zillesen. M. 1,50.  
**Blau** (Jos.), Heimat u. Volkstum. Gedanken u. Vorschläge zur Erneuerung unseres Schulwesens. 53 s. Leipzig, Schulwissenschaftl. Verl. A. Haase. M. 3.  
**Luserke** (M.), Schulgemeinde. Zum Aufbau der neuen Schule. 110 s. Berlin, Furcht-Verl. M. 4, geb. 6.  
**Schmid** (Bastian), Vor neuen Aufgaben d. Schulerziehung. 51 s. Berlin, Vereinigg. wissenschaftl. Verleger. M. 3,50.  
**Schulforderungen** der Gegenwart. VIII, 171 s. Paderborn, Schöningh. M. 4,80 + 20% T.  
**Maals** (Johs.), Demokratie, Sozialismus u. Schule. III, 177 s. Wiesbaden, Stadt. M. 5,50 + 10% T.  
**Erlor** (Otto), Die Volksschule im Lichte des demokratischen Staates u. des Sozialismus. 48 s. Leipzig, Dürr. M. 2 + 20% T.  
**Zander** (M.), Die sozial-ethische Aufgabe u. Gestaltung der Schule. 48 s. Leipzig, E. Wunderlich. M. 1,20.  
**Rose** (Dr. Ant. Heinr.), Die Lösung der sozialen Frage durch die Schule im neuen Deutschland. 63 s. Leipzig, Grunow. M. 1,25.

- Kliffer** (Georg), Aus der Zukunfts-Schule. 47 s. Bern, Francke. Fr. 2,20.
- Krüger** (Dr. Reinhold), Die Volksschulpflicht. Soziale u. volkswirtschaftl. Bedeutung ihrer Verlegung u. Verlängerung. 88 s. Berlin, Kroll. M. 3.
- Kerlow-Löwenstein** (Dr. Kurt), Sozialistische Schul- u. Erziehungsfragen. 88 s. Berlin, Verlags-genossenschaft Freiheit. M. 3.
- Hiller** (Karl), Die rote Schule u. ihre Lehrer. Vorschläge u. Forderungen f. Unterricht u. Erziehung in d. Volksschule des sozialist. Staates. VI, 60 s. Breslau, Priebatschs Verl. M. 1,50.
- Viernow** (Adolf), Warum ich d. sozialist. Schulreform ablehne. Ein Vortrag. 23 s. Kammin, M. Kath. M. 1.
- Wyenbergh** (Jacob van den), Die Organisation des Volksschulwesens auf differentiell-psycholog. Grundlage m. bes. Berücksichtigg. der Begabungsforschung. Diss. Gießen '18. 53 s.
- Walsemann** (Dir. Dr. Hermann), Die Grundschule als elementare Bildungseinrichtung f. alle schulreifen Kinder. Schleswig, Detlefsen. M. 2,80.
- Apel** (Max), Die Volksschule als Einheitsschule. 20 s. Berlin, Vorwärts. M. 1.
- Fock** (Ernst), Die Einheitsschulbewegung. II, 150 s. Berlin, O. Salle. M. 4,50.
- Schaffner** (Oberl. Willh.), Mehr „innere“ Einheit unserer Einheitsschule. 31 s. Eisenach, Max Hense (direkt.). M. 1,50.
- Maafs** (Johs.), Die eigengesetzliche deutsche Schule. Ein Beitrag z. Verständnis u. zur Lösung der Einheitsschulfrage. 148 s. Wiesbaden, Staadt. M. 3,50 + 10% T.
- Poske** (Geh. Stud.-R. Dr. Frdr.), Einheitsschule u. Realismus. 48 S. Berlin, Salle. M. 1,50.
- Hartmann** (Oberl., R. A.), Die Lösung des Problems der Einheitsschule im Geiste Karl Volkmar Stoys. 30 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1 + 30% T.
- Kemsies** (Prof. Dr. Ferd.), Psychologie u. Hygiene d. Einheitsschule. IV, 126 s. Berlin, Salle. M. 4.
- Sigismund** (Fr.), Die Einheitsschule — eine nationale Gefahr. 33 s. Berlin, Zillesen. M. 2.
- Ries** (E.), Der Götze Einheitsschule. III, 56 s. Frankfurt a. M., Kesselring. M. 1,40.
- Stichs** (W.), Die Schweiz u. die Einheitsschule. Eine Untersuchg. d. schweizer. Schulaufbaus. III, 64 s. Karlsruhe, Brannsche Hofbuchdr. M. 3,60.
- Behrend** (Oberl. Dr. Fel.), Die Stellung der höheren Schule im System der Einheitsschule. IV, 47 s. Tübingen, Mohr. M. 1,80 + 40% T.
- Kühn** (Oberl. Dr. Walter), Die neue höhere Schule f. d. männl. Jugend. 42 s. Frankfurt a. M., Anffarth. M. 2.
- Vorschläge**, Praktische, z. Verbesserung d. höhern Schule. Unter Mitwirkg. von Realgymn.-Dir. Dr. Eder t bearb. v. Prov.-Schulr. Dr. Magnus Blümel. 133 s. Breslau, Trewendt & Garnier. M. 6.
- Hölk** (Gymm.-Dir. Dr. C.), Gymnasium u. Einheitsschule. Vortrag. 19 s. Marburg, Elwert. M. 0,60.
- Lötzsch** (Johs.), Das deutsche Gymnasium. Vergleichende Betrachtg. 8 s. Altenburg, Pierer. M. 1.
- Barth** (Tüchterschul-Rekt. Dr. Alb.), Die Reform der höheren Schulen in der Schweiz. Untersuchungen und Vorschläge üb. d. Maturitätsverhältnisse u. andere Mittelschulfragen. Im Auftrag d. schweiz. Departements des Inneren. VII, 290 s. Basel, Kober. M. 12,50.
- Adrian** (Rekt. Dr.), Der wirtschaftl. Wert unserer freien (privaten) Schulen u. Erziehungsanstalten. 13 s. Langensalza, Beyer & S. M. 0,50 + 30% T.

- König** (Schulr. Karl), Die Notwendigkeit der freien (privaten) Schulen u. Erziehungsanstalten. 35 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1,20 + 30% T.
- Stürmer** (Pfr. Paul), Deutsche Erwachsenenschulen. Grundgedanken und Ideale. 36 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1,40 + 30% T.
- Picht** (Werner), Universitätsausdehnung und Volkshochschulbewegung in England. IV, 79 s. Tübingen, Mohr. M. 2 + 40% T.
- Apel** (Max), Die Volkshochschule im neuen Deutschland. 38 s. Berlin, Vorwärts. M. 1,50.
- Adler** (Fritz), Die deutsche Volkshochschule. 32 s. Leipzig, Der Neue Geist Verl. M. 1,50.
- Obst** (Prof. Dr. Erich), Die deutsche Volkshochschule. 19 s. Berlin W 8., Kronenstr. 4. M. 0,50.
- Themann** (Oberl. Franz), Die deutsche Volkshochschule in Stadt u. Land. 32 s. Münster, Aschendorffsche Verh. M. 0,90.
- Höfle** (Stadtschulinsp. Alois), Die Volkshochschule. Grundzüge u. prakt. Gestaltg. 46 s. Augsburg, Bayer. Schulmuseum. M. 1,55.
- Hess** (Wolfg.), Wie gründet man eine Volkshochschule? 24 s. Berlin-Steglitz, Ev. Preisverb. Abt. f. Volksbildg. (durch Hartmann, Leipzig. M. 1.)
- Swet** (Realgymn.-Dir. Dr.), Volkshochschulfragen. 41 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1,20 + 10% T.
- Muhs** (Assist. Dr. Karl), Volkshochschule u. Volkswirtschaft. 49 s. Langensalza, Beyer & S. M. 2 + 30% T.
- Pestalozza** (Realgymn.-Dir. Dr. Graf Aug. v.), Die Kulturaufgaben der Volkshochschule. 95 s. Langensalza, Beyer & S. M. 3 + 30% T.
- Volkshochschule**, Die freie. Mitteilungen d. Ausschusses f. freie Volkshochschulen im deutschen Volkshausbunde. Schriftleiter F. Goebel. 1. Jg. April—Sept. 3 Hefte Lex. 8° (durch Volekmar, Leipzig) je M. 1.
- Volkshochschul-Gemeinde**, Die. Schriftleiter F. Goebel. 1. Jg. 2. Hlbj. Okt. '19—März 1920. Etwa 3 Hefte. Leipzig, Volekmar. Je M. 1.
- Doehring** (Hofpred. Lic.), Was will die Martin Luther Volkshochschule? 51 s. Berlin, Zillesen. M. 2.
- Engelhardt** (Emil), Fichtes Erziehungsdenken u. d. deutsche Volkshochschule. Eine Wegweisung f. ihre Arbeit. 74 s. Hamburg, Verl. d. deutschen Volkstums. M. 2,70.
- Die Fichte-Hochschule in Hamburg. Aufbau, Verwaltung u. Arbeit 1917—19. 112 s. Hamburg, Verl. d. deutschen Volkstums. M. 3,60.
- Wolzendorff** (Prof. Dr. Kurt), Die Universität in der Demokratie. 30 s. Frankfurt a. M., Societätsdruckerei. M. 1.
- Becker** (Unterstaatssekretär C. H.), Gedanken zur Hochschulreform. XI, 70 s. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2,50 + 10% T.
- Lubarsch** (O.), Zur Frage der Hochschulreform. IV, 73 s. Wiesbaden, Bergmann. M. 3,60.
- Auslandsstudienwesen** (Das) auf deutschen Hochschulen u. prakt. Kulturarbeit im Ausland. 1. u. 2. Halbjahrsbericht. München, Akadem. Verl. Je M. 2. (Für d. Sommer-Sem. 1918. II, 32 s. Für d. Winter-Sem. 1918/19. 16 s.)
- Arndt** (Reg.- u. Oberschulr. Dr. Ludwig), Die Lehrerbildungsfrage. 13 s. Langensalza, Beyer & S. M. 1 + 30% T.
- Gurlitt** (Ludw.), Der Lehrer als Erziehungskünstler. 14 s. München, Kellerer. M. 1 + 10% T.
- Fauth** (Gertrud), Die Lehrerin. 20 s. Langensalza, Beltz. M. 0,80.

- Hierl** (Ernst), Lehrer u. Gemeinschaft. Eine Schule der Verantwortung. VII, 125 s. München, Verl. Der neue Merkur. (Durch Volckmar, Leipzig.) M. 5,50.
- Zender** (Jakob), Die Lehrerkammer. Begriff u. Wesen, Aufgabe u. Ziel, Aufbau u. Ausbau. 51 s. Neuwied, Heusers Verl. M. 2,40.
- Schmid** (Prof. Karl), Zur Gründung von Elternvereinigungen an Mittelschulen. Vortrag. 16 s. Salzburg, Höllrigl. M. 0,60.
- Weigl** (Lehr. Franz, M. d. L.), Bayerisches Volksschullehrer- u. Schulbedarfsgesetz v. 1919. München, Verl. d. polit. Zeitfragen Dr. F. A. Pfeiffer. M. 2,20.
- Weinberger** (Prof. Dr. Jos.), Grundzüge f. e. Reform d. Lehrerbildung in Deutschösterreich. 24 s. Wien, Denticke. M. 2,10.

g) Lehrbücher für den englischen Unterricht.

- Pichon** (J. E.) u. **Ferrars** (Dir. Max Henry, B. A.), English Life and Literature. With extracts from suitable authors. (A direct method.) With numerous illustrs. 128 s. Freiburg i. B., Bielefeld. Pappbd. M. 3.
- Elliot** (Alice) und **Weissel** (Josefine), Young England. A special reader for the practice of idiomatic English. With 35 illustr. 129 s. Leipzig, Freytag. Pappbd. M. 2,60.
- Emerson** (R. W.), Representative Men. In Auswahl. Mit Anmerkgn. f. d. Schulgebrauch hrsg. v. Oberl. Dr. Rud. Günther. VIII, 88 s. Leipzig, Renger. M. 1,20 + 40% T.  
(Wörterbuch 39 s. M. 0,50 + 40% T.)
- Krüger** (Gustav), Wiederholung der englischen Sprachlehre. Beispiele ohne Regeln. Dresden, Koch. M. 1.

4. Geschichte.

- Dette** (Korvettenkap. a. D. Werner), Englische Politik. Vortrag. 32 s. Berlin, Staatspolit. Verl. M. 2.
- Singer** (J.), Deutschlands Zukunft u. die britische „Weltdemokratie“. IV, 182 s. Berlin, Siemenroth. M. 8; Pappbd. 9,60.
- Görter** (Herm.), Der Imperialismus, der Weltkrieg u. die Sozialdemokratie. Übers. aus dem Holländischen. München, Futurus-Verl. M. 2,40.
- Barden** (B.) [= Adele Hahn], Der Weltkrieg u. sein wahrer Urheber. Histor. Abhandlung. VIII, 140 s. Selbstverl. Königsberg, Hufen-Tiergartenstr. 42. M. 3.
- Lehnhardt** (E.), Gegen d. Urheber des Weltkrieges. Eine Sammlg. wicht. Beweisstücke. 55 s. Leipzig, Kramer. M. 1,50.
- Goos** (Dr. Roderich), Das Wiener Kabinett u. d. Entstehung des Weltkrieges. Anf. Grund aktenmäss. Forschung. Wien, Seidel & S. M. 8.
- Schuld**, Die, am Kriege. Dokumente u. Stimmen. Zsgest. v. Verein Auslandskunde. 48 s. Berlin, Curtius. M. 1,50.
- Pokrowski** (M.), Aus den Geheim-Archiven des Zaren. Ein Beitrag z. Frage nach den Urhebern des Weltkrieges. 32 s. Berlin, Scherl. M. 0,80.
- Urkunden** d. deutschen Generalstabs üb. d. militärpol. Lage vor d. Kriege. Berlin, Mittler & S. M. 1,50.  
Hat der deutsche Generalstab z. Kriege getrieben? 27 s.
- Ludendorff** (Erich), Franz. Fälschung meiner Denkschrift v. 1912 üb. d. drohenden Krieg. Ein Beitrag z. Schuld am Kriege. Berlin, Mittler & S. M. 1.
- Das Verschieben der Verantwortlichkeit. 135 S. Ebd. M. 3,80.

- Stegemann's** (Herm.) Geschichte des Krieges. 3. Bd. Mit Karten. XVI, 544 s. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Pappbd. M. 20, Lwbd. 24, Hlrbd. 27.
- Helfferich** (Karl), Der Weltkrieg. 3 Bde. Berlin, Ullstein. Je Mk. 16,50, geb. M. 20.
- Ludendorff** (General), Meine Kriegserinnerungen 1914—18. Berlin, Mittler & S.
- Tirpitz** (A. v.), Erinnerungen. XII, 576 s. Leipzig, K. F. Köhler. M. 20, geb. 25.
- Kriegführung**, Die deutsche, u. d. Völkerrecht. Beiträge zur Schuldfrage. Hrsg. im Auftrage des Kriegsministeriums u. d. obersten Heeresleitg. VI, 57 s. Berlin, Mittler & S. M. 2.
- Helfferich** (Staatsmin. Dr.), Die Friedensbemühungen im Weltkrieg. Vortrag. Berlin-Zehlendorf, Zeitfragen-Verl. M. 2.
- Fried** (Dr. Alfred H.), Vom Weltkrieg zum Weltfrieden. 20 Kriegsaufsätze. 106 s. Zürich, O. Füsli. M. 2,50.
- Vorgeschichte** des Waffenstillstandes. Amtl. Urkunden, hrsg. im Auftrage des Reichsministeriums v. d. Reichskanzlei. 129 s. 33 + 21 cm. Berlin, Hobbing. M. 10.
- Ludendorff**, Das Friedens- u. Waffenstillstandsangebot. 80 s. Berlin, Mittler & S. M. 2,50.
- Irrtum** (Der) des Marschall Foch. Eine franz. Denkschrift üb. die Gründe der deutschen Kapitulation v. 11. XI. 1918. 96 s. Die Gegenseite. Berlin, R. Hobbing. M. 3 + 10% T.
- Helfferich** (Staatsmin. Dr.), Der Friede von Versailles. Rede an d. akadem. Jugend am 26. VI. '19 in d. Berliner Univ. 19 s. M. 0,40.
- Wilhelm** (Dr.), Versailles. Einsichten u. Aussichten. 123 s. Dresden, Laube. M. 4.
- Müller** (Oscar), Warum mußten wir nach Versailles? Von d. Resolution z. Friedenschlufs. 72 s. Berlin, Hobbing. M. 1,60.
- Schlottau** (Hans), Wir Pazifisten u. die Friedensbedingungen. Vortrag. Hamburg, Pfadweiser-Verl. M. 1.
- Gegenvorschläge**, Die, der deutschen Regierung zu den Friedensbedingungen. Vollst. amt. Text. 64 s. Berlin, Hobbing. M. 1,60.
- Schultz** (Dr. Emil), Zur Völkerverständigung. Ziele u. Wege. 32 s. Berlin, Kultur-Verl. (durch Volckmar, Leipzig). M. 1 + 10% T.
- Bresler** (Joh.), Zum ewigen Frieden. 39 s. Halle, Nebert. M. 1,50 (Abhandlg. z. ewigen Frieden. 1. Hft.)
- Lammasch** (Heinr.), Der Friedensverband der Staaten. 43 s. Leipzig, Der Neue Geist-Verl. M. 1,50.
- Brühlmann** (Ernst), Der Völkerbund als Phantom. 26 s. Basel, Finckh. M. 2.
- Calonder** (Bundesr. Dr. Felix), Schweiz u. Völkerbund. Rede. Zürich, Rascher & Co. M. 2,80 + 20% T.
- Guttmann** (Bernh.), Soll Deutschland in den Völkerbund? 15 s. Berlin, H. R. Engelmann. M. 0,90.
- Autenrieth** (Otto), Die 3 kommenden Kriege. Englands Auseinandersetzung mit seinen Brüdern v. d. Entente. Deutschlands Aufstieg in den kommenden Wirren. Eine militär-polit. Prophezeiung. 82 s. Naumburg, Taneré. M. 2,25.
- Schultze** (Priv.-Doz. Dr. Ernst), Der demokratische Gedanke in Amerika. Vortrag. Oldenburg, Stalling. M. 1,70.
- Amerika** und wir. Beiträge z. Verständnis der Vorherrschaft Amerikas. Hrsg. v. Fritz Seitz. 1. Lfg. 32 s. Stuttgart, Francksche Verlh. M. 1,25.

**Herron** (George D.), Woodrow Wilson u. d. Weltfriede. Übers. v. Elsbeth Friedrichs. 109 s. Bern, Der freie Verl. (Durch L. Fernau, Leipzig.) M. 5.  
**Kunz** (L.), Wilson u. Clemenceau. 88 s. Wien, Manzsche Verli. M. 3,50.

## 5. Landes- und Volkskunde.

**Wenske** (Herm.), Die Völkerlüge in Krieg u. Frieden. Eine vergleich. Betrachtung auf histor. u. naturwissenschaftl. Grundlage. 364 s. Leipzig, Xenien-Verl. M. 6.  
**Stransky** (Prof. Dr. Erwin), Der Deutschenhafs. Eine Studie. VII, 159 s. Wien, Deuticke. M. 6,30.  
**Jäger** (Herm.), Neue Wege zur Erforschung des deutschen Volkscharakters. 103 s. Leipzig, Weicher. M. 3.

## 6. Folklore.

**Herzog** (Rud.), Germaniens Götter. VII, 214 s. Leipzig, Quelle & Meyer. Pappbd. M. 6 + 10% T.  
**Wrede** (Priv.-Doz. Prof. Dr. Adam), Rheinische Volkskunde. XII, 237 s. Leipzig, Quelle & Meyer. Pappbd. M. 10 + 10% T.  
**Ruland** (Wilh.), Rheinisches Sagenbuch. Kleine Ausg. Mit Abbildgn. VIII, 237 s. Köln, Horsch & Bechstedt. Pappbd. M. 4.  
**Wüstefeld** (Karl), Eichsfelder Volksleben. Volkskundl. Bilder. IV, 259 s. Duderstadt, Mecke. M. 7, Papdbd. 8.  
**Wehrhan** (K.), Die Freimaurerei im Volksglauben. Geschichten, Sagen u. Erzählungen des Volkes üb. die Geheimnisse der Freimaurer u. ihre Kunst. IV, 72 s. Berlin-Lankwitz, Wallmanns Verl. M. 1,80.  
**Radermacher** (Ludwig), Beiträge zur Volkskunde aus d. Gebiete d. Antike. 146 s. Wien, Hölder. M. 7.  
 (Sitzgsber. d. Akad. d. Wissenschaften in Wien. 187. Bd.)  
**Stempler** (Prof. Dr. Ed.), Sympathieglaube u. Sympathiekuren in Altertum u. Neuzeit. 91 s. München, Verl. d. ärztl. Rundschau. M. 5.

## 7. Vermischtes.

**Freisen** (Konsist.-R. Prof. D. Dr. Jos.), Das Eheschließungsrecht Großbritanniens u. Irlands nach d. angelsächs. Gesetzen, d. angelsächs. Bulfbüchern, d. mittelalterl. engl. Ritualbüchern, d. Book of Common Prayer, d. Civilehesetzen u. d. heut. kath. Ritus. X, 272 s. Paderborn, Schöningh. M. 16 + 20% T.  
**Jöhlinger** (leit. Red. Doz. Dr. Otto), Zeitungswesen u. Hochschulstudium. Einführung z. d. Vorlesungen üb. „Das Zeitungswesen in Deutschland u. im Ausland“. IV, 179 s. Jena, Fischer. M. 10, geb. 12,50.

Leipzig.

Paul Lange.

[27. 3. 21.]

## I N H A L T.

	Seite
Ia. von Glahn, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Mittel- englischen (Morsbach) . . . . .	73
Wyatt, An Anglo-Saxon Reader (Hübener) . . . . .	79
Schücking, Kleines angelsächsisches Dichterbuch. Lyrik und Helden- sagen (Holthausen) . . . . .	80
Ib. Holthausen, Ein neues Zeugnis für die englische Aussprache im 16. Jahrh. Holthausen, Zu Death and Life . . . . .	83
Mutschmann, Toland und Milton . . . . .	86
II. Neue Bücher . . . . .	91

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber &amp; Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXII. Bd.

Mai 1921.

Nr. V.

---

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Oliver Elton, A Survey of English Literature 1830—1880.** In two Volumes, London, Edward Arnold, 1920. Bd. 1, XVI und 434 S., Bd. 2, XI und 432 S. — 32/-.

Vor 9 Jahren hat Oliver Elton ein umfassendes Werk über das Zeitalter Wordsworths und Byrons geschrieben, das sich das ungeteilte Lob aller Anglisten errungen hat. Es liegt seit 1920 in einem Neudruck vor.<sup>1)</sup> Unterdessen ist ein neues Werk aus seiner Feder erschienen, die Literaturgeschichte des Viktorianischen Zeitalters. Der erste Eindruck, den die Lektüre uns gibt, ist der eines überwältigenden Wissens, einer stolzen Selbständigkeit und einer unbedingten hochschwebenden Sachlichkeit. Hier ist kein Begeistern-, kein Abschreckenwollen! Alle literarischen Erscheinungen — auch die als abgetan geltenden — werden betrachtet, geprüft und gewertet. Kein schmeichelndes oder böses Schlagwort hebt in den Himmel oder befiehlt in die Ecke. Selbst das aller Höchste muß sich eine Lobeseinschränkung gefallen lassen, und das Verachtete wird so gestellt, daß es seine schmale helle Seite uns zukehren kann. Ouida hat „absurde“ Werke geschrieben und doch zeigen ihre kleinen Geschichten ein echtes Pathos. Werden Schlagworte genannt, so sind sie bloße kritische

---

<sup>1)</sup> O. Elton, *A Survey of English Literature 1780—1730 in 2 volumes.* Second Impression. London, Edward Arnold, 1920. — 32/-.

Zitate, zu denen Stellung genommen wird. Es dürfte schwer halten, ein kritisches Werk zu nennen, das in seinem Urteil so ruhig, so besonnen, so vornehm zurückhaltend wäre wie dieses.

Das Wissen, das hier — nicht etwa zur Schau getragen wird, sondern — erklärend zu uns spricht, ist gewaltig. Das zeigt sich besonders in jenen Kapiteln, wo Elton die dunkleren Winkel der Literaturgeschichte absucht. Ein kleiner Satz deutet hier oft an, dafs der Kritiker ein unbekanntes umfängliches Buch gelesen hat. Aber auch wenn die grofsen bekannten Erscheinungen behandelt werden, öffnen sich unerwartet Seitentürchen. Kleinigkeiten werden hereingeschoben, um das grofse Gesamtbild zu ergänzen. Öfters auch kommt bescheiden die persönliche Erinnerung zur Aussprache. Der alte Student läfst uns wie aus leiser Ferne Ruskins klage- liedartige Vorlesung hören oder den Schauer des alten und die Bewunderung des jungen, nur halbverstehenden Oxford empfinden, als der kraftübersprudelnde Morris seine Ideen über Kunst und Demokratie in die Köpfe hineinzuhämmern versuchte.

Der Plan des alten Werkes ist auf die Darstellung der folgenden Epoche übertragen worden. Wir haben es mit einer biographischen Literaturchronik zu tun, in der die Biographien weggelassen worden sind. Es ist wiederum die alte englische Methode, die hier, wenn auch mit einigen Abänderungen, zur Anwendung gelangt. Wir können also ohne Schaden die Kapitel in beliebiger Reihenfolge lesen. Dafs eine solche Darstellung ihre grofsen Nachteile hat, leuchtet ein. Die Gestalten werden locker gruppiert. Eine Einleitung von acht Seiten führt uns in das Zeitalter ein. Ein ganz anderes Kaliber wäre nötig, um der Gröfse und Schwierigkeit dieser Aufgabe gerecht zu werden. Dann kommt Carlyle, dessen Persönlichkeit uns nicht etwa aus Froudes Biographie — denn der wahre Carlyle hat 30 Jahre gebraucht, um sich von seinem Biographen zu erholen —, sondern aus den *Reminiscences* und den Tagebüchern aufgebaut wird. Sein Verhältnis zum deutschen Idealismus — Kant, Fichte — wird in grofsen Zügen erkannt. Kants Raum- und Zeitauffassung hat Carlyle nicht verstanden, sondern mystisch verwischt — wie



Elton richtig gesehen hat.<sup>1)</sup> Seine Feindschaft gegen die Aufklärung wird ins wahre Licht gestellt und die Aufklärung geschickt verteidigt. Seine *Latter-Day Pamphlets* wirken wie eine Dampferschraube, die über dem Wasser im Leeren rast. Besonders verdienstvoll sind die Abschnitte, in denen Elton Carlyle als Künstler würdigt, wie es zum ersten Male überzeugend auch Cazamian in seinem Büchlein getan hat. Die formellen Abschnitte, die Elton jedem Kapitel beigibt, erhöhen überhaupt den Wert der beiden Bände in besonderem Mafse; denn, wo es sich um Rhythmus, Kadenz und Melodie der Sätze handelt, ist uns das Urteil eines Eingeborenen besonders wertvoll. Carlyle spricht — nach Elton — nicht wie Bücher, seine Bücher sprechen viel mehr wie er selber. Ein Künstler ist er, wenn er ein Profil kraftvoll hinwirft oder eine Stimme im Worte abfängt.<sup>2)</sup>

Nach Carlyle kommt eine lange — allerdings nicht dürre — Strecke (S. 41 — 214), die nach meinem Empfinden nicht durch das Gebiet der Literatur führt. Diese Kapitel gehören in einem solch bedeutenden Umfang in die Philosophiegeschichte und in die Historiographie. Allerdings finden wir auch hier immer wieder Abschnitte, die der großen Formfrage gelten. Was aber hier für uns ideell wertvoll ist, wäre am besten in ein großes Kapitel zusammengedrängt worden, das den Zeitgeist darzustellen hätte.<sup>3)</sup> Dahin rechne ich Gestalten

<sup>1)</sup> Für sein Verhältnis zu Fichte weist Elton auf Vaughans Aufsatz hin, *Carlyle and his German Masters* (English Association, Oxford 1910). Hier ist ein Teil des Problems behandelt worden. Was Fichte für Carlyle bedeutet hat — wer nimmt sich die Mühe, Fichte zu lesen! — habe ich sorgfältig herausgearbeitet in meinem Aufsatz „Carlyle und der deutsche Idealismus“ (G. R. M. 1913), den Elton nicht berücksichtigt hat.

<sup>2)</sup> Zur Carlyleliteratur: *Guide to Carlyle by Augustus Ralli*. 2 vols. 413 S. und 456 S., Allen and Unwin 1920. 42/-. (Vgl. Liljegrens Besprechung, Beiblatt 32, 30—32.)

<sup>3)</sup> An neuester Literatur über das Gepräge des Zeitalters erwähne ich zunächst einige nationalökonomische Schriften: H. O. Meredith, *Outlines of the Economic History of England*, London, Pitman 1912; das frisch geschriebene vorzügliche Buch von C. R. Fay, *Life and Labour in the 19th century*, Cambridge, University Press 1920, VIII u. 319 S. (ich erwähne einige Kapitel: 9. *the old Poor Law and the New*, 10. *the Political Background from 1830 to the Present Day*, 13. *Chartism*, 14. *The Industrial Scene 1842*, 18. *a Nation of Shopkeepers*, 20. *the Revival of Socialism*, 21. *the Remedies of the 19th century*). Empfehlenswert als Hand-

wie die der Philosophen Sir William Hamilton, Mansel und auch J. S. Mill, der, wie es aus Eltons Kritik selber hervorgeht, kein Schrifttumskünstler war. Er kannte zwei große Leidenschaften. Die eine galt seiner Frau und ihrem Gedächtnis, die andere der Menschheit und ihren Bedrückten. Mill hat versucht, die Mystik anderer in die Sprache des Arguments zu übertragen. Die Übersetzung gelang nicht. Dahin rechne ich auch die Vertreter der Wissenschaften: Lyell, Chambers, Darwin und Herbert Spencer, von dem Elton aussagt, er verfüge gelegentlich über die Beredtsamkeit der Seele und der Sprache. Eine verschobene Mystik, der die mystische Offenbarung gefehlt habe, sei sein eigen gewesen. Wir können weiterfahren mit G. H. Lewes, Huxley, Clifford, Tyndall, Sir Leslie Stephen, Henry Sidgwick, Hodgson, Hutchinson Shirling, Caird, T. H. Green, James Martineau, Campbell Fraser, bis wir zu einem interessanten Mischling von Natur, Wissenschaft und Geschichte gelangen, zu T. H.

buch ist J. F. Rees, *A Social and Industrial History of England 1815—1918*, London, Methuen 1920, 197 S., 5,- (sehr gut verwendbar ist die Tabelle auf S. 182—3 *Conspectus of the 19th century*). Ein glänzendes Monumentalwerk ist die Trilogie von J. L. Hammond & Barbara Hammond: a) *The Village Labourer 1760—1832*, London, Longmans 1911 (Neuausgabe 1913, Neudruck 1919), XIV u. 418 S. — b) *The Town Labourer 1760—1832, the new civilisation*, Ebenda 1917 (Neudruck 1919), XII u. 346 S. — c) *The Skilled Labourer 1768—1832*, Ebenda 1919, IX u. 397 S. Eine wahre Fundgrube für die Erkenntnis des kulturhistorischen Hintergrunds zu der Romanwelt Dickens' und des sozialen englischen Romans überhaupt. — Uebrigens ist auch ein hervorragendes Werk über die Sozialphilosophie und Sozialtheorie fertig gestellt worden: M. Beer, *A History of British Socialism*, London, G. Bell & Sons, 1919, Bd. 1 (bis 1834), XXI u. 361 S. 12/6, Bd. 2 (*From Chartism to 1920*), 1920, XI u. 413 S., 15/-. Dieses mübertroffene Werk ist auch für den Anglisten von aller höchster Wichtigkeit (besonders Teil III *Chartism*, S. 1—194; ferner Kap. 10 *Main Currents of the Period*, Kap. 14 *The Fabian Society* usw.).

Kulturgeschichtlich und wirtschaftsgeschichtlich ist: A. S. Turberville and F. A. Howe, *Great Britain in the Latest Age. From Laissez Faire to State Control*, London, Murray 1921; VII u. 341 S., 7/6.

Die gegenseitige Durchhellung von Literatur und Kultur behandelt das feinsinnige Werk von Ashley H. Thorndike, *Literature in a Changing Age*, London, Macmillan, 1920, 318 S., 18/- (5 Teile: *Literary Inheritance; Literary Environment of Carlyle; Progress and Poverty; Democracy and Empire; Religion-Woman-Science-Invention and Machinery-Beauty and Art*). — Ich werde gelegentlich auf das eine oder andere der erwähnten Werke zurückkommen.

Buckle, dem Lecky in seiner Jugend zunächst noch folgte. Damit kommen wir zu einer langen Reihe von Historikern, in deren Mitte Macaulay steht, der z. T. der Literaturgeschichte angehört. Aber die andern liegen höchsten Falls auf Grenzgebieten. Also: John Austin, Sir Henry Maine, Walter Bagehot, J. A. Fronde mit seiner Heinrichverehrung, Thirlwall, Grote, dessen unschöner Stil einer häßlichen Gangart gleicht, die nicht ohne Kraft ist, Finlay, Thomas Arnold, Merivale, Milman, Stubbs, dieser solide Forscher, Freeman, Manner, J. R. Green, dessen bekannte „kurze Geschichte“ trotz ihrer reichen Abwechslung wegen ihrer krabbelnden Unruhe kein klassisches Werk sein kann, Gardiner, Seeley, der Historiker der Kausalzusammenhänge, Goldwin Smith, Lord Acton, der den Freiheitsgedanken als Maßstab an die Geschichte gelegt hat und die beiden „Zeugen der Geschichte“, Napier und Kinglake, dessen *Eothen* sonst so oft als Stilvorbild empfohlen wird, von dem aber Elton sagt, es sei überladen und mit falscher Farbe bestrichen. Und nun Macaulay! (Welche französische Literaturgeschichte würde einem Historiker einen solchen Raum gewähren, wie Elton hier Macaulay?) Seine bekannte Schwäche des falschen Messens von Geschichtsperioden, über die er zu Gerichte sitzen kann, mildert Elton ab zu einer Neigung, allen intellektuellen Fortschritt in Ausdrücken der angewandten Wissenschaft oder der Erfindung von Erleichterungen des menschlichen Lebens zu interpretieren, so daß er, von den Reformen auf dem Gebiete des Rechts und der Verfassung abgesehen, kein Auge für die selteneren Erscheinungen des Menschengesistes hatte. Er hat eine Satzmelodie erfunden, die jedem Engländer bekannt ist, die „atomische“ Gliederung, die aus einfachen Parallelsätzen oder antithetisch geordneten Nebensätzen mit entsprechendem Echohall besteht. Die Sätze selber stehen aber nicht isoliert. Sie erweitern sich harmonisch zu etwas Größerem.

Macaulay diametral gegenüber liegt die Oxforder Bewegung, der ein langes Kapitel gewidmet ist (179—217). Die überstrahlende Gestalt ist J. H. Newman, der groß ist, wenn er das Dogma mit Leidenschaft umglüht und vor allen Dingen, wenn er als Seher und Künstler spricht. Er ist ein ehrlicher Sophist. Seine Apologia ist ein Bekenntnis, ein Dokument, ein Stück englischer Geschichte und ein Kunstwerk.

Mit Ruskin gelangen wir endlich — ein Viertel des ganzen Werkes war dem malerischen Grenzland gewidmet! — in das eigentliche Gebiet der Literaturgeschichte. Ruskins Stellung als ein Meister der Worte ist fest, weniger fest seine Stellung als Kritiker und Denker. In einen Satz über die „Modernen Maler“ weist Elton den ganzen Ruskin hineinzu legen: *He gave eyes, to all who could use them, for cloud and leafage, for ice and flame, for stone and crystal, for serpent and bird — in fact for opera omnia; and he was ever ready with his fervent Benedicite.* Dann kommen die schweren Irrtümer. Über tiefe Abgründe schlägt er von der Schönheit zur Sittlichkeit die luftige Regenbogenbrücke des *zázor*, über die er sorglos hinübersaust. Damit, daß er die Kunst zu einer Funktion völkischer Sittlichkeit machte, „zahlte er den Preis für seine große bleibende Leistung“, die darin bestand, die großen Zeiten des Glaubens, die in der Divina Commedia und der Gotik ihre Krönung fanden, erhellt zu haben. Rhythmus und Ton seines Stiles verraten den Einfluß der englischen Bibelübersetzung, seine Antithesen Dr. Johnsons Rhetorik. In seinen langen, locker gebauten Perioden verfällt er streckenweise in jambischen Singsang, den er noch zur rechten Zeit in freies Abgleiten umschaltet.

Ruskin war nur im kleinsten Nebenamte Literarkritiker. Das Hauptamt hatte Matthew Arnold inne, der dem Goethe der Iphigenia nahestand, Wordsworth und die Bibel, die Griechen, Homer, Sophokles und Theokrit als Meister ehrte. Als Kritiker übte er eine gesundende Wirkung aus. Falsch war sein Urteil über Shelley, Carlyle, Victor Hugo, Charlotte Brontë, Tennyson. Sein Auge sah Pallas und Hera, nie aber Pan oder Aphrodite. Die planlockere Art der Romantiker bekämpfte er. Er befürwortete den „großen Stil“ mit seiner Einfachheit und Strenge, der von den Griechen und Dante zu erlernen sei (*On Translating Homer*). Seine berühmten *Essays on Criticism* mit ihrer Vergleichungsmethode, durch die das Beste, was in der Welt erdacht wurde, erfaßt werden könne, sind eine Abart der Sainte-Beuveschen *Causerie*. Seine theologische Kritik war sehr einfach. Lies Jesajah, die Evangelien und die Episteln als historisch denkender Mensch, der nicht dort Hellenismus erwartet, wo er nicht sein kann, und du wirst die wahre ewige Religion finden. Sein sozialkritisches

Werk *Culture and Anarchy* tut Elton sonderbarer Weise mit zwei Sätzen ab. *It is rather a dull book with lively passages.* In der Dichtung — hier zeigt sich der Nachteil der Eltonschen Methode, da jetzt, lange bevor die viktorianische Poesie an die Reihe kommt, die Arnoldsche Verskunst isoliert hingestellt wird — gelingt Arnold am besten die assoziative Art, wo ethische und reflektierende Elemente sich durchweben. Seine Lyrik erreicht die Höhe des Singens selten, da das Denken immer wieder drückend dazwischen tritt.<sup>1)</sup> Aber frische Luft weht uns stets an in seiner Dichtung und in seiner Kritik. Wir vermissen sie bei Walter Pater, dem größten englischen Kritiker seit Coleridge. Sein klassisches Stück erblickt Elton im Essai über den Stil, wo der Gedanke vom einzig richtigen Wort — *the unique word*, Flauberts *mot inévitable* — sauber herausgeschält wird. Pater ist der Meister des zellenbauenden Stiles. Er geht vom Wort aus, das sich kreisartig weiterschafft. Man kann Pater laut nicht schnell lesen. Seine Musik ist zu rituell, sein Gang zu schwer. Aber sein engster rhythmischer Raum ist von Schönheit und Sinn durchdrängt.

Der Renaissancekultus, den Pater pflegte, stellt eine äußerliche Verbindung her zwischen ihm und dem Verfasser des umfangreichen Werkes *History of the Renaissance in Italy*, John Addington Symonds, der aber eine Vergleichung mit Pater nicht gerne sah. Immerhin dürfte er auf dem engeren Gebiet der Historie mit Pater ein Vertreter jenes Exotismus sein, wie ihn Brie kürzlich definiert hat;<sup>2)</sup> denn seine Renaissance nimmt sich wie ein sinnliches Wunschbild aus.<sup>3)</sup> Ein Gegenfüßler dieser sinnlich mystischen Richtung ist der Agnostiker Sir Leslie Stephen, der wie Dowden, Stopford Brooke, Masson, Minto, Furnivall, Hutton, die Elton alle nacheinander behandelt, seine ganz besondere Stellung inne hat.

Von der literarischen Kritik würde der Hauptpfad unvermittelt zu den großen Schönheitsgefilden der Literatur

<sup>1)</sup> Eine vorzügliche Einführung in Arnold ist das Buch von Stuart P. Sherman, *M. Arnold, How to know him*, Indianapolis 1917, 326 S.

<sup>2)</sup> F. Brie, *Der Exotismus der Sinne*, Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung, 1920.

<sup>3)</sup> Zur Symondsliteratur: Van Wyck Brooks, *J. A. Symonds, a biographical study*, London, Richards 1915, 250 S., 5/-.

geführt haben. Statt dessen müssen wir wieder ein Stück Grenzland durchschreiten, das den Verlegenheitstitel *Miscellaneous Prose* trägt. Hier ist die Essaikunst, die Autobiographie, die Reise- und die Memoirenliteratur untergebracht worden. Namen wie die folgenden marschieren vorbei: J. C. Hare, Hinton, Grey, Arthur Helps, Hamerton, Dr. John Brown, Jefferies, Samuel Butler, Haydon, Mitchel, Harriet Martineau, John Forster, Burton, W. G. Palgrave, Speke, Winwood Reade, Warburton, Curzon, Lord Dufferin, Sir Charles Dilke, Borrow. Nun! Die beiden großen Namen sind natürlich Butler und Borrow. Samuel Butler, der Unverständene zu seinen Lebzeiten, der erst heute Geschätzte drückt alles in Verstandesformeln aus. Der Fortgang der persönlichen Individualität durch Leben und Tod hindurch ist sein großes Steckenpferd. Sein Roman *The Way of All Flesh* gibt Butlers eigenen jugendlichen Fall wieder, die Auflehnung gegen das Milieu. Sein angenehmstes Buch ist nicht *Erewhon* oder *Erewhon Revisited*, das hinter jenem weit zurücksteht, sondern *Alps and Sanctuaries of Piedmont and the Canton Ticino*. Butlers Sätze sind mit dem Meißel gehauen, aphoristisch hart, anti-dekorativ kahl.<sup>1)</sup> Borrow's Bücher, die an Lesage und Defoe erinnern, sind keine Romane, sondern Tatsachenwiderspiegelungen, auf die die Phantasie ihre Purpurschatten wirft. *The Bible of Spain* ist Geschichte, Erlebnis, Beobachtung, Farbe und Szenerie, seine zweiteilige autobiographische Chronik *Lavengro* (1851) und *The Romany Rye* (1857) ein traumhaftes Gedankenwandeln. Freiheitswildem Zigeunern und Postillionen gräbt der gewiegte Fragensteller und Ablascher in ein paar Minuten ihre Lebensgeschichte aus. Derselbe feine Spürsinn ist auch in *Wild Wales* (1862) an der Arbeit. Borrow's Farbenpracht glänzt heute noch unverbläßt.

Jetzt kommen mit dem Ende des ersten Bandes die zwei großen — äußerlich nicht abgesteckten — Gruppen Dichtung und Roman. Tennyson und die Brownings wandern voran. Es

<sup>1)</sup> Seine Briefe, in eine ausführliche Biographie hineingeordnet, sind jetzt veröffentlicht: *Samuel Butler, Author of Erewhon, A Memoir by Festing Jones*, Bd. 1, XXX u. 448 S.; Bd. 2, X u. 531 S., London, Macmillan, 1919. 42/-. Die beiden Bände harren schon längst der Besprechung. — Vgl. noch den Aufsatz von G. Hübener, S. B. der Jüngere (Internationale Monatschrift 1920, 557 - 572).

folgen die Rossettis, William Morris und Swinburne; hinter ihnen etwa 60 Dichter, die z. T. ungeordnet in zwei großen Abteilungen marschieren, denen beide Male die Aufschrift "*Other Poets*" vorangetragen wird. Betrachten wir zunächst die Dichtung!

Ich will nicht bei dem langen Tennysonkapitel verweilen. Der poeta laureatus kommt zu seinem vollen Rechte. Die Kenntnis aller Werke wird vorausgesetzt, von denen das eine in demselben Maße gewürdigt wird wie das andere. Voll der feinsten Beobachtungen ist das Kapitel über Robert Browning, der die Illusion der Tatsachen, nicht des Traumes erstrebte, der in seinen frühesten Gedichten zwei Kräfte ausdrückte, das ungeduldige romantische „Auf und davon in die Freiheit“ und die groteske Drehung, die in dem absonderlichen Reimgebimmel, das ihm niemand nachmachen konnte, austobt. In den Liebesgedichten — *Two in the Campagna*, *Cristina*, *a Lovers' Quarrel*, *The Statue and the Bust* — beleuchtet er mit Vorliebe den verfehlten, entwischten mystischen Moment. Sein *Rabbi Ben Ezra* malt in Bildern sein hohes Ideal. Sein *Abt Vogler*? — hier hätte man eine eingehendere Würdigung erwartet. Browning hat eine eigene Grammatik. Er ist stark genug, eine solche zu haben. Aber vor den hundert Profilen, die er gezeichnet hat, wie viele bleiben uns? Vielleicht eine Pippa, eine Pompilia!\*) Bei Brownings Frau, der Elizabeth Barret Browning, muß man bei der Lektüre auf das Schlimmste gefaßt sein. Um so angenehmer überraschen uns gelegentlich die melodischen und bildhaften Stellen höchster Pracht. Ihr Kehrreim ist oft gefährlich. Ihr *Toll Slowly* in *The Rhyme of the Duchess May* — nicht in *The Lay of the Brown Rosary*, wie Elton sagt — gibt auf die Nerven. D. G. Rossetti genofs durch seine Übersetzungstätigkeit (*The Early Italian Poets* 1861) eine glänzende Schulung. In seinen frühen Gedichten erweist er sich mit Morris und Swinburne als der wichtigste Erneuerer der Balladenform, wie sie uns im Roherz des Volkshiedes und im Edelmetall der Scottschen Epik, aber auch in der luftigen suggestiven Form der Coleridge-schen Christabel entgegentritt. *Sister Helen* vereinigt beide

---

\*) Über R. Browning vgl. jetzt auch: W. L. Phelps, *R. Browning, How to know him*, Indianapolis 1915.

Stilarten. *Troy Town* zeigt reine symbolfreie Plastik, *The Blessed Damozel* den edeln Gestus, die Farbenbuntheit von Mefsbuchminiaturen und die miltonsche Unendlichkeitswirkung. Im *Burden of Niniveh* tönen die wiederholten Rhythmen und Reime wie die Hammerschläge der vorhistorischen Steinmetzen. Der erste Teil des „Hauses des Lebens“ (*Youth and Change*) ist nicht so unpersönlich wie seine Fortsetzung. Liebe, Tod und Hoffnung bilden eine Prozession. Liebe triumphiert zuerst, so daß Hoffnung überflüssig wird. Dann wird Hoffnung von Furcht umwölkt und von der Ahnung des Todes, der die Geliebte entrückt. In *Change and Fate* tauchen die drei Gestalten wieder auf. Schliesslich aber bleibt Hoffnung im Dunkeln über das Schicksal der Liebe. William Morris deutet in seinem Erstlingswerk (*The Defence of Guinevere* 1858), diesem wahrhaft schöpferischen Buche, die Pfade noch nicht an, die er in der Folgezeit einschlagen wird. In *Life and Death of Jason* erklingt der Ton prächtiger epischer Gleichmässigkeit und heroischer Bewegungsfreude. Im *Earthy Paradise* teilt sich uns die Stimmung alter trauriger Männer mit, die andern alten traurigen Männern ihre Geschichte erzählen. Die Gestalten selber sind weich umrissen. Deutlich scharf ist nur ihre Tracht. Sie glitzern gleich gewobenen Teppichfiguren. Wir lassen sie ruhig sterben; fühlen wir doch, daß sie nie gelebt haben. In springendem anapaestischem Versgalopp singt im Sigurdepos eine reiche Chronik voll Blutfehde und tragischer Konflikte aus. Hier erreicht Morris den Höhepunkt. Er ist der Meister des vorwärtsdrängenden, nicht des suggestiv verweilenden Stiles.<sup>1)</sup> Swinburne ist ein großer Sänger, dem ein riesenhafter Stimmumfang zur Verfügung stand. Er ist aber auch ein großer Vergender. Das wichtige Problem der Swinburneschen Emotionsunechtheit wird sehr geschickt angefaßt. Seine wilde Jugendliebe ist nur Geistesfieber, Gehirnsraserei und Zungenmimik. Er fühlt sich mit Leichtigkeit, aber ernsthaft in fremde Dichtertemperaturen ein und tönt sie genial weiter. Warum nun unter diesen Liedern gerade *Félice* den Baudelaireschen Einschlag besonders deutlich zeigen soll, vermag ich nicht zu sehen. In

<sup>1)</sup> Zur Morrisliteratur: J. Bruce Glasier, *W. M. and the early days of the Socialist Movement*, London, Longmans 1921, 6/6.



die Augen springend ist er, aber bei ganz andern Gedichten. Das höchste geistige und formelle Können zeigen die Lieder vor Sonnenaufgang.<sup>1)</sup> Sein Tristan ist anhaltendes Singen, seine Atalanta so undramatisch wie möglich, sein Erechtheus in der Fabel geschickter. Sein Balen spiegelt die alte jugendliche Lebendigkeit wider. Dem alten Swinburne versucht Elton gerecht zu werden. Hier würde sich das Bild zu dessen Ungunsten verschoben haben, wenn Elton die „*excellent border ballads*“, die in den 1870er Jahren entstanden, nicht in die vierte Periode (1882—1908), in die nur ihre Veröffentlichung fällt, gelegt hätte. Ebenso gehört das *Ave atque Vale*, das 1867 im Wesentlichen fertig dalag, nicht in die dritte, sondern in die zweite Periode (1867—1874). Swinburnes prächtige Verse prägen sich dem Gedächtnis nicht leicht ein. Elton sieht die Ursache in ihrem Mangel an lyrischem Umriss.

Wir kommen nun zu den beiden mühsamen Kapiteln *Other Poets*, die aber eine wahre Fundgrube des Wissens sind. Hier kann ich nur Inschriften für Massengräber liefern. Für die erste Abteilung wird eine lockere Einteilung versucht in Vor-Tennysonianer (Sir Henry Taylor [1800—86], der in seinem Drama *Philip van Arteveld* Froissart romantisierte und Thomas Wade [1805—75], der geschickte Sonettist und mystische Shelley- und Keatsnachahmer), „Spasmodische“ Schule, Vor-Praeraphaëlitin und Kleinpraeraphaëlitin.

Zu den „Spasmodikern“ gehören zunächst Bailey und Horne. Bailey (1816—1902) ist der Schöpfer des Wundergedichts Festus: bombastisch kosmisch, skeptisch erörternd, ehrgeizig und miltonisch. Bailey ist groß im Kleinen. *Poetry, in Festus, is always just round the corner. You never catch it for more than a moment.* Nach 1850 treten zwei neue Dichter auf: Alexander Smith und Dobell. Aus Smiths *City Poems* (1857) greifen wir das bekannte *Glasgow* heraus mit seiner Verhaerenschen Staub-, Rauch- Rufs- und Lärmbegeisterung. Sydney Dobells Dichtung ist eine regenbogenverschwommene Bilderwelt. Gelegentlich kann er in technische Virtuosenhaftigkeit übergehen.

---

<sup>1)</sup> In einer Anmerkung 374 wiederholt Elton seine Skepsis den Hendersonschen Landorthorien gegenüber mit Unrecht. (Vgl. meine Bespr. der Swinburnebriefe in dieser Ztschr. XXX, 103—4.)

Unter den Vor-Praeraphaëlitcn (Monckton Milnes, Ebenezer Jones, Ernest Jones, Arthur Joseph Munby) merken wir uns Arthur Hugh Clough (1819—61), Satiriker und Skeptiker wie sein Freund Matthew Arnold und wie er der Sänger des gesunden Oxford. Sein *Dispsychos* — ein Dialog zwischen den cynisch-skeptischen und idealischen Trieben — ist formlos. Wenn ihm aber der seltene Wurf gelingt — in *The New Decalogue*, *The Bothie of Tober-na-Vuolich*; in dem hübschen sizilischen Lied *Ite domum, saturday* — prägt er höchste Kunst.<sup>1)</sup>

Unter den Kleinpraeraphaëlitcn bemerken wir den wuchtigen Robert Stephen Hawker (1803—75), den Verfasser der *Quest of the Sangraal*, *Chant the First* (1864) und der komischen Balladen, Sebastian Evans und seine Schwester Anne Evans, Richard Watson Dixon (1833—1900), dessen *Mono Dantes* Trauertou in der Terza Rima weitersummt und den mystischen Naturalisten Thomas Gordon Hake (1809—95), den Dichter des bekannten *Blind Boy*. Coventry Patmore aber, der Schöpfer des langsam entstandenen *Angel in the House*, überragt sie alle. Er ist den Weg der Mystiker gegangen. Er fing unten bei der Natur an und endigte oben im weissen Lichte, wo Seele und Sinne sich treffen. Er führt den diamantenen Stift der hart auf hart zeichnet.

Nun kommt wieder eine große Einzelgestalt James Thomson (1834—82), dessen *City of Dreadful Night* mit ihrem Crescendo von Bildern und Symbolen den Geist der Verneinung offen und kräftig rufen läßt. Er ist aber nicht nur der Sänger dieses einen Gedichtes, wie Elton zeigt. Neben diesem großen Pessimisten nimmt sich Roden Noel (1834—94), der in den Elegien auf seinen Knaben Eric dem Schmerz ergreifenden Ausdruck verliehen hat, etwas klein aus (*A little Child's Monument* 1881). Wir lassen den romantisch übersprudelnden Buchanan, die labial melodiöse Dichterin der *Lost Chord*, Jean Ingelow, den zerfahrenen, aber oft glanzvollen, pointierten und pathetischen Robert Lytton (Owen Meredith), den seichten George Macdonald, den phantasievollen und mystischen Philip Bourke Marston, den exotischen Alfred Lyall,

<sup>1)</sup> Über Clough vgl. jetzt: J. J. Osborne, *A. H. Clough*, London, Constable and Co. 1920. 8/6.

den pseudotennysonischen Lewis Morris, die dramatische Monologistin Margaret Veley, den epigrammscharfen Mortimer Collins, die Dichterprofessoren John Nichol, F. T. Palgrave, den bekannten Kompilator der *Golden Treasury Series* und F. H. Doyle an uns vorüberziehen, um einen Augenblick bei John Byrne Leicester, *Lord de Tabley* (1835—95) zu verweilen. Streng, edel, musikalisch und metrisch zart, nicht sehr spontan, in Tennysons, Brownings und Swinburnes Kunst geschult, läßt er sich nur an diesen großen Dichtern messen. Aus botanischen und zoologischen Kenntnissen heraus zeichnet er scharfmrissene Pflanzen- und Tierprofile. Seine Versmelodie ist schwebend und schmiegend.<sup>1)</sup> Ihm gegenüber ist O'Shaughnessy (1844—81) ein ausgesprochener Dekadenter, der sich in morbide Ideen verbohrt und mit dem Wind in den Drähten und der Flamme in der Asche identifiziert. Am geniefsbarsten ist er in seinen Liedern, wo anapaestische Sprünge, Schlagwortechos und Binnenreime spielen. Bedeutend sind auch seine *Lays of France*. Ein exotisches Element wohnt ihm inne, das wir in anderer Form bei Edward Fitz Gerald (1809—83) wiederfinden, der sich von Anfang an in fremde Literaturen einzufühlen versucht (Spanien, Griechenland), bis ihn persische Stimmungen locken und einwiegen (*Salámán and Absál* 1856, *Attar's Bird Parliament*). In den Vierzeilern des *Rubáiyát* (1859) hat er für seine innere Form das angemessene metrische Organ gefunden. Ein viel größeres orientalisches Thema, das Leben, die Taten und die Lehren Buddhas hat nachher ein kleinerer Dichter Sir Edwin Arnold (1832—1904) angefaßt (*The Light of Asia*). Die mystischen Höhen der Selbstbefreiung werden hier wohl gesehen, aber nicht erklommen. Der Humanismus ist vertreten durch William Cory (1823—92), den Dichter der *Ionica* (1858, 1877, 1891), der in seinen Versen griechisches Fühlen in englische Motive hineinträgt.<sup>2)</sup> Die metaphysisch psychologische Richtung pflegt der bildhafte und sonore Spiritist Frederick W. H. Myers.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Über ihn vgl. auch *Lafcadio Hearn, Life and Literature*, London, Heinemann, 1917, S. 228—245.

<sup>2)</sup> Über ihn vgl. den eingehenden Aufsatz *Ionica* in L. Hearn, a. a. O. 352—76.

<sup>3)</sup> Soeben ist eine Gesamtausgabe seiner Gedichte erschienen: *Poems of F. W. H. Myers*, London, Macmillan 1921, 412 S., 12/-.

Die Nachhut der Dichter gliedert sich in drei natürliche Gruppen: Irische Dichter, Dialektdichter und Poeten der leichten komischen Muse.

Für Thomas Davis (1814—45) ist die Poesie in erster Linie Werkzeug seines leidenschaftlichen Nationalismus.<sup>1)</sup> Er wird überragt von James Clarence Mangan (1803—49) und Samuel Ferguson (1810—86). Mangan, Opiumraucher, Alkoholiker, Linguist, Maturinbewunderer und Byronischer Orient-schwärmer (*The Karamanian Exile*) hat ein paar glänzende lyrische Stücke von irischem Erdgeruch hinterlassen (*Dark Rosaleen, A Vision of Connaught in the 13th Century*). Der gälische Gelehrte Ferguson ist größer als er. In freien Übersetzungen gießt er die irische Legende ins Englische um. (*Lays of the Western Gael* 1865). Seine Ballade *The Welshman of Tirawley* wurde von Swinburne bewundert. In *Congal* 1872, in *Conary* und in *The Naming of Cuchullin* (1880) singt er im großen epischen Tone. Der feine Techniker William Allingham (1824—89), Meister einer Blakeartigen, kindlichen Lyrik und Aubrey Thomas de Vere (1814—1902), der Legendenschwärmer, schlagen eine Brücke zur englischen Dichtung hinüber.

Interessante Vertreter weist die Dialektpoesie auf. William Barnes (1801—86) singt im summenden, koronal weich rollenden Lautgewoge des Dorsetshiredialektes; Edwin Waugh (1817—90) und Samuel Laycock (1826—93) in dem breiteren Lancashire Idiom.<sup>2)</sup> Waugh eignet ein schlichtes Fühlen und gutes Beobachten; Laycock ist kleinplastischer und photographischer als er.

Die Komische Poesie ist in England bodenständig. Ihre bekanntesten Vertreter sind: Francis Sylvester Mahony (1804—66), der geniale Präger gefälschter fremdsprachiger Originale zu Thomas Moore, Richard Harris Barham (1788—1845), der Reimvirtuose, der die *Ingoldsby Legends* schuf, W. E. Aytoun (1813—65), der raffinierte gro-

<sup>1)</sup> Über ihn vgl. Johannes Schiller, Th. O. D. (Wiener Beiträge XLVI) Wien und Leipzig, 1915.

<sup>2)</sup> Waugh und Laycock behandelt K. Brunner, Dialektliteratur von Lancashire 22—32 und 33—34 (Publikationen der Hochschule für Welt-handel, Wien 1920).

teske Balladenmimiker von Lockhart, Leigh Hunt, Montgomery, Bulwer, Mrs. Browning, Tennyson, Scott, Macaulay und der Dichter der 'Spasmodic Tragedy' *Firmilian* und dann der weitbekannte C. S. Calverley (1831—84).<sup>1)</sup> Reizvolle Parodien hat der feine Literaturhistoriker W. J. Courthope (1842—1917) hinterlassen (*The Paradise of Birds* 1970),<sup>2)</sup> neben den wir als einen Meister des formvollendeten leichten Verses Frederick Locker-Lampson (1821—95) stellen dürfen (*Lyra Elegantiarum* 1867, und *London Lyrics* 1857).<sup>3)</sup> Von einem Lewis Carroll, alias C. L. Dodgson (1832—98) genügt es zu sagen, daß er der Verfasser der *Alice in Wonderland* ist. Zum Lachen erst in seiner Inkonsequenz ist Edward Lear (1812—88), der Limerickreimer. Über die Knittelverskunst hinaus in die Höhe der Poesie erhebt sich der Libretto-dichter Sir William Schwenk Gilbert (1836—1911) in seinen *Bab Ballads* (1869) und *More Bab Ballads*.

Und nun zum großen Gebiet des Romans! Hier dreht sich der Scheinwerfer langsam und beleuchtet zunächst die Vor-Dickenssche Romandichtung, Warren, Hook, Surtees, Maryat, Lover, Lever, Carleton, Hall, Disraeli und Lytton-Bulwer, bleibt bei Dickens stehen, streift Wilkie Collins und Charles Reade, überschüttet Thackeray mit Licht, zieht langsam an George Eliot und Anthony Trollope vorüber, sucht dann die Gegend *Other Novelists* ab, wo die Brontës, Mrs. Gaskell, Miss Yonge, Mrs. Oliphant, Charles und Henry Kingsley, Besant, Rice, Payn, Miss Braddon, Mrs. Henry Wood, Mrs. Mullock, Lawrence und Ouida wandeln und endigt beim großen George Meredith.

Dickens kündigt sich schon frühe an, in Samuel Warrens trüber Tragik des niedrigen, wilden Lebens mit ihrer Krankheit, ihrem Verbrechen und ihrem Wahnsinn (*Passages from a Diary* 1830), in den grotesken Juristen seiner Schrift *Ten Thousand a Year* 1839—41, in der Cockney-Krähwinklerei

<sup>1)</sup> Eine vorzügliche Blumenlese solcher Dichtungen ist *A Century of Parody and Imitation*, ed. by W. Jerrold and R. M. Leonard, Oxford University Press 1913. — XV u. 429 S.

<sup>2)</sup> Neu herausgekommen: W. J. Courthope, *The Country Town and other Poems*, Oxford University Press, 1920. 3/6.

<sup>3)</sup> Seine Biographie mit Briefen siehe: Augustine Birrell, *F. Locker-Lampson*, London, Constable & Co., 1920; 206 S. 25/-.

eines Robert Smith Surtees, dessen *Jorrocks' Jaunts and Jollities* (1831—4) an Pickwick erinnern. Besondere Aufmerksamkeit verdient der irische Romanrealismus, den Samuel Lover in *Rory O'More* (1837) in aller Bitterkeit und den der große, geistreiche Erzähler C. J. Lever viel weiter blickend zu schildern weiß. In den fünf Bänden *Traits and Stories of the Irish Peasantry* (1830, 1833) des William Carleton (1794—1869) besitzen wir eine reiche Chronik irischen Lebens und irischer Sitten, die bald schwermütig, bald fröhlich, immer aber in der Sprache des Herzens zu uns spricht.

Mit Disraelis *Vivian Grey* dringt eine neue Note in den Klang des Romans. Disraeli ist schon oft mit seinem Zeitgenossen Lytton-Bulwer verglichen worden, da er tatsächlich gemeinsame Züge wie etwa sein Stutzertum, seinen Exotismus, seine Pseudoübersinnlichkeit mit ihm aufweist. Im Übrigen aber fällt der Vergleich zu ungunsten Lyttons aus. Lytton schlüpft geschickt durch alle Modegattungen hindurch und versucht schließlich, sich dem ruhigen häuslichen Roman anzupassen. Aber — sagt Elton —: *Lytton can only be quiet obtrusively*. Disraeli bleibt in seinem Geist und in seiner Beobachtung sich selber treu. *Vivian Grey* ist immer noch lebendig bei allem Schutt, der träge in ihm schläft, *Venetia* bleibt ein treffliches Sittenbild voll Farbe und Humor und in *Coningsby* läßt uns die Herzenstiefe und die entzückende Abwechslung alle soziale Tendenz vergessen.<sup>1)</sup>

Eine prächtige Leistung ist das Kapitel über Dickens, der so leicht zu genießen, so schwierig zu beurteilen ist. Hier gilt es, die Tendenz von der künstlerischen Wirkung zu unterscheiden. Die Wesensart des Künstlers erkennen wir aus seinen Briefen, Skizzen und Einzelartikeln (*Sketches, American Notes, Pictures from Italy, The Uncommercial Traveller*, einem wahren Schlüssel zum Verständnis der Dickensschen Eigenart). Dieser Künstler hat Carlyles verschlingendes Auge und seine porträtierende Hand, das innere lebendige Sehen des Äußereren, wo Dinge zu Personen und Personen zu Dingen werden. Örtlichkeiten schildert er besser als Personen.

<sup>1)</sup> Die große Disraelibiographie ist jetzt endlich zum Abschluß gekommen: G. E. Buckle and W. Flavelle Monypenny, *The Life of Disraeli, Earl of Beaconsfield*, London, Murray, Bd. 1—6, 1910—20.

Er arbeitet gerne mit Ruskins *pathetic fallacy*, die bei ihm ein Ausfluß seiner Lebendigkeitssehnsucht ist. Psychopathen, Verbrecher und überspannte Menschen schildert er am Besten. Die letzteren schweben zwischen Sein und Nichtsein. Sie sind Falstaffs. Es gibt ihrer nur wenige: Pickwick, Mrs. Gamp, Samuel Weller, Dick Swiveller. Hier ist Schöpfung. Bei Pecksniff und sogar bei Micawber<sup>1)</sup> ist Konstruktion. Die jugendliche Stereotypik ist überwunden in *David Copperfield*. Unter den späteren Romanen ist *Great Expectations* wieder vollkräftig. Das Höchste, was Dickens geleistet hat, ist viel mehr ein Triumph des Stiles als der Zeichnung.

Dickens' Konstruktionskunst wird gesteigert von Wilkie Collins, seine Tendenz artet aus zum leidenschaftlichen literarischen Zweckkampf in Charles Reade. Collins läßt den Leser in farbigen Labyrinthen sich verlieren, um ihm in letzter Stunde den Ariadnefaden in die tastende Hand zu legen. Auch er weiß, wie gemachten Figuren der Lebensschein angeworfen wird. Reade bastelt seine Romane zusammen aus den Fasern des Dokumentes, über das der Epiker schließlich doch den Sieg davonträgt.<sup>2)</sup>

Scott und Dickens lassen uns vergessen; Thackeray setzt unsere Erinnerung in Bewegung. *Vanity Fair* ist sein fröhlichstes, witzigstes, abwechslungsreichstes und realstes Werk, wenn auch dessen Becky nicht unbedingt lebenswahr ist. *Pendennis* zeigt das Gewebe des 18. Jahrhunderts. Ein Tatlerkenner hat es geschrieben. Costigan, Foker, Major Pendennis sind bleibende Gestalten. Blanche Amory ist verfehlt. Die müde Hand macht sich in gewissen Partien der *Newcomes* fühlbar, deren adsum-Szene — hier wird mancher anders denken — nicht Eltons unbeschränkte Bewunderung findet. Das Abenteuerleben ohne ausgeklügelte Handlungsführung ist das Element, das Thackeray am erfolgreichsten zu handhaben weiß. Sein Realismus läßt sich am ehesten

<sup>1)</sup> Über Micawbers wirkliche Vorbilder vgl. jetzt: T. P. Cooper, *The real Micawber with a batch of his remarkable letters* (Dickens's Footstep Series). London, Simpkin, Marshall, 1920. 34 S., 1/6.

<sup>2)</sup> Die Technik der Dickensschule ist vorzüglich herausgearbeitet worden in Walter C. Phillips, *Dickens, Reade, and Collins, Sensation Novelists*. New York, Columbia University Press, 1919. (Siehe meine Besprechung in Engl. Stud. 55.)

mit der Epik des früheren Tolstoy vergleichen, des Verfassers von Krieg und Frieden, als die Kunst die Ethik noch im Zaum zu halten vermochte. Allerdings fehlt Thackeray jene Weltweite, in die Auge und Geist ungehindert schweifen. Es bleibt uns das Gefühl eines dicht gedrängten Daseins, den ein niedriger Himmel bedrückt. Ironie aber heitert ihn auf, und in den großen Szenen zerreißt die Wolkendecke; das hohe stolze Sonnenleuchten beginnt. Thackeray ist ein Meister der Sprache. Unerreichbar ist die Schönheit seines Prosa-rhythmus. Dazu ist er der beste Stilmime der englischen Literatur.<sup>1)</sup>

Das Bild der George Eliot, die wir heute aus der normierenden zeitlichen Ferne betrachten können, hat sich etwas ernüchternd verschoben. Sie schildert das Leben erschöpfend, ohne den Lebenssinn immer richtig zu treffen. Ihr klassisches Werk ist *The Mill on the Floss*. Ihr *Middlemarch* ist nahezu einer der großen Romane der englischen Sprache. Hier verbindet sie die Tatsachenbeherrschung eines plädierenden Anwalts mit des Psychologen Fähigkeit, Beweggründe zu erkennen. *Daniel Derondah* ist die Geschichte eines unjüdischen Überjuden. George Eliot hört den Lärm, der jenseits des Schweigens tobt; sie erblickt hinter dem gewöhnlichsten Gespräch das unsichtbare Motivenspiel. In der Entschürzung dieses Geheimfadenknäuels ist sie ein Genie — *a heavy, German, relentless sort of genius, but still a genius*. Ihr Stil ist gut, wenn sie ihre Spieler sprechen läßt, weniger erfreulich, wenn sie den kommentierenden Chor singt.

Ihr gegenüber kommt, durchs kritische Fernglas betrachtet, Anthony Trollope auffallend gut weg. Von seinen Barsetshireromanen ist *Dr. Thorne* mit der feinen Mary der best gebaute, während *Framley Parsonage* einem leichten Spaziergang durch eine anspruchslose Gegend gleicht, die man bald lieb gewinnt. Eine kleine Affäre schüttelt die winzige provinzielle Menschheit durcheinander. Alles aber spricht und

<sup>1)</sup> Hier sei auf ein eigentümliches Werk aufmerksam gemacht, in dessen Mitte die Satiriker Thackeray, G. Eliot, Trollope, aber auch Disraeli und S. Butler stehen: Frances Theresa Russell, *Satire in The Victorian Novel*, New York, The Macmillan Company, 1920, XIII u. 335 S. — Die Tatsachen werden hier unter die verschiedensten Hüte gebracht.



spielt sich so natürlich einfach aus. Gerade darin liegt die Kunst Trollopes, bei dem der Kleinrealismus mit seiner langsamen Logik und seiner absichtlichen Ideen- und Poesiefremdheit wahre Triumphe feiert.<sup>1)</sup>

Zwischen 1846 und 1856 bebauen ein paar Frauen einen besondern Winkel des Romans. Charlotte Brontë tönt ein Buch von neuem Klang, *Jane Eyre*. Hier lebt ein großer Geist. Eine kühne Hand macht eine unschöne Heldin zum Brennpunkt der Leidenschaft. In *Villette* malt sie eine äußere Welt — das Brontësche Brüsselmilieu — in ätzender Satire. Hier wandelt die protestantische Duldnerin durch Zweifel, Eifersucht, Demütigung, Einsamkeit, Späherium und Radcliffe'sche Übersinnlichkeit. In *Sherley* fühlt sich die Dichterin, eine unangenehme exzentrische Menschheit fliehend, in zwei schöne Mädchengestalten ein. Ihre Schwester Emily Brontë verpflanzt in *Wuthering Heights* den Radcliffe-Byronischen Heldentypus auf das rauhe Moosland.<sup>2)</sup> Form- und wesensverwandt der geistigen Atmosphäre dieses Romans, in der der ewige Daseinskampf sich abspielt, ist der heulende Sturm. Die rauhe Yorkshireluft aber ist für alle drei Schwestern das Symbol des Individualismus, der Freiheit zu wählen und zu wagen, die aus allen ihren Werken spricht.<sup>3)</sup> Mrs. Gaskells Hauptgattung ist die der idyllischen Häuslichkeit. Mrs. Charlotte Yonge ist, was Menge anbetrifft, ein weiblicher Trollope, ein Attribut, das sich auch ihrem Können ankleben läßt, holt sie sich doch ihre Typen aus den schönen Berufen. Hochkirchliche Stimmung, feine Charakter- und Landschaftschilderung und gemütliches Familiengeplauder zeichnet ihren bekanntesten Roman, *The Heir of Radcliffe*, aus (1853). Auch Mrs. Oliphant, der das Schreiben so leicht fiel, erinnert an Trollope, dessen fiktiv aufgebaute Kleinstadtwelt, in der die

<sup>1)</sup> Zur Trollopeliteratur: G. Saintsbury, *Trollope Revisited in Essays and Studies. By Members of the English Association.* Vol. VI (collected by Bradley), Oxford, Clarendon Press, 1921. 6'6.

<sup>2)</sup> Vgl. noch Colman Kavanagh, *The Symbolism of Wuthering Heights*, London, John Long 1920, 30 S., 9.d.

<sup>3)</sup> Zur Brontëliteratur: *The Complete Poems of Anne Brontë*, ed. by Clement Shorter with a bibliographical introduction by C. W. Hatfield, London, Hodder & Stoughton, 1920. 12/6.

Geistlichkeit sich bewegt, in Oliphants *Chronicles of Carlisleford* (1863—6) sich in hübscher Abwechslung wiederholt. Daneben hat sie in *A Beleaguered City* (1880) eine klassische Nummer für das Kapitel des Übersinnlichkeitsromans geliefert.<sup>2)</sup>

Allmählich beginnen wir aus dem Wald herauszusehen. Doch gleiten noch viele Erscheinungen an uns vorbei. Zunächst Charles Kingsleys Buntscheckigkeit! Nicht *Alton Lockes* politisch-soziales Glaubensbekenntnis ist für uns von Wichtigkeit. Wir schätzen viel höher seine Bilder, das Cambridger Wettrennen, den Heuschoberbrand, die Schwitzwerkstatt, in *Hypatia* das Leben, die Leidenschaft und die dramatische Sympathie mit Heidentum, Judentum und Christentum und in *Westward Hoe* den kräftigen Sagator.<sup>3)</sup> Nicht zu verachten sind die Schilderungen der australischen Landschaft und der Gefahren eines wilden Lebens, die sein Bruder Henry Kingsley aus der Fülle eigener Erlebnisse zu geben weifs. Eigenartige Verbindungslinien zieht die Romangeographie, dessen grofse Namen W. Black und Blackmore sind. Melodrama und Humor setzen Sittenbilder in Bewegung bei Walter Besant, James Rice und James Payn. Geheimnis und Sensation schlagen 40 Jahre lang die Fäden an den rastlosen Webstühlen der Miss Braddon. Dann gleiten wir ins Absurde hinüber. Falsche Konvention und falsche Ethik ist in den Romanen der Mrs. Henry Wood an der Arbeit. In *The Channings* (1862) läuten Domglocken die Geschichte ein, ein Satz in grofsen Buchstaben bimmelt sie aus. In Mrs. Craiks *John Halifax Gentleman* (1856) wimmert uns dasselbe Falsetto entgegen. Als Gegensatz dazu verrenken sich kleine Talente wie George Alfred Lawrence und Ouida auf lächerliche Weise in antinomischen Posen.

Am Schlufs steht die überragende Gestalt George Merediths. Er mufs belehren und er belehrt tüchtig und fein als ein Naturalist, der Comte oder Spencer nahe steht. Viele seiner Gedichte sind gereimte Ethik. In dem lieblichen

<sup>2)</sup> Über diesen vgl. besonders S. 211—2 in D. Scarborough, *The Supernatural in Modern English Fiction*, New York 1917.

<sup>3)</sup> Zur neuen Kingsleyliteratur: C. E. Raven, *Christian Socialism*, London, Macmillan, 1920. 17 -.

*Love in the Valley* aber triumphiert die reine Kunst. Edel und groß, gelegentlich „spasmodisch“ ist sein *Modern Love*. Kein Zweifel! Meredith ist Dichter. Seine Romane durchlächelt der komische Geist, den Elton in vorzüglicher Weise als *good sense in excelsis working through winged words* interpretiert. Im Dialog kann der als obskur verschrieene Meredith klar und kräftig und der jeweiligen Person fein angemessen sein. Wenn er dann nebenher kommentierend die unausgedrückten Gefühle seiner Gestalten analysiert, ist er genial und neuschöpferisch. Später tritt bei diesen Stellen gerne die seelische Kurzschrift auf, die ein Dichter hinwirft, der viel schneller als der Leser denkt. Oft scheint ihn ein Daemon zu reizen, seiner sprachlichen Schraube noch einen kleinen Ruck zu geben. Er tut es und die Schraube knackt.

Ein Nachwort gibt uns aus höchster Warte einen raschen Rückblick und Ausblick. Vor 1851 beobachten wir auf den Gebieten der Philosophie und der Theologie ein emsiges Prüfen, Wegwerfen und Ansiehreifen alter Dogmen, ein Neuaufrichten von Weltanschauungen auf dem Boden der Tatsächlichkeit, daneben in Dichtung und Roman die ethische, hohe, didaktische Note. Dem wirkt — besonders nach 1850 — die Sehnsucht nach dem Schönen entgegen. Hier herrscht der edle Ton vor, der das viktorianische Zeitalter kennzeichnet. In der Prosa ist, der klassizistischen Übung entsprungen, die Kunst eines prächtig dahinfließenden Stiles erlernt worden. Das Jahr 1880 bildet einen Markstein. Die Ebbe ist da, der Zerfall des Liberalismus im weitesten Sinne des Wortes. Es beginnt der Gegenmarsch der Mystik. Sie hat die Vernunft überholt, von der sie im kommenden Zeitalter wieder eingeholt werden muß. Dem entsprechend ist in der Prosa der vorwärts drängende Wortfluß zerwirbelt in spritzende Edelsteinphrasen.

Möge die eingehende Besprechung den hohen Wert des Eltonschen Werkes dargetan haben.

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

Ziehen, Professor Dr. Ludwig, *Der künftige Lehrplan des humanistischen Gymnasiums. Kritische Betrachtungen und praktische Vorschläge zur Schulreform.*

A. u. d. T.: *Friedrich Manns Pädagogisches Magazin*, Heft 755. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1920. M. 2.40.

Der Verfasser entwickelt und beurteilt die Forderungen, welche die Neusprachler, die Mathematiker und Naturwissenschaftler, die Germanisten, die Historiker und Geographen für die Neugestaltung des humanistischen Gymnasiums stellen. Ziehen meint das althumanistische Gymnasium im Gegensatz zum Reformgymnasium; wenn dieses Gymnasium sich humanistisch nennt, so liegt darin eine unfreundliche Wertung des Reformgymnasiums, die Cicero höchst unhuman genannt haben würde. Dies für die Gegner des Reformgymnasiums, zu denen Ziehen nicht gehört. — Ich hebe zunächst das Kernstück seines Büchleins heraus, die Kritik, die er an der Neuordnung des Geschichtsunterrichts der oberen Klassen vom 2. 9. 15 übt. Sie liefs das Pensum der OI mit 1786 beginnen, was Ziehen ebenso wie ich an sich durchaus billigt. Aber dadurch ist nun der Geschichtsunterricht der OII und der UI in eine schwere Notlage geraten. Ziehen legt diese Notlage mit unwiderleglicher Klarheit gegenüber allen Beschönigungsversuchen dar: man darf sich nicht darauf berufen, daß der Schüler den Lehrstoff dieser Klassen schon einmal gehabt habe, daß die altsprachliche Lektüre einen Ersatz für die dem Geschichtslehrer genommene Zeit geben könne, daß Kürzung und Sichtung den Zeitmangel ausgleichen könnten. Vortrefflich zeigt er in diesem Zusammenhange, wieweit und in welcher Weise Kriegsgeschichte auch heute noch zu treiben ist, wie notwendig es ist, die Darstellung des Geschichtsunterrichts durch anschauliche Einzelheiten zu beleben. Er fordert eine Mehrstunde in UI und OII oder den Beginn des oberen Geschichtskursus schon in UII. Ich würde unbedingt das letzte, schon an manchen Orten erprobte Verfahren vorziehen, und ich möchte den Vorschlag hinzufügen, daß der erste Geschichtskursus die Klassen V—OIII umfaßt. Die erste Behandlung der alten Geschichte kann meines Erachtens in V gegeben werden; dann würde gleich beim Beginn der UII mit der zweiten Behandlung der alten Geschichte begonnen werden können.

Ziehen schließt daran die Forderungen der Erdkunde an; er verlangt einen einstündigen Pflichtunterricht in Erdkunde für die drei obersten Klassen, und zwar möchte er diesen Unterricht am liebsten in die Hand des Geschichtslehrers gelegt sehen. So schwer es mir wird, dem Verlangen nach Einführung eines neuen Pflichtfachs zuzustimmen, hier würde ich dazu bereit sein. Nicht um der wissenschaftlichen Bedeutung der Erdkunde willen, so hoch ich sie schätze; aber dieser Unterricht würde, mit dem Geschichtsunterricht verbunden, besser als irgend ein anderer der Aufgabe dienen können, dem kommenden Geschlecht klarzumachen, daß es seine Lebensaufgabe sein muß, eine Revision des Friedens von Versailles herbeizuführen.

Von den übrigen Vorschlägen Ziehens ist die Verstärkung des deutschen Unterrichts in den Tertien um eine Wochenstunde als notwendig anerkannt, die des deutschen Unterrichts in OII dringend wünschenswert. Nicht folgen kann ich ihm, wenn er naturkundlichen Pflichtunterricht in Prima einführen und wenn er das Französische in den Tertien um eine Stunde verstärken will. Die Gründe, die er für die Einführung jenes naturkundlichen Unterrichts beibringt, sind an sich gewiß beachtenswert; er möge nur nicht glauben, daß die Gründe, mit denen der Philosoph und der Kunsterzieher die obligatorische Einführung ihrer Fächer fordern, irgendwie schlechter sind; und wenn er hofft, daß die Mathematiker bereit sein werden, der Biologie zuliebe auf eine Stunde zu verzichten, so gibt er sich, glaube ich, einer bedenklichen Täuschung hin. Helfen kann hier nur die von ihm nicht erörterte Einführung der Bewegungsfreiheit in Prima.

Unter den Opfern, die er zu bringen bereit ist, befindet sich ein für mich völlig indiskutables: die Herabsetzung der Stundenzahl des griechischen Unterrichts in UIII um eine Wochenstunde. Erst nahmen sie uns die IV, dann die siebente Wochenstunde in UIII, jetzt will ein Philologe wie Ziehen die sechste darangeben. Ich kann ihm nach meiner Erfahrung versichern, daß das Lehrziel der UIII, die Erlernung der regelmäßigen Formenlehre ohne alle entbehrlichen Einzelheiten, vielerorten von vielen Kollegen nur mit großer Mühe erreicht wird.

Ich darf zum Schluß aussprechen, was mir an dieser Ab-

handlung besonders erquicklich gewesen ist: das gänzliche Fehlen irgendwelcher didaktischen Phrase, wie sie in manchen wohlgemeinten Reformschriften sich so unerträglich breit macht.

Frankfurt a. M.

Ewald Bruhn.

**Eickhoff, Professor Richard.** Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses. **Neue Aufgaben und Ziele des höheren Unterrichts.**

A. u. d. T.: **Friedrich Manns Pädagogisches Magazin.** Heft 686. Langensalza. Hermann Beyer & Söhne, 1918. M. 0.45.

Der Verfasser veröffentlicht hier vor der Revolution einen vor dem Kriege gehaltenen Vortrag. Er betont seine Eigenschaft als erster Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Realschulmännervereins (Vereins für Schulreform). So spricht er denn in erster Linie als Vertreter der Realschulen und verlangt für diese eine Hinaufschubung des fremdsprachlichen Unterrichts in die V., welche Forderung ja jetzt Aussicht auf baldige Erfüllung hat. Besonders ausführlich bespricht er die freiere Gestaltung des Oberbaus. Grundsätzlich stimme ich ihm zu; ob man die Gabelung vorziehen soll, wie er es tut, oder die Einführung wahlfreien Unterrichts neben dem Pflichtunterricht, etwa nach den Vorschlägen, die Wilhelm Vilmar aufgestellt hat und jetzt im Reformgymnasium und Reformrealgymnasium Grunewald erprobt, darüber wird sich streiten lassen. Wenn er aber den lateinischen Unterricht am Reformrealgymnasium erst in OII beginnen und auf das Französische statt des Lateinischen das Englische folgen lassen will, so würde er eine derartig organisierte Anstalt jedenfalls nicht mehr ein Reformrealgymnasium nach dem Frankfurter Typus nennen können, und sicher würde ein solches Realgymnasium sehr bald von der Oberrealschule aufgesogen werden, die durch zähe Beharrlichkeit das Lateinische schon zur Stellung eines wahlfreien Reifeprüfungsfaches entwickelt hat.

Frankfurt a. M.

Ewald Bruhn.

[27. 3. 21.]

#### I N H A L T.

	Seite
I. Eiton, A Survey of English Literature 1830—1880 (Fehr) . . . . .	97
II. Ziehen, Der künftige Lehrplan des humanistischen Gymnasiums	(Bruhn)   118
Eickhoff, Neue Aufgaben und Ziele des höheren Unterrichts . . . . .	120

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXII. Bd.

Juni 1921.

Nr. VI.

---

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Heinrich Mutschmann, Der andere Milton.** Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1920.

Verf. beabsichtigt eine völlige Umwertung des Menschen Milton. „Der andere Milton“ soll der Gegensatz des traditionellen Milton sein, des erhabenen Puritaners, des tiefreligiösen Sängers des verlorenen Paradieses. Im Anschluß an meine Arbeit über Milton wird er als ein Produkt des Renaissanceindividualismus betrachtet, dann noch weiter als ein Psychopath dargestellt, dessen künstlerisches Schaffen einer abnormen Psyche entsprungen sei. Auf die Adlerschen Theorien hinweisend, stellt Verf. die literarische Tat Miltons als das Resultat der Reaktion seines Minderwertigkeitsgefühls dar, das auf Degeneration (Albinismus) beruhen soll. Es sind offenbar dieselben Wege, die einst Lombroso und nach ihm mehrere Forscher betraten, die auch Verf. hier gewählt hat.

Über die vorliegende Schrift könnte ich mich kurz fassen. Meinen Standpunkt in der Milton-Forschung habe ich mehrfach dargelegt.<sup>1)</sup> Er ist durch diese Untersuchung nicht verändert worden. Ich stimme Verf. nur in gewissen Hinsichten bei, z. B. darin, daß wir in Miltons eigenen Werken den besten Aufschluß über seinen Charakter und seine Art finden können, eine Meinung, die ja weder mir noch Verf. eigentümlich ist. Aller-

---

<sup>1)</sup> Vgl. meine Abhandlung und zahlreichen Besprechungen und Artikel in E. St., Angl. Beibl., Neophilologus, Arch. Stud. Neu. Spr., Litt. Bl. Rom. Germ. Phil., die in letzter Zeit erschienen oder im Erscheinen begriffen sind.

dings bin ich meist verschiedener Ansicht über wie, wo und inwiefern diese autobiographischen Spuren zu finden und zu deuten sind. Ich fühle mich nicht überzeugt, wenn Verf. es nachzuweisen versucht, daß Milton Psychopath gewesen sei. Ob er genügend Beweise beigebracht hat, müssen die bezüglichlichen Fachgenossen entscheiden. Die Wege, die Lombrosos Genie und Irrsinn gewiesen hat, scheinen mir viel aufgeklärt zu haben, aber nicht das Wesen der literarischen Tat. Ganz bestimmt bin ich anderer Meinung, wenn Verf. die englische Geschichtsschreibung als durch und durch bewufste Fälschung angibt. Ein solcher Standpunkt scheint mir einfach unbegreiflich. Hat nicht Carlyle, hat nicht Masson an sein Werk geglaubt? Wenn englische Parteien laut Macaulay englische Geschichtsschreibung vergiftet haben, so meint er doch nicht, daß sie nicht wirklich geglaubt haben, wahrhafte Beweise für ihre Meinungen in den Quellenschriften zu finden. Daß Fälschungen hie und da in der Geschichte vorkommen, ist wohl wahr, aber auch die katholische Kirche, der solche Fälschungen wohl am geläufigsten sind, verwendet sie doch nicht systematisch, sondern nur als Ausnahme. Wie kann man denn nun, ohne den Beweis zu erbringen, ganz leichthin behaupten, daß z. B. Carlyle systematisch geschichtliche Tatsachen bewußt verdreht? Oder Masson? Das ist doch geradezu unerhört! Es trifft sich bei einigen ganz vereinzelt Stellen, daß Masson etwas Milton Ungünstiges nicht ganz in Übereinstimmung mit den Tatsachen behandelt, z. B. die Pamela-geschichte. Dies kann darauf beruhen, daß er so fest von der Unmöglichkeit einer Milton nachteiligen Deutung überzeugt ist, daß er die Einzelheiten vernachlässigt. Dies ist möglich, zumal das ungeheure Material, das Masson zu bewältigen hatte, auch sonst hie und da Ungenauigkeiten hat aufkommen lassen. Oder aber: wäre es wohl dem gestattet, der es wollte, Masson in solchen Fällen wegen bewufster Nachlässigkeit in Verdacht zu haben, die davon herrührte, daß ihm Angst wäre, er könne bei einer genauen Prüfung einen Fehler bei Milton entdecken? Aber beweisen kann man auch dies nie, noch viel weniger, daß die Werke Carlyles und Massons nicht aus tiefer Verehrung für und dem Glauben an ihre Helden hervorgegangen. Im Gegenteil, jedem unparteiischen und ernstern Beobachter muß es ohne weiteres einleuchten, daß



das Unhaltbare ihrer Behauptungen aus eben dieser über-grofsen Verehrung, diesem Glauben hervorgeht, was ihnen die Fähigkeit nimmt, ganz objektiv zu urtheilen. Dafs diese Neigung zum Heldenmachen zeitlich und politisch bedingt sein kann, soll nicht bestritten werden.

Unsere Aufgabe mufs wohl jetzt sein, das bei Carlyle und Masson Unkritische und Zeitbedingte nach Vermögen nachzuweisen, nicht durch eine diametral entgegengesetzte Position Alles wieder in die besinnungslose Parteidiskussion hineinzuwurfen. Versuchen wir, vorhandenes Material zu sichten!

Wenn wir auch kein Recht haben mit Carlyle zu glauben, dafs Cromwell ein gottinspirierter Führer war, der jeden Augenblick seines Lebens sich vom Geiste geleitet fühlte, der immer in Übereinstimmung mit seinem Gewissen gehandelt und nie von einem Widerspruch seiner Tat und seines Wortes gewufts, so haben wir eben so wenig Recht, ihn als einen konsequenten Heuchler anzusehen. Was wir von ihm wissen, mufs wohl dahin gedeutet werden, dafs er ein grofser, erhabener Staatsmann war, der es mit der Religion fürchterlich ernst nahm, der aber zugleich besafs, was einem Staatsmanne notwendig ist: Nüchternheit, Willen und Kraft. Die ungeheuren Seelenkämpfe, die zuweilen seine Geistesruhe und zumal seinen Körper verheerten, müssen wohl als von zwei widersprechenden Naturen in ihm veranlafst angesehen werden. Ich glaube, Burneys Worte sind zutreffend. Cromwell wie jedem grofsen ethischen Menschen galt es, offen und ohne Betrug zu handeln. Aber hin und wieder hatte er es mit der Beschränktheit seiner Parteigenossen, mit seinem eigenen Ehrgeiz u. dgl. zu tun. Er konnte seinen alten republikanischen Kameraden nicht offen zeigen, dafs ihn die Königswürde unwiderstehlich lockte, aber er konnte ebensowenig aufrichtig auf sie verzichten. Ein Mann mit so viel gesundem Verstand wie Cromwell mufste natürlich zuweilen den religiösen Jargon seiner oft sehr sonderbaren Parteigenossen widerlich finden. Manches in seinen Reden ist sicher als Konzession an die Anschauungen seiner Zuhörer anzusehen, die gewifs manchmal von Cromwell selbst und von solchen grundehrlichen Naturen wie Ludlow, Lilburne, den Hutchinsons, Harrison usw. als Verstellung aufgefafst wurde. In der gleichen Weise will es mir nicht einleuchten, dafs nicht Milton eine ernste Ethik besessen

habe, die gestrenge Forderungen an ihm stellte. Dafs diese Ethik aber an Miltons ungeheuren Stolz angepaßt worden sei und somit am Ende nicht viel von ihrem christlichen Ursprung verraten, desto mehr aber von seinem klassischen und Renaissance-Bildungsgang, halte ich noch immer für richtig. Nietzsche und Stirner gehören wohl in diesen Zusammenhang, nur insofern etwas ewig Menschliches im Grundthema ihrer Systeme vorhanden ist.

Gesetzt aber, dafs literarische Tätigkeit als Äußerung psychopathischer Veranlagung anzusehen sei, dafs *Paradise Lost*, *Faust*, *Don Quijote*, *Hamlet* — Verf. kennt ohne Zweifel Wulffens interessante Arbeit über die Werke Shakespeares und Hauptmanns, die in ähnlicher Weise zu verwerthen wären — Beweise verschiedener Arten der Psychopathie seien; wir wollen nicht darüber streiten, ob diese oder jene Art Forschung die allein berechtigte oder zum Ziele führende sei, [denn z. B. man sieht nicht ein, warum Miltons Ekstase anormal sein soll nicht aber die Goethes, Schillers, Swinburnes, oder gar Wagners, der ja doch an Egozentrität Milton nicht nachstand], gesetzt das alles, so versteht man doch nicht, warum das ganze Buch des Verf.s in solch einem empörten Tone gehalten ist, als ob Verf. es mit einem tiefverhafsten Gegner zu tun habe. Milton ist doch lange tot, und wir schulden ihm keinen Groll. Im Gegenteil, wir verdanken ihm unermessliche Schönheitswerte; vieles, für das er kämpfte, wiewohl vielleicht aus weniger erhabenen Motiven als man geglaubt, ist der Menschheit zu Teil und zum Segen geworden und vieles wird es hoffentlich noch werden. Wir haben wohl das Recht, sogar die Pflicht, an Milton Kritik zu üben — am Heldenmachen Carlyles und Massons, das seine grofse Bedeutung gehabt, immerdar festzuhalten, wäre wohl insipid —, aber wenn wir wieder anfangen auf ihn zu schimpfen, dann führen wir die Diskussion in die unfruchtbaren Gebiete der früheren Parteistreitigkeiten zurück, wo am Ende alles auf Köhlerglauben, nichts auf Vernunftgründe ankommt.

Wiewohl ich selber parteiisch in dieser Sache erscheinen kann, möchte ich doch sagen, dafs Verf.s Deutungen von Miltons Denk- und Handlungsweise oft als unzulässig auffallen. Wir sind wohl berechtigt, Wahrheit in den Aussagen von Miltons Feinden zu sehen, soweit wir anderswo Bestätigung

erhalten können. Aber wir haben doch kein Recht, ihn als häßlich und verschrumpft hinzustellen, so dafs er sein Weib zu kaufen genötigt gewesen, nur weil ihn Feinde häßlich und verschrumpft genannt. Die Tatsachen, die für ein anmutiges Äußere bei Milton sprechen, sind weit wichtiger, oder besser die einzig zuverlässigen. Dafs er selbst davon etwas selbstgefällig oder überschätzend gesprochen haben mag, ist etwas ganz anderes.

Damit soll nicht gesagt werden, dafs auch, wer viel Zeit und Mühe auf Milton und seine Zeit verwandt hat, nichts in diesem Buche zu holen habe. Bei meiner Darstellung von Miltons Ethik hatte ich die wichtige Stelle in *De Doctrina* übersehen, wo Milton sagt, dafs wir unsren Feinden die Wahrheit nicht schuldig seien, sondern zuweilen sogar die Pflicht hätten, sie zu betrügen (Verf. S. 40 ff.). Eine bessere Bestätigung des von mir nachgewiesenen ethischen Systems Miltons könnte ich mir nicht wünschen. Aber im ganzen scheint mir nicht *Der andere Milton*, noch viel weniger *Milton und das Licht*, von meinem Standpunkte aus für die Milton-Forschung förderlich. Sie erscheinen mir als das unmittelbare Treiben ins Extreme einer neuen Haltung der Forschung, die eben erst nachgeprüft werden mufs.

Lund.

S. B. Liljegren.

**Ossian et l'ossianisme dans la littérature européenne au XVIII<sup>e</sup> siècle**, par P. van Tieghem (Professeur au Lycée Condorcet, Paris).

A. u. d. T.: **Neophilologische Bibliothek**. Groningen, den Haag, bij J. B. Wolters, 1920. 60 S. (f. 2,40).

Der Verfasser, der im Jahre 1917 ein zweibändiges Werk *Ossian en France* veröffentlicht hat (das dem Rezensenten leider ebenso unzugänglich ist wie ein weiterer Artikel über dieses Thema in *The French Quarterly*, Vol. I 1919, Nr. 2 u. 3), gibt in diesem kleinen Buche eine vorzügliche, vielseitige, in knappster Form inhaltsreiche und klare Darstellung des Ossianismus in den europäischen Literaturen des 18. Jahrh., soweit diese bereits monographisch auf Ossianeinflüsse durchforscht sind. Die umfassende und fein analysierende Behandlung dieses vielverzweigten literarischen Phänomens bietet

dem Leser nicht nur eine Übersicht über den Stand der Forschung, sondern eröffnet überall auch den Ausblick darauf, wie viele Aufgaben noch der Einzelbearbeitung harren. Das kann bei der Fülle der Einflüsse, die von Ossian ausgegangen sind, nicht Wunder nehmen. Der Verfasser nennt mit Recht den Ossianismus die wichtigste und folgenreichste Strömung der europäischen Vorromantik, und hat verstanden, dem Leser diese vielseitige Bedeutung zum Bewußtsein zu bringen.

Im ersten Abschnitt (S. 1—8) wird die Geschichte der ossianischen Veröffentlichungen Macphersons und ihr allgemeiner literarischer Charakter skizziert, wobei auch die „Ossianiden“, d. h. die unmittelbaren Nachahmer Macphersons, E. v. Harold, John Smith, John Clark und Arthur Young kurze Erwähnung finden. Der zweite Abschnitt (S. 8—17) führt die Aufnahme Ossians vor und betont die zwar nicht unbekannt, aber oft übersehene Tatsache, daß die Wirkung in England viel geringer war als auf dem Kontinent. Der dritte Abschnitt (S. 17—28) bespricht die Übersetzungen, wobei es interessant ist festgestellt zu sehen (S. 20), daß die Zahl der deutschen wohl ebenso groß sein dürfte wie die aller anderssprachigen zusammen. Sehr gut und übersichtsfördernd werden die Übersetzungen in vier Gruppen verschiedener Tendenz auseinandergelegt: die im Geiste der „Fragmente“ gehaltenen Episoden in rythmischer Prosa (klassisches Beispiel: Goethe); die ebenfalls episodischen Oden, Elegien und Lieder in verschiedenen Versmaßen und Strophen — der lyrische Ossian; die epischen Übersetzungen in heroischen Reimpaaren, Alexandrinern, Hexametern etc., die zugleich den Ton des klassizistischen Epos hineintragen; und die wortgetreuen Prosaübersetzungen wie die Le Tourneur's und Anderer, die in den Dichtungen Macphersons vor allem ein historisches Denkmal erblicken. Der vierte Abschnitt (S. 28—39) schreitet zu den Nachahmungen vor, die selten in Prosa, meist in Versen abgefaßt sind und sich nicht auf Gedichte allein beschränken, sondern auch eine ossianische Dramatik ins Leben riefen, die selbst auf die Bühne Eingang fand: in England trat Garrick, in Frankreich Talma in ossianischen Tragödien auf. Auch die Oper bemächtigte sich der neuen Stoffe, die natürlich auch Liederkomponisten noch bis tief ins 19. Jahrh. anzogen. Zum Schlusse wird kurz die ossianische Malerei gestreift, die besonders in

Frankreich unter der offiziellen Förderung von Seiten Napoleons blühte; als anziehendes Thema für eine kunstgeschichtliche Monographie wird auf die Vignettenkunst hingewiesen, in der die ossianischen Helden bald antik, bald ritterlich, bald phantastisch stilisiert sind. Die drei Schlufsabschnitte analysieren sehr glücklich und feingegliedert die historischen und sozialen Ideen (S. 39—45), die literarischen Strömungen (S. 45—55) und das Empfindungsleben der Zeit (S. 55—60), die teils den Erfolg Ossians erklären, teils aus ihm neue Nahrung sogen. Mit dem Ende des 18. Jahrh. — rund genommen — ist die Wirkung des Ossianismus zwar noch lange nicht abgeschlossen, aber er tritt in eine andere Phase und wirkt mehr durch Stimmung als durch Einzelheiten, nachdem er im 18. Jahrh. wesentlich „dazu beigetragen hat, die literarischen Ideen zu erneuern und eine neue Poesie zu schaffen, die gewisse ossianische Elemente assimiliert, andere abgestoßen hat“. Damit ist die zeitliche Begrenzung des Themas, die sich Verf. für diese Übersicht gesetzt hat, auch innerlich gerechtfertigt. Das treffliche Büchlein ist für jeden, der sich mit dem Ossianismus befaßt, unentbehrlich.

Da der Verf. verschiedene Seiten des Themas in seinem zweibändigen Werke eingehender behandelt hat, würden gelegentliche Randnotizen Gefahr laufen, Eulen nach Athen zu tragen. Einige Hinweise auf sonstige Literatur (die S. 1 gegebene Liste bezieht sich nur auf die liter. Einflüsse) werden jedoch vielleicht ein und dem andern Leser des Beiblattes zur Ergänzung willkommen sein. Über die Echtheitsfrage und das Verhältnis zur gaelischen Poesie orientieren von neueren Werken am bequemsten L. Ch. Stern, *Die ossianischen Heldenlieder*, Zs. für vgl. LG., NF. VIII 1895 (vgl. auch die Behandlung der schott.-gael. Lit. von Stern in dem Bande „*Roman. Literaturen und Sprachen*“, 1909, Kultur der Gegenwart hrsg. von Hinneberg Teil I, Abt. XI, 1, und das Büchlein „*Ossian and the Ossianic Literature*“ von Alfred Nutt, Lo. 1899) sowie, speziell auf Macpherson hin orientiert, das Buch von J. S. Smart, „*J. Macph.*“, Lo. 1905, das als Ergänzung und Korrektiv zu B. Saunders' biographischem Buche über M. (1894) unentbehrlich ist, da bei S. gerade diese Fragen schief und ohne fachliche Orientierung dargestellt sind. Eine neue sagen-geschichtliche Untersuchung und Darstellung ist dem Ver-

nehmen nach von R. Thurneysen demnächst zu erwarten. — Erwähnung des jung gestorbenen Lehrers Jerome Stone, der sich eine Sammlung gaelischer Lieder anlegte und 1756 als erster Engländer eine Hochlandballade kurz vor M. frei übersetzte, lag außerhalb des Rahmens des Buches; als literarischer Pfadfinder, und als Vorläufer, vielleicht sogar Anreger Macphersons verdient er in der literaturgeschichtlichen Entwicklungsreihe, die von der gaelischen Poesie in die englische Literatur führt, seinen wenn auch bescheidenen Platz, der ihm selbst in ausführlichen, wohlorientierten Literaturgeschichten in der Regel vorenthalten wird (auch in der Cambridge History of E. L., vol. X, 1913 fehlt er nach Ausweis des Index). Einen Neudruck der Ballade aus dem Scots Magazine 1756 nebst dem wörtlich übersetzten Original aus dem Report of the Highland Society 1805 und eine Zusammenstellung der Nachrichten über Stone in der Spezialliteratur hat Rezensent in den Engl. Stud. Bd. 44, 1912, S. 193—211 gegeben. — Die *Fragments of Ancient Poetry* 1760 hat Rezensent 1915 in Neudruck nebst den Lesarten der Umarbeitungen im Fingalband von 1762 (Dez. 1761) und in der „New Edition“ der „Poems“ vom Jahre 1773 herausgegeben (Heidelberg, Anglist. Forschungen hrsg. von Hoops, Heft 47); dazu eine Beschreibung und Kollation der dazwischenliegenden Textstufe in den „Works of Ossian“ 1765, die jedoch nur acht Verbalvarianten bietet, in Herrigs Archiv, Bd. 136, 1917, S. 151 ff. Bei der Erwähnung der „Fragments“ (S. 3) hätte es sich wohl empfohlen, gleich hier ausdrücklich zu konstatieren, daß sie 1760 in zwei Ausgaben (A und B) erschienen (die zweite wird später erwähnt), da die angegebene Zahl der Fragmente, „16“, erst in B durch Hinzufügung einer Nummer erreicht ist. — Zur Landschaft Ossians bietet nützliche Zusammenstellungen die Jenenser Diss. von C. Meyer (1906), zum Stile Drechsler (Berl. Diss. 1904); über die literarischen Anfänge Macphersons (S. 3) ist 1919 eine Basler Diss. von Wetterwald erschienen; über die zu Ossian hinüberleitende Grab- und Nachtstimmung in der engl. Literatur (S. 60) vgl. auch die Jenenser Diss. (1909) von Carl Müller, Blair's „Grave“. — S. 39 hätte bei dem Hinweis auf Ossian in der Musik vor allem Franz Schubert Hervorhebung verdient, der einen Zyklus von acht Ossianliedern komponierte, die in der großen Wolfenbütteler Ausgabe zu finden sind; die

näheren Umstände, die den sangesfrohen österreichischen Meister auf ein seiner Natur so fernstehendes Text- und Stimmungsthema leiteten, sind mir nicht bekannt und würden vielleicht auf Anregung aus dem Wiener Kreise von Ossianverehrern zurückführen, wo ja von Denis her eine starke Tradition zu erwarten ist.

S. 24 f. und 26 f. bespricht Verf. die in England gleich nach dem Erscheinen der Fragmente einsetzende Manier, Ossianbruchstücke in Vers und Reim zu bringen, und teilt S. 25 zwei Strophen einer Bearbeitung des fünften Fragmentes im Stile der Gray'schen Elegie aus der Monthly Review 1760 mit. Dasselbe Fragment, nebst Nr. 12, im Juniheft des Londoner *Gentleman's Magazine* 1760 abgedruckt (vermutlich nach Aushängebogen der ebenfalls im Juni erschienenen 'Fragments', s. meinen Neudruck p. IV f.) hatte die Aufmerksamkeit eines reimfreundigen Lesers der Zs. auf sich gezogen, der dem Herausgeber, Sylvanus Urban, *Gent.*, die beiden Stücke säuberlich in „heroic couplets“ und klassizistischen Stil umgedichtet mit folgendem Begleitschreiben übersandte:

Mr Urban, The two Pieces in your last, called Fragments of Scots Poetry, translated from the Erse, pleased me so well, though I believe them to be modern Compositions, that I made it the Amusement of two Mornings to put them into Measure; if something is lost, perhaps something may also be gained; however, as they are, you may, if you please, communicate them to the publick in your next. Yours, &c. F. M.

Mit diesem Begleitschreiben erschienen die zwei Umdichtungen im Juliheft 1760. Zum Vergleiche mit den von Tieghem abgedruckten Eingangsstrophen folge hier der korrespondierende Anfang:

Now with autumnal glooms the mountains frown,  
 And settling mists the dusky hills imbrown;  
 O'er the dun heath the gath'ring whirl-wind roars,  
 And the streams, black'ning dash their sullen shores:  
 On the green hill ordain'd alone to rise,  
 The time-worn oak betrays where *Connal* lies;  
 Round whirl the leaves, as whistling tempests blow,  
 And strew the mansion of the dead below;  
 By the lone hunter gliding ghosts are seen,  
 As slow he muses o'er the twilight green.

Wie hier einer der stimmungsvollsten landschaftschildernden Eingänge der Fragmente verhunzt ist und welchen künstlerischen Fortschritt die Sprache Macphersons gegenüber dem

zum Cliché erstarrten klassizistischen Versstil bedeutet, läßt ein Vergleich mit dem Original so unmittelbar und stilgeschichtlich so lehrreich hervortreten, daß sein Abdruck trotz der Raumnot gerechtfertigt erscheint:

Autumn is dark on the mountains; grey mist rests on the hills. The whirlwind is heard on the heath. Dark rolls the river through the narrow plain. A tree stands alone on the hill, and marks the grave of Connal. The leaves whirl round with the wind, and strew the graves of the dead. At times are seen here the ghosts of the deceased, when the musing hunter alone stalks slowly over the heath.

Der Abstand läßt sich empfindungsgemäß vielleicht am besten musikalisch ausdrücken — bei M. hinrollende freie Harfengänge, bei dem Bearbeiter Drehorgeltakt. So wertlos solche Reimereien waren, so gewinnen sie doch für uns einen gewissen Wert als Maßstab, in wie hohem Grade M.s Ossian als etwas neues, von allem gewohnten abweichendes von den Zeitgenossen empfunden werden mußte.

Würzburg, April 1921.

O. L. Jiriczek.

---

**Irving Babbitt, Rousseau and Romanticism.** Boston and New-York, Houghton, Mifflin & Co., 1919. 426 pp. Preis 4 \$.

Der Verfasser, Professor für französische Literatur an der Harvard Universität, liefert keine wissenschaftliche Untersuchung über die Zusammenhänge zwischen Rousseau und der Romantik, sondern eine Streitschrift gegen die gesamte geistige Bewegung von Rousseau bis auf unsere Tage. Mit verschwindenden Ausnahmen werden die Dichter und Denker, die von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab den europäischen Geist bestimmt haben, der Romantik zugezählt. Babbitt vermißt an ihnen den Sinn für *discipline, self-control, tradition, decorum*; er ergänzt diese Werte durch *religion*, faßt das als *humanism* zusammen und findet in dem „romantischen“ Geiste nackten Naturalismus.

Ich gebe ein paar Beispiele. „The ideal of romantic morality . . . is altruism. The real . . . is always egoism. But egoism may assume very different forms. As to the main forms of egoism in men who have repudiated outer control without acquiring self-control we may perhaps revive profitably the old Christian classification of the three lusts — the lust of knowledge, the lust of sensation, and the lust of power.



Goethe indeed may be said to have treated these three main ways of being temperamental in three of his early characters — the lust of knowledge in 'Faust', the lust of sensation in 'Werther', and the lust of power in 'Götz'." (p. 192.)

Die Verdammung Werthers als empfindsamen Lüstlings, Fausts als des Erkenntnislüsternen möchte hingehen; das ist eine Frage der moralischen und religiösen Wertung. Aber Götz getrieben von der Lust an der Macht — das ist einfach nicht verstanden.

Den tiefsten Punkt der Verderbnis hat der moderne Geist in der deutschen „Kultur“ erreicht. "Rousseau is glorified by Germans as a chief source of their *Kultur* ... Now *Kultur* when analyzed breaks up into two very different things — scientific efficiency and emotionalism or what the Germans (and unfortunately not the Germans alone) term 'idealism' ... By his corruption of conscience Rousseau made it possible to identify character with temperament. It was easy for Fichte and others to take the next step and identify national character with national temperament. The Germans according to Fichte are all beautiful souls, the elect of nature. If they have no special word for character it is because to be a German and have character are synonymous. Character is something that gushes up from the primordial depths of the German's being without any conscious effort on his part." (p. 346 f.) Wenn der Verfasser die Fichteschen Reden wirklich gelesen hat, dann ist sein Mut zu dieser Interpretation unverständlich. Fichte sagt<sup>1)</sup>: „Wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserm übrigen Denken und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen ..., wir müssen uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unserer Sprache keinen besonderen Namen, weil sie eben, ohne alles unser Wissen und Besinnung, aus unserm Sein unmittelbar hervorgehen soll.“ Ohne alles unser Wissen und Besinnung: das heißt, Charakter sich „anschaffen“ ist keine Sache des Wissens und der Reflexion; hat der Deutsche Charakter, dann ist er „deutsch“; ist er „deutsch“, entspricht er der Idee der Deutschheit, dann

<sup>1)</sup> Zwölfte Rede an die deutsche Nation.

hat er auch Charakter. Daraus wird "without any conscious effort", ohne alles unser Wissen und Zutun! Und aus unserm Sein (= moralischem Sein) soll der Charakter unmittelbar hervorgehen — daraus macht Babbitt den Indikativ "that gushes up".

Das Buch enthält viele solche Entstellungen, die in der geistigen Enge dieses Puritaners ihren Grund haben. Er verfißt dabei keineswegs eine von Haus aus verlorene Sache (der Ausgleich zwischen Autonomie und Bindung erscheint als ein Problem unserer Tage), aber er verfährt so grobschlächtig und oberflächlich, daß sich die Auseinandersetzung mit ihm kaum lohnt. Was an seiner These Wahres ist, hat Wilhelm Dilthey am Ende seines Lessing-Aufsatzes<sup>1)</sup> in der behutsamen Form einer Frage ausgesprochen: „Wer weiß, ob wir nicht aus der Gefühlsproblematik Rousseaus, Goethes und der Romantik, der alten wie der neuesten, zu einer männlicheren, härteren und verstandeshelleren Art, über Arbeit, Pflicht, Liebe, Ehe, Religion und Staat zu denken, bald fortschreiten werden, fortschreiten müssen? Ob wir nicht manches von dem zurückholen müssen, was wir von den Idealen der Aufklärung aufgegeben haben?“

Frankfurt a. M.

Julius Frankenberger.

**S. B. Liljegren, American and European in the Works of Henry James.**

Lund (C. W. K. Gleerup) und Leipzig (Otto Harrassowitz)  
1920. VIII + 58 S.

A. u. d. T.: **Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1.**  
Bd. 15. Nr. 6.

Zu den interessantesten Beobachtungen, die sich dem Freunde der amerikanischen Literatur immer wieder von neuem aufdrängen, gehört das Verhältnis, das die einzelnen Schriftsteller zu Europa und besonders zu England eingenommen haben, das schließlicly doch ihrer aller Mutter ist. In diesem wechselnden Verhältnis spiegelt sich auch ein gutes Stück politischer Geschichte wieder. Abneigungen und Annäherungen, die sich in der äußeren Geschichte der Vereinigten Staaten und Englands in Spannungen und Kriegen, wohlwollender oder

<sup>1)</sup> „Das Erlebnis und die Dichtung“, p. 174.

übelwollender Neutralität, in Bündnissen und „Assoziationen“ ausdrücken, sehen wir hier in höchst persönlichen, oft unerwarteten Formen vorweggenommen. Es ist hier nicht der Ort, den Stand dieses kulturhistorischen Wärmemessers genauer zu untersuchen. Nur ein paar Namen seien genannt: Irving, der nach dem Kriege die sentimentale Erschließung des Mutterlandes beginnt und mit seinem „Skizzenbuche“ einen wichtigen Schritt zur geistigen Wiederannäherung vollbrachte; Cooper, der seinen schroffen „Amerikanismus“ durch ganz Europa spazieren trug und schliesslich beiden Ländern, England und Amerika, grollte; Hawthorne, der den gewichtigen Satz ausspricht, daß er England nicht eher werde lieben lernen, bis es nicht Amerika um Hilfe anginge; dann, von englischer Seite, Dickens, dessen zwei Amerikafahrten von 1841 und 1867 mit ihrem so verschiedenen Verlaufe die Änderung, die sich während eines Menschenalters vollzog, zum Greifen deutlich machen; schliesslich Emerson, in England gefeiert als der bedeutendste Vertreter Amerikas, der die amerikanisch-englische Geistesverschmelzung so optimistisch preist wie nur ein optimistischer Amerikaner sie preisen kann und unumwunden die kühne Hoffnung ausspricht, daß Amerika dereinst die Führung der angelsächsischen Rasse übernehmen werde.

Zu solchen und ähnlichen Betrachtungen regt die vorliegende treffliche Monographie des bekannten Milton-Forschers Liljegren an. Mit dem Schriftsteller, dem sie ausschliesslich gewidmet ist, hat die angedeutete geistige Annäherung der beiden Länder einen bezeichnenden Höhepunkt erreicht. Nachdem Bret Harte (1843—1902), James' so ganz anders gearteter Zeitgenosse, in seiner Jugend die wild-westliche Vision geschaut, an der er sein ganzes Leben zehrte, beschloß er seine Tage in England, ohne von seinem Amerikanismus etwas aufzugeben. Auch Henry James (1843—1916), der jüngere Bruder des „pragmatischen“ Philosophen William James, verbrachte seinen Lebensabend in London; aber es ist symbolisch für die ganze Geistesrichtung, der er sich angehörig fühlte, daß der greise Schriftsteller (wenn wir Zeitungsnachrichten glauben dürfen) sich zu Anfang des Weltkrieges als Engländer naturalisieren liefs. Er war bis zu einem gewissen Grade Westeuropäer geworden, der aufs stärkste empfand, was ihn mit dem alten Lande einte, der bewußt mit den Kulturwerten

des alten Landes Fühlung suchte. Damit hat er gleichsam eine praktische Lösung des Problems gefunden, das im Mittelpunkt seines Schaffens stand: der Amerikaner oder die Amerikanerin, in europäische Umgebung geworfen, die ihre Rückwirkung auf sie ausübt; der Europäer oder die Europäerin, in der Umwelt der Vereinigten Staaten (vorzugsweise des Ostens). Das Problem wird von James, seiner nach innen gerichteten Natur entsprechend, durchaus psychologisch gefaßt; feine und feinste Schattierungen der Denk- und Handlungsweise seiner Charaktere liebt er in völlig objektiver Weise vorzuführen.

Ein Bewunderer und Schüler Taines, Balzacs, Zolas, ist er doch in seiner Kunstübung bei weitem zarter, nervöser, man möchte sagen „preziöser“, als die robusteren Franzosen. Eine stark individualistische, aristokratische Natur, zieht ihn nur das Einzelproblem an, und die breiten Unterschichten des Volkes, die als 'Masse Mensch' für seinen Lieblingsgegenstand des amerikanisch-europäischen Gegensatzes so fruchtbar hätten werden können, übergeht er zu gunsten des sozial meist höherstehenden Einzelwesens. Auch daß sein „Amerikaner“ im Grunde durchaus der Anglo-Amerikaner ist, der dem in den Neuenglandstaaten aufgewachsenen Schriftsteller der vertrauteste Typus war, und daß sein „Europa“ im wesentlichen auf England, Frankreich und Italien beschränkt ist, ist wohl zu beachten. Denn gerade diese Beschränkung ist für die geistige Einstellung eines großen Teiles des amerikanischen Publikums um die Jahrhundertwende ungemein bezeichnend.

Wie nun James innerhalb dieses Rahmens seinen großen Gegenstand behandelt, zeigt uns Liljegren in der feinsinnigsten Weise. Er geht aus von dem typischsten Roman aus James' Frühzeit, den manche Kritiker wohl mit Recht als einen der psychologisch feinsten betrachten, *The American* (1877). Christopher Newman, durch seine Tüchtigkeit emporgekommen, will sich in Paris eine Frau holen, "*the best article in the market, . . . the best thing going*". Seine Werbung um Mme. de Cintré wird von ihren adelsstolzen, geldgierigen Verwandten widerstrebend geduldet. Aber der Millionär bleibt ein Eindringling im neuen Kreise und schließlich wird das Verlöbniß durch eine etwas romantische Verwicklung gelöst. Die junge Amerikanerin in europäischer Umgebung hat James am aus-

fürhlichsten in *The Portrait of the Lady* (1881) behandelt, vielleicht sein beliebtester längerer Roman. Hier finden wir, besonders in den Nebenfiguren, die reichste Auswahl an Typen, die den Gegensatz Amerika-England beleuchten. Hier geht James in der Gestalt einer taktlosen amerikanischen Bericht-erstatteerin hart bis an die Grenzen der Karikatur. *The Europeans* (1878) schildert, wie zwei lebensfrohe Kinder der alten Welt in ein Puritanerheim Neuenglands Verwirrung tragen. *The Ambassadors* (1903) beschreibt die Entdeckung des geistigen Europa durch einen infolge seiner früheren Umgebung gehemmten Neuengländer. Aus der Fülle der von Liljegren skizzierten Erzählungen seien nur noch zwei kürzere Geschichten genannt, *Daisy Miller* (1878), eine Vorausnahme der weiblichen Hauptfigur in *The Portrait of a Lady*, und *Four Meetings*, die rührende Erzählung von einer armen Lehrerin, die mühsam ihre Groschen für eine Europareise zusammendarbt und zweimal darum geprellt wird.

In einem zweiten Abschnitt behandelt Liljegren einige literarische Fragen, die an das Werk James' im Allgemeinen anknüpfen. Der seltsame Determinismus, der die unerwartete Handlungsweise mancher seiner Gestalten beherrscht, wird von L. mit der puritanischen Lehre der Prädestination in Zusammenhang gebracht, mit einer unbewußten „inneren Stimme“, der fast entgegen allen Vernunftgründen Gehör geschenkt wird. Auch Liljegren weist auf James' Vorliebe für die oben genannten Franzosen hin, erwähnt aber auch seine Hochschätzung Augiers und des jüngeren Dumas und stellt eine geistige Verwandtschaft mit Turgenjeff fest. Sehr hübsch wird gezeigt, wie besonders die neueren Anschauungen von Einfluß der Umwelt, der Abstammung und der Erblichkeit sich bei James widerspiegeln.

Liljegrens Arbeit ist reich an Zitaten, in denen James nicht nur den Standpunkt, den seine Gestalten zu dem großen Problem einnehmen, sondern auch seine eigensten Anschauungen auszudrücken scheint. Und wenn wir im Anfang unseres Referats betonten, daß James in Europa alte, echte Kulturwerke mit heißem Begehren suchte, so sehen wir eine Bestätigung dieser Auffassung in dem Aufschrei, der dem amerikanischen Maler Theobald gleich zu Anfang der Erzählung „*The Madonna of the Future*“ (1880) in den Mund gelegt wird: „We are the

disinherited of Art! We are condemned to be superficial! We are excluded from the magic circle. The soil of American perception is a poor little barren, artificial deposit. Yes, we are wedded to imperfection. An American, to excel, has just ten times as much to learn as a European. We lack the deeper sense. We have neither taste, nor tact, nor power. How should we have them! Our crude and garish climate, our silent past, our deafening present, the constant pressure about us of unlovely circumstance, are as void of all that nourishes and prompts and inspires the artist, as my sad heart is void of bitterness in saying so! We poor aspirants must live in perpetual exile!" (Zitiert von L., S. 52, Anm.)

Würzburg.

Walther Fischer.

### Zu altenglischen Gedichten.

1. Das Prät. *rōdode* El. 1238 erklärt Kock, Anglia 44, 106 f. durch Hinweis auf aisl. *riða*, ohne zu erwähnen, daß ich in den Engl. Stud. 51, 183 f. ae. *redian* und *āredian* herangezogen habe. Diese Erklärung scheint mir auch jetzt noch vollkommen genügend.

2. ib. S. 107 ergänzt er El. 1240 die lückenhafte Halbzelle: *be ðære riht(an ræhð)*, indem er *ræhð* = ahd. *rehhida* 'expositio' setzt. Er vergißt nur zu erklären, wie aus ugerm. \**rakipō* ein (natürlich unbelegtes!) ae. *ræhð* werden konnte! Ich möchte eher die Vermutung äußern, ob nicht statt des von Grein vorgeschlagenen *rōde* eher *rūne* 'Geheimnis' zu ergänzen wäre.

3. S. 112 schlägt Kock vor, im 32. Rätsel V. 4 ff. so zu ergänzen:

*wiht (ne) wæs (hæs) on(wēne) werum on gemonge,*

*sio hæfde wæstum wundorlicran:*

*niperwæard wæs neb hyre, (neol wæs hnecca).*

*onwēne* soll für *unwēne* 'surprising, strange', das nach Bosworth-Toller lat. *ex improviso, inopinanter* wiedergibt, also 'unerwartet'. Diese Bedeutung scheint mir hier nicht besonders zu passen — aber jedenfalls ist die Zahl der vorgenommenen Ergänzungen sehr groß! Meine einfache Emendation *wiht wæs (on wonge)* (vgl. Beiblatt zur Anglia 30, 51 f.) erwähnt Kock überhaupt nicht.<sup>36</sup> — Der Vers *niperwæard wæs neb hyre*

kommt mir sehr seltsam vor und ich möchte lieber mit Trautmann *hyre* zur zweiten Halbzeile ziehen, worin ich auch seine Ergänzung *wæron* durchans vorziehe. Nur sein *nō* paßt allerdings nicht, dafür wäre wohl nach V. 20 *nōðan* zu setzen, also:  
*nīþerwæard wæs neþ, hyre* (*nōðan wæron*).

4. Auch zu Sal. & Sat. V. 476 stellt Kock S. 113 eine neue Vermutung auf, indem er den lückenhaften Vers

*ƿorðan cymnes, ðāra ðe man man āge*

in seinem zweiten Teile zu *endemān āge* bessert. Dieser Halbvers ist aber zu lang und enthält außerdem eine doppelte Alliteration! Ich sehe keinen Grund, von meiner Emendation: *ðāra ðe āge naman* (vgl. Beibl. 31, 27) abzugehen!

5. Andr. 375 *wædo gewætte* bessert Kock, Anglia 44, 245 zu *wædo geweddon*. Der Überlieferung näher würde *gewæðdon* liegen, vgl. *brim wæde wæðde* Ex. 480. Oder soll man nicht einfach *wæde* (Instr.) lesen und *gewætte* auf das vorhergehende *strengas* beziehen?

6. Die Stelle Andr. 914:

*wes þū, Andreas, hāl, mid þās willgedryht!*

teilt er ib. falsch ab, indem er die Cäsur nach *Andreas* legt. Nun bildet doch offenbar *wes þū, A., hāl* eine syntaktische Einheit und einen Sprechakt, so daß es ganz unmöglich ist, diesen zu zerreißen; *mid þās willgedryht* ist ebenso eine natürliche Gruppe, die von der ersten durch eine Pause getrennt ist.

7. Dan. 35 a: *wisðe him æt frymðe* erkenne ich jetzt auch in *wisðe* eine Verbalform, die aber (vgl. as. *wisda*, ae. *liesde*, *fýsde*) natürlich in *wisde*, nicht in *wiste* zu bessern ist, wie Kock S. 250 meint.

8. Dan. 58 f. *þā wigan ne gelýfdon,*

*bereafodon þā reccea wuldor readan golde*

bessert Kock a. a. O. *gelýfdon* in *gældon*. Dies schmeckt doch zu sehr nach Trautmann, um glaublich zu sein. Näher liegt jedenfalls *gelæfdon*, das hier entweder intransitiv steht oder mit *wuldor* als Objekt zu verbinden ist.

9. Hymnus 4, 115:

*lufena tō leane, swā ic ālīfde nū.*

*giet biþ þat* (*sēlost*) etc.

Diese Einschubung von *sēlost* habe ich schon im Beiblatt zur

Anglia 1912, 88f. vorgeschlagen, was Kock wieder verschweigt.<sup>1)</sup> er verdirbt die Stelle dann noch metrisch, indem er *giet* hinter *nū* in V. 115 setzt und V. 116 mit *sēlost biþ þæt* beginnt.

10. S. 257 unten wird *and swingere* als  $\text{∨}|\text{∨} \times \times$  skandiert, was natürlich einen sehr mangelhaften Vers ergibt. Kock dürfte wissen, daß die Endung dem as. ahd. *-āri*, mhd. *-iēre* entspricht und daher auf dem *-ā-* einen natürlichen Nebenton hatte, vgl. das heutige göttingische *gärtner*. Der Vers ist also zu skandieren:  $\times \text{∨} | \text{∨} \times$ , ein regelrechter C-Vers! Dan. 560 hat Sievers *befolen(e)* gebessert, wodurch der Vers korrekt wird, ebenso ist Crist 1283 mit Frucht *þurhwaden(e)* zu lesen, Dan. 82 wird durch die umstellung *bebodes bōca* richtig. Wenn Kock solche fehlerhafte Verse ruhig hinnimmt, warum bemüht er sich denn an andern Stellen, sie zu bessern? Seinen Leistungen entspräche auch wohl ein etwas bescheidenerer und höflicherer Ton!

Kiel.

F. Holthausen.

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**Der fremdsprachliche Unterricht und die nationale Erziehung von Prof. Dr. H. E. Timerding in Braunschweig.**

A. u. d. T.: **Friedrich Manns Pädagogisches Magazin.** Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 690. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1918.

Timerding prüft in diesem 38 Seiten starken Heftchen die Bedeutung der alten und der neueren Sprachen für die Erziehung zum Nationalbewußtsein vom Standpunkt eines gemäßigten Altphilologismus. Er verzichtet also auf das Griechische, hält aber das Lateinische für die wichtigste Fremdsprache, ohne die eine wahrhaft nationale deutsche Erziehung unmöglich sei, und glaubt unter den neueren Fremdsprachen nur noch dem Englischen einen gewissen Wert in diesem Sinne beimessen zu sollen, während ihm das Französische auf deutschen höheren Schulen künftig entbehrlich scheint. Die Argumente für und wider in diesen Fragen sind hinreichend bekannt und an unzähligen Stellen mehr als erschöpfend ab-

<sup>1)</sup> Auch Kocks Besserung von Rätsel 52, 4: *fleag on lyfte* ist bereits von Cosijn vorgeschlagen worden!



gehandelt. Neues weiſs auch Timerding zu dieser modernen „Querelle des anciens et des modernes“ alias „Battle of the Books“ nicht beizubringen. Der von ihm vorgeschlagenen Fremdsprachenkombination wird man von anderen Seiten mit zweifellos ebenso vortrefflichen Gründen zwei oder drei (oder mehr) andere entgegenstellen. Warum auch nicht? Wir befinden uns — auf mehr als einem Gebiete — im Stadium der Versuche, und daf der Oberbau der werdenden deutschen Einheitsschule etwa künftig nur eine einzige Fachgruppierung kennen wird, ist ein Traum, den heute auch die kühnsten Vereinheitlichungsenthusiasten ausgeträumt haben dürften. Es bedarf keiner ausgesprochenen Prophetengabe, um vorauszu- sehen, daf die Schule der Zukunft unter stärkster Betonung des Deutschen als Zentralfaches vermutlich mindestens einen altsprachlichen (Griechisch und Latein), einen neusprachlichen (Französisch und Englisch), einen mathematisch-naturwissen- schaftlichen (Englisch) und einen deutschkundlichen (Englisch) Oberzug aufweisen wird, bei denen das jeweils Eingeklammerte die als Hauptfächer betriebenen Fremdsprachen bezeichnet, während fakultativer Unterricht in anderen Fremdsprachen nebenher läuft. Es ist auch anzunehmen, daf mit dem ma- thematischen und mit dem deutschen Gymnasium (wie es Timerding vorschlägt) hier und da ein Versuch zugelassen und gemacht werden wird, der aber groſse Schwierigkeiten finden dürfte sich durchzusetzen, da es ihm an der Möglichkeit der organischen Anknüpfung an vorhandene Schultypen fehlt.

In Hamburg wird seit Ostern 1921 ein deutsches Gym- nasium nach Timerdings Grundsätzen (achtstufig) aufgebaut, in dem während der zwei ersten Jahre Latein mit gleicher Stundenzahl wie am humanistischen Gymnasium, in den fol- genden drei Jahren zugunsten des nun vorwiegend gepflegten Englisch stark beschränkt und in den drei Oberklassen nur noch wahlfrei getrieben werden soll, während hier Englisch als einzige verbindliche Fremdsprache übrig bleibt.<sup>1)</sup> Was dabei für die nationale Erziehung herauskommt, kann natur- gems erst die Erfahrung lehren. Wenn sich nur die rechten Lehrerpersnlichkeiten für die dieser Schulform zugrunde

---

<sup>1)</sup> Näheres hierüber in dem Aufsatz: Ein deutscher Oberzug am Wil- helmgymnasium von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Gerstenberg in der Ham- burger Wochenschrift für Erziehung „Der Aufbau“. 3. Jahrgang No. 8.

liegende Idee einsetzen, ist durchaus nicht einzusehen, warum nicht auch dieser Weg nach Rom führen sollte.

Hamburg.

Th. Mühe.

### Ästhetische Gesichtspunkte in der englischen Ethik des 18. Jahrhunderts von Dr. Therese Zangenberg.

A. u. d. T.: Friedrich Manns Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 671. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1918.

Die 86 Seiten starke Schrift bemüht sich um den im ganzen wohl gelungenen, wenn auch kaum Überraschendes enthaltenden Nachweis, daß die von Schiller in bewußtem Gegensatz zu Kant vollzogene Synthese von Ethik und Ästhetik von den englischen Moralisten des 18. Jahrhunderts vorbereitet, ja genau genommen auf anderer Basis selbständig gefunden worden war. Sie zeigt, wie *Shaftesbury* hinsichtlich der metaphysischen wie psychologischen (Gefühls-)Begründung von Ethik und Ästhetik ebenso wie hinsichtlich der Zielsetzung für beide im „interesselosen Wohlgefallen“ der eigentliche Schöpfer der englischen Ethik dieser Epoche ist, während *Hutcheson*, *Hume*, *Smith* und *Home* bei geringen Abweichungen mehr oder weniger Abwandlungen und Erweiterungen zu dem System ihres Meisters gegeben haben. Richtig hat auch die Verfasserin den Unterschied von dem Kantischen rationalen Moralbegriff des Sollens erkannt und hervorgehoben. Sie befindet sich aber im Irrtum, wenn sie das Fehlen des Pflichtbegriffs als einen Mangel an *Shaftesbury*, *Hutcheson*, *Hume* und *Smith* rügt, und seine Einführung bei *Home* als Fortschritt rühmt. Für eine vitalistisch begründete Ethik bedeutet vielmehr der Pflichtbegriff als rationales Element eine Inkonzsequenz. Er ist daher bei *Home* eine Schwäche und kein Vorzug; ebenso wie die Konzession Schillers an das Gefühl bei Übernahme der Kantischen rationalen Grundlagen seiner Ethik ein wunder Punkt ist, während der Rigorismus Kants die einzig mögliche Konsequenz aus der Moralgrundlage des kategorischen Imperativs darstellt, womit durchaus nicht festgestellt ist, daß Kant Recht und *Shaftesbury* Unrecht hat oder umgekehrt. Wer aber Ethik und Ästhetik als in ihrem tiefsten Grunde identisch ansieht, muß beider Ursprung im Gefühl suchen, denn Ästhetik zum mindesten läßt sich schlechterdings

aus der Vernunft nicht herleiten. Der rationale Ethiker muß daher zum Rigorismus, der vitalistische dagegen kann zur natürlichen Synthese von Ethik und Ästhetik gelangen. Das ist bei den englischen Moralisten des 18. Jahrhunderts geschehen und geschieht gerade heute wieder beim Neovitalismus, der hier durchaus an die Engländer und nicht an Schillers gekünstelte Synthese anknüpft. Trotz mancherlei Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen in den Schlusfolgerungen, auf die die Verfasserin mit Recht hinweisen kann, stehen deshalb die englischen Ethiker Schiller weniger nahe als dem modernen Vitalismus, wie er sich etwa in den Schriften des Grafen Herman Keyserling kundgibt.

Hätte die Verfasserin diesen Beziehungen etwas näher nachgespürt, statt in der Shaftesbury-Schule eine Art Vorläufer von Kant sowohl wie von Schiller zu sehen, so würde sich ihre an sich scharf und treffend herausgearbeitete Studie vielleicht noch erheblich lehrreicher erwiesen haben. Freilich wäre es dazu erforderlich gewesen, daß sich die Verfasserin von dem auf die Autorität Kants gestützten, aber schon von Schopenhauer in aller Klarheit als unzulässig aufgedeckten Vorurteil befreit hätte, als ob der Pflichtbegriff gleichsam das Ansieh aller Ethik darstellte, und jedes ethische System, in dem er fehlte, von vornherein mit einem wesentlichen Mangel behaftet sei.

Hamburg.

Th. Mühe.

---

**Übungsstücke zur Einführung in die neuenglische Sprache bei Anfängerkursen an Hochschulen.** Mit einer kurzen Grammatik herausgegeben von **Dr. Karl Brunner**, Dozent an der Hochschule für Welthandel und Privatdozent an der Universität Wien. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke 1920. (48 Kr. — 15 M.)

Das Heftchen im Format 21 × 15 umfaßt 108 Seiten. Es besteht aus drei Abschnitten. Im ersten, betitelt „die Aussprache“, behandelt der Verfasser die englischen Laute und zwar zunächst die einfachen Vokale und Vokalverbindungen, hierauf an der Hand einer Übersichtstabelle die englischen Konsonanten, die Konsonantenverbindungen und die Halbvokale. Für jeden Laut wird die phonetische Darstellung angegeben, gleichzeitig eine Reihe von Beispielen vorgeführt, in denen die verschiedenen Laute erscheinen. Daran schließt sich unter dem Titel „die Buchstaben“, eine umfangreiche Zusammenstellung aller in der englischen Sprache vorkommenden Vokale und Vokalverbindungen, sowie aller Konsonanten und kon-

sonantischen Verbindungen in alphabetischer Reihenfolge mit einer großen Anzahl Beispiele. Neben dem Schriftbild des Lautes wird zur Bezeichnung der Aussprache stets das Lautbild angeführt. Das englische Alphabet und einige Bemerkungen über den Akzent und die Aussprache in unbetonten Silben mit Beispielen, sowie ein Anhang von 35 Wörtern, die durch Akzentverschiebung zu Substantiven und Adjektiven bezw. zu Zeitwörtern werden, bilden den Schluß dieses 17 Seiten starken Abschnittes.

Die zahlreichen und gut gewählten Beispiele, die der Verfasser zur Veranschaulichung und Übung der einzelnen Laute bringt, sind ohne Zweifel ein bedeutender Vorzug gegenüber anderen dieser Art. Denn in der erwähnten Zusammenstellung bietet er eine treffliche Übersicht über die Verschiedenartigkeit der englischen Laute in Schrift und Aussprache, wie man sie nur selten in dieser reichhaltigen Form antrifft. Unter geeigneter Leitung wird dem Anfänger ein hervorragendes Mittel zur praktischen Übung zu teil.

Freilich die phonetische Umschrift sämtlicher hier gebotenen Beispiele wäre in diesem Abschnitte eine unbedingte Notwendigkeit gewesen, nachdem die Lautschrift bei den einzelnen Lauten einmal eingeführt war. In seltenen Fällen, besonders bei Fremdwörtern, hat der Verfasser zwar die Lautschrift in Klammern angegeben, aber es hätte dies bei sämtlichen Beispielen geschehen müssen, wenn der Zweck der Übung hier wirklich erreicht werden sollte. Denn gerade der Anfänger ist außer stande, das einmal gehörte englische Wort derart festzuhalten, daß er es bei späterer Gelegenheit richtig wiederzugeben vermag, ganz abgesehen davon, daß schon auf Seite 2 Wörter wie *climb*, *clothes*, *know*, *hoases* usw. auftauchen, die ihrer stimmigen, bezw. stimmhaften Laute wegen zur phonetischen Umschrift direkt herausfordern mußten.<sup>1)</sup>

Bei den *e*-Verbindungen vermißt man ungerne einen Hinweis auf Wörter wie: *near*, *year*, *tear* (Träne) usw. neben den angeführten *pear*, *tear* usw. In mehreren Fällen hat der Verfasser die noch übliche Aussprache einzelner Wörter in Klammern angefügt, bei Wörtern aber wie *chanc*, *example* (*ā* S. 4), *ate* (*ε* S. 4), *clerk* (*ā* S. 5) hat er dies leider unterlassen.

Ob der Verfasser gut daran tat, den einfachen englischen Vokalen auf S. 1 jene deutscher Wörter als gleichwertig gegenüberzustellen ohne jegliche weitere Erklärung oder Einschränkung, dürfte wohl mit Recht bezweifelt werden. Je nach dem Dialekt lassen sich gewiß im Deutschen nahezu gleichwertige Laute für einzelne englische Vokale finden, aber so ohne weiteres den „i“-Laut in d. *bitte* jenem in *bid*, *fish* usw. oder den „u“-Laut in d. *gut* jenem in *sure* — das übrigens teilweise schon klingt wie *your* — gleichzustellen, geht nicht an.

Der zweite Teil, d. i. die Grammatik, führt die wichtigsten Regeln aus der Formenlehre und Syntax vor. Wortstellung, Artikel, Substantiv, Adjektiv, Adverb, Pronomen, Zahlwörter und Zeitwörter bilden den Inhalt der 25 Seiten, die der Grammatik gewidmet sind. Es folgt noch ein Anhang

<sup>1)</sup> Auch bei Wörtern wie *should*, *would*, *could* S. 9, *hymn* S. 9, *comb* S. 10, *raspberry*, *handsome* S. 12, *scissors* S. 13 u. a. m. hätte die phonetische Umschrift nicht fehlen dürfen.

von 15 Seiten, in dem die wichtigsten Adjektiva und Zeitwörter in Verbindung mit Präpositionen aufgeführt werden und mit den Regeln über den Gebrauch großer Anfangsbuchstaben und über die Satzzeichen im Englischen schließt dieser zweite Abschnitt.

Was der Verfasser hier bietet, zeichnet sich vor allem durch wohlthuende Kürze und Übersichtlichkeit aus und enthält im allgemeinen alles für den Anfänger Nötige an grammatischen Wissen. Allerdings hätte sich auch bei einer kurzen Fassung noch manches erwähnen lassen, was wissenschaftlich ist. Ein knapper Hinweis auf den Gebrauch des Artikels im Englischen, auf Sammelbegriffe wie *cattle, people* u. a. m., auf die ausschließlich attributive Verwendung von *elder, eldest*, auf das Fehlen des Artikels beim substantivierten Possessivpronomen, auf die nur substantivische, bezw. adjektivische Verwendung einzelner unbestimmter Fürwörter hätte manche Lücke leicht ausgefüllt. Die Liste der unregelmäßigen Zeitwörter wäre gerade für den Anfänger besser nach schwachen und starken Zeitwörtern geschieden worden. Sie ist leider auch nicht vollständig. Zeitwörter wie *to bear* (gebären), *fly, hew, mow, rend, work* dürften in der Liste nicht fehlen, wenn man auch von der Erwähnung anderer wie *to bless, clothe, dare, dip, lean, leap, mix, quit, rot, seethe, slink, stay, step, swell* absehen will.

Das Zeitwort *to ask* scheint aus Versehen unter die unregelmäßigen geraten zu sein. Die Form *strided* neben *strode* kann kaum belegt werden, wohl aber *strid* im Kompositum *to bestride, bestrid, bestrid* neben *bestrode, bestridden*. Auch sonst führt der Verfasser öfters alte und ungebräuchliche Formen auf, wie z. B. *bad* neben *bade, guilt, gilded* für *gilt, gilded, cleaved* (ankleben) neben *cleft, spat* neben *spit*, die besser unterblieben wären. Die Partizipien *eat* neben *eaten, hid* neben *hidden, rode* neben *ridden, showed* neben *shown* wären erwähnenswert gewesen. Bezüglich der Aussprache einzelner Zeitformen ist im Gegensatz zum Verfasser zu bemerken, daß *burned* und *learned* ebenso gesprochen werden wie *burnt, learnt, eat, ate* und *it*, aber nicht wie *it*.

Im Anhang zur Grammatik schließt sich der Verfasser engstens an den Anhang III der Grammatik der englischen Sprache von Prof. Dr. J. Schmidt S. 556—591 an, doch ist er weit weniger ausführlich wie dieser. Ein wesentlicher Nachteil seines Anhanges bleibt, daß der Verfasser es unterlassen hat, die deutsche Bedeutung des Adjektivs oder Zeitwortes hinzuzufügen, da diese je nach der Präposition oft verschieden ist. In einigen seltenen Fällen hat er es getreu seinem Vorbild getan, aber es hätte angesichts des Zweckes, für den das Buch bestimmt ist, stets geschehen müssen. Ein Hinweis auf seine Quelle wäre übrigens der Billigkeit halber am Platze gewesen. An Unrichtigkeiten sind zu verbessern: *sacred from* geschützt vor (nicht gestützt von); *to draw into* hineinziehen in (nicht zielen in); *to draw on* einen Wechsel ausstellen auf (Person, *for* für = im Betrag von); *to force s. th. from s. o.* einem etwas abzwängen, abringen (nicht abdringen); *to enter a house, a room; to enter in* eintragen in; *to lead to und into; to retire from (business) into* (*private life* nicht in); *to spend one's fortune in* verschwenden (nicht verbringen).

Der letzte Abschnitt enthält den Lesestoff. Er besteht aus 16 Prosa-  
stücken und acht Gedichten, die zur Einführung in die neuenglische Sprache

als Lektüre dienen sollen. Es sind folgende Texte da enthalten: *The Sun, the Moon, Rain, the Cowardly Little Boy, the Young Rat, a Railway Excursion, at the Sea-Side* (alle aus *Sweets Primer of Spoken English* entnommen), *Dinner and Manners, Travelling* (aus *Sweets Elementarbuch* des gesprochenen Englisch), ferner *Small Talk* (aus *R. J. Lloyd: Northern English*), *Benjamin Franklin's Advice to a Young Tradesman* (aus *Works of Benj. Franklin*), *Lincoln's Address at the Dedication of the National Cemetery at Gettysburg, Nov. 19th 1863* (aus *Lincoln's Speeches*), *The Meaning of Wealth* (aus *J. A. Hobson, Science of Wealth, Chapter 1*), *The London Exchange* (aus *Addison, Spectator No. 69, 19. V. 1710*. Schreibung modernisiert), *London Slums* (aus *John Galsworthy's Roman "Fraternity"*), *German Student Life* (aus *Mark Twain: A Tramp Abroad*), *My Heart's in the Highlands* (*R. Burns*), *'Tis the Last Rose of Summer, Those Evening Bells* (*Th. Moore*), *Dora* (*Th. Edw. Brown*), *Under the Greenwood Tree* (*Shakespeare*), *We are Seven* (*W. Wordsworth*), *Excelsior* (*H. W. Longfellow*), *The Blessed Damozel* (*D. G. Rossetti*).

Die genannten Texte sind jedenfalls vortrefflich ausgewählt, da sie weder einseitig in ihrer stofflichen Anlese noch durch übertriebene Länge langweilig erscheinen. Sie bieten deshalb für Anfänger die beste Gewähr zur raschen, leichten Einführung in die neuenglische Sprache. Rossettis Gedicht möchte man allerdings für etwas schwierig auf dieser Stufe halten.<sup>1)</sup>

Da das Heftchen, wie der Verfasser sagt, nur für Anfängerkurse an Hochschulen bestimmt ist, wird es dem Dozenten gewifs als ein schätzenswertes Hilfsmittel für den Anfangsunterricht dienen und muß als solches eifriger Benützung empfohlen werden. Die oben erwähnten Mängel kann ja der Lehrer jederzeit im Unterricht ausgleichen. Das vorliegende Werkchen ist übrigens in so schwerer Zeit entstanden, dafs man dem Verfasser seine volle Bewunderung rückhaltlos zum Ausdruck bringen muß. Doch ist dies, wie schon gesagt, nicht der einzige triftige Grund zu seiner wärmsten Empfehlung.

<sup>1)</sup> An Druckfehlern sind zu berichtigen: S. 11 *goaler* statt *gaoler*; S. 16 *pérmit* statt *permi't*; S. 13 *peasure* statt *pressure*; S. 24 *to o* statt *too*; S. 45 *familiar to s. c.* statt *to s. o.*; S. 46 *just toward* statt *just towards*; S. 79 Z. 25 *he ment* statt *meant*; S. 97 Z. 10 *As* statt *the*; S. 81 Z. 7 *I had in* statt *I had it in*; S. 82 Z. 24 *gratefull* statt *grateful*.

Hof, den 1. April 1921.

Otto Mahir.

[4. 5. 21.]

### I N H A L T.

	Seite
Ia. Mutschmann, Der andere Milton (Liljgren) . . . . .	121
van Tieghem, Ossian et l'ossianisme (Diriczek) . . . . .	125
Babbitt, Rousseau and Romanticism (Frankenberger) . . . . .	130
Liljgren, American and European in the Works of Henry James (Fischer) . . . . .	132
Ib. Holthausen, Zu altenglischen Gedichten . . . . .	136
II. Timmering, Der fremdsprachliche Unterricht und die nationale Erziehung . . . . .	} 130
Zangenberg, Ästhetische Gesichtspunkte in der englischen Ethik des 18. Jahrhunderts . . . . .	} 140
Brunner, Übungsstücke zur Einführung in die neuenglische Sprache bei Anfängerkursen an Hochschulen (Mahir) . . . . .	} 141

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Kurras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXII. Bd.

Juli 1921.

Nr. VII.

---

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Beowulf and the Nibelungen Couplet** by William Ellery Leonard.

S.-A. aus 'University of Wisconsin Studies in Language and Literature'. Number 2. 1918. S. 99—152.

Will it do to say anything more — so möchte man nach berühmten Mustern fragen —, kann man überhaupt daran denken, neue Vorschläge zur Übersetzung des schon mehr als 30 mal übersetzten Beowulfepos zu machen? Es gehört der Mut einer starken, freudig bejahenden Überzeugung dazu, eine solche Möglichkeit zur lebensvollen Tat zu gestalten. Der durch poetische und literarhistorische Arbeiten<sup>1)</sup> vorteilhaft bekannte Professor Leonard tritt hier mit einem neuen Programm hervor, das das oft erörterte Problem mit erfrischender Ursprünglichkeit anpackt und einer zum mindesten relativ befriedigenden Lösung entgegenführen soll.

Alle bisherigen Übersetzungen sind nach Leonard als ungenügend zu bezeichnen. Prosaversionen haben Wert hauptsächlich nur als Kommentare. Die verschiedentlichen Versübertragungen sind entweder zu modern oder zu altertümlich; ja, von den beliebten im pseudo-altenglischen Versmafs abgefaßten Übersetzungen heifst es: "[they] are in 'imitative verse', which, if my ear as a verse-writer does not deceive me, are not verse, and which, if my judgment as a scholar has not gone all astray, are not imitative either ..." Zweifellos

---

<sup>1)</sup> Unlängst steuerte Leonard zum 1. Bande der *Cambridge History of American Literature* ein vortreffliches Kapitel über Bryant bei.





to occupy like the ghost of a dead sound, the place of the original last foot." (S. 138.) Der von ihm selbst angewendete Vers aber erscheint dem Verfasser als eine normale Weiterentwicklung der im Nibelungenvers erreichten Stufe.

Die Kritik der großen Streitfrage, ob 'zweihebig' oder 'vierhebig', möge Kundigeren überlassen bleiben. Aber nicht unerwähnt sei ein bemerkenswertes Argument persönlichen Charakters. "I am convinced by such objective experiments as it has been practicable for me to make that, if the two modes of reciting the lines should be tried out before any audience (as tried out in my classes) — however ignorant of AS., provided only it were composed of alert and trained ears, — the decision as to which was metrical and which was not, as to which was verse and which not, would be forthcoming at once. And it would be a decision of *the same human metrical consciousness to which the verse was originally addressed*. Nor is it insignificant that, for myself, I found it possible for my verbal memory — fairly practiced in verse — to retain the lines without effort, only after adopting the four-accent scansion — and this small fact of my subjective experience is no less objective as fact than any other fact. The difference of effect and manipulation in the two modes is to me as great as the difference between Dryden's and ten Brink's scansion of Chaucer."

Als ein Beispiel von Leonards Art die Verse zu skandieren dienen die altenglische und neuenglische Fassung von Beowulf 316—319.

Mæl is mè to fèràn; Fæder álwaldà  
 Mid ár-stáfum éowic gehéaldè  
 síðà gesúndè! ic to sá willè  
 wið wráð wèròð wéardè héaldàn.

Time for mè to fáre bàck; in his mércy máy [pause]  
 The Àlmíghty Fáthèr, keèp ye sáfe alwáy [pause]  
 Òn your vóyage and véntùre. Í will tò the cóast [pause]  
 Thère to hòld my séa-wàtch gàinst a hóstile hóst. [pause]

Treffliche Bemerkungen zur Übersetzungstechnik sind in die Arbeit eingestreut. So wird eine zeilengetreue Wiedergabe des Originals in das Reich der Unmöglichkeiten verwiesen. Die stilgerechte Anpassung der Variationen sowie die Unter-

schiede im Sprachmaterial nötigen den Übersetzer durchweg zur Kürzung: etwa zwei Halbzeilen für drei des Originals. Der Gebrauch altertümlicher Wörter und Wortformen darf bei weiser Beschränkung als durchaus empfehlenswert gelten; natürlich sind Mißgriffe wie bei William Morris und John Earle zu vermeiden. Der Wortschatz wird selbstverständlich vorwiegend germanisch sein, wobei es aber mehr auf den Gesamteindruck als auf die etymologische Herkunft der einzelnen Vokabeln ankommt.

Als eine wahrhaft getreue Übersetzung ist eine solche anzusehen, die den Leser oder Hörer in dieselbe Stimmung versetzt, welche das alte Epos vermutlich bei den angelsächsischen Zeitgenossen hervorrief. "The nearest to an exact equivalent would be that translation which made the modern reader sit up, all ear; made him take in the tale, somewhat as the old listener sat up and took it in. This is the only literary meaning of equivalence."

Sobald die vollständige Übersetzung im Druck erschienen ist, werden wir alle die Probe auf das Exempel machen können. Die zahlreichen eingelegten Beispiele erwecken ein günstiges Vorurteil.

The University of Minnesota.

Fr. Klaeber.

---

**Bertha S. Phillpotts, The Elder Edda and Ancient Scandinavian Drama.** Cambridge, At the University Press 1920. 8°. IX u. 216 Ss.

In dem vorliegenden Buche ist der Versuch gemacht, einen großen Teil der eddischen Dichtung auf kultisch-dramatischen Ursprung zurückzuführen. Die Lieder mit heimischer, nordischer Grundlage, zu denen die Verfasserin auch die 'Sigurdtrilogie' (Regins-, Fáfnis- und Sigrdrifumál) rechnet, lassen sich nach ihrer metrischen Form (*ljóðaháttur* oder *fornyrðislag*) in zwei große Gruppen ordnen. Die im *Ljóðaháttur* abgefaßten Lieder sind mit Ausnahme der *Svipdagsmál* und *Sólarljóð* sämtlich in heidnischer Zeit in Norwegen entstanden. Für *Drymskviða* und *Hyndluljóð* müssen ältere norwegische, rein dialogische Vorstufen in *Ljóðaháttur* angesetzt werden, in ihrer überlieferten Form sind sie wie alle andern Lieder in *Fornyrðislag* isländisch; nur der *Grottasöngur* mag in seiner ursprünglichen Fassung (vgl. über diese jetzt auch Neckel, Balder

S. 113 ff.) auf den Orkneys entstanden sein, wenigstens ist er nicht norwegisch.

Der Ljóðaháttur ist demnach das norwegische Versmaß *zár' ξξοζήρ*, das auf Island nicht üblich war. Es ist charakteristisch für die heidnische Zeit Norwegens. Die in ihm abgefaßten Lieder sind alle reine Dialoggedichte, in denen meist Götter oder halbgöttliche Wesen die Protagonisten sind, dramatische Spiele, die auf den Kultfesten zu Ehren der Götter aufgeführt wurden.

Das kurze epische Lied ist eine Schöpfung des heroischen Zeitalters, der Völkerwanderungszeit. An ihr hatten die Norweger keinen Anteil, und so wird es begreiflich, daß sich bei ihnen kein epischer Stil entwickelt hat. Erst mit dem Beginn der Wikingerzeit wächst der Einfluß der Norweger, und jetzt dringt auch zu ihnen der Hofsänger mit seinen Heldenliedern. Aus diesen atmet ein ganz anderer Geist als aus den Götterliedern, sie tragen ein durchaus aristokratisches Gepräge, während die Götterlieder eine ganz primitive Naivität auszeichnet. Das läßt auch auf ein verschiedenes Publikum schließen: 'If the heroic poems were in the North, as their counterparts were elsewhere, the product of an intellectually emancipated community with a high sense of the dignity of human life — in a word, of an aristocracy, then the origin of the mythological poems must be sought in a wider less enlightened society, which had not yet begun to question the primitive traditional conceptions bequeathed to it by the past' (S. 25).

Machen wir zunächst einmal hier halt! Daß die *Vafþrúðnismál* und *Grímnismál* keine jungen isländischen Erzeugnisse sind, ist auch meine Ansicht; das Gleiche gilt für die *Alvíssmál*, die nicht mit Gering (Eddaübers. S. 81 Anm. 1) 'als ein versifiziertes Kapitel skaldischer Poetik' zu betrachten sind.<sup>1)</sup> Völlig verfehlt sind indes die Ausführungen über die

<sup>1)</sup> Die Erzählung muß ihrer ganzen Anlage nach von jeher auf einem Wechselgespräch zwischen Thor und dem Zwerg aufgebaut gewesen sein, um die Überlistung des Zwerges durch Thor herbeizuführen, und gerade die Zeichnung des listgewandten Thor ist hochaltertümlich (vgl. auch K. Helm, AGR. I, 196 Anm. 60). Außerdem hat das Lied nicht die Skaldensprache, sondern die abergläubische Huldrensprache (Tabuwörter) zur wesentlichen Voraussetzung, vgl. A. Olrik, Nordisk Tidskrift 1897, 339 ff., M. Olsen, *Maal og Minne* 1909, 88 ff.; ders. *Eggjum-Stenens Indskrift med de ældre Rumer* (1919) S. 125. 194 f.

‘Sigurdtrilogie’, die die Verfasserin unter Berufung auf Panzers Studien II. zu Unrecht als eine Einheit ansieht. Die Verbindung von Sigfrid- und Burgundensage ist nach ihr erst im Norden vollzogen, was bekanntlich schon Heinzel und Detter, jeder wieder auf andern Wegen, haben erweisen wollen, und der Held der Trilogie (Sigurd-Sigmund) ist ursprünglich ‘an older, localized hero’ des norwegischen Telemarken, der einen Drachen erschlug und eine Walküre zur Braut gewann. Einigermassen unbegreiflich ist die Behauptung, ‘that all the original chant-metre part of the Sigurd trilogy is innocent of the least trace of the German story’ (S. 50), denn die Übereinstimmungen mit der deutschen Überlieferung erstrecken sich nicht nur auf das Lied vom hürnen Seyfrid, das S. 138 aus ‘mainly Scandinavian tradition’ abgeleitet wird!<sup>1)</sup>

Man weist übrigens die Regins- und Fáfnismál allgemein der heidnischen Zeit zu — wie ich glaube, mit Unrecht. Das Drachenhortlied gehört allerdings zum ältesten Sagen-gut, aber in der überlieferten Form reicht das Lied nicht über das 12. Jahrhundert zurück. Nicht älter ist die Um-setzung des Liedes in reindialogische Ljóðahátt-Form, deren Verwendung hier ebenso wie in den Svipdagsmál als spät-isländische, gekünstelte Nachahmung einer ungebräuchlichen Form zu betrachten ist. Die mythologischen Wissensfragen (Rm. 3. 4 und bes. Fm. 11—15) brauchen dann keine jüngeren Interpolationen zu sein; sie waren, wie die Svipdagsmál zeigen, notwendige Requisiten, um den archaischen Eindruck zu ver-vollständigen.

Ins 12. Jahrh. — nicht in heidnisch-norwegische Zeit — gehören auch die Hríngerðarmál der Helga kv. Hjörv., die wohl als Nachahmung mythologischer Scheltgespräche wie der Lokasenna u. a. zu betrachten sind. Einige Liedfragmente in Ljóðahátt können norwegisch sein, wenigstens spricht nichts dagegen. Die sicher interpolierte Strophe 29 der Hamðismál wird ohne zwingende Gründe den Hjadningamál zugesprochen, wie die Verfasserin das verlorene Lied der Hedín-Hildesage bezeichnet (S. 53. 79). Über die einzige Ljóðaháttstrophe der Helgilieder (HHu. II, 29) s. u.

Höchst beachtenswert ist der Exkurs über die Þryms-kviða S. 65 ff. Danach ist sie die Umbildung eines älteren

<sup>1)</sup> Auf die weiteren inhaltbaren Ausführungen des Verf. über die Nibelungensage näher einzugehen verlohnt sich nicht.

rein dialogischen Ereignisliedes wie der *Skirnismál* nach dem Muster des epischen (doppelseitigen) Liedes, und zwar war das spezielle Vorbild das alte Sigurdslid. Zur Stütze ihrer These hätte die Verfasserin noch anführen können, daß sich die starken stilistischen und z. T. wörtlichen Übereinstimmungen zwischen beiden Liedern, die schon Heusler (*Die Lieder der Lücke* S. 80 Anm. 2) zusammengestellt hat, mit einer einzigen Ausnahme<sup>1)</sup> auf die Erzählstrophen der *Þr.* beschränken, während gerade die Dialogstrophen der *Þr.* sich durch die Stilfigur der 'incremental repetition' (S. 93 ff.) durchaus von dem alten Sigurdsliede abheben und darin unzweideutig auf die Seite der reinen Dialoggedichte treten, für die die Verbindung von Frage und Antwort durch den Wortlaut charakteristisch ist. Diese Wortwiederaufnahme, die in den mittelalterlichen Balladen ihr Gegenstück hat, ist ein wertvolles Zeugnis für den volkstümlichen Ursprung jener altnorwegischen Poesie; sie wird letzten Endes auf Improvisation zurückgehen und weist auf zwei und mehr Sprecher, die abwechselnd Strophen sprechen. — Daß freilich die *Þr.* ihre jetzige Gestalt erst einem Isländer verdankt (die Verse 21, 5. 6: *björg brotnuðu, brann jörð loga* [bei Thors Fahrt nach Riesenheim] sollen sich aus der Naturanschauung eines vulkanischen Ausbruchs auf Island erklären) überzeugt nicht. Sie ist sicher schon norwegisch. Den Aufsatz von Alfred Vestlund 'Áskgudens hammare förlorad' *Edda* XI (Kristiania 1919), 95 ff. hat die Verfasserin wohl nicht mehr rechtzeitig zu Gesicht bekommen.

Daß auch bei den Germanen wie bei andern Völkern rituelle, mimische Aufführungen einen wichtigen Teil des Kultus gebildet haben, kann nicht zweifelhaft sein, und schon Müllenhoff hatte für die reinen Dialoggedichte Zusammenhang mit Festspielen angenommen (*ZfdA.* 23, 152). A. Heusler steht dieser Ansicht in seiner bekannten Abhandlung über den 'Dialog in der altgermanischen erzählenden Dichtung' einigermaßen skeptisch gegenüber. Er hält die rein dialogische Erzählform für genetisch jünger als die Form des doppelseitigen Ereignisliedes, aber den Ursprung der ersteren vermag er nicht aufzuhellen, da ihre Ableitung aus dem doppelseitigen Ereignisliede nicht statthaft ist. 'Unleugbar sehen wir die

<sup>1)</sup> *Þr.* 10, 5—8: Brot 15, 5—8 (= *Völundarkv.* 29, 5—8). Der Anklang von *Þr.* 18, 5—8 an Brot 8, 5—8 ist ganz belanglos. Der Endreim *Þr.* 1, 2. 4 hat übrigens auch Brot 4, 2. 4 seine Entsprechung.

beiden Erzähltypen in den überlieferten Schrifttum durch eine Kluft getrennt', und so möchte Heusler doch auch wieder 'Müllenhoffs Hinweis auf das Festspiel willkommen heißen — wenn man nur von dem altgermanischen oder altnordischen Festspiel ein klein wenig mehr wüßte' (ZfdA. 46, 215). Auf Verbindung mit dem Kultus weist die 111. Strophe der Háva-mál (*mál er at þylja þular stóli á*) ganz unzweideutig, und Spuren von Kultversen, liturgischen Formeln hat man verschiedentlich in der Edda beobachtet, vgl. z. B. R. M. Meyer, AGR. (1910) S. 107. 291. 301; Neckel, Balder S. 110 f. Neuerdings haben nun auch nordische Gelehrte wie O. Montelius und M. Olsen wenigstens für die Skírnismál szenische Darstellung vermutet, und nach den eingehenden Darlegungen von Miss Phillpotts ist mir die Herleitung der alten Ljóðaháttlieder aus solchen kultischen Aufführungen durchaus wahrscheinlich.

Aber die Verfasserin geht noch viel weiter. Die althergebrachte Scheidung in Götter- und Heldenlieder, erklärt sie, müsse für die heimischen, norwegischen Lieder aufgegeben werden, da sie alle übernatürliche Elemente enthalten, und sie schlägt eine neue Einteilung vor nach den zentralen Themen: Tötung und Liebesszene (*the slaying and the love-scene*). Die erste Klasse zerfällt wieder in zwei Gruppen, je nachdem der Gott selbst getötet wird (Balder, Heimdall) oder der Gott den Tod seines Gegners verursacht (Vafþr. Grimm. Alvíssm. Hyndl. Þrymskv. sowie Thor Zweikämpfe mit Geirroðr und Hrungrnir).<sup>1)</sup> Und ebenso gliedert sich die zweite Klasse, die in den Streitspielen zwischen Sommer und Winter um die Maikönigin bis heute vorlebt, in zwei Gruppen, die die Verfasserin mit '*ritual marriage*' und '*fertility drama*' bezeichnet. Jene, aus dem Frühlingslied hervorgegangen, enden glücklich, doch hat der Bräutigam bei der Gewinnung der Braut Widerstände zu überwinden. Der Hauptrepräsentant dieser kleineren Spiele sind die Skírnismál, ferner gehören hierher mehrere Erzählungen

<sup>1)</sup> S. 123 f. vermutet die Verf., daß in dem Mythos von Thor und Hrungrnir der Lehmriese Mòkkurkálf, den Helu AGR. I, 196 als sekundär ausscheiden will, in dem ursprünglichen Drama Hrungrnir selbst repräsentierte. Daß Thors Gegner als Puppe oder dgl. dargestellt wurde (vgl. z. B. die Strohuppe namens Bovi (Dänemark 13. Jh.): Danke Studier 1907 S. 175 oder den schwedischen 'König Orre': Maal og Minne 1914, 123 ff.), darf nach den Ausrührungen der Verf. und den gleichzeitigen von A. Vestlund, Edda XI, 95 ff. als gesichert gelten, doch ist Mòkkurkálf wohl mit Vestlund von Hrungrnir zu trennen.

Saxos und — die Sigurdtrilogie. Das Fertility-Drama hingegen endet tragisch ('it represents the eternal contest of the Old and New Year' S. 144): seine Hauptmerkmale sind: 1. ein Totschlag durch der Bräutigam; der Getötete ist ein Verwandter der Braut oder des Bräutigams, gewöhnlich ein Bruder; 2. die Verwicklung, daß der Totschlag irgendwie die Tat der Braut ist; 3. ein Wortstreit; 4. eine Liebesszene und 5. Andeutungen auf Wiederauferstehung. Hierher stellt die Verfasserin die Helgakv. Hj., das zweite Lied von Helgi dem Hundingstöter, die aus den verlorenen Kárukjöð erwachsene Hrómundarsaga Gripss., die Hjadningamál (s. o.), Saxos Erzählung von Gram und Groa, die Sage von Hagbard und Signy sowie verschiedene Geschichten der Ynglingasaga.

Damit ist die gesamte eddische Dichtung nordischen Ursprungs auf Riten zurückgeführt, nachdem die Bjarkamál bereits S. 36 als 'an imitation of the Eddic style' abgetan sind, das Ingeldlied in seiner Wirkung für etwas gekünstelt (S. 37) und das Lied von der Bravallaschlacht (S. 113) für skaldisch erklärt ist. Das geht auf keinen Fall. Denn die Heldendichtung blühte in Dänemark zweifellos schon im 6. Jh., wie auch die nordischen Sagen in England beweisen. Die neuere Religionsgeschichte hat uns zwar belehrt, 'daß untergegangene Kulte oft im Gedächtnis fortleben als Erzählung von etwas einmal geschehenen' (Neckel, Balder S. 155), und auf den einen oder anderen Bericht der Ynglingsaga (wie z. B. den von König Aun c. 25) wird dies zutreffen, aber für keinen ihrer Hauptbeispiele hat die Verfasserin den strikten Beweis erbracht. Hier dringen ihre Ausführungen sehr wenig in die Tiefe.

Die Hildesage hat, was der Verfasserin entgangen zu sein scheint, schon Much in seiner ausführlichen Besprechung von Panzers Hilde-Gudrun (Herrigs Archiv 108, 406 ff.) auf einen Jahreszeitenmythus zurückführen wollen und u. a. mit der Sage von Gram und Groa verknüpft. Bei den Helgiliedern ist in erster Linie sorgfältigste Quellenkritik geboten, vor allem auch der späten Hrómundarsaga gegenüber. Was bei der Helgisage am ehesten auf einen alten Ritus schließen liefse, ist die bisher von niemand (auch von Miss Phillpotts nicht) beachtete Szenenfolge des zweiten Helgiliedes: Tötung des Helden (bezw. des Gottes) und nachfolgendes Beilager, die vielleicht nicht zufällig an den neben Aphrodite gebetteten toten Adonis und

an Balders und Nannas Beilager erinnert (vgl. zu diesen Neckel, Balder S. 173). Doch ehe man so weitgehende Folgerungen wagt, sind die eventuellen historischen Bestandteile und jüngere literarische Einflüsse abzugrenzen (z. B. keltische Sageneinwirkung: Neckel, Arkiv f. nord. fil. 34, 324; das Lenorenmotiv: F. R. Schröder, Germ.-rom. Monatsschr. 8, 286 f.). Dafs die einzige Ljóðaháttstrophe der Helgidichtungen (HHu. II, 29) ein letzter Rest des in Norwegen noch mimisch dargestellten alten dialogischen Helgiliedes sei, ist ganz unmöglich. Dagegen spricht schon die literarische Anspielung auf die Hildesage (*Huggastu, Sigrún! Hildir hefr þú oss verit*). Die ungemein schwierigen und verwickelten Probleme der Helgilieder lassen sich nicht, wie es die Verfasserin tut, auf einigen, wenigen Seiten abhandeln. Ich hoffe in nicht allzuferner Zeit in größerem Zusammenhang auch eine eingehende Untersuchung der Helgidichtung vorlegen zu können. —

Überall, wo von Verkleidung die Rede ist, wittert die Verfasserin rituellen Ursprung. Aber bei der Hagbardsage haben wir es zweifellos mit einem Wandermotiv zu tun, und geradezu grotesk wirkt es, wenn S. 178 Anm. 5 auch die Erzählung der Bósasaga c. 12 — Bósi und Herrauðr töten zwei Leute und ziehen ihnen die Haut ab, in die nachher Bósi und Smiðr schlüpfen, um unerkannt an der Hochzeit des Königs Goðmundr teilzunehmen — mit Riten in Verbindung gebracht wird. Dafs auch hier sicher ein Wandermotiv vorliegt, zeigt der mhd. Spielmannsroman von Salman und Morolf, wo Morolf einem alten Juden die Haut abzieht und sich selbst darein hüllt (*M. . . löste dem juden abe die hüt; er leite sie an sinen lip* ed. Vogt Str. 162). Die Verfasserin ist eben, wie die englische folkloristische Schule überhaupt, gar zu leicht bei der Hand, in Sage und Mythos kultische Spuren nachzuweisen.

Es liefse sich noch manches sagen,<sup>1)</sup> doch ich mufs ab-

<sup>1)</sup> An Einzelheiten sei nur noch bemerkt: S. 29 'the steed of Gunn' (Rökstein) = das Ross der Gunn = der Walküre = Riesin (d. i. der Wolf) vgl. die reichen Belege bei R. Meissner. Die Kenningar der Skalden (1921) S. 124 fg. Zur Verwandtschaft von Walküre und Riesin, die die Verf. S. 61 (oben) verkennt, vgl. G. Neckel, Walhall (1913) S. 74 ff. — S. 46: M. Olsens Annahme einer Tabusprache der Seefinnen (Maal og Minne 1909, 91 fg.) ist von ihm selbst ebda. S. 129 zurückgenommen. — S. 54<sup>2</sup> lies: cexliv (st. cecxliv). — S. 61<sup>2</sup>: Zum Ringmotiv der Wielandsage vgl. H. Holmström, Studier över Svanjungfrumotivet i Volundarkvida och amorstädes (Malmö 1919) bes. S. 189 ff.; Germ.-rom. Monatsschr. 9, 123 fg. —



brechen. Das Buch enthält vieles, das zu ernststen Bedenken Anlaß gibt, aber auch zahlreiche feine Beobachtungen und fruchtbare Gedanken, und so stehe ich nicht an, es als einen wertvollen Beitrag zur Eddaforschung zu bezeichnen und der Verfasserin für die reichen Anregungen meinen aufrichtigen Dank zu sagen.

Heidelberg.

Franz Rolf Schröder.

### Notes on the palatalization of *k* (*c*) in English.

It seems now to be generally held that Prim. E. *k* (*c*) was palatalized<sup>1)</sup> in a medial position only before *i* and *j*, and in a final position only after *i* short and long, or at least that only in these positions did a palatalized *k* (*c*) pass into *č*, ME. *ch* [tʃ]. It will suffice to refer to Bülbring's Ae. El. § 491 ff. and literature there quoted, to Kaluza, Hist. Gr. (1900) § 90, Wright, OEGr. §§ 309—311, and particularly to Morsbach's foot-note in Björkman's Scand. Loanwords p. 147 ff., where the generally accepted theory was first formulated. By previous writers on the subject it was usually held that palatalization of *k* took place also in other positions. Thus Kluge in Paul's Grundriß I. p. 992, thinks *k* was palatalized after *e* without *i*- or *j*-influence and between *i* and a palatal vowel, as in ME. *bach*, *smacche*, *wacche*, *-liche* and others. Sievers expresses himself very cautiously (Ags. Gr. § 206. 2. c, e.). He thinks medial and final *k* was perhaps palatalized to some extent also before *e* and after palatals. The only recent

S. 77<sup>1</sup> u. 78<sup>2</sup>: *sk* alliteriert bekanntlich nur mit *sk*! — S. 79: das die verlorenen Hjadningamál nicht-isländisch gewesen seien, since the poem is wholly lost, ist eine kühne Schlussfolgerung! — S. 86<sup>2</sup>: zur Sigurdarsaga vgl. bes. noch A. Heusler, Berliner Sitz.-Ber. 1919, 162 ff. — S. 91<sup>2</sup>: lies ZfdA. LIV (st. XLII). — S. 92: Háv. 142 lies ok (st. gok). — S. 104<sup>2</sup>: lies hefk (st. hek). — S. 154<sup>1</sup>: die Baldersage hat man schon lange vor Nerman im Beowulf V. 2435 ff. vermutet, vgl. die Literatur bei Björkman, Engl. Studien 54, 24 ff. — S. 155<sup>4</sup>: lies ok (st. of); kom (st. Kom). — S. 170: über die Bronzeplatten von Öland vgl. zuletzt A. Olrik, Danske Studier 1918, 1 ff. — S. 185 fehlt die Anm., auf die Zeile 4 verwiesen wird.

<sup>1)</sup> I use the term palatalization only of the sound-change, as a result of which *k* (*c*) passed into [tʃ], ME. *ch*. Bülbring assumes palatalization also in cases such as OE. *forsæcen*. It may be *k* was here slightly fronted, but so far as at present known it remained a stop, ME., Mod. [k]. To prevent misunderstanding, I denote palatalized *k* (*c*) by *č*, using *č* to denote slightly fronted *k*.

writer on the subject, so far as I know, who has advanced an opinion different from that of Morsbach, is Professor Wyld. This scholar, in his *Kurze Geschichte des Englischen* 1919, § 87 (presumably also in the English edition 1914), gives the rule that *e* was palatalized initially before original front vowels, medially in the same position, and finally after front vowels. The only example of medial *ĕ* is OE. *rīĕe*; as examples of final *ĕ* are given OE. *lic*, *þæc*. I do not believe Wyld's theory as regards medial *e* is correct, if I have understood him correctly: in *rīĕe* *ĕ* is of course due to a lost *i* or *j*. I know of nothing that tells against the correctness of Morsbach's theory as regards medial *e*. On the other hand I think, like Wyld, that final *e* was palatalized also after other front vowels than *i*. But so far as I know, Wyld has not tried to prove the correctness of his theory. In the following pages I shall take up the question for a detailed examination. I may add that I had formed my opinion on the question before I had seen Professor Wyld's book. First, however, I shall discuss certain remarkable cases of palatalization which apparently tell against Morsbach's theory as regards medial *e*.

### 1. Palatalization in OE. *æcer*, *æcern*.

There are two or three Lancashire and Cheshire place-names, which seem to contain a palatalized form of OE. *æcer*.

Cliviger (the name of a township in Blackburn, S. Lanc.): *Clivercher* La. Fines 1196, *Clyuacher* La. Assize R. 1246, 1278, Lay Subsidies 1327, *Clyvacher* IN.<sup>1)</sup> 1341, *Clyvechir* La Inquests 1258, *Cliueschre*, *Clive(s)cher*, Kirkstall Ch. 1258 etc., *Clivacher* Lacy Comp. 1296, *Clevachre* ib. 1305, but *Clyuaker* La. Assize R. 1246, *Clinacres*, *Clivacres* AP. 1324, *Clyfaere* LI. 1311.

This name has hitherto baffled investigators. Wyld says the form *Olineacre* Close R. 1311 (*n* for *u*?) suggests the simple 'cliff acre', but that the earlier forms as well as the Mod. form are dead against this. Sephton identifies the second element with OE. *gāra*, which is manifestly impossible. I believe

<sup>1)</sup> Some abbreviations used in this and the following pages: AD = Ancient Deeds. AP = Placitorum ... Abbreviatio, London 1811. DB = Domesday Book. FA = Feudal Aids. IN = Nonarum Inquisitiones. OR = Rotulorum Originalium ... Abbreviatio, London 1805, 1810. Rec. Soc. = The Record Society for the publication of original documents relating to Lancashire and Cheshire.

Cliviger means simply 'cliff acre' and contains OE. *clif* and *æcer*. It is not without importance that in the 13th and 14th centuries the second theme was identified with *acre*. The situation of the place favours the theory that the first element is OE. *clif*. Cliviger stands on a steep slope.

*Goldacher*, the name of a field or the like in Garston, S. Lanc., Whalley Ch. 572, seems to contain the same second element as Cliviger, but the example is isolated.

Alsager (the name of a parish in W. Ches.): *Alsacher* Chamberlain's Acc. (Rec. Soc. 59) 53 (1303—4), ib. 175 (1350—1), AD. VI. 225 (1328—9), ib. 244 (1342—3), *Alzacher* Chamb. Acc. 62 f. (1303—4), *Alsachere* AD. VI. 197 (1322), *Alesacher*, *Allesacher*, *Alesager* ib. 150 (date doubtful), *Alseger* Rec. Soc. VII. 113 (1549—50).

The first element of Alsager is apparently an OE. pers. name, e. g. OE. *Ælle*. The second is presumably identical with that of Cliviger and *Goldacher*. I have no doubt it is simply OE. *æcer*.

It is obvious that the element *acher* found in three names must be some common noun of English origin. I can think of no other Engl. word than OE. *æcer* that might be identified with it. I have considered the possibility that it might be OE. *hacē* and that the -er is a later addition. Zachrisson, *Studier i modern språkvätskap* V, p. 20 ff., points out a few cases of a secondary *r* in place-names apparently due to Norman influence, but it is impossible that this phenomenon should have taken place in all the three names under discussion. Such addition is extremely rare.

But if it is admitted that *-acher* is OE. *æcer*, the question may be raised whether the palatalized consonant, ME. *ch*, is really due to a normal sound-change. As everybody knows who has studied early mediaeval English documents, *ch* is a very common early spelling for [k]. In fact in DB. it is the rule before *e* and *i*. As regards this spelling reference may be made to Stolze, *Zur Lautlehre der ae. Ortsnamen im Domesday Book*, p. 42 f., and Zachrisson, *AN. Influence*, p. 32 ff. Now it may be suggested that *ch* in *Alsacher* etc. was in the first instance a Norman spelling for [k], that this spelling became traditional, and that [tʃ] is a spelling-pronunciation. I do not think this is possible. The spelling *ch* for *k* is found chiefly in very early documents, such as DB. or the early

Pipe Rolls. But so far as I can find, Alsager and Cliviger are both rare in early documents. At least Cliviger is not found in DB. or in the oldest Pipe Rolls. It is difficult to believe that a traditional spelling *ch* due to Norman influence could have developed in the case of Cliviger or Alsager. The isolated *Goldacher* might of course be a Norman spelling.

Moreover, there are traces of a pronunciation [tʃ] also in the case of the cognate word *acorn*. This cannot be a spelling-pronunciation. It corroborates the view here taken as regards Alsager etc. Forms such as *acharn* are found in ME. and in Mod. dialects. The ME. examples known to me are as follows:

*Acharns* Trev. (1387), *Atchernes* Inv. of Goods of Sir S. Burley in Prom. Parv. 6 (1388), *Accorne* or *archarde* (presumably for *accharne*) Prom. Parv. 6 (c. 1440), *Accharne*, *okecorne* Ortus Voc. 1500, all in the NED.; further *acharne* in Vocab. Harl. MS. 1002 in Prom. Parv. 6.

From Mod. dialects Wyld, Trans. Phil. Soc. 1888—9, p. 221 ff., adduces the following instances: *hatchhorn*, *hatchorn* Lanc., *achernin* 'acorn', *atchern* 'gathering acorns' Ches., *achern* Shrops., *atchorn* Staffs. It is noteworthy that these forms occur in Lanc. and Ches., where we have just exemplified the form *acher* for *acre*.

The distribution of the palatalized forms of *æcer* in place-names and of *æcern* in Mod. dialects would seem to indicate that palatalization in this case was restricted to the West Midland dialects. The ME. forms, however, do not exactly bear out such a conclusion. None of these can be referred with certainty to W. Midl. sources. It is true Sir S. Burley belonged to a Herefordshire family (Dict. Nat. Biogr.), and that may give some support to the theory that *atchernes* in his inventory is a Herefordshire form, but he does not seem to have lived in Herefordshire at least during the later part of his life, which, on the contrary, he seems to have spent in London. The inventory, by the way, is apparently written in French. The form *acharn* in Trev. may be a Gloucestershire form; if so, it comes from a dialect district neighbouring West Midland. The Prom. Parv., as is well known, was written in Norfolk. It is of course not absolutely impossible that its author may have embodied in his work forms from other than the Norfolk dialects, but this is a mere hypothesis. On the dialects of Vocab. Harl. and of Ortus Voc. I have no

information to offer. All we can say with certainty is that the palatalized forms are best evidenced in West Midland.

It remains to try to account for the circumstances under which this curious palatalization took place.

I think we may take it for granted that it did not take place in the Prim. E. forms *\*æcr*, *\*æcræn*, that may be postulated. Before a consonant it is generally agreed that palatalization did not take place at all; in fact, a palatalized *c*, which owing to syncope came to be placed before a consonant, lost its palatalization<sup>1)</sup> or at least did not become *č*, ME. *ch* [tʃ]. Nor does it seem likely that the palatalization took place before a syllabic *r* in Prim. English. There is no reason to suppose that a syllabic *r* was pronounced with strong palatalization. The only explanation remaining, so far as I can see, is the theory that it took place before a svarabhakti vowel developed in Prim. English. There is every reason to believe that in certain cases svarabhakti vowels developed in prehistoric time. This is also the opinion of Luick, Hist. Gr. § 317 ff., who places the phenomenon in the seventh century. It is difficult to establish with certainty if palatalization can have taken place so late as that. I am inclined to believe it is earlier. But it is hardly too bold to assume that in some cases and in some dialects svarabhakti vowels may have developed earlier than the seventh century. If we are warranted in assuming that this early inorganic vowel was an *i*, then the palatalized forms of *æcer* and *æcern* are accounted for. Such a supposition seems perfectly justified. In the earlier OE. texts the intrusive vowel is regularly *i* when the preceding syllable contains an *i* or ends in *ġ*, and is sometimes *i* also after other front vowels, as in *hidir* Leid., *segil* Ep., Erf., *lebil* Ep. Erf. (Bülbring § 441, Luick *loc. cit.*). At it seems reasonable to suppose that a *č* would have the same influence as a *ġ*, the conclusion is not unjustified that *\*æcīr* was a common early OE. form and may have occurred also in Prim. English.

After all, it is not impossible that even a Prim. E. intrusive *e* might have caused palatalization. It is impossible

<sup>1)</sup> Cf. such cases as *chicken* (OE. *čičen*, *čīcnes*), OE. *čknisse* : *čče* etc. But ME. forms such as *bleīnte*, *dreīnte*, pret. of *blenchen*, *drenchen* (OE. *blenčan*, *drenčan*) indicate that the lost *c* (OE. *blencte*, *drencte*) must have retained a certain degree of palatalization for a comparatively long time. Cf. also ME. *leīnten* (by the side of *lenten*) from OE. *lenčten* < *lenġten*.

to prove the correctness of this theory, but it is not much easier to disprove it. Prim. E. *e* must have been extremely rare in unstressed syllables. The *e*'s that occur in OE. unstressed syllables are usually due to Prim. E. *i* or *æ*.

If the theory here advanced as regards the palatalization found in *æcer* and *æcern* is correct, the comparatively rare occurrence of these forms is not surprising, for there is no reason to believe that a svarabhakti vowel always developed before *r* in Prim. English.

## 2. Palatalization of final Prim. E. *-k* after palatal vowels.

### a) *-ek*.

There were in OE. very few words ending in *-ec*. Of these, moreover, two, viz. the pronominal forms *mec* and *þec*, were with certainty lost in OE. time. The same is very likely true also of the rare OE. adj. *hlec*. There is good reason to believe that the adj. *leak*, which crops up in the 16th cent., is a Continental loanword, as suggested by Dr. Bradley in the NED. The nouns *gebrec* and *gespreec* would always be liable to be influenced by the verbs from which they are derived. The only remaining word I can think of containing the combination *-ec*, is OE. *freec* 'gluttonous, greedy, bold', but this word proves, in my opinion, that *-k* was palatalized after *e*. In early ME. the word frequently appears with a palatalized consonant. Examples are: *freche* (pl.) Lay., *vrech* A. R., (*þe*) *frecche* (rhyming with *wrecche*, *drecche*) in Sinners Beware (OEMisc. 75), *urechliche* Lay., *vrechliche* A. R. (see Stratmann-Bradley and NED.). Analogical influence is in this case extremely improbable. OE. *freec* goes back to Prim. Germ. *\*freaka-*, which is an *a*-stem in all the different Germanic languages. There is also a stem *\*fraka-*, OE. *fræc* etc. It is true there are in OE. derivatives with an *-i*-suffix, viz. OE. *frecco*, *frico*; there is of course the theoretical possibility that *freec* could have been influenced by these words. But these derivatives are extremely rare and have not to my knowledge been evidenced in ME. We must assume that the adj. was much more common than these derivatives, and it is therefore improbable that it should have been influenced by them.

However, Förster, who in E. St. 39, p. 328 ff., has made the whole group of words to which *freec* belongs the object of

a very full and searching inquiry, on p. 332 points out two apparent cases of palatalization of *c* in *frecc* in OE. time, viz. *frecces* 'ambronis' in a gloss (Napier XI. 106) and the place-name *freccē-hline* rendered by him 'gefährlicher Abhang' (Birch no. 144, A. D. 725). He takes these forms to prove the existence of an OE. *freċċ* going back to a stem *\*frakjāz*, and from this he also derives ME. *frech*, *vrech*. To me it seems a desperate way out of the difficulty to assume an OE. *ja*-stem *\*frakja*- by the side of *\*frēka*- and *\*fraka*-. Adjectival *ja*-stems are extremely rare except in bahuvrihi-formations and in derivatives from the pret. plur. grade of strong verbs with the sense of possibility and probability, as OE. *māere*, *māete* etc. ON. *frækja* does not support the theory. With equal right we might infer the existence of *ja*-stems *\*birtr* etc. by the side of *bjartr* etc. from ON. *virtu*, *argja* (*argr*), *venja* (*vanr*) etc. Cf. on formations of this kind Hellquist, Ark. f. nord. fil. VIII. p. 59 ff.

How the forms adduced by Förster are to be explained, it is not quite easy to say. However, in the first place, too much importance must not be attached to a couple of isolated spellings. In the second place, it is not of course necessary to assume that *ce* denotes *ċċ*. Written forms such as *scipp*, *fatto*, which may point to lengthening of final consonants after short vowels, are found in late Northumbrian (cf. Bülbring § 548), and it does not seem impossible that late WS. *frecces* may be explained in the same way. As regards *frettan* 'gulosa' in Wrt. Voc. II. 96, 64 (B.-T., Suppl.) it may be compared with *gehhte*, *ungeffremmed*, *wahnesse* in the same text. More important is the form *freccē-hline*, which occurs in an original charter of 725. But it is by no means certain that this place-name contains the adj. *frecc*. *Freccē* may be a noun, possibly a pers. name. Identification of *freccē* with the adj. *frecc* even offers certain difficulties. The name is combined with the prep. *to* (*to freccē-hlinece*). If *freccē* is an adj., it must be here the strong instrumental. But when adjectives occur as the first element of place-names, they usually appear either in the uninflected form (the primitive type), as in *Middellūn*, or else in the weak form. The question is if between the old type and the usual historic type there was an intermediate one, in which the adj. had the strong inflection.

It is not quite easy to answer this question definitely, because conclusive material is difficult to find. I have gone through the charters printed in Sweet's OET. and also a number of those found in Birch, CS. I. Of the latter I have only considered original charters and such as seem to be fairly trustworthy transcripts of the originals. The result is as follows.

The type with a weak adj. as first element is very common. From Birch I note the following instances: no. 29 (c. 673) *Bradanford*, no. 50 (680) *holan horan fleot, langan erse*, no. 62 (682) *ab austro Blucanbroc*, no. 74 (690) *in Bradanfelda*, no. 102 (701) *on smalan dene*, no. 123 (704—9) *on blacan mere*, no. 153 (723—749) *Bradantleh*, no. 158 (737) *to broceanan beorge*, *bufan litlan graf*, no. 181 (757) *tumulium qui habet nomen Reada beorg*, no. 216 (774) *Readanoran*, *in hæþenan byrigels* etc., no. 225 (778) *in harandene*, *to bradan leage*, no. 346 (814) *on fulan riðe*, *oð lyttanlea*, no. 378 (824, orig.) *bradan lea*, *ofer hean leah*, no. 381 (824, orig.) *Lonegandunes*, *Lonegan duun*, no. 406 (833, orig.) *Lonegandun*, no. 416 (836, orig.) *Heanbyrg*. From OET. I note: p. 427 (778) *to bradan leage*, *bradan leage*, p. 433 f. (847) *on grenan pytt*, *from dyrelan stane*, *oð smalan cumb*, *an haran stan*, etc., p. 436 (843) *æt stęnan steaple*, *hearde med* (prob. n. sg.), p. 437 (845) *longan med*, p. 438 (858) *stanchtan denn*, ib. (862) *to (fram) langan leage*, p. 439 (863) *usque blacan riðe*.

Examples of other types are few and partly doubtful.<sup>1)</sup> *Heahhaam* OET. p. 429 (770) and *Heh ham* Birch no. 213 (774) is presumably a compound of the old type, to be compared with OE. *heahbeorg*. *Hat Bathu* (= Bath) Birch no. 43 (676) may be explained in the same way; yet cf. *æt Hatum Badum* Birch no. 1257 (970). The two remaining examples may prove that the intermediate type alluded to was in use in early OE. time: *an hwite celdan* OET. p. 438 (858) and *to bradeburnan* ib. p. 439 (863). But it should not be overlooked that *celde* is a fem. word and that *burne* f. is a common form by the side of *burna* m. It is not impossible that *hwiteceldan*, *bradeburnan* may be explained as oblique forms of *hwitecelde*, *bradeburne*, in which the first element remained uninflected.

<sup>1)</sup> Not conclusive is *on seire mere* Birch no. 183 (757); cf. *of seiran mere*, *on (of) Brocanbyrh*, *on haran stan*, *of haran stane* in the same charter. I have no doubt *seire* is a late form due to the transcriber.



It is also noteworthy that not a single example has been met with of such kinds as *\*an harne stan*, *\*and lang longes dunes* etc. Evidently the material is not conclusive. We are perhaps not justified in saying that *frecc-hlince* may not be the instrumental of OE. *\*frecc-hlinc*, but at any rate it would belong to a very rare type.

In my opinion we are not warranted in concluding from the material adduced by Förster that an OE. *frečč* existed. ME. *frech* must in my opinion be due to palatalisation of *-c* after *e*.

b) *-ek*.

There are few absolutely conclusive examples also in the case of the combination *-ec*. As a matter of fact both the theory that *-k* was not palatalized after *e* and the opposite one may be said to account in most cases fairly well for the forms actually found. For if *-k* was palatalized after *e*, there were always cognate forms in which *k* was placed before a vowel (e. g. OE. *bæč*, gen. *bæces*) where no palatalization is to be expected, and the dissyllabic forms would be liable to influence the monosyllabic ones. If on the other hand, *-k* remained after *e*, there are usually derivative forms or other special circumstances, which seem sufficient to account for apparent palatalization of *-k* after *e*.

The combination *-ek* occurs in numerous words, but some are of no value for our purpose. Thus the adjectives *blæc* and *slæc*, which always have *-k* in ME. time, may be disregarded. It should be noted, however, that in texts where OE. *e* appears as *e* in ME., the two words always have *a* (e. g. *blac* etc. Hom. I, Lay., Marh., *slac* Ay.), which proves that the ME. forms of these words are at least to a great extent due to generalization of OE. inflected forms with *a* (as *blace* pl.) and of course without palatalization, even if the uninflected forms *blæc*, *slæc* had palatal *č*. ME. *blacche* 'ink' may also be disregarded, for the side-form *blec* seems to point to an OE. form with *i*-mutation. The origin of ME. *lak* 'lack', *laken* 'to lack' is doubtful. The history of OE. *sæcc* offers special difficulties. Preterites such as *bræc*, *spræc* would be influenced by other forms of the verbs. The following examples are to be taken into consideration.

OE. *bac*. OE. *bac* practically always appears as ME. *bac* etc. except in Orrm's *o bacch*, found 10 656, 10 892, 11 389; cf. *bacc* ib. 4 776, 14 688, 14 808. The form *o bacch* is of great importance, for it seems necessary to assume that it represents the normal development of a Prim. E. form. It is hardly possible that the palatal can here be due to influence from cognate or derivative forms. The only form of the word *bac* that can have had an *i* after the *c* is the old instrumental, OE. \**beči*, *beče* from Prim. Germ. \**bakī* (cf. Sievers, Ags. Gr. § 237, note 2). A blending of OE. *bac* und \**beče* is in my opinion extremely improbable as the source of ME. *bacch*. But if *bacch* is the direct descendant of some Prim. E. form, it is very important to try to determine what that form can have been. ME. *o bacch* may go back either to the old locative or to the old accusative. Morsbach *loc. cit.* looks upon *bacch* as an old locative like OE. *tō dæg, on mergen*, and assumes that the lost ending was an *i*; he makes a reference to Sievers, Ags. Gr. § 237, note 2, 3. But the ending of the OE. locative cannot have been an *i*, for an *i* would have been preserved in the words *bac* and *dæg*, which have a short stem. The original locative ending was in *a*-stems *-ī*, which was preserved also after a long stem; cf. the OE. instrumental in *-i* which is an old locative.

The origin of the locative without case-ending found in WGerm. and Scand. languages has been the object of much controversy. Reference may be made e. g. to Brugmann, Grundr. II. ii. § 170, Anm. and literature there quoted, Kluge, Urgermanisch § 210, van Helten, PBB. 36, 439 ff., where a good deal of material is collected, Franck, Altfr. Gr. § 131, 2. The only case-endings, besides a *j*-suffix, which, so far as I know, does not occur as a locative ending, that could account for ME. *bacch* (if *k* was not palatalized after *æ*), are *-e* or *-ē*. The former is considered by Hirt, Arkiv f. nord. Fil. XVIII, 370, to be possibly the original ending of locatives such as OE. *hām*. But the loss of *-e* no doubt took place too early for it to influence a preceding *k*. The ending *-ē*, on the other hand, is held by Walde, Die germ. Auslautgesetze, p. 2 ff., to be that of the locatives in question, and his opinion is adopted by Noreen, Gesch. d. nord. Spr. (Paul, Grundr. <sup>3</sup> p. 163). Also Janko, IF. Anz. 15. 252, assumes an original ending *-ē*, though of a

different origin. Walde is of opinion that Prim. Germ. *-e* was lost in WGerm. and Scand. languages. If we may assume that *-ē* disappeared after a short syllable about the same time as *-i* after a long one, and that *-ē* palatalized a preceding *k*, both which suppositions seem perfectly reasonable, this theory as regards the origin of the locatives in question would give us a means of explaining Orm's *o bacch* without assuming that *k* was palatalized after *æ*. But Walde's and Janko's theories have not met with general acceptance, and it is very doubtful if the old ending was really *-ē*. It is also doubtful if *-ē* would have been retained long enough to exercise any influence on a preceding *k*. — One more attempt at explaining the locatives *hām* etc. may be quoted. Hirt *loc. cit.* suggests that they arose in an enclitic position, the chief stress having fallen on the preposition, and Janko *loc. cit.* explains OE. *tō dæg* in the same way, assuming the ending to have been Ar. *-eī*, which would have become Prim. Germ. *-ī*. Theoretically this does not seem impossible, and very likely the final vowel would have remained long enough to influence a preceding *k*. But the theory appears to me to be extremely improbable, and the accentuation in historic times<sup>1)</sup> speaks strongly against it. Altogether I doubt very much whether in Prim. E. time the locative differed in form from the accusative, whatever its original form may have been. It may be added that Franck *loc. cit.* considers the locatives *zi hus* etc. to be old accusatives.

After all, the preceding discussion has perhaps been unnecessary, for it is very doubtful if *bacch*, OE. (*on*) *bæc*, is a locative. In my opinion it is even more probable that it is an accusative. OE. *on bæc*, ME. *a bak* etc. are used chiefly in the sense 'back', i. e. they denote motion. Orm's *o bacch* is used in the phrases *droh himm o bacch*, *ga ... o bacch*. But the prep. *on* from of old usually governs the acc. to denote motion. Cf. Delbrück in Brugmann's Grund. III. I. p. 734 ff. Yet the instrumental also occurs; cf. *ib.* In OE. *on* usually governs the acc. to express motion, though the dat. is also found; cf. Wülffing, Syntax § 801. But if OE. *on bæc* (Orm's *o bacch*) contains the old acc., the conclusion must be

<sup>1)</sup> In Beowulf the combinations *æt* (*fram*, *tō*) *hām* frequently occur; *hām* always has strong stress. Note Old Frankish *zi* (*ze*) *hūs* Franck, *loc. cit.*) with the weak form of the prep. *zu*.

that the normal development of this would have been ME. *bach*, that the nom. *bæc* should also have given ME. *bach*, and that the regular *bac* (Mod. *back*) is an analogical form due to the influence of dissyllabic forms. The usual ME. form *abak* is influenced by the new-formation *bæc* and also by the form *on bæcling* 'back'. A possible further example of the palatalized form is *abéc* in OEH. I. 239. In the MS. *c* is still used to denote [tʃ]: cf. *écc* (OE. *ēce*) p. 239, *elc* 'each' p. 237.

OE. *gebæc* 'baking, batch'. *Batch* sb. is first evidenced in NED. in Prom. Parv. c. 1440. But the form *bachare* 'baker', which seems due to influence from the word, appears in the poem A Lutel Soth Sermon c. 1300. In NED. *batch* is derived from OE. *\*bæcce*, analogous to *wæcce* etc., and that may be the correct explanation. But no OE. *bæcce* is recorded, while OE. *gebæc* is well evidenced. It is clearly preferable, if possible, to derive *batch* from OE. *gebæc*, but the example of course proves nothing.

OE. *smæc* 'smatch'. ME. *smach*, *smech* is considered by Morsbach *loc. cit.* and by Dr. Craigie in NED. to be an alteration of OE. *smæc* (which became ME. *smak*) under the influence of *smatch* vb., OE. *smeccan*, *smæccan*. The only objection against this theory is the fact that ME. *smech* is found very early (*smeche* g. pl. a. 1200 Marh.), so that one is inclined rather to suppose it to go back directly to OE. *smæc*. Morsbach says that *wacche*, *smacche*, *macche* and others are proved by by-forms in *e* to depend on an original *i* after the *c*. But at least all the examples of *smech* known to me are found in such texts as have *e* for OE. *æ*, as AR., Marh. Again it is worthy of notice that the form in Ayenb. is *smak*. As in this text OE. *æ* appears as *e*, *smak* goes back to an OE. form with *a*.

OE. *þæc* 'roof, thatch'. In ME. are found *þak* c. 1330 Rob. Br. etc., held to be the normal descendant of OE. *þæc*, and *þacche* 1398 Trev, etc., which is supposed by Dr. Murray in NED. to be due to influence from *thatch* vb., OE. *þeccan*, ME. *þacchen*, *þecchen* 'to cover, esp. to cover or roof with straw' etc. This explanation seems convincing in view of the material. But there is a place-name which would seem to point to a different explanation, viz. Thatcham Berks. The OE. form of this is *þæcham* Birch CS. III. p. 432 (965—971),

which points conclusively to a compound of OE. *þæc* and *hām*, i. e. 'thatched homestead'. The usual ME. forms of the name, *Thacham* AD. I. 351 (18 Edw. II), AP. 336 (13 Edw. II), IN. (1341), *Thachame* Tax. Eccl. (1291), *Tacham* Testa de Nev. etc., are not conclusive proofs of a pron. [tʃ], as *ch* may mean *k* (cf. *supra*) and *k-h*. We may compare early spellings such as *Wicham*, *Wyham* for Wickham Suff. and *Wicham* DB. etc. for Wickham Oxf. (cf. Skeat and Alexander). But it is a remarkable fact that, so far as I have been able to find out, a spelling *Thakham* never occurs in the case of Thatcham, whereas the name Thakeham (Suss.) is often so spelt; cf. e. g. *Thakham* IN. (1341), OR. II. 244 (31 Edw. II), 274 (36 Edw. III), FA. 1428. But conclusive evidence as regards the pron. with [tʃ] is offered by the spelling *Thatcham* FA. 1316, and by the regular spelling *Taccham* in DB., found at least 14 times. In DB. [*k*] before *e* is as a rule written *ch*, whereas *c* before *e* as a rule denotes a pron. [ts], a substitution for E. [tʃ]; cf. e. g. *Wiccham* for the present Witcham Cambr., *Wiceford* for Witchford ib. and see Stolze *op. cit.* p. 43 ff., Zachrisson, An. Infl. p. 18 ff. The regular DB. spelling *Taccham* proves that the name Thatcham was in the 11th cent. pronounced with [tʃ]. This early [tʃ] cannot well be due either to spelling-pronunciation or to influence from an analogical form *thatch* or from the verb *thacchen*. It proves that the OE. *þæcham* was pronounced with palatal *č*, and this *č* shows that *þæc* had also palatal *č*. But OE. *þæč* must be due to regular development of Prim. E. *þæc*.

As regards Thakeham Suss., which I take to come likewise from OE. *þæchām*, it may very well represent the normal development of the OE. form. Before *-ham* (with *h* preserved) the *č* ought really not to have become dentalized (ME. tʃ). OE. *þæcham* (> *Thatcham*) is perhaps due to influence from *þæč*, unless the *h* was silent. The different development of Thakeham and Thatcham is possibly due to different time of formation, but may of course be due to mere chance. It should be added that the DB. form of Thakeham is likewise *Taccham*. The isolated form may be simply a misspelling: there are isolated cases of *e* before *e* for *k* (see Stolze and Zachrisson). But it is also possible that the pronunciation of the name may have varied between [k] and [tʃ].

OE. *wlæc* 'lukewarm' often appears in ME. as *wlach* (e. g. Gen. and Ex.), *wlech* (e. g. A. R.), sometimes as *wlak* (one ex. in Stratmann-Bradley). In this case Morsbach explains the *ch* as due to the influence of OE. *wlæcce* sb. and *wleccan* vb. 'to make tepid', while Stodte suggests that *wlech* Jul. is due to transition into *i*-stem inflexion or to the influence of the verb. Morsbach's suggestion is of course possible, but the adj. must surely have been more common than the verb and the noun *wlæcce*. If *wlæc* had been inflected as an *i*-stem we expect OE. \**wlecc*, early ME. \**wleche*. The most natural explanation of ME. *wlach*, *wlech* is no doubt derivation from OE. *wleč*.

Of the examples dealt with most are not conclusive, but Orm's *o bacch* and the place-name Thatcham can hardly be plausibly accounted for, unless it is admitted that Prim. E. *-c* was palatalized after *w*. This theory also enables us to give a better and more convincing explanation of some other ME. *ch*-forms, as *bacche*, *wlach* (*wlech*). I have no hesitation in concluding that Prim. E. *-c* became *-č* not only after *i*, but also after *e* and *w*. The examples of ME. *-k* are easily accounted for as due to generalization of OE. dissyllabic forms.

Of course we must assume that palatalization took place also in a final position after *ē* and *ā*. I know of no certain examples of the combination *-āk*. Preterites such as *sprāc* hardly existed in Prim. E.; anyhow they would have been liable to be influenced by other forms of the paradigm. OE. *lēc* pt. (from *lācan*) is not with certainty evidenced in ME. The form *læc* in Lay. is of doubtful history. Cf. NED. *lake* vb.<sup>1</sup> and *louk* vb.<sup>2</sup>, and Stratmann-Bradley, s. v. *lāken*.

Lund.

Eilert Ekwall.

[S. 6. 21.]

## I N H A L T.

	Seite
I. Leonard, Beowulf and the Nibelungen Couplet (Klaeber) . . . . .	145
Phillipotts, The Elder Edda and ancient Scandinavian Drama (Schröder) . . . . .	148
Ib. Ekwall, Notes on the palatalization of <i>k</i> ( <i>c</i> ) in English . . . . .	155

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

SEP 19 1921  
UNIVERSITY OF TORONTO

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

128  
1921  
UNIVERSITY OF TORONTO

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

XXXII. Bd.

August 1921.

Nr. VIII.

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

### Zur zeitgenössischen englischen Literatur.<sup>1)</sup>

Die zeitgenössische englische Literatur ist ein Glied im großen lebendigen Gebilde des Weltchrifttums. Sie spendet Nahrung dem Ganzen und entnimmt ihrerseits dem Ganzen und seinen Gliedern wandelwirkende Kräfte. Sie wächst aber auch — mehr als jede andere Literatur — ihrer innern, in der Überlieferung wurzelnden Bestimmung gemäß. Deshalb fällt es ihrem Kritiker so schwer, von Richtungen wie Realismus, Impressionismus, Expressionismus zu sprechen. Deshalb wäre es auch verkehrt zu glauben, mit dem Ende des Krieges sei der Winter der Literatur entschwunden, um dem Frühling eines neuen Weltzeitalters Raum zu machen. Lyrik und Roman

---

<sup>1)</sup> An neuesten Gesamtdarstellungen nenne ich: Harold Williams, *Modern English Writers, Being a Study of Imaginative Literature 1890—1914*, Sidgwick and Jackson 1918, XXIX u. 504 S., 12/6. (Gekürzte Ausgabe: *Outlines of Modern English Literature*, 1920, 6/-). Eine umfassende Studie, kritisch, im Lob zurückhaltend. — J. W. Cunliffe, *English Literature during the Last Half Century*, The Macmillan Company, New York 1920, VIII u. 315 S. (15 Kapp.: Introductory, G. Meredith, T. Hardy, S. Butler, R. L. S., Gissing, Shaw, Wells, Galsworthy, Bennett, Irish Movement, The New Novelists. — Ein zuverlässiger Führer.)

Die Geschichte der letzten 20 Jahre behandelt: J. R. Raynes, *The Pageant of England 1900—1920, A Journalist's Log of Twenty Remarkable Years*, The Swarthmore Press, 1920, XII u. 275 S., 12/6. (Lebendig geschrieben, aber journalistisch, 23 Kapp. in 3 Teilen: *The Opening of the Century, A Nation in Full Bloom, The Ordeals of War.*)

klingen weiter wie vor dem Kriege.<sup>1)</sup> Nur gelegentlich entwindet sich ein Seufzer dem Dichter, der da hofft, daß Licht und Liebe dem Schmerz und Blut der vergangenen Jahre entsteigen möge. Die Literatur kennt keinen jähen Bruch mit der Vergangenheit.

Auf dem gelben Boden der Neunziger Jahre — dieser so jäh in die Augen springenden Abkehr von den Idealen des alten Liberalismus der mittelviktorianischen Zeit — wucherten die kranken Blüten der Dekadenz und die Lehre von der Kunst um der Kunst willen. Der Boden selber aber war gesund und reich. Auf ihm gedieh der starke Wirklichkeits-sinn eines Kipling, der arbeitsfreudige Sozialismus eines William Morris, die moralische Paradoxie eines Bernard Shaw und das Natur-Ich eines Edward Carpenter. Der männliche Ruf „Kunst um des Lebens willen“ — eines bei Kipling imperialistisch beschränkten, bei Shaw zukunfts-gesellschaftlich unendlichen Lebens — übertönte das Zwitterfalsetto des *L'art pour l'art* und schallt als neues Lösungswort in unser Jahrhundert hinein. Kraft in Natur und Volk ist die Quelle des neuen Schrifttums, Wirklichkeitssinn die Seele, die es belebt. Dies zeigt sich am auffallendsten in der Lyrik, deren Wesen wir jetzt ergründen wollen.

### A. Die Lyrik.<sup>2)</sup>

In England ist eine neue Dichtung erstanden, so neu, so frisch und so jung, daß sie zum Gegensatz viktorianischer

<sup>1)</sup> „Man darf wohl behaupten, daß alle diese Konflikte und Neuer-scheinungen an der engl. Kunst fast spurlos vorüber gegangen sind. Wenn wir die Ausnahmehenschen betrachten, die in unserer heutigen Kunst und Literatur die wichtigsten Stellungen einnehmen, werden wir finden, daß kaum einer von ihnen in seinem Werk die angedeuteten allgemeinen Tendenzen zeigt.“ So sagt Douglas Goldring, S. 59 in Friedrich Markus Huebner, *Europas Neue Kunst und Dichtung*, Ernst Rowohlt, Berlin 1920 (95 S.). Nach ihm ist die einzige Ausnahme — neben Shaw — D. H. Lawrence. Das scheint mir doch daneben gegriffen, ebenso wie die Bemerkung, Masefield stecke in der Überlieferung. Vieles reizt hier zum Widerspruch.

<sup>2)</sup> a) Gesamtdarstellungen. Vgl. oben Harold Williams und Cunliffe. — William Lyon Phelps, *The Advance of English Poetry*, New York, Dodd, Mead and Company, 1919, 343 S. S. 1. 75. (Vorzüglich, behandelt auch die amerikanische Lyrik) — Mary C. Sturgeon, *Studies in Contemporary Poets*, London, Harrap and Co., 1916, erweiterte Auflage 1920, 440 S. (hat eine übertriebene Neigung zur Begeisterung, enthält feine



Poesie geworden ist, die neben ihr altmodisch erscheint. Aber auch die Nachviktorianer, die neuen Zielen zustrebten, die über Tennyson, Browning, die Praeraphaeliten und über Swinburne hinaus wollten, nehmen sich neben den Vertretern dieser neuen Richtung wie überholt aus. Der Hammerschlag Kiplings tönt kräftig weiter, aber sein Klang widerhallt lauter und voller in den Neunziger Jahren als im zwanzigsten Jahrhundert. Robert Bridges, William Watson, Sir Henry Newbolt, Alfred Noyes erscheinen schon wie Altklassiker, Francis Thompson und John Davidson wie die Barden eines entschwundenen Prophetentums, selbst Arthur Symons und Richard Le Gallienne erreichen uns wie aus klangdämpfender Ferne. Ernest Dowson und W. E. Henley hätten allerdings die Kraft zum Mitmachen von Heute. Aber sie sind tot. Neue Sänger sind gekommen: Laurence Binyon, John Masefield, John Drinkwater, Lascelles Abercrombie, Wilfried Wilson Gibson, W. H. Davies, Ralph Hodgson, Rupert Brooke, James Elroy Flecker, Walter de la Mare, D. H. Lawrence, W. B. Yeats und die Iren.

Was sind diese Dichter? Sie sind Neutöner und Neuseher. Als Schallplastiker sind ihnen Rhythmus, Klang und Stimmung

---

Beobachtungen, behandelt auch die Dichterinnen). — Marguerite Wilkinson, *New Voices*, New York, The Macmillan Company, 1920, 409 S. 2 \$.

(Das Ganze ist nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, also Rhythmus, Plastik, Stil, Motive usw., zu gleicher Zeit eine vorzügliche Chrestomathie; zwei Drittel der Beispiele sind der amerikanischen Lyrik entnommen.)

b) Chrestomathien: *Georgian Poetry*, 1911—2 u. 1913—5 (s. meine *Erforschung des Modernen Englands*, S. 56). Fortsetzung dazu: *Georgian Poetry* 1916—7, 1918—9, ed. by E. M. The Poetry Bookshop 1910, 6/-. *Poems of To-day* with biographical notes, Sidgwick and Jackson, 1915, oft neugedruckt, zuletzt 1921, 174 S., 3/6, berücksichtigt 47 Lyriker, den einzelnen in folgedessen nur schwach. *An Anthology of Modern Verse, Chosen by A. M.*, with an introduction by Robert Lynd, Methuen 1921, XLV u. 240 S., 6/-. (90 Dichter, die noch leben oder innerhalb der letzten 15 Jahre starben). *Selections from Modern Poets*, made by J. C. Squire, Secker 1921, VIII u. 479 S., 6/- (45 Dichter, die alle 1919 noch nicht 50 Jahre alt waren). Diese beiden Büchlein sind vorzüglich. — Die 4 Bände *Oxford Poetry* von 1910—1917, London, Blackwell, der Band zu 4/.

c) Periodica: *The Chapbook of Poetry*, The Poetry Bookshop, 1/6 (bringt jeden Monat neue Gedichte). — *The Poetry Review*, Macdonald (erscheint monatlich). — *Voices*, ed. by Thomas Moul, a monthly Anthology of modern Prose and Verse, Chapman and Hall, 1/-.

eins geworden. Der salto mortale von der Vision zur Musik ist verschwunden und Farben klingen und Töne malen — nicht synaesthetisch, sondern — klangphantastisch sinnlich, alle Möglichkeiten der Worttiefen erschöpfend, alle Wortinstrumentik durchspielend, laut und leise, stürzend und gleitend, unmittelbar unsere Sinne erreichend. Der Glaube an neue Wirkungen durch wirbelndes Schalltrommeln und vibrierendes und sanftes Saitendrücker und Streichen ist da. Er geht so weit, dafs man versucht, die alten erprobten Instrumente metrischer Überlieferung beiseite zu werfen und neuen rasch improvisierten Tongeräten Melodien zu entlocken, in denen die regelmäfsige Rhythmik und der Reim sinnlichen Sonderwirkungen geopfert worden sind. Der vers libre beginnt sich breit zu machen.<sup>1)</sup>

Aber diese Schallplastiker wollen doch auch Objekte ausdrücken? Gewifs! Nur müssen sie konkret, müssen sichtbar, müssen bildhaft sein. Hier liegt die zweite grofse Forderung, die der lauten Vision. Nicht vergeblich nennen sich gewisse Amerikaner Imaginisten — *Imagists* —, weil sie glauben, alle Dichtung sei eine Aneinanderreihung von Bildern im Klang. Sie zwingen dem Rhythmus das leuchtende Gemälde ab und durcheilen rastlos die endlose Klaviatur der Farben. Aber der Wille zur Bildprägung hat doch wieder sein Gutes. Er ermöglicht es dem Dichter eine höhere Idealität zu vergegenständlichen; denn er darf der konkreten Pracht jene Deutung zusegnen, die aus Ideen luftig und hoch die zweite, die mystische Überwelt baut. Bei Brooke, Masefield, Davies, Hodgson fühlen wir oft — bei De la Mare sehen wir immer — dieses überkonkrete Leuchten. Das ist die feinere Wesenheit, die sich gelegentlich neben die moderne laute Vision stellt.

Schallplastik und laute Vision erkennen wir schulbeispielartig am Besten, wenn wir uns den Amerikanern zuwenden, die so gerne in ungestümeer Eile über eingeschlagene englische Richtungen hinausrasen. Wir finden beide beiein-

<sup>1)</sup> s. F. S. Flint, *Otherworld: Cadences*, Poetry Bookshop 1920 und vgl. dazu den Aufsatz von W. van Doorn, *Vers libre in Theory and Practice*, English Studies III (1921) 1—7. — Ferner F. M. Hueffer, *Thus To Revisit*, Chapman and Hall 1921 (das Kapitel *The Battle of the Poets*, wo H. sich als den *doyen* der englischen vers libre Dichter hinstellt). — Vgl. auch *Daily Bread* von W. W. Gibson (s. unten).

ander bei Vachel Lindsay, der bis an die alleräußersten Grenzen des Erlaubten geht. Seine Worte leben, brüllen, grinsen, tanzen und schlagen Purzelbäume. In *The Santa Fé Trail* kracht und spritzt und saust die amerikanische Unrast der Autos an uns vorbei. Das ist Schallplastik:

Hark to the pace-horn, chase-horn, race-horn!  
 And the holy veil of the dawn has gone,  
 Swiftly the brazen car comes on.  
 It burns in the East as the sunrise burns.  
 I see great flashes where the far trail turns.  
 Its eyes are lamps like the eyes of dragons.  
 It drinks gasoline from big red flagons.  
 Butting through the delicate mists of the morning,  
 It comes like lightning, goes past roaring.  
 . . . . .  
 Ho for the tear-horn, scare-horn, dare-horn,  
 Ho for the gay-horn, bark-horn, bay-horn.  
 . . . . .  
 The hand-cars whiz, and rattle on the rails;  
 The sunlight flashes on the tin dinner-pails.  
 And then, in an instant,  
 Ye modern men,  
 Behold the procession once again!  
 Listen to the iron horns, ripping, racking!  
 Listen to the wise-horn, desperate-to-advise horn,  
 Listen to the fast horn, kill-horn, blast-horn . . .

Und zur Schallplastik gesellt sich die laute Vision in seinem *Congo*. Der Dichter sieht taumelnde, betrunkene Neger, die lärmdurstig mit den Füßen den Tisch und mit dem Besenstil ein leeres Fafs betrommeln. Da plötzlich bricht ihm die Vision aus; das schmutzige dunkle Loch zerstrahlt zum sonnen-durchflamnten Walde, zur goldenen Negerheimat mit Elfenbeintoren an Ebenholzpalästen, umschwärmt von einer tanzen-den schmetterlingartigen Menge. Wie hohl und laut dröhnt die dunkle Negerorgie mit ihrem *Boom, Boom, Boom!* Wie kracht nachher die Vision!

Hard as they were able,  
 Boom, boom, Boom,  
 With a silk umbrella and the handle of a broom,  
 Boomlay, boomlay, boomlay, Boom.  
 THEN I had religion, THEN I had a vision,  
 I could not turn from their revel in derision.  
 THEN I SAW THE CONGO, CREEPING THROUGH THE BLACK,  
 CUTTING THROUGH THE FOREST WITH A GOLDEN TRACK.

Neutöner und Neuseher! Nicht so sehr Erfinder als Entdecker<sup>1)</sup> will der zeitgenössische Dichter sein. Da werden ihm alte Motive neu.

Er entdeckt das Volk, die schaffende Menschheit und gestaltet sie neu. Er lebt mitten im Volke, hat oft wie W. H. Davies mit ihm gelitten, wie Masefield mit ihm gewerkt, wie Lindsay, der, den Kontinent durchstreifend, seine Gedichte gegen Brot und Nachtquartier in den Hütten der Armen verkaufte, bei ihm gewohnt. Hier, in den Tiefen, entdeckt er ein neues Heldentum, eine neue Kraft, eine neue Schönheit, ein neues Pathos, eine neue Tragik. Und von der schaffenden Menschheit schlägt sich ihm die Brücke zu dem Riesenbau hinüber, in dessen bewegungsdurchschwirren Räumen die Arbeit sichtbar wird, zur Industrie und den neuartigen Wesen und Dingen, die sie erzeugt. Hier, wo Sternenglanz und Blumenpracht versinken, zwingt künstlerisches Neuschauen — wie Verhaerens und Henleys Blick es schon erkannt — dem Gang der Kräfte im häßlichen Realen den Rhythmus auf und macht sie schön.

Er entdeckt die Seele. Tausend Türen bricht er auf und dringt in tausend Geheimkammern ein. Alle psychischen Momente des Einzelwesens, alle Seelentypen der Menschheit erprobt, erschaut und formt er. Brownings Kunst ist ihm zur Selbstverständlichkeit geworden.

Er entdeckt die Natur. Ein Hinaus-, Hinein- und Umfühlen vollzieht sich, bis das Verhältnis von Natur und Mensch so innig gegenseitig geworden ist, daß ein Dichter wie W. H. Davies naïv kindlich sagen kann: „alle Dinge lieben mich“ und daß die Dichterworte den Duft der Erde wiederhauchen. Merediths Erdenlesen ist zum unbewußten Können, seine Erdenfreude zum blinden Trieb geworden.

Spättern Beurteilern mag vielleicht eine Motivengruppe der zeitgenössischen Dichtung episodenhaft erscheinen, die heute noch lauten Gegenwartsklang besitzt, die Kriegspoese.<sup>2)</sup> Eine mächtige Gefühlswelle rifs 1914 die angel-

<sup>1)</sup> Über diese beiden ästhetischen Begriffe vgl. Charlotte Bühler, *Erfindung und Entdeckung* (Dessoirs Zeitschrift für Aesthetik, XV, 1920).

<sup>2)</sup> Einen Versuch, die englische Kriegsliryk zu sichten und zu werten, ist soeben unternommen worden von Floris Delattre, *La Poésie Anglaise*

sächsischen Gemüter in sich hinein. Die Amerikaner bliesen zunächst, ferne vom häßlichen Blutvergießen, Friedensschalmeien. In England ertönten aus dem Munde der älteren Dichter — Kipling, Hardy, Newbolt — Rufe zur Schlacht, laute Mahnungen zur Tapferkeit und Männlichkeit. Dann kamen Wunderklänge, Masefields staunende Frage an die friedliche Pracht der Natur und Brookes heilige Weihung des Jugendopfers. Aber die rauhen Wirklichkeiten des Krieges verlangten Ausdruck und erhielten in Gibson einen kräftigen Sprecher, der den neuesten Sensationen der Soldaten auf dem Schlachtfelde eine Stimme lieh: dem Wunder des Sterbens, dem Horror des Tötens, dem Mitleid, den tausend neuen Situationen, die die neue Zeit in jeder Minute gebar. Doch war das bloßes Dichterecho. Miterlebende kamen und sprachen. Siegfried Sassoon würzte seinen Realismus mit bitterscharfer Ironie und wünschte seiner zartbesaiteten Seele die wahn-sinnige Wut, die ihm das Henkerhandwerk erträglich machen sollte.<sup>1)</sup>

### 1. John Masefield.

John Masefield<sup>2)</sup> wurde 1874 in Ledbury im Westen Englands geboren. Der Drang nach Abenteuer trieb den Knaben, der bis jetzt einen guten Unterricht genossen hatte, plötzlich aus dem Elternhause. Er rannte fort und liefs sich als Schiffsjunge auf einem Segler andingen. Jahre lang verblieb er im Matrosendienst, sah und fühlte die Wildheiten und Häßlichkeiten des Lebens. Täglich stürmten rohe obszöne Worte auf ihn ein; aber sie prallten ab an dem harten Panzer seiner starken Seele. Wie hat er später diese Seelen- und Lebensmomente plastisch gestaltet in dem „Dauber“,

*d'aujourd'hui*, Paris, Henri Didier, 1921, 19 S. [Auszug aus *Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes, Janvier et Février*].

<sup>1)</sup> Von den oben genannten Dichtern wählen wir aus: Masefield, Walter de la Mare, Brooke, Gibson, Flecker.

<sup>2)</sup> Seine Gedichte: *Salt Water Ballads*, Grant Richards 1902, Neudruck: Elkin Mathews 1913 u. 1916, 126 S., 4/6. — *Ballads*, Elkin Mathews 1903 (vergriffen). — *Ballads and Poems*, Elkin Mathews 1910, Neudruck 1916, 2/6. — *The Everlasting Mercy*, Sidgwick and Jackson 1911, 90 S. 3/6. — *The Widow in the Bye-Sheet*, Sidgwick & J. 1912, 98 S. 3/6. — *Dauber*, Heinemann 1913, 104 S. 3/6. — *Daffodil Fields*, Heinemann 1913, 118 S. 3/6. — *Philip the King and other Poems*, Heinemann 1914, 128 S. 3/6. — *Sonnets and Poems*, Author, 1916, 52 S. 3/6. — *Lollingdon Downs and other Poems*, 1917, 92 S. 3/6. — *Reynard the Fox or the Ghost Heath Run*, Heinemann 1919, 124 S. 5/-. — *Enslaved and other Poems with Sonnets*, Heinemann 1920, 125 S. 6/-. — *Right Royal*, Heinemann 1920, 120 S. 6/-.

der so deutlich seine eigenen Züge trägt! Dann wiederum durchwanderte er ferne Länder, um nach langen Irrfahrten als Angestellter des Columbia Hotels in New York und als Arbeiter in der Teppichfabrik in Bronx neue Menschheitswogen an sich heranspülen zu lassen. Da las er Chaucer, eine neue Kraft, die ihn aus dem Fabrikgefängnis befreite und zum Dichter machte.

Masefield dichtet, weil er dichten muß. Schönheits- und Kraftfreude ist das gestaltende Prinzip seiner Kunst. Seine Melodien sind laute sinnliche Rückantworten auf die ihn umrauschenden Weltheerrlichkeiten in Meer, Himmel, Berg, Feld und Blumenlachen, im Anprall von Menschen- und Naturkraft, im Kampf mit Gefahren, mit Wind und Wetter und den Schrecken der See, im Triumph der Hände, wie er in herrlichen Schiffen sichtbar wird. Er hat beides — Natur und Mensch — sinnlich-seelisch gleich stark in sich aufgenommen und mit seinem romantisch-realistischen Widerspruch durchtränkt. So jubelt er in *Tewkesbury Road*:

O, to feel the beat of the rain, and the homely smell of the earth,  
Is a tune for the blood to jig to, a joy past power of words.

So singt er in der einleitenden *Consecration* zu seiner *Salt-Water Ballads*:

The sailor, the stoker of steamers, the man with the clout,  
The chantymen bent at the balliards putting a tune to be shout,  
.....  
Of these shall my songs be fashioned, my tales be told. Amen.

Hier singt Merediths Erdenfreude, sein Lebenszauber und seine allgemeine Menschlichkeit in schlichten Tönen, in den schlagartigen Rhythmen eines Kipling, dessen Energiebegeisterung mitschwingt, in Wordsworths ungehobeltem Bauernidiom. Am spontansten braust das Lebensfeuer vorwärts in den frühen lyrischen Versuchen, zumal in den Balladen.

Dann kommen die reflexionsdurchwobenen epischen Dichtungen, die Masefields höchstes Können markieren. Dramatische Verve beschleunigt den epischen Fluß. Stimmen erklingen und enthüllen Menschen, die plötzlich dastehen und den Faden der Erzählung in ihre Hand nehmen, um ihn nach Belieben weiterzuspinnen.

*The Everlasting Mercy* (1911) nimmt sich, wenn wir den Blick einseitig auf das Motiv richten, wie ein Schulbeispiel religiös ekstatischer Bekehrung in William James' klassischem Werke aus. Ein Trunkenbold und Wilderer Saul Kane wird

durch eine große bleiche Quäkerin zur Selbsterkenntnis seiner Versündigung und schließlich zur entzückenden Gottseligkeit geführt, die in mystisch ekstatischen Rhapsodien, deren naive Wärme an Chaucer und an die *Ureison of ure Lefdi* erinnert, sich ausbetet. Aber das weißblendende Feuer der Mystik brennt hier nicht im überirdischen Glanz verloren. Es hebt sich ab auf dem purpurnen Hintergrund einer fast heidnischen Fleisch- und Natursinnlichkeit. Alkoholische Orgien von homerischer Größe toben. Der verlorene Sohn aber öffnet in in nächtlichem Wahnsinn das Fenster. Da sendet ihm das Schweigen der Nacht sinnliche Botschaften aus bessern Welten zu. Die stille Naturschönheit wird zum Gewissensrufer:

I opened window wide and leaned  
 Out of that pigstye of the fiend  
 And felt a cool wind go like grace  
 About the sleeping market place.  
 The clock struck three, and sweetly, slowly,  
 The bells chimed Holy, Holy, Holy.

Ein zweiter Wahnsinnsanfall kommt nachher und peitscht Kane rasend durch die Gassen. Aber hier gestaltet die Dichtphantasie schöpferisch neu und spielt sinnliche Symphonien der Bewegungsekstase:

The men who don't know to the root  
 The joy of being swift of foot,  
 Have never known divine and fresh  
 The glory of the gift of flesh.  
 . . . . .

Das ist das Lied von der ewigen Gnade, der Gesang vom hehren Abenteuer der Seele in der Welt der Sinne. *The Widow in the Bye-Street* (1912) singt wiederum von der Wanderung einer Seelenkraft. Es ist die Mutterliebe, die den Weg sich bahnt durch das Gewühl von Eifersucht, Haß, Rache und Mord und die schließlich verlassen dasteht in einer Einsamkeit, die nur alte Erinnerungen durchschweben. Die Dichtung hebt mit einer unvermittelten Kleinporträtierung an, die sicherlich Chaucer abgesehen worden ist, trägt doch die Witwe des Gäfchens ganz deutlich die Züge der armen Frau in der Erzählung der Nonne.<sup>1)</sup>

In *Dauber* (1913) treffen sich das Ideale und das Reale

<sup>1)</sup> Phelps, a. a. O. 82—3.

zum blutigen Kampf. Wer siegt? Ein Seemann, der aus innerem Drang im Geheimen malt — *the dauber*, der Schmierer —, will die Schönheit der stofflichen Welt erhaschen und im Werk verewigen. Aber die Härte und Rauheit der Wirklichkeit, die Mühsale seines schweren Berufs und die Grausamkeit seiner Kameraden erdrücken sein edles Wollen. Die Schrecken der See verdüstern den Himmel und, geschlagen und mürbe, kauert der Geist nieder vor dem Hohn stofflicher Überkraft. Aber der Künstlerglaube überflammt schließlich das wütende Chaos mit dem seherischen Willen, die auf ihn einstürmende Feindschaft zu gestalten. Der Geist hat über den Stoff gesiegt. Gesiegt, wenn auch das Mißgeschick den Körper tötet und die Werke zerstört, wenn der Dauber, gebrochen von einem schweren Falle in das ewige Schweigen zurückgleitet. Denn des Künstlers kühne Kampfansage an die Wirklichkeit bleibt, und das Ideal, das ihm die Kraft zum Trotzen gab, leuchtet in seinem Geiste weiter: *It will go on*. Was dem Dauber versagt blieb, hat Masefield vollendet in unvergeßlichen dichterischen Bildern, die von Sturmespracht, Morgenröte, Mitternacht und Schiffes Schönheit erzählen in einem Epos, das in Chaucers „Königlichen Reimen“ erklingt.

In *The Daffodil Fields* (1913) verwendet Masefield die Wordsworthschen Rhythmen von *Resolution and Independence*. Auch sonst macht sich der Einfluß des alten Meisters bemerkbar in der bäuerlich kräftigen, unvermittelt rufenden — nicht im Metaphernlabyrinth verhallenden — Sprache. Das Thema gleicht Tennysons *Enoch Arden*, wenn wir des Helden viktorianische Selbstbeherrschung wegdenken. In der Behandlung des Stoffes aber erinnert nichts an Tennysons vorsichtig normierte Fischerodyssee. In Masefield sprechen die nackten Tatsachen und werden zur Poesie. Sieben Bilder menschlicher Leidenschaft spielen vorbei. Am Ende winkt jeweilen der Glanz der goldnen Narzissen, die in zitternden Farbenchören das Menschenleid interpretieren.

Wer mit dem orthodoxen Stephen Phillips, der 1912 gegen die Zuerkennung des Edmond de Polignac-Preises an Masefield Verwahrung einlegte, dessen Neigung zum grobschlächtigen Ausdruck als unaesthetisch beanstandet, mag gerade in dieser Dichtung am meisten Anlaß zur Kritik finden. Um so überraschender aber muß ihm das im folgenden Jahre erklingende



Kriegslied anmuten — *August 1911* —, das wie Drinkwaters *Of Greatham* in Thomas Grays sanften Kadenzten dahingleitet:

How still this quiet cornfield is to-night;  
 By an intenser glow the evening falls,  
 Bringing, not darkness, but a deeper light;  
 Among the stooks a partridge covey calls.

So beautiful it is I never saw  
 So great a beauty on these English fields  
 Touched, by the twilight's coming, into awe,  
 Ripe to the soul and rich with summer's yields.

Unterdessen ist Masfield nicht untätig geblieben. Er hat Sonette gedichtet und vor zwei Jahren in *Reynard the Fox* (1919) die Fuchsjagd in seinem Kraftstil gestaltet. Seitdem sind zwei weitere Verserzählungen erschienen. *In Enslaved and other Poems* (1920) reißt er uns im Titelstück in stürmischer Fahrt durch die Schrecken eines Lebens — Raub der Geliebten, Galeerensklavendienst unter maurischen Piraten und erzwungener glücklicher Ausgang. Zwölf Shakespearesche Sonette — *Animula* — und eine gothisch-metaphysische Ballade *The Hounds of Hell* schliessen den Band. *Right Royal* (1920) erzählt spannend und aufregend, wie Charles Cothill nicht nur auf das Pferd seines Traumes, sein eigenes Pferd, setzt, sondern es allen Wahrscheinlichkeitsrechnungen zum Hohn selber reitet und mit ihm das Wettrennen und die ewige Treue seiner Dame gewinnt. Die starken Momente des Wettenden und Reitenden, vom Traum bis zur Verwirklichung, die dem Engländer so durchaus heimisch sind, werden vom Dichter neu erschaut und als kräftig schönes dramatisches Kleinepos hingeworfen.

Masfields starke Seiten offenbaren sich hier aufs neue. Mit ihnen kommen aber auch die Schwächen zum Vorschein: der Mangel einer überzeugenden Psychologie und der Durst nach Schönheit als Steigerungsmittel des Schrecklichen, der in seiner Mafslosigkeit so oft das Attribut seines Objektes verliert.

## 2. Walter de la Mare.

Walter De la Mare,<sup>1)</sup> am 25. April 1873 zu Charlton in Kent geboren und später in der Chorschule der St. Pauls

<sup>1)</sup> Seine Gedichte: *Songs of Childhood*, Longmans 1902 (vergriffen), neu: 1916, 3/6; *Poems*, Murray 1906 (seitdem oft neugedruckt, 1912, 102 S.,

Kathedrale erzogen, ist der Realromantiker unter den Modernen. Er greift aus dem Lärm der Wirklichkeit isolierte, dem Zusammenhang entschlüpfte Töne — fremdartige Rufe und Wiederhülle — heraus, macht sie zum Standort der Seele und umbaut sie mit den ihnen harmonisch angepaßten phantomzarten Umwelten.

“Who called?” I said, and the words  
 Through the whispering glades  
 Hither, thither, baffled the birds,  
 “Who called? Who called?”  
 Eyes in the grass, in the shades,  
 In the motionless brake,  
 Voices that said, what I said  
 For mockery's sake . . .

So erblüht ein lieblicher Garten. Das Sonnenlicht fällt weich und sanft durchs Gebüsch, mild, still und labend ist die Luft. Hier lebt das Wunder, aber nicht der Schrecken, das Lächeln, nicht das Lachen, die Zärtlichkeit, nicht die Leidenschaft. Sommerfädenartig, tagestraumleicht, blumenzart, luftig, duftig, lauschig und melodienweich ist De la Mares Märchenland, ein Stück Coleridgescher Romantik, aus den Stoffen Kubla Khans und der Christabel gewoben. Nicht vergeblich heißt das Buch, das ihn berühmt gemacht hat, „Die Lauscher“ — *The Listeners* —, wo Schritte und Stimmen weich fallen, wo Menschen Geister und Töne Wiederhülle sind und das Leben in stillem Gemurmel zergleitet. Das ist De la Mares Lieblingsatmosphäre, die er nach einer langen Periode dichterischer Versuche auf allen möglichen Gebieten, bewußt zu weben weiß, in allen Tagesmomenten, im hellen Sonnenlicht ebenso gut wie im Grau der Dämmerung und im Silberglühen der Mondnacht — das uns in der Whistlersymphonie *Silver* aus Früchten, Feldmausaugen, Fischkiemen und Strom entgegenfunkelt —, bei blauem Mittagshimmel und beim purpurnem Abendrot. Lange

---

2/6); *The Listeners*, Constable 1912 (1914 neugedruckt als *The Listeners and other Poems*, 102 S., 2/6); *A Child's Day*, Constable 1912; *Peacock Pie*, Constable 1913, 122 S., 3/6 u. 5/- (Neudruck mit Illustrationen von W. Heath, Constable 1920, 639 S., 12/-); *Motley*, Constable 1918; *Poems 1901—1918*, 2 vols. zu je 250 S., Constable 1920, 27/6 (eine Gesamtausgabe). Auswahl: *A Selection from the Writings of W. de la M.*, chosen by the Author, The King's Treasuries of Literature Series, Dent and Co. 1921, 160 p., 1/9.

Berechnung und feinste Technik erzielen hier den Eindruck des leisen, raschen ungezwungenen Spinnens.

Die Ahnung des Übersinnlichen spricht beständig — man vgl. *The Witch* —, nicht grotesk laut und übertrieben wundersam, sondern in der Flüstersprache eines zarten Symbolismus. Dies zeigt sich besonders deutlich in *The Listeners*. Der alte Wunderapparat ist da: das große leere Haus in einsamem Walde, Mondschein und Schweigen und der fahrende Reiter, der an die Türe klopft und fragend ruft. Aber die Gefühlsprache, die die Phantome geheimnisvoll reden, ist real und modern:

. . . . . a host of phantom listeners  
 . . . . .  
 Stood thronging the faint moonbeams on the dark stair,  
 That goes down on the empty hall,  
 Harkening in an air stirred and shaken  
 By the lonely Traveller's call.  
 And he felt in his heart their strangeness,  
 Their stillness answering his cry,  
 While his horse moved, cropping the dark turf,  
 'Neath the starred and leafy sky;  
 For he suddenly smote on the door, even  
 Louder, and lifted his head: —  
 "Tell them I came, and no one answered,  
 That I kept my word", he said.

Öfters meldet sich bei De la Mare die Melancholie und will sich ausdrücken. Aber verbleichende Silberspiegel und echoraunende Muschelschalen werfen sie weich und lieblich in unsere Sinne.

Where is beauty?  
 Gone, gone;  
 The cold winds have taken it  
 With their faint moan;  
 The white stars have shaken it  
 Trembling down,  
 Into the pathless deeps of the sea.

Das ist De la Mares Romantik. Aber diese Romantik gehört dem 20. Jahrhundert an, das den Menschheitsgedanken als neuen Wertmesser an die Dinge legt. Deshalb ist De la Mare ein Meister der Kinderpsychologie — *Peacock Pie, a Book of Rhymes* —, ein Mitfühlender der hartwerkenden Menschheit und der dumpfleidenden Tierwelt. Nicht Browningsche Momentrufe haben hier in punktierten Linien Profile gezeichnet.

Hier bewegt sich in ununterbrochenen Zügen der episch beschreibende Stift, schlicht und fest in *Old Susan* und *Old Ben*, suggestiv gedrängt, vielleicht etwas preziös in den 13 Sonetten über Shakespearesche Gestalten, unter denen das Mercutiobild das feinste ist.

Rhythmus und Melodie verflechten sich bei ihm in harmonischen Themengebilden zu wohlgesetzten Versen und Strophen.

### 3. Rupert Brooke.

Rupert Brooke<sup>1)</sup> wurde am 3. August 1887 als Sohn eines Lehrers an der bekannten Rugbysschule geboren. Später setzte er seine Studien am King's College in Cambridge fort, wo er Ehrengestaltung in den klassischen Sprachen erwarb. Dabei war er eifriger Fabianer und Freidenker. Dann studierte er in München weiter und kehrte nach dem Grantchester zurück, das er in seinem bekannten Gedicht verherrlicht hat. Im Jahre 1913 bereiste er die Vereinigten Staaten, Canada und die Südsee. Bei Ausbruch des Krieges meldete er sich als Freiwilliger, ging nach Antwerpen und später nach den Dardanellen. Hier wurde er von einer Mücke gestochen und starb an einer Blutvergiftung auf einem französischen Spitalschiff an Shakespeares Todestage, am 23. April 1915. Auf der friedlichen Insel Skyro im aegeischen Meere liegt er begraben.<sup>2)</sup>

Brookes frühes tragisches Hinscheiden und die gesteigerte Psyche des Krieges brachten bald die poetische Heiligsprechung<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Seine Gedichte: *Poems*, Sidgwick and Jackson 1911, 96 p., 2/6, seitdem oft neugedruckt zu 2/6 u. 5/- (diese Gedichte gehen z. T. bis ins Jahr 1905 zurück). — *1914 and other Poems*, Sidgwick and Jackson 1915, oft neugedruckt 3/-. Gesamtausgabe: *The Collected Poems of Rupert Brooke with a Memoir*, Sidgwick and Jackson 1917, 10/6 (oft neugedruckt). Prachtausgabe: Medici Society, 166 S. 1919, 40/-. Bequem und alles wertvolle enthaltend: *Selected Poems*, Sidgwick & J. 1917, seitdem oft bis 1920 neugedruckt, 3/6. 75 S. (S. 7—38 entstammen den *Poems* 1911, 39—75 dem Bändchen „1914“). — Seine Briefe: *Letters from America with a preface by Henry James*, Sidgwick & J. 1916, 10/6. 222 S. — Seine Dissertation (1913): *John Webster and the Elizabethan Drama*, Sidgwick and J., 1917, 285 S. 10/6. — Biographisch vgl. das obige Memoir, ferner: J. Drinkwater, *R. Brooke*, *Contemporary Review*, Dec. 1915; E. Marsh, *The Life and Poetry of R. B.*, Sidgwick and J. 1918; Walter De la Mare, *R. B. and the Intellectual Imagination*, Sidgwick and J. 1919, 41 S.

<sup>2)</sup> S. jetzt Casson Stanley, *Rupert Brooke and Skyros*, Elkin Mathews 1921. 6/-.

<sup>3)</sup> Man höre die Stimme seines besten Freundes F. H. Keeling, der am 22. März 1916 von der Front schreibt: *By the way, don't send me Rupert Brooke's "Letters from America". I have read most of them already, and*

eines Wunderjünglings, der den edelsten Heimatgefühlen so überwältigenden Ausdruck verliehen hatte.

Betrachten wir seine Dichtung, so fallen uns konventionelle Elemente auf. Zunächst das Spotten über die Liebe der Geschlechter. Hier steht er unter dem Einfluß der Dichter des 17. Jahrhunderts. Dann die vielen Anspielungen auf den Tod, die wir schon in seinen frühesten Versuchen vorfinden. Hier macht sich Swinburne geltend, dessen pantheistischer Sensualismus die innere Form ist, die die reiferen Gedichte Brookes gestaltet hat. Auch die Meredithsche Erdenfreude singt mit. Der Gedanke, daß, kosmisch betrachtet, sensualistisches Schönheitsentzücken nie verloren gehen kann, wiederholt Brooke bis zur Ermüdung. Allerdings ist sein Sensualismus Swinburne gegenüber kräftiger und aufrichtiger, nicht bloße Zungenmimik. Denn Brooke ist kraft-, schönheits- und jugendbewußt, ein leidenschaftlicher Feind des Alters, das ihm nur Häßlichkeit ist. Dazu kommt in seinen jungen Jahren ein Einschlag skeptischer Ironie und halbaffektierten Zynismus. In allen seinen Versen aber bewundern wir die schonungslose Klarheit des Sehens. Daß er als echter Dichter phantasieschöpferisch neue Welten bauen kann, zeigt das frühe, vielversprechende *Fish*. Aus kühn erfüllten ichtyopsychischen Regungen webt er neusinuliche Harmonien des Gleitens, Schlüpfens, Wiegens, Tastens im flufsbegrenzten Dasein, wo alles, Licht, Schall, Weidenglanz, Unendlichkeit der Farbenschatten in dunkler Nacht und Fischempfinden, älter als das Sonnenentzücken, eins geworden ist. Das spätere *Heaven* kehrt in diese Neuwelt zurück. Hier hat der Dichter aus Phantasie und Metaphysik das vom Fisch dumpf geahnte paradiesische Flufsjenseits lächelnd ausgeklügelt.

Aber sein großes Thema ist ein kräftiger pantheistischer Sensualismus, dessen Elemente schon früh in Gesang ausbrechen.

So spricht aus dem Sonett *Oh! Death will find me* und aus *Dust* die Gantiersche Atomensympathie:

One mote of all the dust that's I  
Shall meet one atom that was you.

---

*the Brook mania seems so remote from the Rupert I knew so well. What Rupert would have said about some of his worshippers, fervent Christians and such-like people!* Keeling Letters 1918, S. 275.

Then in some garden hushed from wind,  
 Warm in a sunset's afterglow,  
 The lovers in the flowers will find  
 A sweet and strange unquiet grow.

Dieses Lied haben wir schon oft und in vielen Zungen gehört. Wir lauschen aber mit andern Gefühlen dessen Meredithscher Korrektur in *The Hill*: „*We are Earth's best, that learnt her lesson here. Life is our cry. We have kept the faith!*“ Am liebsten aber ist uns der Sensualismus, wenn er, frei von Metaphysik, emotionsdurchglüht unmittelbar zu uns spricht wie in *Grantchester*, wo der Cambridger im wonnigen Mai im Berliner Café des Westens schmachtet und nun gehirnsinnlich — auf den Flügeln des Theokritischen εἶθε γερουμνη — die ländlichen Schönheiten seines geliebten Dorfes durchschwebt. Humor weifs dem Heimweh eine neue Stimme zu geben. „An den Wassern zu Babel safs er und lachte, wenn er Zions gedachte.“<sup>1)</sup>

Oh! there the chestnuts, summer through,  
 Beside the river make for you  
 A tunnel of green gloom, and sleep  
 Deeply above . . . . .  
 . . . . .  
 — Oh, damn! I know it! And I know  
 How the May fields all golden show.  
 . . . . .  
 Ah God! to see the branches stir  
 Across the moon at Grantchester!

Die feinsten Fasern der verschiedensten Sinne fangen an zu zittern, sobald die Erinnerung geheime Tasten drückt. Vielsinnliches Tongewebe! In *Beauty and Beauty* flüstert leises Echo von Jugend-, Liebes- und Schönheitsentzücken in glühender Luft, durch die ein Gott geschwebt. Ich gebe die zweite Strophe wieder:

Where Beauty and Beauty met,  
 Earth's still a-tremble there,  
 And winds are scented yet,  
 And memory-soft the air,  
 Bosoming, folding glints of light,  
 And shreds of shadowy laughter:  
 Not the tears that fill the years  
 After — after —

<sup>1)</sup> Phelps a. a. O. S. 129.

Es kam der Krieg. Rupert Brooke dichtete unter dem einfachen Titel „1914“ fünf Sonette, die alle mit Ausnahme des ersten Totenlieders sind, aber Totenlieder ganz eigener Art. Das letzte, *The Soldier*, das mit den seither so oft zitierten Zeilen anhebt *If I should die, think only this of me: That there's some corner of a foreign field That is for ever England*, ist zum englischen volkliterarischen Gemeingut geworden. Schlichte Heimatliebe steht hier geadelt in jenem optimistischen Schönheitspantheismus, an den Brooke sich immer wieder angeklammert hat. Sein fernes Grab wird ewig ein Stück englischer Heimat sein, Staub von ihrem Staube, Erinnerungsdurchhaucht von ihren Blumen, Lüften, Wassern und Sonnen, und sein todgeläutertes Herz wird im geheimnisvollen Pulsschlag kosmischer Geisteskräfte die von der Heimat empfangenen sinnlichen und seelischen Schönheitselemente wieder zurückzahlen. — Wo? Vielleicht dürfen wir antworten: in den Herzen aller derer, die seinem Liede lauschen.

Hier hat der jugendliche Seher durch weltallhaftes Aufwärtsblicken die Schrecken des Todes überwunden. Im vorhergehenden Sonett blickt er auf die Toten in Wehmut zurück. Ihr Werden steht vor ihm. Freude und Entzücken an den Farben der Erde und an ihren Bewegungen, an Schlummer und Erwachen hat ihre Seelen geflochten. Nun steht alles still. Himmelsdurchstrahlte Wasser, die Winde zum Lächeln anfachten, hat der Frost mit einer Handbewegung in Eisestarren geworfen. Weiß und friedlich glitzert ihre kalte Pracht unter nächtlichem Himmel. Auch in den beiden andern Sonetten (II. *Safety*, III. *The Dead*) wirft der Jüngling, todgeweiht, das Senkblei über das wandelnde, wankende Zeitliche hinaus in die dunkeln Fluten des unsterblichen Unwandelbaren. Da verliert der Anblick der Totenschar das irdisch-wehmütig Schauerliche.

Dear! of all happy is the hour, most blest  
 He who has found our hid security,  
 Assured in the dark tides of the world that rest,  
 And heard our word, 'Who is so safe as we?'  
 We have found safety with all things undying,  
 The winds, and morning, tears of men and mirth,  
 The deep night, and birds singing, and clouds flying,  
 And sleep, and freedom, and the autumnal earth.

Rupert Brooke! Ein großes Künstlerwerden ist hier grausam zerschnitten worden.

He's gone  
 I do not understand.  
 I only know  
 That as he turned to go  
 And waved his hand,  
 In his young eyes a sudden glory shone,  
 And I was dazzled with a sunset glow,  
 And he was gone.

Diese tiefempfundenen Worte hat ihm sein dichterischer Gegenfüßler, die schirmende Hand über den Augen, um den scheidenden Sonnenglanz abzuwehren, Wilfrid Wilson Gibson, nachgerufen.<sup>1)</sup> Ihm soll unser nächster Abschnitt gelten.

#### 4. Wilfrid Wilson Gibson.

Die Werke Wilfrid Wilson Gibsons<sup>2)</sup> — der 1878 in Hexham in Northumberland geboren wurde — zeigen den allgemeinen Zeitmarsch in individueller Wiederholung, den Gang von der Romantik zum Realismus. *Urlyn, the Harper* ist konventionelle Dichtung, motivisch ein Gewebe von Legende und Romantik. *Stonefolds, Daily Bread* und *Fires* zeigen die Abkehr zu einer fast rauh-nüchternen Kunst. Nur noch einmal erklingt zwischenhinein in *The Web of Life* das Silbergeläute altvölkischer Lyrik. Hier, wo Gibsons romantischer Aufflug die höchsten Sphären erschwingt, ersehnt und erschafft er die Schönheit um der Schönheit willen. Aber dann erlischt ihm dieses Ziellicht. Die harte Wirklichkeit und das ringende

<sup>1)</sup> Das Eingangsgedicht seines Bandes *Friends*.

<sup>2)</sup> Werke: *Urlyn the Harper* und *The Queen's Vigil*, Elkin Mathews 1900; *The Golden Helm*, Elkin Mathews 1903; *The Nets of Love*, Elkin Mathews 1905; *The Stonefolds*, Samuraj Press 1907; *On the Threshold*, Samuraj Press 1907, 33 S. 2/-; *The Web of Life*, Samuraj Press 1908; *Daily Bread*, Elkin Mathews 1910, neu: 1913, 189 S. 3/6; *Fires*, Elkin Mathews 1912, 144 S. 3/6; *Thoroughfares*, Elkin Mathews 1914, 48 S. 2/6; *Borderlands*, Elkin Mathews 1914, 64 S. 2/6; *Battle*, Elkin Mathews 1915, 46 S. 2/6; *Friends*, Elkin Mathews 1916, 38 S. 1/-; *Liclihood, Dramatic Reveries*, Macmillan 1917, 135 S., 3/6; *Whin*, Macmillan 1918; *Neighbours*, Macmillan 1920; *Collected Works*, New York, Macmillan Company 1917. Eine bequeme Auswahl: *Twenty-three Selected Poems*, Westminster Classics Series Athenaeum Lit. Dep. 1919, 48 S. 6 d. — Über Gibson vgl. W. van Doorn, *W. W. Gibson*, *English Studies* II (1920), 161—175.



Menschentum fesseln seine Blicke. Schon frühe erschaut er aus bloßer Ferne niedrige Gegenwartsgestalten, Pflüger, Drescher, Steinklopfer und Schäfer — wie etwa in den Gedichten *Faring South* (in *Urlyn*), die in objektiver Künstlerkühlheit gemalte Genrebildchen sind. Dann aber sieht er sie neu in jener modern-demokratischen, dramatischen Einfühlung, die sie von innen heraus in ihrem Eigenpathos leuchten läßt. Dieser Realismus ist neu, ist geistig und künstlerisch erlangenes Gut.

In *Stonefolds* wird einem besonderen Vertreter des modernen Sklaventums, dem Schäfer, eine Stimme gegeben. Sechs Kleinszenen, die drei bis vier Sprecher bevölkern, durchpocht die bange Alltagseintönigkeit, deren Schicksalshammer jedes Leben zu einem Gefäß des Leidens schmiedet. Er singt — geahnt und nicht gehört — das traurige Hochzeitslied in *The Bridal*, wo der Neuvermählte der Braut die Türe öffnet und ihr warnend bekennt, was der Eintritt in die Unheilshütte für sie bedeutet.

*Daily Bread* und *Fires* zeigen je drei Teile, die unter sich wieder in sechs oder sieben Stücke zerfallen, so daß sich im Ganzen etwa 40 Gedichte ergeben gleich ebenso vielen Bildern dramatischer Episoden aus dem Leben der Armen, die als Typen vorüberwandern: Minen- und Steinbrucharbeiter in gefährvollen Momenten, ein Heizer, dem der berstende Ofen schreckliche Wunden brennt, an denen er zu Hause stirbt, Fischer auf rasender See, Leuchtturmwächter, Matrosen, Fabrikmädchen, Landstreicher, Zigenner und — leidende Frauen, die zu Hause auf ihre Männer warten, die das Schicksal erreicht hat. Das Ganze ist eine stumme Anklage auf die Zivilisation, zugleich aber auch die dichterische Weihung des armen, von ihr gequälten Menschentums.

Hier, in *Daily Bread*, haben sich die rauhen, pathetischen Augenblickskräfte, die die Gestalten in dem lauten, aber von uns unbeachteten Alltagsgrau in plötzlicher Weißglut aufgellen lassen, eine besondere Form gesucht. Frei, Elemente der niedrigen Eigensprache, die ein nördlicher Einschlag öfters durchwürzt, flach hämmernd, nervig und messerscharf schlagen diese Verse, als tobe das Leben selber im Ausdruck. Es sind Freiverse, *vers libres*, die die damalige englische, amerikanische und französische Kritik öfters beschäftigte. Die Reime fehlen,

die Zeilen schwellen in beliebigen Längen und Kürzen, in die sich eigenartige Schalleffekte hereinzwängen. Diese scheinbare Unebenheit ist der absichtlich gewählte metrische Gegenwurf der Lebensrauhheit und des ächzenden und knarrenden Ausdrucks einer geknechteten Menschheit. Als Beispiel diene die stärkste Nummer der Sammlung, *The Night Shift*. Vier Frauen mit einem neugeborenen Kinde bringen die Nacht unter den Marterqualen des Wartens zu, bis die Dämmerung ihre schlimmsten Ahnungen bestätigt. Das Stöhnen der niedergekommenen Mutter vergeistert in Maeterlinckscher Gefühls-einträufelung eine belanglose Erscheinung, das Klopfen:

Will no one stop that tapping?  
 I cannot sleep for it.  
 I think that someone is shut in somewhere,  
 And trying to get out.  
 Will no one let them out,  
 And stop the tapping?  
 It keeps on tapping, tapping . . .  
 Tap . . tap . . tap . . tap . .

Doch hat Gibson diese Form wieder aufgegeben in *The Fires*, wo er dem alten Realismus treu bleibt, aber in trauten erzählenden Reimen zu uns spricht. Ein reizendes Vorspiel zeigt den Dichter, wie er am warmen Herde träumt, Phantome der glühenden Asche entsteigen sieht und unter ihnen plötzlich mit dampfenden Schultern den Mann erblickt, der in tropfender Finsternis die Kohle weghaut, die sein Feuer nährt. Diese Bilder, farbiger, stimmungsvoller und feuriger als die Kleindramen des „Täglichen Brotes“, erweitern sich gerne zu Symbolen. So ist der Hase im gleichnamigen Gedicht (*The Hare*) mit seinem scheuen Blick das Sinnbild der geängstigten Mutter. Zweimal wendet Gibson Schauer motive an. Ein blinder Knabe rudert seinen steuernden Vater aus den Fischgründen heimwärts und merkt nicht, daß er einen Toten geleitet. Ein Krüppel sitzt im Zimmer seiner unaufhaltsam nähernden Mutter und sieht, wie der Riesenkrahn draussen Lasten durch die Luft schwingt, bis er sich eines Nachts auf ihn stürzt, sein Bett faßt und ihn über der schlafenden Stadt zu den Sternen trägt (*The Crane*). Das Kunststück ist *The Shop*. Der Sonnenblick, der mit Blumenduft das häßliche Leben des Krämers in traungoldenem Augenblick durchlächelt — Primeln liegen

auf seinen Händen, sein kranker Bub hat sie im fernen Cornwall für ihn gepflückt — ist hier zum Gedicht geworden.

Die traurigen Schicksalspaukenschläge von Stonefolds ertönen neu in *The Thoroughfares* mit dem unvergeflichen *Solway Ford* und *Wheels* und dem hitzigen Bilderspringen und blendenden Lichtzucken des nervenpeitschenden *The Gorse*. Der entwischte Sträfling rast in heißer Sommerglut vor seinen Verfolgern die visionsbedrängte Heide hinauf, bis er schließlich ins Moosland krönende Ginsterflammenmeer, von Dornstichen und Augenblenden erschöpft, hineinsinkt. *Borderlands*, das Thoroughfares folgt, weist eine rauhnüchterne starke Nummer auf: *Bloodybush Edge* — ein Zwiegespräch zwischen einem nördlichen Wilderer und einem Londoner Sportsmann —, die bei Anwendung des Blankverses in der Unvermitteltheit ihres Ausdrucks über *Daily Bread* noch hinausgeht. *Livelihood*, *Friends*, *Whin*, *Neighbours* bilden eine lange Reihe lyrischer Gedichte, die bei stark sinnlicher Sichtbarmachung die alten Themen weiterführen. *Battle* zeigt uns den Realisten der Kriegsdichtung. *Hill Tracks* (1918) führt uns zu den heimatlichen Hügeln seines geliebten Northumberland, als dessen Sänger Gibson wohl kaum gelten kann. Denn wer vermöchte neben Swinburne aufzukommen?

Es liegt durchaus in der Natur der zeitlichen Geistesströmungen, daß ihre Vorherrschaft durch die Kraft der Tradition und durch das Einhegertum bekämpft wird. Ein interessantes Beispiel dafür ist

### 5. James Elroy Flecker (1884—1915).

Flecker<sup>1)</sup> wurde am 5. November 1884 in London geboren, studierte fünf Jahre im Trinity College zu Oxford und widmete sich dann in Caius College, Cambridge, dem Studium der orientalischen Philologie. Im Jahre 1910 reiste er nach Konstantinopel, wohin er im folgenden Jahre zurückkehrte, Smyrna besuchte und sich dann als junger Ehemann in Athen niederlief. Schon vorher begann der Kampf mit der Lungenschwindsucht, der er am 3. Januar 1915 in der Schweiz erlag.

<sup>1)</sup> Werke: *The Bridge of Fire*, 1907; *Forty-two Poems*, Dent 1911, 86 S., 2/6; *The Golden Journey to Samarkand*, Goschen 1913, neu: M. Secker 1915, 80 S., 5/-; *The Old Ships*, Poetry Bookshop 1915, 32 S., 1/-; *Collected Poems*, with an introduction by J. C. Squire, M. Secker 1916, 12/6; *Collected Prose*, Bell 1920, 7/6. — Gegenwärtig wird vom *Poetry Bookshop* eine Prachtausgabe der Gedichte Fleckers (für vier und zwei Guineen das Exemplar) vorbereitet.

Flecker hatte sich wie Brooke zum Sozialismus und Übermenschentum bekannt. Aber seine dichterische Entwicklung bewegt sich nicht dort. Sie liegt vielmehr noch im äußersten Schattenkreise der großen Viktorianer, den schon das neue Tageslicht berändert.

Flecker ist ein Anbeter des griechischen Ideals der wohlthuenden Symmetrie und der kalten harten Form, ein Kämpfer um die streng schöne Sachlichkeit, ein Nacheiferer der Wortvollendung John Keats' und der französischen Parnassier, ein Sucher und Fasser glitzernder Edelsteinphrasen, ein Flechter schimmernder Teppiche aus Gold- und Purpurfäden, ein Feind der didaktischen und der romantischen Gefühlsdichtung, ein Verteidiger der Poetik. Von diesem Glauben beseelt, tritt er vor uns in *The Golden Journey to Samarkand* (1913). Vor dieser liegen *The Bridge of Fire* und *Forty-two Poems*. Samarkand ist zugleich auch Ausfluß eines früh gepflegten Exotismus, der bei der konkreten Berührung mit dem Orient — Konstantinopel! — bezeichnenderweise eine kleine Ernüchterung erfuhr. Die Formbewußtheit wird hier gerne zur Aufdringlichkeit. Am besten fährt Flecker, wenn er seine Theorie vergift und die Gefühlserregung in den Glanz seiner Keatsschen Neunmythologie, die uns in *Oak and Olive* (in *Collected Poems*) entzückt, emporstrahlen läßt. So klingt auch sein *Dying Patriot* (*Samarkand*) in ein feierliches Hesperia-Totenläuten aus, wo ahnende Blicke westwärts hinauf ins flimmernde Sternenland schweben:

Sleep not, my country: though night is here, afar  
Your children of the morning are clamorous for war:  
Fire in the night, O dreams!

Though she send you as she sent you, long ago,  
South to desert, east to ocean, west to snow,  
West of these out to seas colder than the Hebrides

I must go

Where the fleet of stars is anchored, and the young Star-captains glow.

Prächtig gelungen ist Flecker die Übersetzung von Goethes „Kennst du das Land?“

Knowest thou the land where bloom the lemon trees?  
And darkly gleam the golden oranges?  
A gentle wind blows down from that blue sky;  
Calm stands the myrtle and the laurel high.  
Knowest thou the land? So far and fair!  
Thou, whom I love, and I will wander there.

## B. Der Roman.<sup>1)</sup>

Auch hier geht wie in der Lyrik seit der Jahrhundertwende der große Marsch der Erscheinungen von einer übertriebenen Romantik zurück zu einem alles ausschöpfenden, monumentalen, der Gefühlsweichheit abgekehrten Realismus, der sehr oft die Form des Lebensromanes annimmt, wie ihn in Frankreich Romain Rolland in seinem *Jean Christophe* am gewaltigsten getümt hat. Man denke an H. G. Wells' *Tono Bungay* und an Bennetts Trilogie, die mit *Clayhanger* beginnt. Es ist dies ein Wiederanknüpfen an die heimische Tradition der George Eliot, des George Meredith und des Anthony Trollope, die durchsäuert wird vom Künstlertum des französischen realistisch-naturalistischen Romans und von Turgenieff und Dostojewski frischen Lebensodem erhält.

Der Name der Vertreter dieser neuen Schule ist Legion. Wie soll man hier wählen? Henry James erleichtert uns die Aufgabe. In seinem klassischen Aufsatz über den neuen englischen Roman<sup>2)</sup> stellt er folgende Reihe auf: Conrad, Hewlett, Galsworthy, Wells, Bennett, Walpole, Cannan, Compton Mackenzie und D. H. Lawrence. Diese Dichter — so sagt er uns — haben *saturation*, d. h. die vollständige Meisterschaft und Beherrschung der von ihnen behandelten Tatsachen- und Erscheinungsmassen, eine Beherrschung, die unserm modernen Verlangen nach Genauigkeit und Durchdringung entgegenkommt. Am gewaltigsten und weitesten ist dieser Romanherrschaftsbezirk bei H. G. Wells, wo er welthenhaften Umfang annimmt, viel enger ist er bei Arnold Bennett, mit dem wir als erstes Beispiel unsere Betrachtung beginnen wollen.<sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> Gesamtdarstellungen. Vgl. oben auch Williams & Cunliffe — W. L. Phelps, *The Advance of the English Novel*, Kap. 8 u. 9., John Murray 1919, 334 S., 7/6 (das Buch behandelt leider die Geschichte des ganzen englischen Romans). — Helen Thomas Follett and Wilson Follett, *Some Modern Novelists, Appreciations and Estimates*, Allen and Unwin 1920, 368 S., 7/6 (behandelt Meredith, Gissing, Hardy, De Morgan, James, Phillpotts, Wharton u. a.). — R. Brimley Johnson, *Some Contemporary Novelists*, Leonard Parson 1920, 7/6 (die Frauen werden behandelt).

<sup>2)</sup> Henry James, *Notes on Novelists* 249—287, Dent 1914, 9/-.

<sup>3)</sup> Wir beschränken uns auf Bennett, Conrad und Hugh Walpole.

## I. Arnold Bennett.

Arnold Bennett<sup>1)</sup> wurde am 27. Mai 1867 im Bezirk von Shelton, nordöstlich von Henley — im Fünfstädteland — geboren. Seine Schulbildung

<sup>1)</sup> Seine Werke. Eine wohl vollständige Bibliographie (etwa 50 Bücher) bis 1917 gibt Harvay-Darton (s. u.), auf die hiermit verwiesen sei. Wir beschränken uns auf eine Auswahl: *A Man from the North*, John Lane 1898, neu: Methuen 1912; *Anna of the Five Towns, a Novel*, Chatto and Windus 1902, neu: Methuen 1912 [dramatisiert als *Cupid and Common Sense*, Palmer 1908] auch Tauchnitz; *The Grand Babylon Hotel, A Fantasia on Modern Themes*, Chatto & W. 1902, neu: Dent 1902, 1914 (Wayfarer's Library, Dent 2/6; Tauchnitz); *The Gates of Wrath, a Melodrama*, Chatto & W. 1903, neu: Newnes 1912, Methuen 1914 (auch Tauchn.); *The Truth about an Author*, Constable 1903, neu: Methuen 1914 [zuerst in der *Academy* 43 u. 44 (1902)]; *Leonora, a Novel*, Chatto & W. 1903, neu: 1914 (und Schillingausgabe), auch Tauchn.; *How to Become an Author, a Practical Guide*, Pearson 1903, neu *Literary Correspondence College* 1908; *Teresa of Watling Street, a Fantasia o. M. T.*, Chatto & W. 1904, neu: Newnes 1912, Methuen 1913; *Tales of the Five Towns*, Chatto & W. 1905; *Sacred and Profane Love, A Novel in Three Episodes*, Chatto & W. 1905, neu: 1913 (auch Schillingausg. und Tauchnitz); dramatisiert unter gleichem Titel Chatto & W. 1919, 3/6; *The Loot of Cities, Being the Adventures of a Millionaire in Search of Joy: a Fantasia*, Alston Rivers 1904; *Hugo, a Fantasia o. M. T.*, Chatto & W. 1906, neu: 1912; *Whom God Hath Joined*, Nutt 1906, neu: 1907, Methuen 1915, auch Tauchnitz; *Things That Interested Me, Being Leaves from a Journal*, Privately Printed, Burslem 1906, neu: Chatto & W. 1921, 9/-; *The Ghost, a Fantasia on Modern Times*, Chatto & W. 1907, auch Tauchnitz; *The Grim Smile of the Five Towns*, Chapman & Hall 1907, auch Tauchnitz; *The City of Pleasure, a F. o. M. T.*, Chatto & W. 1907, neu: Dent 1914 (auch Wayfarer's Library, Dent 2/6); *The Reasonable Life, Being Hints for Men and Women*, Fifield 1907; *Buried Alive, A Tale of These Days*, Chapman & H. 1908, neu: Amalgamated Press 1910, Methuen 1912, Hodder & S. 1915, Tauchnitz (dramatisiert als *The Great Adventure*, Methuen 1911 (auch 2/- Ausgabe); *The Old Wives' Tale, A Novel*, Chapman & H. 1908, neu: Amalg. Pr. 1909; Hodder & S. 1911, 1912, auch Tauchn.; *The Glimpse, An Adventure of the Soul*, Chapman & H. 1909, auch Tauchn.; *Helen with the High Hand, An Idyllic Diversion*, Chapman & H., 1910, neu: 1912, auch Tauchn.; *Clayhanger*, Methuen 1910, auch Tauchn.; *The Card, A Story of Adventure in the Five Towns*, Methuen 1911, neu: 1913, 1914, auch Tauchn.; *Hilda Lessways*, Methuen 1911, auch Tauchn.; *The Matador of the Five Towns*, Methuen 1912, auch Tauchn.; *Those United States*, Secker 1912, neu: 1915, auch Tauchn.; *The Regent, A Five Towns Story of Adventure in London*, Methuen 1913, auch Tauchn.; *The Plain Man and his Wife*, Hodder & S. 1913; *Paris Nights, and other Impressions of Places and People*, Hodder & S. 1913; *The Price of Love*, Methuen 1914; *These Train*, Methuen 1916; *Books and Persons, Being Comments on a Past Epoch* 1908—11, Chatto

erhielt er in Newcastle-under-Lyme. Später immatrikulierte er sich an der Londoner Universität und erlernte in der Kanzlei seines Vaters die Anwalts- und Notariatsgeschäfte. Dabei versuchte er schon damals sein Glück in der Kleinjournalistik. Er löste Preisaufgaben und liefs sich bei einer Lokalzeitung als unbezahlter Mitarbeiter für ortstädtische Skizzen verpflichten. Jetzt fing er an, das Leben genau zu beobachten, um die kleinste Kleinigkeit literarisch zu verwerten. Im Jahre 1889 verlief er die Vaterstadt, um als Stenograph bei einem Londoner Juristen sein Brot zu verdienen. Hier machte er sich durch seine geschäftliche Tüchtigkeit bald unentbehrlich. Aber sein Ehrgeiz lag nicht hier. In Chelsea hatte er Eingang gefunden in einen Kreis von Malern, Künstlern und Musikern, die schwärmten und lebten für das Schöne, das in Bennetts bisheriger Umgebung mit Worten nie erwähnt worden war. Zum ersten Male fühlte er die Weibe der Kunst. Dadurch angefeuert, arbeitete er im Geheimen weiter, las eifrig die Werke englischer und französischer Literatur, vor allen Dingen die Romane Flauberts, de Goncourts und de Maupassants und Turgenieffs in französischen Übersetzungen. Er schickte Lösungen für Preisaufgaben ein, die ihm meistens zurückgewiesen wurden. Aber er gab nicht nach. Sein erster Erfolg war eine kleine Erzählung, die das *Yellow Book* 1895 veröffentlichte. Sie steht jetzt gedruckt als letzte der „Fünfstädteerzählungen“. Bennett fühlte, daß er Schriftsteller war. Von jetzt an verlief ihn das Glück nicht mehr. „Der Daumen meines Schicksals war immer nach oben gerichtet.“ Er wurde Mitherausgeber einer Frauenzeitung *The Woman*. Das war seine journalistische Mühle. Dann machte er sich an die Niederschrift seines ersten Romans — *A Man from the North* —, der Geschichte eines Provinzlers in London. Das Ganze war eine bewusste Nachahmung des französischen naturalistischen Romans, das Ergebnis allerdings mehr Dumas als Flaubert; die Motive ein Nachzeichnen seiner eigenen Lebenskurve mit einer erdichteten Abschwenkung nach unten als Abschluß.

Er hatte den „Kniff“ erlernt. Nun galt es, ihn wirtschaftlich auszunutzen; denn etwas anderes suchte Bennett vorläufig nicht. Und nun wurde dieser Flaubertschüler zum Sensationsmacher, der auf Eugène Sues, Willkie Collins' und wohl auch Conan Doyles Spuren wandelte. Er schrieb einen Roman in Nummern, *The Gates of Wrath*, schrieb ihn zusammen in 12 Lieferungen in 24 Halbtagen. Dann verfaßte er ebenso schnell den Kolportageroman *The Babylon Hotel*, der, reichlich mit Illustrationen versehen, sich als ein Zugstück ersten Ranges erwies.

Nene Erwerbsquellen eröffneten sich. Bennett wurde Theaterkritiker. Eines Tages fragte ihn ein Schauspieler, warum er keine Lustspiele schreibe. Er versuchte es und es gelang so gut, daß die Theaterleitungen ihn mit Aufträgen überhäuften. Dazu wurde er Leser der Manuskripte einer bekannten Verlagsfirma.

Seine Lehrzeit war längst zu Ende, als er 1900 London verlief, um

---

& W. 1917, 5/-; *The Pretty Lady* 1918. — Kritik: E. Classen, *The Novels of A. B.* (G. R. M. VI, 1914, 447—56); F. J. Harvey-Darton, *Arnold Bennett*, Nisbet 1915, 128 S., 2/-.

auf etwa 8 Jahre in Paris seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Viele seiner Bücher sind in einem Häuschen in Fontainebleau entstanden.

Im Jahre 1902 schrieb er seine Lebenserinnerungen nieder.

Wie einzigartig! Ein Jünger der literarischen Kleinkunst, Verfasser einiger Kolportageromane und flatteriger Lustspiele schreibt in seinen jungen Tagen seine Selbstbiographie, der er im Jahre darauf ein Handbuch über Schriftstellertum folgen läßt. Und dieser Literat liefert weiterhin leichteste Ware, um Geld zu machen, wie er offen gesteht.<sup>1)</sup> Und erst im Jahre 1908 zeigt er der Welt, was er kann, zeigt ihr, dafs er Künstler ist, mit dem Roman *The Old Wives' Tale*.

Mit den großen Töpferlandromanen steht und fällt Arnold Bennett, also mit *The Old Wives' Tale* und der Trilogie *Clayhanger*, *Hilday Lessways* und dem so spät nachhinkenden *These Twain*. Um diese gruppieren sich andere, weniger bedeutende Staffordshireromane; *Anna of the Five Towns*, *Leonora*, *Whom God Hath Joincd*, *The Grim Smile of the Five Towns*, *The Card*, *The Matador of the Five Towns*, *The Regent*. Sie ergänzen das große Bild des Töpferbezirks, das Bennett durch Jahre hindurch ausschnittsweise zusammengestückt hat.

Bennett hat sich auch im unvermeidlichen Kriegsroman versucht: *The Pretty Lady* 1918. Hier sehen wir das große Ringen durch die Augen eines Londoners und einer belgischen Kurtisane, die der Krieg auf das Pflaster von Leicester Square geworfen hat. Den Hintergrund bilden die nächtlich abgeblendeten Londoner Strafsen, die Zeppelinangriffe, die Kommissionssitzungen, die Klubs und Musterungen. Der Roman aber befriedigt kaum und vermag neben den Töpfererzählungen nicht aufzukommen.

Außerhalb des großen Romankreises liegen die sogen. „Phantasien über moderne Motive“ und die *Frolics*, die schon

<sup>1)</sup> Wie B. sein „Geschäft“ auffaßt, zeigt er uns in dem oben erwähnten *Truth* (Academy 44, 19b): *I fit my reviewing into the odd unoccupied corners of my time, the main portions of which are given to the manufacture of novels, plays, short stories, and longer literary essays. I am an author of several sorts. I have various strings to my bow. And I know my business. I write half a million words a year. That is not excessive; but it is passible industry; and nowadays I make a point of not working too hard. The half million words contain one or two books, one or two plays, and numerous trifles not connected with literary criticism; only about a hundred and fifty thousand words are left for reviewing.*



äufserlich in ihrem Untertitel den Stempel der Unterhaltungsliteratur an sich tragen. Phantasien sind: *The Gates of Wrath*, *The Grand Babylon Hotel*, *Teresa of Watling Street*, *The Loot of Cities*, *Hugo*, *The Ghost*, *The City of Pleasure*. Eine Phantasie, ohne sich so zu nennen, ist auch *Sacred and Profane Love*.

Hier wird der „Kniff“ angewendet und ein anspruchsbeseidener Leser nervenpeitschend durch ganze Kapitel hindurch in Spannung gehalten. Der Zweck ist erreicht worden. Aber der Leser legt das Buch mit einem Gefühl der Leere beiseite. Es war Kino. Dekadenz und Sinnlichkeit haben ihren Gold- und Silberfitter durch Melodramaluft gespommen. Hohe Worte und grofse Namen fielen. Carlotta — in *Sacred and P. L.* — hat — Spencer und Darwin! — ehrlich denken und — Théophile Gautier! — ehrlich und schamfrei ihre Sinnenlust leben wollen. Ihr Tristanduettt am Flügel mit Diaz klang um in ihr erstes sinnliches Liebesentzücken. Melodrama! Verschandelter Maupassant! Besser allerdings als das „Babylonhotel“ und die „Stadt der Lust“!

Heitere zum Lachen reizende Erzählungen sind die *Frolics*: *A Great Man* und *Buried Alive*, dessen spätere Dramatisierung *The Great Adventure* noch wirksamer ist als der Roman.

Den *Frolics* schliesen sich die sogen. Philosophien an: *The Reasonable Life*, *Those United States*, *The Plain Man and his Wife*, *Paris Nights*. Hier werden Leitsätze des gesunden Menschenverstandes in einfache gesprächsartige Laienpredigten hineingedrängt.

Den Kritiker gehen diese Kleinerzeugnisse nichts an. Er versucht Bennett nach seinen grofsen Leistungen, seinen Töpferromanen, zu werten. Hier hat der Dichter eine graue Welt, deren Zauber er verfallen ist, mit seinem Schönheitssinn durchglüht.

Verloren im Herzen Englands träumt Staffordshire. In Staffordshire eingebettet liegt der Bezirk der fünf Töpferstädte: Turnhill (in Wirklichkeit Tunstall), Bursley (Burslem), Hanbridge (Hanley), Knype (Stoke-upon-Trent), Longshaw (Longton), denen sich eine sechste Stadt als Anhängsel anschliesft: Newcastle-under-Lyme (Oldcastle). Im Bezirk eingemauert, stolz und bewufst und wieder für sich, liegt Bursley und in ihm der Lukasplatz. Auf dem Lukasplatz der Tuchhändlerladen. Zwei Frauenleben werden in ihm hineingedacht.

Im Herbst 1903 hatte Bennett in einem Pariser Restaurant, wo er öfters abstieg, eine dicke alte Frau gesehen, die durch ihre Überspanntheit allgemein zum Lachen reizte. Diese Frau — sagte sich Bennett — war früher jung und schlank, vielleicht schön, auf keinen Fall lachhaft. Auch heute ist sie sich ihrer Drolligkeit kaum bewußt. Ihr Fall ist tragisch. Ein Roman liefse sich daraus spinnen. Bennett dachte zunächst an Maupassants *Une Vie*, die Lebensgeschichte einer Frau, und schuf so die Gestalt der schlicht-schüchternen Constance Baines. Damit nicht zufrieden, gab er ihr als Folie eine reizvolle, rebellische Schwester, Sophia. Sie sollte seine Bravourleistung sein. So entstand *The Old Wives' Tale*, der Roman, mit dem er 1907 fertig wurde. Die beiden Tuchhändlerstöchter wachsen miteinander auf. Früh im Leben trennen sie sich. Sophia, die nach kurzer Leidenschaft einen nichtswürdigen Menschen sich zum Gatten genommen hat, flieht mit ihm nach Paris, lebt dort 30 Jahre in einer schäbigen Pension, in allen häßlichen Versuchungen sich selber treu bleibend und kehrt nach Abenteuern, Enttäuschungen und zerrüttetem Eheleben wieder nach Bursley zurück, um bei ihrer Schwester im alten Lebensstrom heimatlicher Überlieferung wieder unterzutauchen. Schließlich kommt der Tod für beide, und der Roman endet.

Das ist alles. Aber mit der Geschichte der beiden Frauen hat sich uns eine Welt aufgetan, so wirklich, so überzeugend, so selbstverständlich, so lebendig in ihrer nüchternen Gewöhnlichkeit. Der Dichter scheint mit ihr verwachsen zu sein, aus ihr heraus mit deren eigener Stimme zu sprechen. Vertrauensvoll geben wir uns ihm, dem Wirklichkeitsenthüller, hin.

Die Wirklichkeit, die er enthüllt, ist die Fünfstädtewelt. Wir wollen sie an Hand des Romans *Clayhanger* näher kennen lernen.

Wie langsam sich alles hier entwickelt! Hier wird nichts überstürzt. Der Roman schleicht voran zum Tick-Tick des Sekundenzeigers eines Menschenlebens, durch Erscheinungen hindurch, an Erscheinungen vorbei, die selbst wieder — das Töpferland der 70er, 80er und 90er Jahre! — als Weltleben kommen und gehen. Wir sehen den Sohn mit dem Vater kämpfen, dem Drucker von Bursley, dessen Dampfmaschine alle die Bücher, Schriften und Blätter erzeugt, die ins Land

hinausgehen. Wir sehen den Sohn über die Einöde der Buchführung, Druckerschwärze und methodistischen Sonntagschule hinausstreben in ein halbgeahntes Reich der Schönheit, das der engherzige, phantasielose Vater ihm stets verwehrt, sehen ihn kommen und gehen zwischen dem väterlichen Philisterhaus und dem Kulturkreis der Orgreaves.

Hier stockt der Sekundenzeiger. Denn es gilt den Gegensatz herauszuarbeiten zwischen dem alten groben Drucker Darius Clayhanger und dem feinsinnigen, schönheitsbegeisterten Architekten Orgreave. Darius gönnt seinem Sohne nichts — er darf nicht Architekt werden, darf nicht einmal mit 30 Jahren heiraten —, weil er stets nur an seine eigene traurige Jugend denkt, wo er bis 18 Stunden täglich unter Peitschenhieben als Formenläufer, Ofenanzünder und Henkelmacher in der Glühhitze der Töpferei arbeiten mußte. Dann kam die Schmach seines Vaters, der mit Frau und Kind in die „Bastille“ — das Arbeitshaus — getrieben wurde, bis der gute Methodistenlehrer Shushions ihn wieder befreite. Aber der Knabe aus der Bastille hat sich emporgearbeitet, hat bei Shushions lesen und schreiben gelernt und sich später unabhängig und reich gemacht. Er ist ein Stück lebendigen Puritanertums. Atembeklemmende Methodisten- und Geschäftsluft umhüllt ihn. Er trägt sie überall mit sich, trägt sie auch in das neue elegante Haus hinein, das Orgreave im vornehmen Bleakridge ihm bauen muß. Seine Frau ist längst tot — wie wäre sie wohl gewesen? —, seine älteste Tochter Maggie besorgt ihm den Haushalt. Aufser ihr und Edwin ist noch Clara und in einiger Entfernung die mütterliche Tante da, alle drei durch die Wohlhabenheit etwas verfeinerte, aber sonst gewöhnliche Frauennaturen. Nur Edwin ragt über diesen alle Schönheitssinne betäubenden Philisterliberalismus hinaus und wirft Sehnsuchtsblicke nach dem Sonnenkreis der Orgreaves.

Hier ist Bildung, Geschmack und Schönheitssinn, Arbeitsfreude und Lust am Leben. Hier ist ein prächtiges Elternpaar, das wahre Freundschaft mit den Kindern verbunden hält. Hier ist der weltmännische Charlie, Edwins Schulfreund, der spätere Arzt, hier sind ältere und jüngere Brüder, die schöne Berufe erlernen. Hier ist die hübsche Janet, voll weiblicher Reize und lauter Sympathie. Hier ist ihre unergründliche Freundin Hilda Lessways, die dunkle Sphinx mit

der tiefen Stimme, stolz, eigensinnig, wahrheitsfanatisch, rauh ehrlich und unberechenbar. So bald sie erscheint, schwingt der Sekundenzeiger schneller vorwärts in diesem langen Roman. Sie ist das Mädchen, das Edwin den Zauber des Ewigweiblichen enthüllt, die Geliebte, die ihm in rätselhafter Weise untreu wird und doch in fremder Umarmung seelisch nur ihm küßt. Wie nun Edwin endlich frei ist — sein Vater verblödet und stirbt an Gehirnerweichung —, kann er die Verlorene, die sich dem Abenteurer Cannon verschrieben hat, retten. Dieses weibliche Wesen trägt aber so viele Rätsel an sich und in sich, dafs deren Lösung und Erklärung ein besonderes Buch, Hildas und Cannons Lebensgeschichte, erfordert, einen Roman, der in manchen Stücken enttäuscht, da die Marksteine der Entwicklung dem Leser schon vorgezeichnet sind.

Das ist die Geschichte Edwins, des Andersstrebenden, dessen Sehnen trotz alledem an den Grenzen des Fünfstädtebezirks Halt macht. Er ist und bleibt ein Mensch der Kleinprovinz, der wie die andern als Wesen mit hundert Spiegeln im Städtchen Bursley liegt, das wir mit seinem Erleben, seinem Kommen und Gehen in die Sinne aufnehmen.

Das rote Bursley! Hohe Kamine, rundbäuchige Öfen und Schulen, der scharlachrote Marktplatz, die graue Burg der alten Kirche, der schlanke Spitz des evangelischen Gotteshauses, der niedrige Turm der Andachtsstätte der hochkirchlichen Kniebeuger, das Knallrot der Kapellen, die roten niedrigen Häuserreihen mit ihren bernsteinfarbenen Rauchfängen und, über allem thronend, der goldene Engel des geschwärtzten Stadthauses, und, um alles sich windend, die grauen Schleier des Fabrikrauches. Drinnen verästelt sich das Ganglion der Strafsen mit Ducksquare in der Mitte, wo Clayhangers Dampfdruckerei steht, Ducksquare, das das langsame Sterben der wiehernden Romantik der Postkutschen und Maultiere sah. Hier in diesen Gassen rollt das Leben dahin. Im Dragon Hotel neben der Druckerei, am Dreispitz von Trafalgar Road, singt der stämmige Druckergesell James Yarley, der ringsumher im ganzen Fünfstädtebezirk die schönste Bafsstimme hat, abends im Männerquartett seine prächtigen Gleechöre. Eine rauchende, biertrinkende Menge lauscht ihm entzückt. Gegenüber, wo Ducksquare sich gegen das Wiesenland aus-

weitet, ist der Blood Tub, das dürftige Theater, wo allnächtlich Cruikshanks „Bottle“ gespielt wird. Alles bekommen wir zu sehen bis zu den beiden behäbigen Klubs, dem liberalen und dem konservativen, der Sonntagschule, der Benefit Building Society und dem Tennisklub.

Diese graunüchterne Welt durchspielt Farbenpracht und Zauber für den, der zu sehen vermag. Wandle südwärts den trägen Wassern des Kanals entlang, wo hagere Pferde die plumpen Barken schleppen, und du erblickst plötzlich gegen Hanbridge zu ein Leuchten in der Ferne, das selbst die Sonne nicht zu töten vermag. Zwei Feuerströme entfließen dem Lichtquell und eilen in tausend Farben den Schlackenberg herunter. Sie hängen im Nebelbett, erröten, erbleichen und sterben. Ein paar Schritte nach der entgegengesetzten Seite hin, und du stehst in Shawport. In den Eingeweiden der Hochöfen bewegen sich gleich Höllengeistern halbnackte Gestalten zwischen den Brennkapseln. Immer wieder tauchen ihre schweifsglitzernden Körper auf, heiße Geschirre tragend, Teller, Untertassen, Tassen, Töpfe, Krüge, Becken in endlosem Aufzug zu Tausenden. Nördlich Bursley liegt Turnhill, der äußerste Gürtel des Landes, und weiter gegen die Nacht die wilde, hügelige Heide, deren Hochöfen Flammen in die Luft speien.

Das ist Bursley, eine Welt für sich mit ihren eigenen Freuden und Qualen. Ein Streik bricht aus. Harte Worte und Schläge fallen. Die Zeit rollt weiter. Der Feiertag des hundertjährigen Bestehens der methodistischen Sonntagschulen naht und die ganze Stadt schmückt sich zum Feste. Der Lukasplatz ist eine wimmelnde Masse von Köpfen, aus denen Fahnen und Flaggen herausgucken, die mit den farbigen Mädchenkleidern und Hüten, den Halsbinden und Rosetten der Männer die ganze chromatische Unendlichkeit durchspielen. Eine Blechmusik brüllt in die heiße Luft hinaus. Die Menge stimmt an und singt vom „Fels der Zeiten“, dessen durchbrochenen Flanken das Blut entströmt, das alle Sünden reinwäscht. Dazu bläht sich im Winde hinter der Rednerbühne erläuternd auf der großen Purpurfahne das hehre Wort vom Blut des Lammes.

Von Zeit zu Zeit hallen leise wie aus der Ferne die Welt- und Reichereignisse in dieses enggemauerte Kleinleben hinein. Namen wie Moody und Sankey, wie Bradlaugh — Echos der

70er und 80er Jahre — und Worte wie „Gewerkschaften“ erklingen und gehen von Mund zu Mund, die Gemüter aufregend. Das Jahr 1886 bringt Gladstones Home Rule Bill und macht die liberalen und konservativen Städter schimpfen. Die Sonne wendet sich und lächelt zum goldenen Jubiläum der Königin Viktoria. Die Reichen der Stadt reisen wundergierig nach London. Die Armen ergötzen sich am Anblick des Ochsenkadavers, der vor dem Stadthaus über dem Feuer röstet. In weiten Abständen ertönt die Totenglocke der Großen: Parnell, der Herzog von Clarence, Kardinal Manning!

Kennen wir jetzt Bursley? So gut wie unsere Nachbarstadt! Bennett hat uns in alle Winkel und Gäfchen, in alle Stuben und Kammern hineingeführt. Taktvoll! Nie hat er den Einzelgang durch zu viel Ortschauen überbürdet; immer wieder hat er uns Blicke tun lassen in das Gefühlsgewoge der Menschenherzen. Das Menschliche und Tätliche, Seelenverbindende und Trennende, bleibt uns stets nah. Und überall — im Stofflichen, Menschlichen und Tätlichen — das gleich langsame Bohren und Abbauen, um langsam hoch aufbauen zu können. Wie monumental ist das Sterben des alten Darius, wo die langen Sekunden einer Nacht, angst- und bildererfüllt, an uns vorüberschleichen.

Das ist der Bennettsche Stoffrealismus, überzeugend, echt und monumental in seiner Massigkeit, nicht symbolisch groß und seelen- und menschenumknetend wie bei Zola, nicht beziehungsdurchstrahlt wie bei George Eliot, nicht atmosphärisch verklärt wie bei Conrad, sondern Trollopeartig — künstlerisch und sachlich gesteigert. (Barchester ist neblig und verschwommen neben dem scharfkantigen Riesenrelief, das sich Bursley nennt.) Imposant steht schließlic der vollendete Bau, aber — wie Henry James geltend macht —, dem hohen und breiten Monument fehlt Profil und Totalgestalt. Wir schieben Bennetts Werke mit der großen, unbeantworteten Frage beiseite: Wo ist die Deutung?

(Fortsetzung folgt.)

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

[2. 7. 21.]

#### I N H A L T.

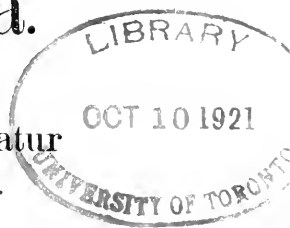
1. Fehr, Zur zeitgenössischen englischen Literatur . . . . .	Seite 169
--	--------------

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.



Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXII. Bd.

September 1921.

Nr. IX.

---

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

Goethe's Lyric Poems In English Translation Prior to 1860 by  
Lucretia Van Tuyl Simmons. Madison 1919.

A. u. d. S.: **University of Wisconsin Studies in Language and  
Literature**, Number 6. 202 S.

Vor vielen Jahren spielte mir ein freundlicher Zufall den 44. Jahresbericht des Board of Education in St. Louis (1898) in die Hände. Man hatte es nicht mit einem unserer üblichen Schulprogramme zu tun, die ohne Schaden für die Allgemeinheit eine heilsame Unterbrechung durch den Krieg erlitten haben, sondern mit einem stattlichen Oktavband von 400 Seiten, der nebst zahlreichen statistischen Tabellen über Schüler, Bücher, Schulgebäude wirklich einen guten Überblick über die Entwicklung des Unterrichtswesens bot. An diesen Jahresbericht, der an den eindringlichen Fluß des Herausgebers, der übrigens von einem Stab von Mitarbeitern unterstützt wurde, große Anforderungen gestellt haben mußte, wurde ich beim Lesen von van Tuyl Simmons' Schrift, namentlich in ihrem zweiten, dem Hauptteile, erinnert. England und Amerika, die klassischen Länder der Encyclopädieen und Concordanzen — eine Goetheconcordanz, die sich der Shakespeareconcordanz von Clarke an die Seite stellen könnte, vermissen wir noch immer schmerzlich, und wer diese im Reading Room des British Museum benutzt hat, weiß, wie angenehm sie werden kann —

sind auch groß in tabellarischen Arbeiten. So gibt uns Simmons in sieben Indexes 1. die Titel allgemeiner Werke über deutsche Literatur, 2. Sammelausgaben von Goethes Werken, 3. Einzelausgaben der Gedichte, 4. Anthologien, die Gedichte Goethes enthalten, 5. eine Aufzählung der verschiedenen Übersetzungen einzelner Gedichte, 6. eine alphabetische Liste der Übersetzer samt den Titeln der von ihnen übersetzten Gedichte, 7. eine alphabetisch geordnete Tabelle der deutschen Gedichte, so daß man z. B. unter Erlkönig (No. 107) oder Mignon (No. 103) sofort die verschiedenen englischen Übertragungen beisammen hat. Beiläufig: *Poems of Goethe* von E. A. Bowring, London 1853, *Minor Poetry of Goethe* von W. Grasset Thomas, Philadelphia 1859, *Poems and Ballads of Goethe* von W. E. Aytoun and Sir Theodore Martin, London 1859 und *Torquato Tasso, a dramatic poem from the German and other German Poetry* von Charles des Voeux, London 1827, 2 1833, besitzt die Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. Wir dürfen annehmen, daß der gewissenhaften Verfasserin keine vor 1860 erschienene Übertragung entgangen ist.

Ist dieses Buch freilich in erster Linie für den Goetheforscher wichtig, wird es doch auch der Anglist mit Nutzen lesen; ich denke weniger an die eingelegten Proben als an die 70 Seiten starke zusammenfassende Abhandlung über die Weite und Tiefe von Goethes Einfluß und Wirken in England und Amerika. Es ist mit Wärme geschrieben und während des Krieges gedruckt, also wollen wir hoffen, daß nicht alle Amerikaner von unserem Hunnentum fest überzeugt waren und am Deutschen auch manches Schätzenswerte fanden. Van Tuyl Simmons schließt diesen Abschnitt nach einer Liste der vielen Übersetzer mit den Worten: "Certainly such a list indicates that there is a great field for some future worker, and it should act as an inspiration to some qualified person with a willingness to subordinate his own gift, who may some day make accessible to the English reader the finest expression of Goethe's genius" (S. 79).

Was geht aus diesem Wunsche hervor? Die Erkenntnis, daß der Lyriker Goethe noch nicht das englische Gewand gefunden hat, das seiner würdig ist. An der Hand dieses



Buches sind wir in der Lage, zu verfolgen, wie nur sehr allmählich der Lyriker sich in der Fremde Einzug verschaffte; wie sehr er gegen den puritanischen Geist zu kämpfen hatte; daß englische Geschmacksrichtungen maßgebend waren, wenn zu einer Zeit seine Epik, zu einer andern seine Dramatik oder die Lyrik beliebter war. In den Tagen der Schauerromantik, der Mrs. Radcliffe und Lewis', schätzt man den Erlkönig und ähnliche Balladen. Scotts Übersetzungen werden gewürdigt. Aber bis 1800 weiß man wenig vom Lyriker. Die folgenden Jahre 1800—1820, die politische Reaktion, bezeichnen keinen Fortschritt; die Lieder treten hinter Faust, Wilhelm Meister, Dichtung und Wahrheit zurück. Erst W. Taylor's *Survey of German Poetry* (1830) gibt u. a. die Epigramme, Mahomets Gesang, der Wanderer, Parzenlied (in Iphigenie: *Song of the Fates*), Dom (in Faust: *Cathedral Scene*), Walpurgisnacht (*May Day Night*). Aber immer noch nicht, was wir eigentlich unter „Liedern“ verstehen. Thomas Carlyle bahnte das wirkliche Verständnis für Goethe an, durch seine Einleitung zur Übersetzung des Wilhelm Meister: „Minds like Goethe's are the common property of all nations, and for many reasons all should have a correct impression of them.“ Aber wenn er auch, vielleicht ist es richtiger zu sagen: weil er Goethes lyrische Eigenart verstand: „Goethe is nowhere more original, more indescribable, than in his smaller poems. One quality which very generally marks them, particularly those of a later date, is their peculiar expressiveness, their fulness of meaning. A single thing is said and a thousand things are indicated“, versuchte er nicht, die kürzeren Gedichte zu übersetzen. Doch machte er Schule, und in der Besprechung der Ausgabe in 40 Bänden 1827—1830, die in der *London Weekly Review* (1828) von einem Anonymus erschien, finden wir Abschied, Nähe des Geliebten, An die Entfernte, Schäfers Klage lied, An den Mond, Wanderers Abschied übersetzt. Diese Zahl wird von Charles des Voeux erweitert und von Sarah Austin (*Characteristics of Goethe*, London 1833), die sich an Ein gleiches („Über allen Gipfeln“), Prometheus, Lilis Park u. a. wagt. Doch schätzt Simmons diese Übertragungen nicht sehr hoch ein: „It can be said for the early pioneers in this field that they did change

the point of view of the English world towards the poet Goethe, but not that they were able to present his lyric poems adequately" (S. 34). Immerhin, das Eis war gebrochen, und die Zeitschriften: *The Edinburgh Magazine*, *The London Monthly Mirror*, *The Edinburgh Review*, *The Quarterly Review*, die einzelne Gedichte in den genannten Fassungen drucken, verbreiten die Kenntnis vom Lyriker Goethe nach und nach, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß man noch immer moralische Bedenken hegte: "Owing to the puritanic traditions of American students, we find many long tirades against Goethe and his views of art and life as subversive of good morals" (S. 39). — Ein besonderes Kapitel widmet Simmons den Anthologien, soweit sie Goethesche Lyrik enthalten. Die am weitesten verbreitete, auch in Deutschland sehr bekannte, ist die von Alfred Baskerville: *The Poetry of Germany* (1853, <sup>14</sup>1886). Vor mir liegt die vierte Ausgabe (1876) mit 23 Goetheschen Gedichten, darunter Heidenröslein, Gefunden, Willkommen und Abschied, Neue Liebe neues Leben, Mailied, An den Mond, Elegie, also Perlen Goethescher Lyrik. Diese Sammlung hat den Vorzug, daß sie den deutschen Text auf der linken, die Übersetzung auf der rechten Seite bietet, aber diese Übersetzung selbst wird charakterisiert als "tolerably faithful to the text, but devoid of poetic spirit" (S. 46). Auch diese Anthologien, in ihren Beiträgen von verschiedenen Übersetzern, erfassen nicht die formale und stylistische Schönheit des Dichters, d. h. also im Jahre 1840 nehmen wir wohl eine große Bekanntschaft mit Goethes Lyrik wahr, aber keinen Fortschritt "in the quality of translation". Erst die *Select Minor Poems of Goethe and Schiller* by Jonathan S. Dwight (1839) bringen uns weiter. Sie behandeln 85 kleinere Gedichte, die meisten von Dwight selbst. Er zeigt eine tiefere Einsicht in Goethes Lyrik. Freilich: "This volume sometimes lacks spontaneity and true Goethean grace of style, and it has striking inequalities" (S. 56), aber Simmons erklärt doch diese Sammlung hinsichtlich der Auswahl und der Technik für besser als alle vorhergehenden und die meisten der folgenden. Unter den letzteren nehmen die *Poems of Goethe* von Edw. Alfred Bowring (1853, Bd. VII von *Bohn's Standard Library*) einen bevor-

zugten Platz ein, mit 400 der kleineren Gedichte. "This volume found a very ready reception, was broadly circulated and widely reviewed, and remains today practically the only volume of Goethe's poems in circulation in English" (S. 57). Aber wie steht es um den Charakter der Wiedergabe des Originals? "As a word-for-word translation of the poems, little fault is to be found with them; as a representation of Goethe's lyric power and talent, little good can be said for them" (ebenda). Poetischer und von der Kritik günstiger aufgenommen, wenn auch unvollständiger als Bowrings Ausgabe (108 Gedichte im Vergleich zu 400) sind *Poems and Ballads of Goethe* by W. E. Aytoun und Sir Theodore Martin (1859): "Taken as a whole these translations are the best that we have in English; their easy flow bears scarcely a trace of the labor or constraint of translation, while the true spirit of the spirit of the original is well maintained, whether in pathos or humour. They form really a valuable contribution towards a truer understanding of Goethe's lyric" (S. 69 f.). Trotz dieses Lobes und dem, das sie der nicht sehr bekannten *German Anthology* von J. C. Mangan (1845) spendet, kommt die überaus anspruchsvolle und kritische Simmons, da diese beiden Werke eben unvollständig sind, nur einen Teil der Gedichte wiedergeben, zu dem Schlufs: "Any one of the standard sets of Goethe's complete works will convey to us a fairly accurate knowledge of his genius, in all fields *except the lyric*; here he is still *terra incognita*, — or worse" (S. 78). In Bezug auf Vollständigkeit hat Simmons recht, stellt sie aber nicht für die Form zu grofse Forderungen auf? Ich meine, wir Deutschen sollten mit dem von Engländern und Amerikanern Geleisteten zufrieden sein. Kann man von einer Übersetzung verlangen, dafs sie sich mit dem Original völlig decke, in Inhalt und Form? Müfste dann nicht der Übersetzer ein grofser Dichter, in unserem Falle ein Lyriker wie Goethe selbst sein? Dann aber wäre er ein Goethescher Engländer und würde sich vermutlich nicht damit begnügen, uns Goethe englisch zu geben. Übrigens war der Altmeister nicht so anspruchsvoll wie sein Verehrer, unsere Verfasserin. Ich verweise auf den Abschnitt Übersetzungen in den Noten und Abhandlungen (west-östlicher Divan), wo Goethe von dreierlei Arten Übersetzung

spricht und der dritten den Vorzug gibt: „Wir erlebten den dritten Zeitraum, welcher der höchste zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Übersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten sollte“, und zwar aus folgendem Grunde: „Eine Übersetzung, die sich mit dem Original zu identifizieren strebt, nähert sich zuletzt der Interlinearversion und erleichtert höchlich das Verständnis des Originals; hierdurch werden wir an den Grundtext hingeführt, ja getrieben, und so ist denn zuletzt der ganze Zirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.“

Völlig einverstanden kann man natürlich mit Simmons' Wunsche sein, daß eine gänzlich neu durchgesehene englische Gesamtausgabe der Goetheschen Werke erscheine, die die besten Übersetzungen aufnehme und die auch alle kleineren Gedichte enthalte.

Bevor wir von dem reichen Buche Abschied nehmen, nur noch eine Frage, auf die wir vergeblich eine Antwort erwartet haben. Simmons behandelt die Zeit von 1795 bis 1860. Das erste Datum verstehen wir. Weshalb aber das Jahr 1860 als Grenze nach unten festgesetzt ist, ersieht man weder aus dem *Foreword* noch aus der folgenden Darstellung. Die Verfasserin hat doch wohl ihren bestimmten Grund gehabt. Ob es sich bei den bibliographischen Übersichten des Goethe-Jahrbuches von White und Tombo (Bd. IX S. 361, XII S. 327, XXVI S. 342, XXXII S. 301) um neue Übersetzungen oder, was wahrscheinlicher ist, um Abdrücke älterer handelt, bin ich nicht in der Lage festzustellen.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

H. G. Wells, *The Salvaging of Civilization*. Cassell and Company, Ltd., London 1921. — 202 S., 7/6.

Nach der großen Weltgeschichte schenkt uns H. G. Wells nicht, was wir erwarten, einen neuen Roman, oder episch wissenschaftliche Phantasien, sondern ein Buch über den Weltstaat, der allein die Bergung der schnell sinkenden Zivilisa-

tion — *The Salvaging of Civilization* — sichern kann. Eine üppige wissenschaftliche Bildungskraft, die die fernsten Zusammenhänge blitzartig erkennt oder schafft, und eine lebendige Anschaulichkeit sind hier am Werk.

Das Schwergewicht der sieben Abhandlungen,<sup>1)</sup> die ursprünglich als Vorträge für eine amerikanische Zuhörerschaft gedacht waren — nur Krankheit hat Wells verhindert, sie zu halten —, liegt auf den Kapiteln 2 bis 5, die den Gedanken nicht eines Völkerbundes, sondern eines Weltstaates umschreiben und zeigen, wie der feste Grund dazu gelegt werden kann durch die Knüpfung eines alle Menschen vereinigenden Seelenbandes. Wells will zunächst die Amerikaner für seinen Traum gewinnen, will aber auch ihnen und uns klar machen, wie grundverschieden ihr Denken von dem unsrigen ist. Er darf diese Gegenüberstellung wagen, da er sich in seinem bekannten Buche über die „Zukunft in Amerika“ als ein tiefdringender Einschaer in die amerikanische Gefühlsdynamik ausgewiesen hat.

Und nun zur Idee des Weltstaates! Laute Warnungen stößt Wells aus. Die Zivilisation, in der wir leben, ist am Zusammenstürzen, ohne daß etwas geschähe, sie zu retten . . . Ich habe eine große Stadt von über zwei Millionen Menschen sterben sehen . . . Ich habe dort einen Zustand der Zersetzung vorgefunden, der sich nicht beschreiben läßt . . . Straßsen mit großen Löchern, wo die Kloaken eingedrückt waren. Das Holzpflaster weggerissen, um es als Brennstoff zu benützen. Die Läden und Märkte verlassen, nicht bloß geschlossen, nein verlassen und weggeworfen wie ein alter Stiefel oder ein alter Eimer am Wegrand. Man sage mir nicht, der Bolschewismus sei daran schuld. Rußland hat nur den fernen Endzustand der allgemeinen Verwesung jetzt schon erreicht.

Und nun stellt Wells die These auf: Der jetzige Abbruch des jähen Aufstieges der Zivilisation, der drei Jahrhunderte lang angehalten hat, entspringt denselben Ursachen, die auch

---

<sup>1)</sup> 1. The Probable Future of Mankind, 2. The Project of a World State, 3. The Enlargement of Patriotism to a World State, 4. The Bible of Civilization, Part One, 5. The Bible of Civilization, Part Two, 6. The Schooling, of the World, 7. College, Newspaper and Book, 8. The Envoy.

den Aufstieg gebracht haben, nämlich der ungeheuren Entwicklung des menschlichen Wissens und der menschlichen Macht, mit der die politischen Ideen nicht Schritt gehalten haben.

Man betrachte sich die Verkehrsmittel als wechselschaffende Faktoren. Die Eisenbahn und der Telegraph haben die Vereinigten Staaten möglich gemacht. Durch sie — d. h. durch die gegenseitige menschliche Näherbringung — vollzog sich jene große, immer noch fortschreitende Angleichung des amerikanischen Westens an den Osten. Durch sie allein konnte dieser Riesenstaat regiert werden als ein festes Ganzes, mit dem verglichen das heilige römische Reich wie eine Masse von Gegenständen aussieht, die ein Mann mit nassem Löschpapier in ein zu großes, immer wieder auseinanderfallendes Paket zusammenschnüren will. Eisenbahn und Telegraph waren für Amerika ein Segen. Sie waren aber für Europa eine Belästigung. Denn erst jetzt fühlte man die Enge der Grenzen, die zur Zeit der langsam durchquerten und deshalb so weit scheinenden Postkutschenstaaten den alten Nationalismen genügend Austobungsraum gelassen hatten. Jetzt aber rannten die schneller reisenden Menschen und die schneller rollenden Waren und Nahrungsmittel auf allen Seiten gegen Wände an. Denn jede Grenze, jeder Tarif, jede Valuta war eine solche Wand. Und heute taumelt sich am Veitstanz der Valuta jeder gesunde und ehrliche Handel zu Tode. Das war und ist alles nur deshalb so, weil so und so viele Staaten, die von engen, durch Riesenarmeen geschützten Patriotismen durchseucht sind, unabhängig sein wollen.

Diese Wände müssen fallen trotz aller sie schützenden und stützenden Verschiedenheiten in Sprache, Sitte und staatlicher Anschauung. Den Gang zum Weltstaat müssen die europäischen Nationen gehen. Sie müssen lernen in einer europäischen und weltlichen Volksbegrifflichkeit zu denken wie die früheren amerikanischen Staaten, die eines Tages aufhörten, vom Volk von Massachusetts und vom Volk von Virginia zu reden und ihren Bund einzig und allein auf den Gedanken des vereinigten amerikanischen Volkes stellten. Auf diese hohe Idee des europäischen und des Weltstaates muß die Schule hinarbeiten.

Und nun träumt H. G. Wells von einem großen Buche, in dem jeder Mensch blättert und liest, zu dem er sich hinwendet in Stunden geistiger Not, dem Buch der Geschichte, der Naturwissenschaft und der Weisheit, der großen Bibel der Zivilisation, wie sie schon dem alten Comenius vorgeschwebt hat. Dieses Buch ist nötig, um die Menschenseelen zusammenzuflechten. Denn der Mensch vereinigt sich heute mit dem Menschen nur noch dann, wenn er für den Konsumenten die Preise und für den Arbeitgeber die Löhne erhöhen will.

Diese Bibel wird aus drei großen Teilen bestehen: Geschichte, Sittlichkeit und Weisheit und Dichtung.

Der geschichtliche Teil wird eine naturwissenschaftliche Genesis bringen; er wird das Werden der menschlichen Rasse erzählen und mit einer auf eine gemeinsame Zukunft hindeutenden Völkergeschichte abschließen. Das Ganze ein Werk, zu dem Wells' überall mit Freuden begrüßte Weltgeschichte nur ein schwacher Ansatz ist.

Der zweite Teil wird eine Gesundheitslehre — einen neuen Leviticus und eine neue Deuteronomie — und ein Buch über Eigentum und Recht enthalten.

Der dritte Teil wird in den „Kanonischen Büchern“ das Herrlichste bringen, was die Weltliteratur hervorgebracht hat, darunter große Teile des Alten und des Neuen Testaments. Schwer ist zu entscheiden, was hinzukommen soll, und Wells gibt hier nicht Proben schlechthin, sondern nur Beispiele für den Geist und den Ton, der hier gelten muß. Also etwa Lincolns Gettysburgrede und Stellen aus Miltons Prosa (Ja, Mr. H. G. Wells, gewaltig und erhaben klingt die Miltonstelle, die Sie anführen, in der Ursprache. Wie aber wohl auf Französisch oder Deutsch? Hier ist die Crux). Den kanonischen Schriften schließen sich die „großen Bücher“ der Menschheit an, darunter Shakespeare, und dann folgen die Apocrypha, die man lesen kann, aber nicht muß.

Durch diese Bibel legen wir für den Weltstaat eine feste Grundlage, bestehend in dem menschlichen Gemeinbesitz großer Ideen und ewiger sittlicher, emotioneller und aesthetischer Werte. Dieses Buch, geschrieben, gedruckt, übersetzt und über die ganze Welt hin verbreitet, würde 40 Millionen Dollar

kosten, ungefähr so viel als jetzt Amerika für das „Spielzeug“ einer Flotte ausgeben will, die es nicht braucht.

Was Wells in den folgenden Kapiteln über Erziehung, Schule, Universität und Presse sagt, ist sehr beherzigenswert. Immerhin trifft ein guter Teil seiner Kritik mehr für die englischen als für die festländischen Verhältnisse zu, vor allen Dingen die Schulkritik. Gewiss bedürfen auch wir der Weltökonomie der Unterrichtsenergien, die mit geringen Anstrengungen mehr erreicht als uns jetzt möglich ist. Aber man kann mit Wells von unsern Schulen kaum sagen, es werde in ihnen zu wenig gelehrt und gelernt. „Untererzogen“ allerdings in mannigfachem Sinne ist auch unser Volk und unsere Jugend. Und die „Untererziehung“ macht Welt und Menschheit gemein. Hoffen wir, daß Wells, dieser erleuchtete Zukunftsspäher unserer Zeit, ihr bald das Schöne wieder zeigen werde.

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

**Mittelenglische Sprach- und Literaturproben.** Ersatz für Mätzners Altenglische Sprachproben. Mit **etymologischem Wörterbuch** zugleich für Chaucer. Herausgegeben von **A. Brandl** und **O. Zippel**. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1917. — XVIII u. 423 SS. Gr. 8<sup>o</sup>.

(Fortsetzung und Schluß.)

**VII. Political Poetry.** 6. Ballad on the Scottish wars. Str. 1, 5 gehört *soth* nicht vor *to say*, sondern an den Anfang von V. 6. — 2, 14 str. *wel mykel*. — 6, 43 l. *gladli*. — 7, 49 erg. *ful* vor *litel*. — ib. 52 l. *jah* 'doch' und *wit* 'wissen'. — ib. 54 erg. *it* vor *se*. — 8, 63 erg. *neiper* vor *brok*. — 9, 68 erg. *for* vor *to*. — ib. 72 l. *pouth me* 'dünkte mir', mit Komma nach *me*. — 10, 84 erg. *al* vor *his*. — 11, 92 bleibt mir *side ssou* dunkel. — 12, 99 erg. *wel* vor *may*. — 13, 110 erg. *it* vor *hi*. — ib. 113 l. *(wip)outen*. — ib. 116 versteh ich nicht. — 14, 124 gehört ein Komma hinter *wille*. — 16, 147 erg. *pat* hinter *pouche*. — ib. 148 bleibt mir *schrogen* unklar, das auch im Glossar fehlt. — ib. 149. Der Reim verlangt *leech* 'Feld' statt *tour*. — ib. 154 l. *lies* 'liegt, wohnt' st. *liest*. —



— 17, 157. Wie passen *foles* und *(h)is* zusammen? — ib. 159 l. *feldes*. — 18, 174 erg. *riht* vor *als*. — 19, 189 l. *houzand*. — 21, 205 l. *dom*. — ib. 214 l. *fer* 'fürchten' st. *fur*? — ib. 216 l. *(un)til*. — 22, 217 l. *gladli*. — ib. V. 224 ist zu kurz. — S. 140, 236 l. *forlorin*. — 24, 242 l. *Thoh wyth* st. *To wyt*. — ib. 245 l. *sen* st. *ben*. — ib. 250 erg. *als* vor *es*. — **VIII. Elegiac.** 1. Pearl. 3, 29 l. *quede* 'schlecht' st. *fedde*, das offenbar durch die Alliteration in den Vers gekommen ist, aber weder grammatisch (man sollte ja *fedde* erwarten) noch logisch paßt. — 12, 142 l. *hoped*. — 16, 190 l. *seme(ly)*. — 17, 194 l. *mogt(e)*. — ib. 200 l. *ene* st. *ysen*. — 19, 224 l. *his* st. *hit*. — ib. 225 l. *tong(e)*. — 27, 320 l. *kleve* 'kleben' st. des sinnlosen *keve*. — ib. 323 l. *man*. — 30, 353 l. *stynt* (Imp.) st. *stynst*. — ib. 358 l. *and (do) py lures of lygte leme* 'und (kann) deine finstern Blicke von Licht leuchten lassen'? — **X. Longer political Pœms.** 3. On the evil times of Edward II. S. 188, Str. 17, V. 97 l. *name-cowthe* als Kompositum (vgl. *name-couth* im NED.). — S. 195, Str. 53, Z. 313 ist sinnlos, ich lese: *knygtes to-drawc(th) God almyzt, (by) iche lyme schal be swore* (vgl. Str. 54, 3); V. 316 bleibt mir dunkel; in V. 318 gehört die Cäsur hinter *schal*. — S. 198, Str. 63, 2 l. *within* und *store* st. *horde* (: *pore*). S. 199, Str. 72, 1 l. *Galice*. — S. 200, Str. 74, 3 erg. *so* vor *over*. — S. 201, Str. 72, 4: *proke* hat doch mit *prick* nichts zu tun, wie das Glossar behauptet! — **XI. Drama.** 1. Interludium de clerico et puella. V. 12 l. *lostc*. — V. 21 erg. *any* nach *for*. — V. 42 l. *ledy*. — V. 68 l. *gram* st. *love*, das sinnlos und reimlos ist. — V. 80 l. *pay* st. *hay*. — V. 81 erg. *God* vor *gef*. — V. 82 l. *henged*. — V. 83 l. *me on*. — 3. Towneley Plays. 3, 2 l. *lord-fest* 'bound to a lord' (nach dem NED.). Das Wort fehlt im Glossar. — 12, 108 str. *I had rym to*. — 13, 109 l. *derfly*? — 15, 131 ist *ponder* Subst. Das Wort fehlt in dieser Bedeutung im Glossar, auch im NED. sucht man den Beleg vergebens. — 47, 413. Hinter *glose* gehört ein Fragezeichen. — 49, 32 l. *in (tò)* wegen des Verses. — 54, 476. Die Kommata vor und nach *lyst* sind falsch; der Satz bedeutet: 'unserm Herrn beliebt es zu jammern'. — 55, 487. Wenige Benutzer dürften *qweasse* unter *whese* suchen! — 58, 513 erg. *al thre* am Ende des Verses (vgl. V. 568). — 63, 558 erg. *ful* vor *cele* (= *sely*). — ib. 564. *garray* muß hier doch 'Lärm, Unruhe'

bedeuten, vgl. das NED. — 67, 594 erg. *so* vor *wast*: 'so war's!' — 71, 631. *skore* bedeutet hier '20 Pfund', vgl. das NED. unter *score* 17. — 75, 666 l. *rad* 'bange' st. *farl* (vgl. 20, 175 dieselben Reime). — 75, 668 f. Hier ist *glad* doch Subst. (fehlt im Glossar). — 76, 681 f. Es ist zu lesen: *Concipiet virgo, / A chyldre that is nakyd*. — 79, 709 l. *this*. — 83, 739 bleibt mir dunkel. — ib. 741 str. *And*. — 84, 750. *Full oft* muß eine Zeile für sich bilden.

Zum Glossar bemerke ich noch: *agete* 111, 77 ist zu streichen, denn an der betreffenden Stelle ist gewiß *aret* 'erfreut' (zu ae. *ārētan*) zu lesen. — *ældrihten* (Laž.) fehlt. — *arēten* 'erfreuen' fehlt S. 261. — S. 265 *bay* 2 l. *bayd* 'gebogen, rund' (zu *beighe*). — S. 278 fehlt *cele* = *sely*. — S. 278 str. *keve*, wofür *kleve* 'klebe' zu schreiben ist. — *cuckingstol*: an. *cáka* (sic!) kenne ich nicht. — Was hat *dasewe* mit ae. *dwáesige* zu tun? — *forthorin* 140, 236 steht für *forlorin*. — *hale*: ein ae. *gehalige* kenne ich nicht. — Unter *lord* fehlt ~ *fest* (s. oben zu Town. Pl.). — Unter *name* fehlt ~ *couth* 'bekannt' (S. 188, 97). — Unter *q* fehlt *qweasse* = *whēse*. — Unter *religioun* fehlt die Bedeutung 'Geistlicher, Mönch'. — Unter *score* fehlt die Bedeutung '20 Pfund'. — Bei *urchoun* fehlt Verweisung auf ne. *urchin*. — *vaires*: l. afr. *veire*. — Zu *werd* brauchte dän. *verden* nicht erwähnt zu werden, denn die Form konnte auch im Englischen selbständig entstehen. — Gehört *wik*, ne. *wicked*, wirklich zu ae. *wican*?

Kiel.

F. Holthausen.

---

### Zu *Everyman*.

Obleich diese Moralität in den letzten Jahrzehnten wiederholt herausgegeben ist (vgl. Dodsley-Hazlitt I, 99 ff.; Logeman, Gand 1892; Pollard, English Miracle Plays<sup>3</sup>, S. 77 ff.; Farmer, Early English Dramatists, Six Anonymous Plays, First Series, London 1905, S. 93 ff.; Greg, Materialien Nr. 4 und 24; Quiller-Couch, Oxford 1908<sup>1</sup>) und verschiedene Gelehrte sich um die Erklärung und Verbesserung des Textes bemüht haben (vgl.

---

<sup>1</sup>) Diese Ausgabe war mir nicht zugänglich.

Bang, Engl. Stud. 35, 116 ff.; Brandl. Herr. Arch. 113, 199; Holthausen, ebd. 112, 411 und E. St. 21, 449; Kölbing, E. St. 21, 170 und 449; Manly und Wood, Mod. Phil. VIII, 269 ff.), so bleiben doch noch eine Anzahl offenbar verderbter Stellen übrig, mit denen sich die folgenden Zeilen befassen sollen.

V. 37 f. l. *As pryde, couetyse, wrathe, and lechery,  
(that) now in the worlde be made commendable.*

V. 84 l. *Before the lorde (God) heuen-kyng.*

Vgl. nl. V. 68: *Voor gode almachtich.*

V. 222 f. *Tusshe, by thy thankes I set not a straw;  
Shewe me your grefe aud saye no more!*

Der Reim wird hergestellt, wenn wir das skand. *hore* 'Haar' statt *straw* einsetzen; vgl. das nl. *een haer* und Hein, Anglia XV, 54 f.

V. 260. *Whan schulde we cume agayne?*

Wegen des Reimwortes *dome* ist wohl zu lesen;

*Whán schulde we | agayne (to) cume?*

Dadurch erhält der Vers auch seine vier Hebungen. Nach den Hilfszeitwörtern kann ja der Inf. mit *to* stehen, wenn sie von diesem getrennt sind, vgl. V. 584.

V. 272. *And yet, yf hou wylte ete and drynke and make  
good chere.*

Der Vers ist zu lang; vielleicht ist er zu kürzen:

*Yet, yf hou wylte drynke and make good chere.*

Vgl. das nl. V. 248: *Waer't te drinken een goet gehelaghe.*

V. 317. *I wyll go saye, for yender I se them go.*

Der Reim auf *men* verlangt *ren* statt *go*. Hazzlitt ergänzt *lo* hinter *men*.

V. 364. *If that you and she may agree.*

Um den Reim mit *jurnaye* herzustellen, wäre etwa *agree (wel) may* zu lesen.

V. 422. *That wolde greue me full sore (here).*

So ergänze ich wegen des Reimes auf *answere*.

V. 431. *But yf thou had me loued modcrately duryng.*

Das letzte Wort überfüllt den Vers und ist mir auch unverständlich; der Rhythmus würde auch besser durch die Umstellung *loued me*.

V. 520. *Called knowlege, which shall with you abyde.*  
Das Reimwort *rekenynge* verlangt ⟨be⟩ *abydynge*.

V. 525. *And am holy contente with this good thyng.*  
l. *endynge*, da *thyng* schon als Reimwort hervorgeht.

V. 527. *And whan he hath brought the there.*  
l. *thyther*, wegen des Reimes auf *to-gyther*. Derselbe Reim erscheint V. 918 f.

V. 560. *Wyth abstynence and perseuerance in Goddes  
seruyce.*  
Das letzte Wort sollte auf *endure* reimen, weshalb das bei Dunbar vorkommende *seruyture* dafür einzusetzen ist.

V. 582. *O way of ryghtwysenes, o goodly rysyon.*  
Der Reim auf *redeme* verlangt *leme* 'Licht' (ae. *leoma*) statt *rysyon*. Das Wort lebt jetzt noch im Schottischen, vgl. *leam*<sup>1)</sup> im NED.

V. 588 f. *Here I crye the mercy in this presence.  
O ghostly treasure, O raunsomer and redemer.*  
l. *tyme* st. *presence* wegen des Reimes auf *deuyne*, sowie *savior* st. *redemer*, das auf *conductor* reimen soll.

V. 606 l. *My flesshe therwith shall ⟨I⟩ gyue aquytaunce.*  
V. 614 l. *Also thou dehyt⟨de⟩st to go gaye and fresshe.*  
Vgl. *dehyted* in B und das nl. V. 587: *voer dat ghi waert soon*.

V. 702 erg. *In quyet to be returned there it ought to be ⟨scnt⟩,*  
wegen des Reimwortes *entent*.

V. 760. *Theyr chyldren sytteth by other mennes fyres,  
I haue herd.*  
Der Vers<sup>2)</sup> ist viel zu lang und reimt nicht auf *bad*. Ich streiche *sytteth* und *I haue herd* und lese:

*Theyr chyldren by other mennes fyres ⟨be stad⟩.*  
V. 762. *With unclene lyfe as lustes of lechery,  
l. and st. as.*

V. 849 erg. *I will no lenger the ⟨company⟩ kepe.*  
V. 890 erg. *Now hath he mad ⟨a good⟩ endynge.*  
V. 903. *Ye herers, take it of worth, olde and yonge.*

Der Reim auf *mynde* verlangt *yinge*. Der Vers ist übrigens reichlich lang.

<sup>1)</sup> Die falsche Schreibung ist wohl durch *beam* beeinflusst.

<sup>2)</sup> Vgl. die von Bang, Baust. I, 70 aus Bale beigebrachte Parallele.

V. 905 f. *And remembre beautye, fyue wittes, strength and  
discession,*

*They all at the last do eueryman forsake.*

Da das Reimwort von V. 904 *ende* ist, vermute ich, dafs *and discession* der Rest einer verlorenen Zeile ist, worin auch *kindred, felawship* und *goodes* standen, vgl. im Nl. V. 873: *Gheselscap, vrienden ende goet*. Danach mufs dann natürlich noch ein Vers ausgefallen sein.

V. 907 erg. *Saue his good dedes (nothing) there dothe he take*. Der nl. Text lautet (V. 877): *sonder die duecht volcht voer al*. Hazlitt liest: *(them he) there doth take*, ebenso Farmer.

Kiel.

F. Holthausen.

### Nachtrag zu O. Wilde's Gedichten.

In dieser Zeitschrift suchte ich 1919 den Nachweis zu führen (S. 294 ff.), dafs O. Wilde bei der Abfassung seiner Gedichte in grossem Umfange sich der Anthologie "The Golden Treasury" als Fundgrube bedient hat. Die Zahl der beweisenden Parallelstellen kann um einige interessante Belege vermehrt werden.

1. Das Gedicht "Requiescat" (Poems, Tauchn. S. 47) erweist sich als deutlicher Abkömmling von Byron, dessen Ton es überraschend glücklich trifft. Und zwar handelt es sich um die beiden in die Anthologie aufgenommenen Gedichte "Oh! snatch'd away in beauty's bloom" und "And thou art dead, as young and fair". Beweisende Echos sind *tread lightly* bezw. *young and fair*. Dabei war *fair* von Byron in dem allgemeinen Sinne als „schön“ angewandt worden; Wilde fafst es in dem mehr spezifischen Sinne als „blond“ auf. Der Titel bei Wilde erinnert übrigens an Arnold's gleichnamiges Jugendgedicht, das sicherlich nicht ohne Einfluß gewesen ist angesichts der Tatsache, dafs Wilde diesen Dichter auch sonst nachahmte (vgl. Bendz, *The Influence of Pater and M. Arnold in the Prose of O. Wilde*, Gothenburg 1914, S. 66). Nimmt man die metrische Abhängigkeit von Hood hinzu (Fehr, *Studien zu Wilde's Gedichten*, Palaestra 100, S. 26), dessen "Bridge of

Sighs" ebenfalls in der Anthologie steht, so muß es sehr fraglich erscheinen, ob tatsächlich in Wilde's Gedicht „selbst-erlebte Gefühle persönliche Färbung angenommen“ haben (Fehr, S. 27), ob es wirklich als „profoundly sincere“ zu bezeichnen ist (Walker, Lit. of the Vict. Era, S. 1051). Es gilt im allgemeinen für eines seiner besten, wenn nicht für das beste, und es hat z. B. in die Sammlungen „A Book of Irish Verse“ (W. B. Yeats) und „The Oxford Book of Victorian Verse“ (Quiller-Couch) Aufnahme gefunden.

2. Zwei kleinere Stücke von Wordsworth, welche die Anthologie abdruckt, werden in ähnlicher Weise in „Impression du Matin“ (S. 89) zusammengefaßt, nämlich „Sonnet Composed upon Westminster Bridge“ und „The Reverie of Poor Susan“. Aus ersterem stammt vor allem das Bild der Stadt (*town < city*) im Lichte der aufgehenden Sonne mit den Einzelheiten: *barge < ship(s), bridge(s), St. Paul's < dome(s), glistening < glittering*. Aus dem zweiten Gedicht wurde zunächst die Anspielung auf den singenden Vogel entnommen. Man beachte auch die Zeitbestimmung: *when daylight appears*; das Wort *daylight* wird unverändert übernommen und mit der weiblichen Figur in Verbindung gebracht. Dabei ist nichts bezeichnender für die Persönlichkeit Wilde's als die Verwandlung der pathetischen Gestalt bei Wordsworth, *Poor Susan*, in die vampyrartige Großstadtdirne, mit der Wilde's Phantasie sich besonders gerne beschäftigte. Über den Zusammenhang dieses Gedichts mit dem Impressionismus gibt Fehr lehrreiche Auskunft (S. 163).

Dorpat.

H. Mutschmann.

[26. 7. 21.]

## I N H A L T.

	Seite
Ia. Simmons, Goethe's Lyric Poems in English Translation Prior to 1800 (Caro)	201
Wells, The Salvaging of Civilization (Fehr)	206
Brandl und Zippel, Mittlenglische Sprach- und Literaturproben. Ersatz für Mätzners Altenglische Sprachproben. Mit etymologischem Wörterbuch zugleich für Chaucer (Fortsetzung und Schluß) (Holthausen)	210
Ib. Holthausen, Zu <i>Everyman</i>	212
Mutschmann, Nachtrag zu O. Wilde's Gedichten	215

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber &amp; Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.



## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXII. Bd.

Oktober 1921.

Nr. X.

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

#### Zur zeitgenössischen englischen Literatur.

(Fortsetzung.)

#### 2. Joseph Conrad.

Teodor Josef Konrad Korzeniowski<sup>1)</sup> wurde am 6. Dezember 1857 in wohlhabenden Verhältnissen in einem Dorfe der südpolnischen Ukraine

<sup>1)</sup> Seine Werke: *Almayer's Folly, A Story of an Eastern River*, Unwin 1895. Seitdem oft neugedruckt, bei Nash, Unwin, Tauchnitz; *An Outcast of the Islands*, Unwin 1896, Neuauflage 1914, auch Tauchnitz; *The Nigger of the Narcissus, A Tale of the Sea*, Heinemann 1897, neu 1910; *Tales of Unrest*, Unwin 1898, neu 1910 und 1921, auch Tauchnitz; *Lord Jim, A Tale*, Blackwood 1900, neu 1914 bei Dent & Sons 6/-; *The Inheritors, An Extravagant Story*, by J. C. and F. M. Hueffer, Heinemann 1901; *Youth, a Narrative and Two Other Stories*, Blackwood 1902; *Typhoon and Other Stories*, Heinemann 1903, neu 1912 und 1921, 5/- und 1917, 1.-; *Romance, a Novel* by J. C. and F. M. Hueffer, Smith, Elder 1903, neu 1909 Nelson; *Nostramo, A Tale of the Seaboard*, Harper 1904, neu Dent & Sons 6/-; *The Mirror of the Sea, Memories and Impressions*, Methuen 1906, neu 1913, 1915, billige Ausgabe 1/9 bei Methuen; *The Secret Agent, A Simple Tale*, Methuen 1907, neu 1914, auch Tauchnitz; *A Set of Six Tales*, Methuen 1908, auch Tauchnitz; *Under Western Eyes*, Methuen 1911, neu 1915, auch Tauchnitz; *Some Reminiscences*, Nash 1912, neu als *A Personal Record*, Nelson 1916, neu bei Dent & Sons 1919, 6/-; *Twixt Land and Sea, Tales*, Dent 1912, neu 1914, 6/- und 2/6, auch Tauchnitz; *Chance, a Tale in Two Parts*, Methuen 1914, billige Ausgabe 2/-, auch Tauchnitz; *Within the Tides, Tales*, Dent 1915, 6/-; *Victory, an Island Tale*, Methuen 1915; *The Shadow Line, A Confession*, Dent 1917, 6/-; *The Arrow of Gold, A Story between Two Notes*, Unwin 1918, 8/-; *The Rescue*, Dent 1920, 9/-; *Notes on Life*

geboren. Eine französische Gouvernante brachte ihm in kürzester Zeit das Französische bei. Sein Vater war ein feingebildeter Mann, der Shakespeare und Victor Hugo ins Polnische übersetzte — um sich das russische Exil von Vologda zu versüßen, wohin ihn 1862 die zaristische Regierung wegen seiner Verwicklung in die polnischen Aufstände mit seiner ganzen Familie verbannt hatte. Conrad erinnert sich heute noch des Abschieds von der Heimat und der traurigen Fahrt in die Fremde mit der schwerkranken Mutter. In seinen „Reminiszenzen“ hat er das Bild festgehalten. In der Verbannung blieb der Junge bis einige Zeit nach dem Tode seiner Mutter. Dann wurde er nach Polen zurückgeschickt, wo sich ein Oheim seiner annahm. Ein Student aus Krakau unterrichtete ihn, um ihm so auf die Universität vorzubereiten. Aber Conrad fühlte in sich eine unbezähmbare Lust nach dem Seemannsleben, die ihm weder Oheim noch Lehrer ausreden konnte. Schliesslich liefs man ihn gewähren. Im Jahre 1874 verlies er Polen und zog nach dem fernen Westen. Von Marseille aus machte er seine erste Seereise und landete nach langen Fahrten hin und her im Mai 1878 zum ersten Male auf englischem Boden, der Sprache unkundig, in der er später ein Meister werden sollte. Er erlernte sie erstaunlich rasch im Wirbelstrom des Lebens, in den er sich jetzt stürzte. Als gewöhnlicher Seemann liefs er sich noch im selben Jahre auf dem Schiffe Duke of Sutherland andingen. Rasch stieg er empor und wurde 1884 Offizier in der englischen Kauffahrteiflotte, womit sich zugleich seine Naturalisierung ergab. Jetzt trug ihn sein Schiff nach den fernsten Zonen, nach der Südsee und den malayischen Inseln. Zehn Jahre schlug es ihn so herum. Dann verlies er gesundheitshalber den Seedienst und lebt seitdem in Kent. Bestimmend für ihn war das Jahr 1894, als die Firma Fisher, Unwin das Manuskript seines ersten Romanes *Almayer's Folly* annahm. Er hatte ihn lange Jahre hindurch in Mußestunden in seiner Kabine zusammengeschrieben, ermuntert durch die trockene Bitte zum Weiterfahren und Vollenden, die ein lungenkranker mitreisender englischer Akademiker an ihn gerichtet hatte, der T. B., dessen Andenken das Buch gewidmet ist. Als dann 1897 E. W. Henley den Roman *The Nigger of the Narcissus* für gut genug hielt, um in seiner *New Review* veröffentlicht zu werden, war Korzeniowski's Laufbahn festgelegt.

Seitdem hat er viele Bände geschrieben, die man drei verschiedenen Perioden zuteilen kann. In der ersten Zeit 1895—1900 kämpft er noch mit dem fremden Idiom. Sein leise französisch gefärbter Stil ist übersättigt mit Atmosphäre, voll Purpur- und Scharlachflecken, eine schwache, vielleicht ungewollte Widerspiegelung des gelben Ästhetentums der Neunziger Jahre. Und zur lauten Rhetorik gesellt sich die fast noch rauhe Frische des Erlebnisniederschlags. *Almayer's Folly* und *The Nigger* sind hier Marksteine, *Lord Jim* ist hier Höhepunkt.

and *Letters* (literarkritische Artikel), Dent 1921, 9/-. — Kritik und Biographie: Richard Curle, *Joseph Conrad, A Study*, Kegan, Paul 1914 (vergriffen); Hugh Walpole, *Joseph Conrad*, Nisbet 1916, 127 S., 2/-. — Vgl. noch: A. G. van Kranendonk, *Joseph Conrad*, English Studies, II (1920) 1—8, Amsterdam 1920.



In der zweiten Periode, die mit *Youth* (1902) beginnt, ist Conrad ein Neuschaffer, in dem die wilde Naturpracht, die jahrelang seine Sinne umrauscht hat, spontan in Lyrik ausbricht. Aber die Sprache zeigt jetzt Disziplin und Regelmäßigkeit. Diese romantische Lyrik erreicht ihren End- und Gipfelpunkt in *Nostramo* (1904).

Die dritte Periode, die nach einer kleinen Pause mit *The Secret Agent* (1907) einsetzt, zeigt Conrad als einen sachlichen Durchdringer der Dinge. Die Lyrik ist gedämpft, der Stil ist kühler und klarer geworden. Das auffallendste Werk dieser Jahre ist *Chance* (1914).

Diesem späten Werke — *Chance* — wenden wir uns nun sofort zu, dem Buch, das nach der Meinung gewisser Kritiker geradezu einen Wendepunkt in der Entwicklung englischer Romanteknik bedeutet. Dann wollen wir rückwärts blicken. Ein Verfahren, das dem Leser ebenso absonderlich erscheinen mag wie die Conradsche Technik selber!

Eine lange Abhandlung wäre nötig, *Chance* zu analysieren. Hier grenzt Conrads Technik ans Ungeheuerliche. Wir denken an Brownings „Ring und Buch“. Und das will viel heißen. Ein kleiner leuchtender Punkt, dem in immer weiter auseinanderstrebenden Sternenstrahlen die Handlung entströmt! Eine Situation, die schon alle Romanmomente unsichtbar enthält und die in der Folge auskeimen müssen!

Flora Smith, Mrs. Fynes jugendliche Freundin und Schutzbefohlene, ist heute abend nicht mehr zurückgekehrt. Was geschah? Ein Brief enthüllt das Geheimnis. Sie entfloh mit Kapitän Anthony, dem Bruder ihrer Beschützerin, nach London. Daraus ergibt sich alles Weitere. Die spätere Entwicklung wird uns Flora als Kapitänsfrau auf dem Schiffe zeigen, das die fernen Ozeane durchfurcht. Vorerst aber gilt es, die ganze Ursituation auszuschöpfen in assoziativem, rückwärtsgleitendem Spinnen.

Wer spricht? Ein Ich! Eine Stimme! — Die Stimme Conrads? — Die Stimme schweigt aber bald und erteilt das Wort immer wieder ihrem Begleiter, dem Seemann Marlow, der in der Ursituation aufmerksam fragend, suggerierend und denkend neben Mr. Fyne keuchend einherschreitet, dem kleinen Fyne, dem Schachspieler und großen Fußwanderer mit den muskeltüchtigen Waden, ehrenfest, feierlich ernst in allen Dingen, selbst im Butterbrotessen, aber pedantisch, philisterhaft beschränkt und dumm, der nicht weiß, was er in der neuen Situation tun soll, den seine kieselharte Frau mit der

Angelegenheit quält. Die Flucht des Mädchens ist ja die Bombe, die in den friedlichen Haushalt hineingeplatzt ist. Da wird der sonst so wenig versprechende Fyne in Marlows suchenden Augen allmählich zum interessanten, die größten epischen Möglichkeiten bergenden Medium. Denn Marlow ist ein verfeinerter Sherlock Holmes, der die paar wenigen Gestalten, Geschehnisse und Spuren, die das Spiel der Erscheinungen ihm zuwirft, lückenergänzend zusammenstückt, um die ganze Kunstschöpfung des Zufalls — *Chance* — zu erkennen. Hier winkt ihm ein „Fall“. Hat er doch gestern noch Flora gesehen, wie sie in scheinbarem Leichtsinn am äußersten, fast einstürzenden Rand des hohen Steinbruchs vorüberschritt, als wäre der Tod ihr gleichgültig. Jetzt gräbt Marlow dem kleinen Fyne mit langsam schaufelnden Fragen Floras Geschichte aus. Sie wächst. Sein Schöpferblick belebt sie. Und wenn er mehr Stücke braucht, so holt er sie sich bei Mrs. Fyne. „Ja“, sagt ihm der langweilige Fußwanderer, „sie hieß gar nicht Miss Smith; sie war die Tochter des großen Finanzschwindlers de Barral, der jetzt eingesperrt ist“. Eingesperrt! Dieses Wort schieft plötzlich einen Pfeil in die Vergangenheit ab, und Marlow fliegt ihm nach. Denn er selber kannte ja den ganzen Barralunfug, den er uns ab ovo erzählt — lebendig, bildhaft. Sparen, sparen, war das geflügelte Wort jener Tage, an das de Barral sich anklammerte, um sich von ihm hoch in die Lüfte tragen zu lassen. Dann kam der Krach, die Wut der großen und kleinen Leute, die ihm ihr Geld anvertraut, das lange Verhör und das Zuchthaus.

Eingesperrt! Der Pfeil saust wieder zurück in die Gegenwart, die ihn abgeschossen hat. Wir sitzen mit Mr. und Mrs. Fyne als Teegästen in Marlows Zimmer. Marlows Wissen ist zu Ende, und er klettert in geschickten Fragesprüngen in die Seelenkammer des Ehepaars hinein, um neue Ausschnitte aus Floras Jugendleben mühsam herauszuschleppen. Traurige Bilder ziehen an uns vorüber: die sterbende Mutter, die tyrannische Gouvernante in Brighton — ein Scheusal in Menschengestalt —, ihr Neffe, den sie der reichen Erbin ankuppeln will, ihre schmöde Flucht beim Bekanntwerden des Ruins und dann — großer Moment — der verzweifelte Sturz des verlassenen Mädchens die Treppe hinunter, als wären die Furien hinter ihr her, hinaus ins unbekante Weite, dem aber

der starke Arm des kleinen beobachtenden Fyne im Hotel nebenan die plötzliche Grenze setzt. Jetzt liegt sie im Zimmer seiner Frau. Dann kommen allerhand Peripetien, die Fremde mit ihrem Schmach und Leid, wiederholtes Fliehen ins schirmende Haus der Fynes und schließlich die Entführung.

Das sind die Bilder, die die phantasielosen engen Seelen der Fynes gezeichnet haben und die der schärfere Stift Marlows absichtlich nur selten verbessert. Dieses Profil ist nicht günstig genommen. Flora erscheint eigensinnig und selbstsüchtig. Sie hat den Kapitän eingefangen. Jetzt aber macht sich — im letzten Kapitel des ersten Teiles — der gestaltende Marlow an die Arbeit und erhellt eine mißverständene Seele in Browningscher Dialogbeleuchtung. Im Eastern Hotel, wo Kapitän Anthony abgestiegen ist, steigt Fyne die Treppen hinauf, um seinem Schwager — lästige Aufgabe! — im Namen seiner Frau Vorstellungen zu machen und das Verhältnis wieder aufzulösen. Unten spaziert Marlow und hält Flora auf, die soeben zu ihrem Kapitän hinaufgehen will. Nun kommt mitten im Cockneygeschrei und Strafsenlärm das vertraute Gespräch, das den Seelenbetrachter wie durch ein langes Fernrohr in die Vergangenheit blicken läßt und alte längst gesehene Bilder erst jetzt in den richtigen Umrissen enthüllt: Flora, die Duldnerin, die niemand liebt, die, gebrochen von Leid und Schmerz, den Tod sucht — Marlow hat die Steinbruchszene richtig beurteilt — und die Liebe findet in dem rauhen, edelmütigen Anthony, der sie um jeden Preis nimmt, um den gefährlichen Preis ihres halb geistesgestörten Vaters, der, bald aus dem Zuchthaus entlassen, zur Tochter gehen wird. Immer neue Züge, neue feinste Farbenfäserchen pinselt der langsame Porträtist den beiden Bildern an in diesem Kapitel, das den künstlerischen Höhepunkt des Romans bedeutet.

Nun kommt aber die technische Schwierigkeit. Es soll Floras junges Eheleben an Bord des Schiffes Ferndale geschildert werden. Da muß die lauschende „Stimme“ durch mindestens zwei ineinander klappende Röhren schleichen, um die Fortsetzung abzuhorchen. Sie fragt Marlow, der nichts weiß. Marlow aber fragt Powell, den zweiten Schiffsoffizier der Ferndale, und der weiß. Powell wiederum wendet sich zur Ergänzung an Franklin, den Maat. Die Berichte klingen

zurück und sammeln sich in dem Bildungszentrum Marlows, der sie uns zum psychologisch überzeugenden Drama ausarbeitet. Powell ist dem Leser schon bekannt als Sprecher des lebendigen Eingangskapitels, wo er im Flufswirtshaus Freund Marlow und der Stimme die Geschichte seiner Anwerbung als Offizier auf Anthonys Schiff erzählt und uns in dessen und Floras ungenannte Nähe bringt.

Das Ende ist mittelmäßiges Melodrama. Der alle Seelen — Anthony, Franklin, die Matrosen — versenkende Smith, alias de Barral, der in seinem Wahn und seiner Vaterselbstsucht nur einen Gedanken hegt, seine Tochter den „Klauen“ ihres Retters zu entreißen, wirft des Nachts Gift in des Kapitäns Glas, wird entdeckt und nimmt schliesslich in der Verzweiflung, von Flora unbemerkt, den Todestrank selber. Erst jetzt folgen Jahre der Liebe. Der Kapitän geht später mit seinem Schiffe unter und Flora ist Witwe.

Schliesslich knüpft der Dichter die beiden Fäden — die Geschichte des gestalteten Objekts und die des gestaltenden Subjekts — glücklich in eine hübsche Schleife zusammen. Marlows bester Freund, der schmeidige Powell, der Mrs. Anthony im Geheimen stets geliebt, erhält sie aus Freundes Hand — denn Marlow hat alles eingefädelt — gewissermassen als Belohnung für seine Erzählungsbeiträge.

Hier in *Chance* zeigen sich die Stärken und Schwächen der Conradschen Sternen- und psychologischen Fernrohrmethode. Es ist ja möglich, dafs das Abfangen von Ausstrahlungen einer Ursituation zur festen Form seines dichterischen Denkens geworden ist. Er glaubt den Roman so wiedergeben zu müssen, wie er auf seiner Wanderung durch Gehirne hindurch entstanden ist. Hier läge eine neue Gattung des Realismus vor: die Erzählung als Wesen, wirklichkeits- und werdensgetreu dargestellt. Und man darf vielleicht geltend machen, dafs die bisher selbstverständliche romantemische Voraussetzung der Allwissenheit des Dichters ein Unding ist, da er nun ein Objekt, sich selber, bis auf den Grund seiner Geheimnisse kennen kann und dafs jedes lebenswahre Drama die Umrisse der Browningschen Vielstandspunktlichkeit zeigt.

Aber die alte Form ist eben doch die unserm epischen Sehen angemessene. Und wir werden den Eindruck nicht los, dafs alle grossen Effekte Conradscher Kunst auf dem alten

Wege ebensogut erreicht worden wären. Auch hier wäre die prächtige Conradsche psychologische Plastik möglich gewesen. Auch hier liefen sich plötzlich „Fenster der Erinnerung gegen die Strafe hin aufreißen“. Auch hier durfte das Gedächtnis wie ein Mausoleum daliegen, das Ideal als Wirklichkeitsvision flammen. Es gibt eben höhere künstlerische Werte, die jenseits der rückwärts assoziativen Erzählungsmethode liegen. Glücklicherweise! Und nach diesen werden wir immer wieder greifen, wenn die Methode uns längst nicht mehr einleuchtet. Und da sind zwei Werte, die wir an Conrad besonders schätzen. Den malerischen Ozeanrealismus und die Weltironie.

Für einen Conrad ist die See künstlerisch unerschöpflich, eine ständige Neufut naturtheatralischer Pracht, die das ewig Menschliche ahmend, suchend und kämpfend durchzuckt. Da werden Schiffe zu Wesen. Ein Gefühlsmantel umhüllt sie. Mächtig und tüchtig schreitet der Dampfer Ferndale aus in der Dunkelheit. Geheimnisvoll und sanft wogt er davon bei Powells erster Fahrt. Da spielen Dramen und wetterleuchten Visionen vor. Ein belgisches Schiff schießt blindlings daher in dunkler Nacht. Schon droht der Zusammenprall. Wie weiß Conrad den Moment strahlend auszufalten, wo Powell die Warnungsfackel entzündet, sie nach entschwundener Gefahr löscht und damit das Angstgesicht seiner alles vorausnehmenden Phantasie und die flackernde Feuer- und Schattenwirklichkeit auf Deck mit einem Mal in Dunkel und Nichts zurückwirft.

Über allem aber lacht kühl und erhaben die kosmische Ironie, lacht die menschliche Feierlichkeit aus und sieht in den unbemerkten Bedeutungslosigkeiten der Dinge die Keime für kommende Zufallsstrieche. Da sitzt neben dem stumpfsinnigen Fyne starrköpfig feierlich seine Frau. Die Kinder sind oben schlafen gegangen. Draußen weiten sich die dunkeln Gefilde und der Sternenhimmel zu schweigenden Welten aus. Die Lampe gießt in verkehrtem endlosen Trichter ihr Licht in die Finsternis, ein Flammenzeichen dem entronnenen, nicht mehr zurückkehrenden Mädchen, dessen Fall jetzt das Ehepaar bedächtig und wichtig erörtert. Schicksals- und welthenaft so falsch, so dumm!

Die eigenartige Erzählungstechnik und der stimmungsumhauchte, weltbeziehungsunklare Realismus ist bei Conrad

zu allen Zeiten vorhanden. Ein kritischer Gang nach rückwärts wird uns das zeigen.

Die Technik reizt unsere Geduld oft aufs grausamste. Was für einen Irrgartenweg wandelt sein biographisches Buch (*A Personal Record*). Conrad verspricht uns, die Entstehungsgeschichte seines ersten Romans *Almayer's Folly* zu geben. Ach, wenn er das nur täte! Aber dazu kommt er nicht. Er zeigt sich uns auf dem Bett seiner Offizierskabine liegend, in Mußestunden Sätze kritzeln, bis ein gutes Stück des Romans handschriftlich daliegt. Aber dann purzeln wir in hundert Richtungen zurück und auseinander: die Ukraine in der Wintersprache späterer Jahre, Jugendträume, Familienheldentum, Polenaufrüstung, Verbannung, Schweizerreise, das Manuskript, das überall mit muß und fast verloren geht. Und nun tauchen wir mit einem Male wieder zurück in die Zeit, wo die Handschrift noch gar nicht vorhanden war, wo eine Gestalt erst Form nehmen mußte, Almayer, den er eines Morgens, an einem Borneoschen Flusse vor Anker liegend, plötzlich vor sich sieht. „Das ist mein Mann!“ Aber jetzt springt die Betrachtung wieder ab, und das Buch schließt, bevor der Held richtig geboren ist.

Aber etwas ist uns klar geworden. Almayer ist ein Urphänomen, dem ein Epos eingebettet liegt, das durch Tiefbohren ermittelt wird. Die Lektüre bestätigt es uns. Der Weg geht auch hier unaufhaltsam rückwärts und in die Tiefe, und fast verlieren wir die Hoffnung, den hellen Ausgangspunkt wieder zu finden, von dem aus wir — im zweiten Teile — endlich ununterbrochen durch tropische Sonnen-, Waldes-, Blumen- und Flussesprache dem Ziele zustreben.

Die assoziativ rückwärts sich verschiebende Pendelbewegung ist also bei Conrad von Anfang an vorhanden. Sie dürfte deshalb kaum von Henry James, der sie ja auch kennt, übernommen worden sein. Das Beispiel des Amerikaners mag später nur bestärkend gewirkt haben. Von Anfang an ist auch das Urphänomen da — als Situation oder Charakter —, und das Ausspiel der ihm inhärenten Energien bildet dann das psychologisch realistische Drama seines Romans. In *The Mirror of the Sea* (1906) — diesem fröhlichen Bilderbuch Conradscher Meereserlebnisse — hebt sich auf dem leeren ozeanischen Hintergrund eine ganze Reihe von Urgestalten ab

— schweigsame Kapitäne und Matrosen —, deren dramatische Möglichkeiten der Dichter absichtlich schlummern läßt, weil er das Werk der geduldigen Umfaltung zu Erzählern und Erzählten seinen Romanen zuweisen will. Dann haben wir es mit einem Kapitan M' Whirr, einem Kapitän Anthony, einem Kapitän Mitchell, einem Linguard, einem Marlow zu tun, mit Menschen, die entweder Epen lebten oder Epen sahen.

So spiegelt sich in Marlows geistigen Augen die Ur-situation zu Conrads beliebtestem Roman, *Lord Jim*. Drei wüste, schmierige Gesellen und der saubere, feine Jim warten draussen auf das große Verhör über den Untergang des Schiffes Patna. Die Szene erzittert handlungsschwanger, und Marlow fängt an zu entwickeln. Die Fahrt der Patna, die Lebensgeschichte des vorsitzenden Kapitäns Brierley rollt er auf. Wiederum beschreiten wir Strahlenwege.

Wahre Sternschnuppensprünge aber läßt uns Conrad in *Nostramo* schießen. Hier hören wir gleich zu Anfang in lebendiger Schilderung vom faktotischen Titelhelden, der den Präsidenten Ribiero der Republik Castaguana vor der Wut des Pöbels rettet; denn eine Revolution — das Werk General Monteros — ist ausgebrochen. Aber diese Hochsituation schwebt in der Luft, und Conrad muß langsam ihr den breiten Unterbau schaffen. Wir sind schon über die Mitte des Romans hinaus, bevor wir von unten her wieder an die Urbasis stoßen, der jetzt neue Türmchen aufgesteckt werden. Conrad ist hier fast durchgehends der allwissende Epiker, der nur dreimal — in dem langen Ingenieurtelegramm, in Mitchells Erzählung und in Decouds Brief an seine Schwester, die alle Ausschnitte aus der Revolutionsgeschichte bringen — das fremde Sprachrohr ansetzt. Wie viele Leser haben über diesem wahrhaft künstlerischen Roman, als er 1904 in T. P.'s Weekly erschien, nur der leidigen Technik wegen die Geduld verloren! Denn hier waren nur Bilder und Porträts, die kein Handlungsfaden heran- und wieder wegzog. Hier wurden unablässig nur Querschnitte durch eine erfundene Wirklichkeit gehauen.

Aber diese Querschnitte enthüllen Farbenpracht und Leben und geben schliesslich doch das Bild einer ganzen Welt; allerdings nicht als natürliche Folge dieser assoziativen Rückwärtsbetrachtung, sondern trotz ihrer. Conrads Kunst als Gestalter ist so groß, daß die unglücklichste Methode sie nicht ver-

derben kann. Und hier kommen wir zur Frage des Conrad'schen Realismus, der sich an dem Beispiel von *Nostramo* am besten erläutern läßt.

*Nostramo*! Hier wird ein ganzer Staat — eine fiktive südamerikanische Republik — vor unsern Augen aufgebaut, ein Staat, den romantischer Zauber, Stevensonsche Schatzinselluft umhüllt. Langsam baut er sich auf durch die Kunst der Worte und ihrer Suggestion aus Sonne, Äther, Meer und Gefels zu Golf, Insel und Gebirge, zu Dörfern und Städten, zu Kathedralen, Gebäuden und Plazas, zu Werften, Häfen und Zollhäusern, zu niedern Kneipen und stolz gebärdeten Villen mit zerbröckelnden Fassaden. Und er bevölkert sich rasch mit einer bunten Menschheit, mit Habindianern, mit spanischen Eingeborenen, mit Italienern, mit englischen Ingenieuren und ihren Frauen, mit stolzen Politikern, mit Abenteurern, Ränberhäuptlingen und wilden Offizieren, mit Priestern und Hafen- und Transportarbeitern. Diese Welt lebt, durchzuckt von historischem Geschehen, durchleuchtet vom weissen Silberglanz der San Tomé Mine, dem Symbol der Ordnung und Gerechtigkeit. Wie ihr Erz die Schlucht hinunterfällt zu den rasselnden Stampfmaschinen, die es zerschlagen! Ihr Donner erfüllt das ganze Land. Ihr Silber bringt schliesslich den Helden zu Falle. Alles blickt uns hier lebenswahr an vom energischen, illusionsdichten, schweigsamen Minenbesitzer Charles Gould mit seiner gescheitern, graziösen kleinen Frau und seinem trefflichen alten Oberaufseher Don Pepe, vom tüchtigen und eiteln *Nostramo*, vom grotesken Kapitän Mitchell und dem prächtigen Garibaldiner Viola mit der weissen Löwenmähne, dem Koch des Wirtshauses am Hafen von Sulaco, hinunter bis zu den Pferden und Maultieren, die in nächtlicher Stille das Silber zum Hafen schleppen, und hinunter bis zu den stofflichen Dingen, dem Patio der Gotlds, der städtischen Intendencia und dem Garibaldiner Wirtshaus, die alle nicht nur real, sondern erinnerungsdurchtränkt vom Leben und Schicksal der sie umrauschenden Menschheit erscheinen. Denn der Realist Conrad ist auch romantischer Luftmaler und Luftbauer und zwar wie in *Chance* am allerbesten in eeinen Seestücken. *Nostramo* und Decoud bringen des Nachts den Silberschatz nach der Isabelleninsel. Bei halbschlummernden Augen sinnliches Naturfühlen! Leicht wie Träume irdischer Dinge glitten sie dahin. Sanfter Regenschauer nahte sich flüsternd. Und *Nostramo* hat nachher sein Sonnenaufgangserlebnis: blutbefleckter Wolkenmantel, funkenschüttelndes Wellengekräusel, glühende Glasbänder am Horizont, wo Meer und Himmel in schlafender Umarmung brennen am Ende der Welt.

Das ist der romantische Realismus von *Nostramo*, der aber für die ganze Conrad'sche Romankunst bezeichnend ist. Dort hat er einen Staat aufgebaut. In seinem Lebenswerk hat er einen ganzen Planeten geballt.

Wo haben wir die Meister dieses Conrad'schen Realismus zu suchen? Dies ist eine Frage, die noch nicht genügend geklärt ist. Daß Flaubert — und ganz besonders dessen



Madame Bovary — zunächst auf ihn gewirkt hat, steht aufser Zweifel bei einem Dichter, der anfänglich zwischen Französisch und Englisch als Ausdrucksmittel schwankte. Vor allem aber sind es die Russen, Turgenieff und in höherem Mafse noch Dostojewski — *Under Western Eyes* ist geradezu Nachahmung —, deren Spuren er folgt. Mit dem letztern teilt er die abenteuerliche Lust, die kleinsten Geheimnisse eines Menschenlebens in endloser Jagd zu erhaschen. Da lächelt ihm die ganze Umwelt romantisches Farbenentzücken zu und das Leben erhält ein funkelndes Gewand, durch das die Wirklichkeit wieder umgedeutet wird — wie es in *Victory* und in *The Rescue* geschehen ist. Und dies bringt uns jetzt zur Frage der Deutung, die die Conradsche Welt nahelegt.

Conrad kennt nicht Dostojewskis Menschenliebe, die Gestalten so durchwärmt, dafs sie aller Welt leuchten. Gewifs weifs er unsere Herzen und Sinne anzuknüpfen an jenen Gemeinbesitz von Träumen, Freuden, Schmerzen, Sehnsucht, Enttäuschungen, Hoffnungen und Angsten, der von Mensch zu Mensch durch die ganze Welt, von den Toten zu den Lebenden und von dort zu den noch Ungeborenen die Brücken schlägt. So sagt er uns ja in seiner programmäfsigen Vorrede zum *Nigger*. Aber stärker als diese verbindenden Geheimkräfte und über ihnen schwebt die Weltironie, die wir schon in *Chance* lächeln sahen. Das gewissenlose Nicht-Ich flutet auf den menschlichen Willen ein und verschlingt ihn langsam. Schlank im Licht steht der Held am Anfang, hoch über dem Stoff. In ihm versunken liegt er überwältigt am Schlufs. Schon der arme Almayer, den das Pathos des Narren grofs macht, geht diesen Weg. Träumend lauscht er im Eingangskapitel dem flüsternden Pantaistrom Hoffnungsmelodien ab. Aber die Welt ist stärker und böser als er. Er hat des tollkühnen Linguard malayische Adoptivtochter sich zum Weibe genommen, nur weil er dem allmächtigen „König der See“ nicht zu widersprechen wagte. Nichts gelingt. Die Wendung in der Kolonialpolitik vernichtet seinen Handel. Langsam gehen Wille und Seele in Verwesung über. Schliesslich verliert er sein Liebstes und Bestes, seine Tochter Nina, die, dem Ruf des mütterlichen Blutes folgend, dem Häuptling Dain und damit der primitiven Wildheit verfällt. Opium und Tod bringen Vergessenheit.

Überall aussichtslose Kämpfe! In *The Nigger of the Narcissus* ringen naive Seelen mit der Gegenwart des Todes; in *Lord Jim* kämpft ein schlichtes Wesen mit der Natur und besiegt sie, aber auf Kosten der dichterischen Wahrheit; in *Nostramo* erliegt der Naturbursche der Silbermine; in *Chance* wehrt ein wackerer Aufrechter die Gemeinheiten der Welt ab, die er nicht versteht.

Immer aber lacht das Nicht-Ich den Kämpfer aus. Wie könnte da von einem sittlichen Endzweck der Schöpfung die Rede sein! Die Welt ist vielmehr ein herrliches Schaustück, das uns Ehrfurcht, Liebe, Anbetung und Haß einflößt, nie aber Verzweiflung. Denn hier gibt es für den Dichter zu tun, der sehen und gestalten muß. Hier gibt es auch zu tun für die Kämpfer, die die höchsten Conradschen Mannesideale verkörpern, für die Seeleute und Kapitäne — ach so viel reiner und edler als die falsche Menschheit des festen Bodens —, in deren weiten und ruhigen Gemüsstiefen des Dichters Taucherlicht nur Mut, Mitgefühl, Selbstverleugnung, Pflicht- und Idealtreue findet.

### 3. Hugh Walpole.

Walpole! Walpole! Walpole! Vor zehn Jahren noch ein leerer Schall! Heute ein Name, der neben Galsworthy und Wells den besten Klang besitzt! In langen Schritten hat Walpole aus den Tiefen bescheidenster Anfänge den Gipfel des Ruhmes erklommen.

Hugh Seymour Walpole<sup>1)</sup> wurde 1884 geboren. Ferne vom Elternhause empfing er in der englischen Heimat seine Erziehung. Denn sein

<sup>1)</sup> Seine Werke: *The Wooden Horse*, Macmillan 1909 (billige Ausg.: Dent & Co., *Wayfarer's Library* 2/6.); *Maradick at Forty*, Macmillan 1910 (neu: 3/-; Nisbett 1/-); *Mr. Perrin and Mr. Traill, a tragicomedy*, Macmillan 1911 (neu: 3/-; Nelson 2/-); *The Prelude to Adventure*, Macmillan 1912 (neu: 3/-; Newnes 1/9); *Fortitude, a Romance*, Macmillan 1913 (neu: 3/-; Ausgabe Nelson 2/- vergriffen); *The Duchess of Wrexe*, Macmillan 1914 (neu: 3/-); *The Dark Forest*, Macmillan 1916 (neu: 3/6; Nelson 2/-); *The Green Mirror*, Macmillan 1918, 7/6; *The Secret City*, Macmillan 1919, 7/6; *The Captives*, Macmillan 1920, 7/6. — Werke über Kinder: *The Golden Scarecrow*, Cassell 1915 (neu: 1/3); *Jeremy*, Cassell 1919, 7/-; Novellen: *The Thirteen Travellers*, Hutchinson 1921, 8/6.

Eine Walpole-Anthologie: *A Hugh Walpole Anthology, with a note by J. Conrad*, Dent & Co. 1921 (*The King's Treasuries of Literature Series*), 256 S., 1/9.

Vater weilte lange Zeit jenseits der Meere. Er hatte 1882—89 in St. Mary's Pro-Cathedral, Auckland, New Zealand, ein hohes geistliches Amt inne, das er 1889 gegen die Professur für dogmatische Theologie am General Theological Seminary in New York vertauschte, wo er bis 1896 verblieb. Im Jahre 1910 wurde er zum Bischof von Edinburgh ernannt. Wohl hat auch der Sohn Kathedralenluft geatmet; denn er malt sie immer wieder und gerne.

Die Kinderjahre dürfte er in Cornwall zugebracht haben, wenn wir ihn einigermaßen jenem Hugh Seymour gleichsetzen dürfen, der im Prolog und Epilog der *Golden Scarecrow* vor uns hintritt, diesem Bändchen reizender Erzählungen über Kinderstadien und Kinderseelen — Wordsworthsche Jenseiterinnerungen durchlächeln hier als Wirklichkeiten das frühe, verschwommene Kinderweltbild —, das Walpole 1915 schrieb.

Seymour enthüllt sich uns hier als ein körperlich ungeschicktes, in der Kleidung nachlässiges, kurzsichtiges, zerstreutes Wesen, das immer wieder zur Ordnung angehalten werden muß, weil es goldene Tagesträume spinnst. Das ist der Typus, der fast alle Walpoleschen Romane durchwankt. Es ist der Robin Trojan des „Hölzernen Pferdes“, der Bobby Galleon von *Fortitude*, der Henry Trenchard des „Grünen Spiegels“ und des „Dunkeln Waldes“.

Später treffen wir Walpole als Schüler des King's College in Canterbury und als Student des Emmanuel College zu Cambridge. Während des Krieges diente er unter dem russischen roten Kreuz hinter der Ostfront, später als King's Messenger und im auswärtigen Amt.

Drei große landschaftliche Welten sind es, in die er nacheinander und z. T. auch nebeneinander die Kinder seiner Phantasie hineingestellt hat: Cornwall, London und Rußland. Cornwall leuchtet immer wieder als Wirklichkeits- oder Erinnerungsbild und umschlingt so heimatgefühlsmäßig alle Walpoleschen Romane, die eine an Thackeray gemahnende Gestaltenidentität leise ineinanderfließen läßt. Mit der Landschaftsmalerei aber verbindet sich bei Walpole eine tief blickende Betrachtung bestimmter Gesellschaftsschichten.

Schon sein erster Roman — *The Wooden Horse* 1909 — zeigt den Versuch einer solchen Verbindung. Die „blauen und goldenen Tage“ Cornwalls überschattet ein Gespenst, die spätviktorianische Zivilisation, deren Fangarme die altkräftige Heimatromantik erdrosseln möchten. Ihre Hochburg ist das House of the Flutes, der Sitz der Familie Trojan im Städtchen Pendragon. Das Lösungswort der Trojaner ist *Us and the Others*. Die harte Schale des Klassendünkels, der Eigensucht, der Respektabilität, des Überlegenheitsschimmers hat ihr besseres Menschentum erstickt. „Träge, wertlos, snobbisch, leer und nutzlos“ sind die Trojaner. Da kommt der ans der Art gefallene Naturbursche Harry Trojan aus Neuseeland zurück und erobert in drei Wochen die Festung, die ein Menschenkind birgt, das ihm am Herzen liegt, seinen trojanisch erzogenen Sohn

Robin, der seinen Vater nie gekannt hat und zuerst nichts von ihm wissen wollte.

Walpoles wässerig gemaltes Trojanertum will uns nicht recht überzeugen. Ihm fehlt das Lebensblut. Der Dichter ringt noch aussichtslos mit der Wirklichkeitsgestaltung. Er wird später, durch Erfahrungen bereichert, das Thema noch einmal viel kräftiger aufassen in *The Green Mirror*.

Zuerst aber muß er das Handwerk erlernen. Darnach strebt er in den drei nächsten Romanen. In *Mr. Perrin and Mr. Traill* überwiegt die soziale Milieuschilderung. Eine schlechte Erziehungsanstalt, Moffat's, wird hier vom Standpunkt der leidenden, mißbrauchten, unter der Tyrannei und Intrigue eines Direktors senfzenden Lehrerschaft dargestellt. Hier fängt Walpole an, uns zu überzeugen durch die Kraft seines Realismus. In *The Prelude to Adventure* gibt er uns wiederum die Sittenschilderung eines bestimmten Gesellschaftskreises, des Cambridger Universitätslebens, die nun aber völlig zurücktritt vor der Spannungstechnik, die eine ereignishaft Handlung — ein Student ermordet seinen Studiengenossen — bedingt. Dieses verfehlt „Praeludium“ kann nur als Übungsstück bewertet werden. Ein prächtiges Milieuthema ist hier durch seichte Melodramatik verschandelt worden.

Mit dem nächsten Roman aber ist Walpole der große Wurf gelungen, mit *Fortitude*, das uns allerdings als Kunstgefuge noch nicht befriedigen kann — Fäden setzen oft an und flattern, unverknüpft und unverflochten, locker —, das uns aber als Erzählung durch so viele gewinnende Eigenschaften unwiderstehlich fesselt.

Hier betätigt der Dichter eine Kraft, eine Frische und eine vorwärtsdrängende Bewegung, die er später nie mehr erreicht hat. Wie lebendig ist die Eröffnungsszene im Wirtshaus zum „Gebeugten Maultier“ in Trelliss in Cornwall, wo am Weihnachtsabend — vor den Augen des hier trotz Vaterverbot heimlich weilenden Peters — der frohe Tanz der Fischerleute durch den blutigen Zweikampf zwischen Stephen Brant und seinem Feinde Burstead jäh unterbrochen wird!

Der alte Abenteuerroman feiert hier seine Auferstehung. Ein romantisches Leben schreitet, springt, klettert, keucht seinen wilden Gang auf wirklichkeitstreuem Cornwaller und Londoner Hintergrund. Cornisches Meeres- und Jugendbrausen durchrauscht fast dämonisch den ersten Teil. Es walt —

nach langer Vergessenheit — wieder neu im Schlufsakt, wo es des Helden Lebenssinne betäubend umschlälern will. Bald werden wir an David Copperfield, bald an Harry Richmond erinnert. Der fremde Zanti, dieser diekleibige, herzensgute Phantast, der aus lauter Drang nach Abenteuer zum unrealen Verschwörer wird, ist ebenso lebensuntauglich und lebenswürdig wie Micawber und ebenso phantasieeingefleischt wie Richmond Roy. Das Grundmotiv aber, das den bunten Wandel der Dinge durchbrüllt, ist „Kampf und Mut“.

Peter Westcott, der Held, ringt von Anfang an mit dem Leben, zuerst in der Hölle des Elternhauses, wo ein brutaler Vater, der seine Frau krank gequält hat, ihn fast täglich in lächelnder Lust mit der Rute schlägt; dann in der Devonshirer Schule — einer verbesserten Neuauflage von Dotheboys' Hall —, wo die wilde Jugendgrausamkeit sich ungehindert austobt; in der Ehe, wo nach kurzem Liebesentzücken, flüchtigem Schriftstellererfolg und glücklicher Vaterschaft die Enttäuschungen kommen. Der zweite und dritte Roman werden kühl aufgenommen, sein Söhnchen Stephen, nach dem Helden seiner Jugend, dem Kämpfer Stephen Brant, so getauft, stirbt; seine Frau geht mit seinem Schulfreund Cardillac durch. Die Verzweiflung, im Bunde mit dem alten Feinde, der erblichen Belastung, dem in ihm kochenden Blute von Großvater und Vater, will ihn fassen. Er geht nach Cornwall zurück, um in Trunk und Wildheit Vergessenheit zu finden. Da mahnt ihn die hier sterbende Londoner Freundin Nora Monague zur Pflicht. „Zurück nach London!“ ist die Losung. Zurück in den Kampf, der heiligt! Selig die Enttäuschung alles Ehrgeizes, selig das Mißlingen und die Vernichtung jeder irdischen Hoffnung, selig der Schmerz, die Plage und das Ungemach, die Mut erheischen! Denn durch sie wirst du zum Manne! Und wir fühlen, dafs Peters Bulldoggennatur, die sich überall durchgebissen hat, selbst den Teufel überwinden wird.

Die Gestalt des Peter Westcott schlägt von *Fortitude* schmale Stege nach den zwei großen Romangruppen hinüber, die Walpoles Ruhm begründet haben, zu den Autokratenromanen — *The Duchess of Wrexe* und *The Green Mirror* — und den Rufsländepen — *The Dark Forest* und *The Secret City*. Denn Westcott ist der Mann, dessen Bücher überall gelesen werden. Er wird von der Tochter der Herzogin von

Wrexe zur Tafel geladen. Die Grünspiegelwelt kennt ihn und selbst die Engländer in Rußland ergötzen sich an seinen Werken.

*The Duchess of Wrexe* — in der Anlage grundverschieden von *Fortitude* und in seinen Zwecken viel ehrgeiziger als dieses — ist eine Fortsetzung des englischen Milieuromans — der *Novel of Manners* —, nur dafs hier die Einflüsse des französischen Realismus und zum Teil schon der Russen am Werke sind.

Rachel Beamister, die Rebellin in der erlauchten Herzoginsfamilie, aus gemischtem Geblüt, halb Engländerin, halb Russin durch ihre Schauspielerinmutter, wird dem lebenslustigen Junker Roddy Seddon angetraut. Sie hat in der Ehe nur Kameradschaft, nicht Liebe gesucht und fühlt sich unglücklich. Unbewußt nähert sie sich dem magnetischen Wesen des andern Familienrebellens, ihrem anrühigen Vetter, dem geächteten Abenteurer Frank Breton. Sie verfällt seiner Liebe. Da stürzt Roddy vom Pferd, verletzt sich die Wirbelsäule und bleibt zeitlebens an das Ruhebett gefesselt. Rachel pflegt den Unglücklichen; ihre leeren Lebensaugenblicke erhalten Sinn und Zweck; die Liebe erwacht im Herzen, und mit dem Unfall zieht das Glück in die Ehe ein. Breton geht den schweren Weg der Entsagung und findet Erlösung in der Arbeit. Zwischen alle Seelen aber hat sich immer wieder die böse Hand einer Hexe geschoben, der alten Herzogin, die ihre Enkelkinder haßt, Rachel seelisch quält und Breton ewig verflucht. Nun, da sie tot ist, kehrt der Vogelfreie in die Familienheimat zurück.

Das ist — auf einfache Linien gebracht — das bewegungsspendende Kraftsystem der Handlung, das Walpole der Welt seines Romans eingebettet hat, wo aus der stockenden Masse des Seins prächtige Jugendbilder aufsprühen. Diese träge, erstarrte Welt ist ein Ausschnitt aus der englischen Gesellschaft zur Zeit des Burenkrieges: die in der Maske vollendete, innerlich aber dahinsiechende aristokratische Autokratie, in deren Heiligtum ein altes, dürres, nicht sterbenwollendes Herz pocht, die Herzogin. Dieses Heiligtum bekommen wir nur langsam zu sehen. In zahllosen Kleinstufen steigen wir zu ihm empor. Doch schon draussen ahnen und spüren wir das pochende Herz, dessen Macht alle Erscheinungen verkünden.

Ein vielbereister Engländer Felix Brun führt uns gleich zu Anfang vor das in Bond Street ausgestellte Porträt der Herzogin. Ihre Tochter Lady Adela, ihre Enkelin Rachel und ihr Leibarzt Dr. Christopher treten betrachtend hinzu. Da sitzt die zur Winzigkeit verschrumpfte Uralte vor goldnem

Wandbehang auf ihrem geschnitzten Stuhle, kalt und weiß wie Marmor, unbeugsam, unbeweglich, stolz, umgeben von ihren Symbolen: einem Porzellandrachen auf jeder Seite, weiß und grün.

Das ist der Uraugenblick mit dem Bild der heißglühenden Rachel und der eiskalten Macht über ihr, zu dem wir immer wieder zurückkehren, der wie bei Conrad ausgefaltet werden muß.

Der Kreis wird enger. Wir treten in den Tempel — 104, Portland Place — ein und lernen die unbedeutenden Herzoginskinder kennen: Vincenz, den Titelträger, sarkastisch und giftig, Richard, steif, aufrecht und korrekt, John, klein, dick und gemütlich, Adela, dürr, pedantisch und streng, alle gelähmt von dem geheimnisvollen Blick, der unsichtbar auf ihnen lastet, der von oben in der Kammer die Wände durchdringt und selbst um Ecken bricht.

Wir betreten die Säle und Zimmer und atmen die Luft der Unwirklichkeit, die gefühlverschleierte Gespräche durchschweben. Denn alles Leben ist hier Verhüllungskunst und die Herzenswahrheit huscht nur in unbeachteten Augenblicken scheu von Versteck zu Versteck. Der ungewohnte Ton auf einem Alltagswort verrät vielleicht was wirklich vorging. Ein alles offenbarender Blick wird unerwartet heimlich abgefangen.

Wir dringen weiter in den engsten Kreis hinein. Wir sehen die Herzogin von Angesicht zu Angesicht, und der goldene Wandbehang und die symbolischen Tiere werden zur Wirklichkeit. Sie spricht nicht viel, sie spricht leise. Ihre Züge bleiben unverändert. Ein dämonisches Lächeln spielt um ihre Lippen. Oh, wie sie sie alle fürchten! Wie klopft Rachel seit ihren frühesten Kindstagen jedesmal das Herz, wenn sie über diese Schwelle muß.

Was fehlt diesen Menschen? Sie bekümmern sich um ihren Tiger nicht. Denn jeder Mensch hat eine wilde Bestie — einen Ehrgeiz, eine Leidenschaft, eine Versuchung, eine Tugend — in sich, mit der er sich im Leben verständigen muß. Geht er auf den Tiger los, so kann er ihn zu hohen Dingen nutzbar machen. Hat er Angst und tut er, als ob der Tiger nicht da wäre, so betrügt er sich selber und muß es eines Tages erleben, daß das Tier sich auf ihn stürzt und die gefährvolle Entscheidung bringt. In Portland Place verstecken alle ihren Tiger, weil die Herzogin es verlangt, die nur so weiterherrschen kann. Mit andern Worten: die Selbstverwirklichung wird hier mit Füßen getreten.

Felix Brun hat uns zuerst mit dem Porträt der Herzogin bekannt gemacht. Felix Brun führt uns am Schluß, nachdem die Königin des Lebens die Augen auf immer geschlossen hat, wieder zu ihm zurück und gibt dem Ganzen die Deutung.

Dem er und sein Freund, der Leibarzt, sind Tigermenschen und Weltdurchblicker. Die Herzogin ist tot, ihr Palast geschlossen. Draußen aber auf der StraÙe tobt die Mafekinger Nacht in gellenden Volksorgien. Das ist die neue Menschheit, die sich vom schalen Glanz des Wrexeschen Tyrannenphantoms, das altviktorianische Überlieferungen umleuchteten, nicht mehr betören lassen wird. War doch die Herzogin selber ein unbedeutendes Wesen, mächtig nur als Symbol, im Schein, groß nur in dem, was sie früher war. Eine neue Zeit ist angebrochen, die Zeit des einfachen Mannes. Der Tiger springt auf. Selbstverleugnung zähmt ihn und sorgt dafür, daß er nur Gutes schafft. Siehe, 104, Portland Place, die Stadt ringsumher hat sich erhoben — *The Rising City!*

Das ist die Welt der Autokratie, ein Ausschnitt aus dem Tono Bungay-Erstarrungsprozefs, den wir von H. G. Wells her kennen. Langsam schiebt sich das Bild im weiten und breiten Raume aus, den zahlreiche Milieuleitmotive durchleuchten. Die Porzellandrachen grinsen, wenn die Herzogin Pläne spinnt. Schnee, Schweigen und Weltverlorenheit umfängen Rachel jedesmal, wenn das fremde, triebhafte, russische Element in ihr sich aufbäumt und ihrem rebellischen Vetter zustrebt. Solche gelegentliche Leuchtkugeln lassen uns aber das eintönige Grau dieses zu hoch und zu weit gehäuften Realismus nicht vergessen. Zuviel versucht der Dichter dem gewählten Wirklichkeitsausschnitt abzuwingen, und, will er große Mengen realistischer Epik uns liefern, so geht es ohne Strecken mit Wasser nicht an. Wir fühlen, der Saft wird oft bedenklich dünn.

Die Herzogin von Wrexe ist tot und das Drama, das ihre Untergebenen spielen mußten, zu Ende. Rachel lebt ihr eigenes Leben und macht sich die eigensinnige Katherine Trenchard zur Freundin. Der brave Lord John, froh, seiner lästigen Rolle ledig zu sein, wohnt in kleingemütlichen Verhältnissen, ein gern gesehener Gast der Trenchardfamilie. Damit stehen wir aber schon im Mittelpunkt einer neuen Welt, von der Walpole in seinem folgenden Romane, *The Green Mirror* — geschrieben 1914, gedruckt 1918 — zu erzählen weiß.

Hier steht das Hans Nr. 5, Rundle Square in Westminster, wo die Trenchards wohnen. Es lauscht, träumt und wartet im dichten Nebel des Winters 1902. Drinnen ist heute abend an Großvaters Geburtstag die



Familie Trenchard versammelt: im Salon, dem grünbeklebten und grünbeteppichten, wo über dem Kaminfeuer der große goldgerahmte Spiegel hängt, der den Raum grünschimmernd widerstrahlt. Der Spiegel umgrent die Trenchardsche Welt, deren Bewohner sich gegenseitig bewundern und lieben, unbekümmert um die Menschheit draußen, die für sie nicht da ist. Die Trenchards sind vollendete Egoisten, die die mächtige Hand einer Mutter zusammenhält. Diese starrköpfige, wenig intelligente, tyrannische Frau beherrscht durch ihre milde Ruhe sie alle, ihren unbedeutenden Gatten, den selbstzufrieden lächelnden, dickleibigen Literaturforscher, der in der Welt eines Lamb und De Quincey besser zu Hause ist als in der Wirklichkeit, ihren jungen Sohn Henry, den langen Tölpel, der sich ans der Enge seines Daseins hinaussehnt, ihre Töchter Katherine, die ruhige, klare, treue, alles besorgende, und Millicent, die hübsche, vernünftige und weitherzige, ihre Schwägerinnen, die fröhliche Betty und die gereizte, heuchlerische Aggie, ihre schwerhörige Großtante Sarah und schließlich den mißtrauischen, steifen, alten Großvater. Diese Familie blüht tiefgewurzelt auf dem Boden Englands und hat nach allen Seiten hin ihre Ableger geschickt. Ihr Stammort ist das herrliche Glebeshire, worunter Cornwall gemeint ist. Hier sind noch heute die Trenchards die Zierden des Landes. Man denke nur an die beiden Oheime in der Kathedralenstadt Polechester, an den Obersten und an den Canonicus; nicht zu reden von den zahlreichen Trenchards in Polhaze, Rothin Place und Rasselas. Im Winter wohnt die Familie in Westminster, im Sommer in ihrem kornischen Landhause zu Garth, wo sie fast Junkerverehrung genießt. Glücklich in ihrer geistigen und sittlichen Enge, die Respektabilität und Konformität umzäumen, sind diese seelisch und körperlich so widerstandsfähigen Egoisten. In ihrer wirtschaftlichen Sorglosigkeit verleblichen sie das altviktorianische Rentnerideal zeitwidrig in der Gegenwart.

Da bricht in der Geburtstagsnacht aus dem dichten Nebel der hübsche Philip Mark, der unbekannte Sohn eines Familienfreundes, in den Hausfrieden ein. Mark kommt, noch halb umfangen vom Zauber Rufslands, dem Lande der sorglosen Gleichgültigkeit, der Träume und nicht der Tat. Dort hat er seine Geliebte Anna Petrovna Semyonow, die Mutter seines verstorbenen Knäbleins, zurückgelassen. Lächelnd und vergessend gab sie ihn der Heimat preis. Hier wirft sein Feuerwesen den Funken in Katherines Seele, und er verlobt sich mit ihr. Schnell und leicht war die Werbung. Jetzt aber beginnt für ihn unter Schmerzen seine langsame Auflösung in der unveränderlich bleibenden Trenchardschen Eigensucht. Er kann die Trenchards nicht verschlingen. Da wollen sie ihn verschlucken. Er will der Auflösung fliehen. Vergeblich! Er hofft, daß bei Enthüllung seiner anrühlichen Vergangenheit die Familie ihn als Gift ausspeie, damit er die ihm sichere Katherine entführen könne. Aber das Gift wird resorbiert. Geknickt gibt er schließlich jeden Widerstand auf. Schon umspinnt ihn erstickend die ganze Trenchardwelt, Salon, Garth und Glebeshire. Da macht die rebellische Geliebte, das einzige Wesen in dieser Familie neben Millicent, das ein kräftiges Innenleben hat, seiner Daseinsunwahrheit ein Ende und entführt den Schwachen in stürmischer Nacht nach London.

Ein Geist trieb sie an, die ihr unbekannte ferne Anne, deren Hohnlachen die Trenchardluft beständig durchgellt hat.

Das ist das Bild der bürgerlichen Egoistenfamilie, deren kraftstrotzende Selbstliebe in immer stärker werdenden Gestalten ihren Ausdruck sucht — in Vater, Großvater, Großtante und Tante Aggie, dieser jugendfeindlichen, beständige Selbstopferung vortäuschenden Nörglerin, deren Zahnweh dem ahnungslosen Philip beim Sonntagsmahl eine Szene bereitet —, bis die Selbstliebe schliesslich zufrieden ihre Schöpfungskronung in der behäbigen, humorlosen, milden Tyrannin erkennt, deren mächtige Mutterliebe von der harten Schale des Stolzes umhüllt wird.

Wie freuen wir uns, wie endlich gegen den Schluss hin der grüne Spiegel, das Symbol dieses engherzigen Herdenindividualismus, in tausend Scherben zerschellt! Seine Tage sind dahin. Ein Deuter steht neben und über ihm, der alte Onkel Timothy, Mrs. Trenchards Bruder, dessen Glossen wir immer wieder zwischenhinein zu hören bekommen. Eine große Zeit naht und die Trenchards sind große Narren! Das ganze 19. Jahrhundert hindurch hat unsere Gesellschaftsklasse, von ihren mittelviktorianischen Möbeln umgeben, auf dem Sofa geschlafen. Die Königin starb. Neue Ideen und neue Sitten kamen. Alles wankt. Geburt gilt nichts mehr. Autokratien sind zeitwidrig. Ein neues Volk baut eine neue Welt. Siehe auch du, Grünspiegelwelt! Die Stadt hat sich erhoben — *The Rising City*.

Unserm Freund Henry Trenchard zur Seite, wandeln wir schnurstracks hinüber in die Rufsländepfen.

*The Dark Forest* ist ein Kriegsroman eigener Art. Dostojewski hat Walpole gezeigt, wie das Innenleben die härteste und weiteste Festungsmauer durchbricht, um frei zu wandeln. Seelen wachsen in der Stille, während draussen der Krieg tobt und von Zeit zu Zeit seine Schauerfiguren, Fenster und Türen zerschmetternd, in die Geheimkammern ihrer Herzen hineinstößt. Phantasiegepeitscht, dramadurstig sind zartbesaitete Menschen ins Schlachtgebiet gezogen. Aber kein Drama kam, bloß das Hämmern der Batterien, die in aufdringlicher Eintönigkeit alte Geschichten nur erzählen konnten. Und doch ist das Drama da. Es spielt auf der Bühne der Seelen, in der Seele des langen, tappigen, kurzsichtigen, sentimental weichen, harmlosen, liebebedürftigen Henry Trenchard, der gleich zu Anfang am Warschauer Bahnhof von Petersburg in der Uniform eines russischen Sanitätssoldaten vor uns

steht. Englische Kathedralenluft umhüllt ihn und teilt uns seine Vergangenheit mit. Neben ihm steht die Rotkreuzschwester Marie Ivanovna mit den großen Augen, aus denen die Selmsucht nach Erlebnissen spricht, das heißblütige, dem schaffenden Geist der Wirklichkeit vertrauensvoll sich hingebende romantische Wesen, das in einem blinden Augenblick sich Trenchard in die Arme warf, sich ihm verlobte, ohne ihn, ohne sich selber zu kennen. Glückekstase überflutet ihn. So zieht er in seiner Kolonne — mit Ärzten, Studenten, Schwestern, Soldaten — nach Galizien in den blauen Frühling hinein, der seine Tore weit geöffnet. Lange umschauelt geisttötende Gleichmäßigkeit sein inneres Geschehen. Dann kommt die Schlacht und spielt mit ihrem Schreckensorchester Schicksalsmotive im „dunkeln Walde“ von S—, der gleich einer weiten Totenkammer das Leben der Liebenden ummauert.<sup>1)</sup> Batterien pochen wütend gleich Titanen an Eisentoren. Fernabdommernd tost ihr Schlag. Bald ist der ganze Wald erfüllt mit kindisch zankenden Riesen. Schrapnels klirren gleich grünen Flaschen im Kornfeld. Ein Scheinwerfer funkelt am Horizont wie das Auge des unsichtbaren Feindes. Da blitzt die Nacht in grelles Licht auf und zeigt dem ahnungslosen Trenchard ein Bild, das sich säurenscharf in seine Erinnerung hineinfrisst. Vor ihm kniet auf einem Wagen Marie Ivanovna in triumphierendem Entzücken, ihre Hand auf Semyonows Schulter gelegt, Semyonows, des gefürchteten Verächters und Feindes, des tüchtigen Arztes, des klotzigen Materialisten und giftigen Spötters. Schwere Stunden, schwere Tage, da er sich von seinem Mädchen verlassen weiß, da er draußen die Toten begraben muß! Doch Semyonows Triumph ist nur scheinbar. Marie Ivanovna stirbt im dunkeln Walde, getroffen von feindlicher Kugel. Ihr Geist aber umschwebt beide Rivalen, und Eifersucht kettet sie um so fester aneinander. Keiner weicht von des andern Seite, da jeder gierig ist, vor dem andern zu sterben, um die Geliebte zu besitzen. Der Feind kommt. Trenchard fällt und selig lächelnd empfängt er Semyonows flüsternden Grufs: „Du hast gesiegt!“

Dieses Motiv wird parallel verstärkt durch Übertragung

<sup>1)</sup> Zur Rolle des Waldes, dieser mächtigen schweigenden Schicksalsarmee, vgl. vielleicht Turgenieff, „Zwei Tage in den Wäldern“.

auf zwei begleitende Gestalten — Andrew Vasilievitch und Nikitin —, zwei Antipoden, die der gemeinsame Totenkult für die in ihrem Geiste kanonisierte Frau des Vasilievitch zusammenkittet, bis das Sterben Andrew im Jenseitswettlauf den Vorsprung gibt.

Und das Ganze war doch nur Traumgesicht und Erfüllung. Denn wie oft hat Trenchard in seiner sonnenlosen Jugend geträumt, wie er mit einer Jagdgesellschaft in den Wald hinauszog, sich dort unter kalt triefenden Bäumen verlor und nun nicht mehr als Waidmann, sondern als Opfer sich fühlte, dem der sichtbare Tod drohend nachjagte. Im Walde von S— hat es sich erfüllt. So verklärt sich der ganze Roman symbolisch und wird zur großen Ichfahrt, deren Ziel der Sinn des Lebens ist, der jenseits des Todes liegt, der Sinn, um den alle ringen und der ihnen nur im Sterben gedeutet werden kann.

Dieser Sinn durchzieht rotfadenartig auch den zweiten Rußlandroman *The Secret City*, die Fortsetzung zum „Dunkeln Walde“. Zwei alte Bekannte treten über die neue Weltschwelle in die „geheimnisvolle Stadt“ ein: das erzählende Ich des Engländers Durward und Semyonow, der zynische Spielverderber, das Gespenst der Fröhlichen, der kühl lächelnde Seelenvergifter, der russisch massige Mephisto, der in übermenschlicher Geisteskraft die Gedanken anderer durchschaut. Er kommt wieder und nistet sich in der Familie seiner Nichte Vera ein, um ihrem Gatten, dem harmlosen, sentimental, phantastisch idealistischen Markovitch, den Vera aus Mitleid geheiratet hat, zum Verderben zu werden. Er raubt ihm seine beiden höchsten Güter, den Glauben an die von ihm vergötterte Vera, von deren Liebe er sich ausgeschlossen weiß, und den Glauben an die russische Revolution und an Rußlands Zukunft. Er reizt und plagt den Armen so lange, bis er schließlich in der Verzweiflung den Peiniger erschießt und sich dann selber das Leben nimmt. Das erlösende „Endlich, endlich!“, das sich im Todesröcheln Semyonows Lippen entringt, ist der Schlüssel, der uns die Tore seiner Seelenstadt öffnet; denn einer russischen Redensart gemäß liegt in jedem Menschenherzen die geheime Stadt verborgen, an deren Altären seine heifsesten Gebete emporsteigen. In einsamen Nächten zog es den Zyniker immer wieder nach dem Wesen hin, dessen Geist

ihn stets umschwebt, nach Marie Ivanovna, die er mit sehnenenden Augen sucht über Leben und Diesseits hinaus, und seine Verfolgung des armen Markovitch war nur ein vergeblicher Versuch, die Qual des Verfolgtseins in der Lust des Verfolgens aufgehen zu lassen.

Der Spielverderber ist tot; tot aber auch das Sorgenkind, der ungeliebte Gatte, dem die hilfsbereite Vera in ihrer Untreue stets treu blieb. So eröffnet der Schluß des Romans die freie Bahn, auf der Vera ihrem Glück entgegenschreiten wird, der Vereinigung mit dem häßlichen und nüchternen, aber starken und ehrenfesten jungen Engländer, dem internationalen Fußballspieler Jeremy Lawrence, den sie im geheimen stets geliebt mit einer Leidenschaft, die einmal nur jäh ausbrach, als der Getreue in der Stunde der Gefahr plötzlich als schirmender Retter in ihrer Wohnung erschien. Auch das zweite Sorgenkind ist ihr abgenommen, ihre Schwester Nina, das lebensprühende törichte Mädchen, das nach tollen Jugendstreichen durch den jungen Engländer Henri Bohun den Klauen eines bolschewistischen Studenten entrissen wird.

Das ist die russische Kleintragödie, die Walpole aus Stoffen der Alltäglichkeit gewoben hat. Man besucht sich gegenseitig, trinkt heute Tee, zündet morgen den Weihnachtsbaum an, feiert übermorgen Ninas Geburtstag, spricht viel, regt sich auf und wirft sich Gläser an den Kopf, taucht plötzlich in Schweigen unter, geht in Zirkus, Theater und politische Versammlungen.

Zwei Dinge aber sind es, die diese Alltäglichkeit in den geisterhaften Rhythmus eines höhern Geschehens bannen: die Stadt Petersburg, die — gleich dem „dunkeln Walde“ — die zappelnde Menschheit phantomhaft umlagert und, in sie hinein-dröhnend, das dumpfe Rollen der Zeit von Rasputins Ermordung bis zur alles niederreisenden Revolution.

Petersburg, die geheime Stadt! Geheimnisvoll schon in ihrer Realität! In ihren Kirchen, wo mildäugige Bauern sich herandrängen in goldstaubdurchzitterter Luft; in ihrem Winterzauber, der die Mauern in tiefrotes und violette Feuer taucht, den Schnee als mächtigen Glitzerkristall auf die Straße rollt oder als Silberfluß an schweigenden Häusern vorbeischiebt; in ihren weißen Nächten, die den schwarzen folgen; in ihrem Frühling, der die Neva bricht und die Sonnen- und Blumen-

welt aus holdem Schlummer weckt. Geheimnisvoll aber auch in ihrer unsichtbaren Geisterhaftigkeit! Spüren nicht die erregten Sinne Durwards in den düstern Momenten des Lebens das lauernde Dasein vorsintflutlicher Ungeheuer, die ihre schuppigen und gehörnten Häupter über die Wasser recken, in ihrer Eifersucht auf die Menschheit bereit, jeden Augenblick loszufahren, um sie zu verschlingen?

Und die Zeit, die den jähen Wandel gebar? Das Schicksal faßt die russische Seele an. Sie lächelt und spielt; aber in plötzlicher Willkür kehrt sich ihr alles in tödlichen Ernst um mit einer Unerwartetheit, die die Spielerin selber erstaut. Die Revolution ist da. In zusammenhangslosem Bilderzucken teilt sie sich uns mit. Ein Reitersoldat predigt auf dem Straßenschnee. Der Glanz der Wachtfeuer umfließt ihn legendenhaft. Eine traurige, führerlose Menge wälzt sich durch die Stadt, und die Bauern kommen nach Petersburg. Die alliiert Gesinnten halten unter Sir Robert Buchanan eine Versammlung ab. Der Halbwilde — die sog. „Ratte“ —, der sich an Möbelpolitur zu betrinken und der Durward in tierischer Anhänglichkeit zu bedienen pflegte, wühlt in Blut und Raub. Der Schrecken und die Einsamkeit wandeln frei. Sie klopfen auch einmal bei Vera an in der Jammergestalt eines Polizisten, der Einlaß erfleht. Sie schütteln ungesehen Durward auf der Strafe, daß er bleischwer stehen bleibt.

Lebendige Unordnung! Bald direkte Rede und Beschreibung, bald verschleierte Rede und Schilderung im Gespräch. Immer aber ein Aneinanderstücken von Lebensausschnitten, die eine unregelmäßig umrissene Wirklichkeit ergeben und die ein Zauberspiegel in neue Deutungen bricht. Das ist der Eindruck, den beide Romane in uns hinterlassen. Walpole hat sich die Technik Conrads zu eigen gemacht, der in seinen späteren Romanen einen schöpferischen Epiker konstruiert, durch den die Geschehnisse hindurchwandeln und der in *Chance* den Epiker außerdem noch zwei verschiedene Sprachrohre ansetzen läßt. Walpole hat in beiden Rufsländepenen den Erzähler Durward vor uns hingestellt, damit er den Stoff vor unsern Augen gestalte. Der gelähmte Durward ist ein kluger, schweigender und sprechender, von Bewußtseinspaltungen oft heimgesuchter Beobachter, zugleich aber auch ein Mitspieler, ein dramatischer Zurechtmacher, Einfädler und

Behinderer, ein allwissender Sprecher; der, wenn eine Krankheit auf Tage und Wochen zwischen ihm und dem fesselnden Geschehen den Vorhang zog, das Wort ändern zur Ergänzung erteilt. Bald ist es Markovitch, bald Lawrence, bald Vera, sehr oft auch Bohun, der, obwohl Durwards Geschöpf, eher Schöpfer als Spieler ist. So liegt in der memoirenartigen Unordnung viel mehr System, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Handlung und Heldenmotiv treiben davon auf dem unruhig schäumenden Fluß der Eindrücke Durwards — oder Walpoles? — Bald leuchten sie über den Wassern, bald sinken sie in sie hinein.

Mit den Rufsländepn scheint Hugh Walpole die Höhe seines Könnens erreicht zu haben. In *The Captives* webt er gegen einen wirklichkeitsstarken Londoner- und Provinzhintergrund mystische Schleier um religiös veranlagte Menschen. Die äußere Erscheinungswelt wirkt aber hier überzeugender auf uns als die russische Mystik, die in englischer Luft weiter-schwebt als etwas Hineinbefohlenes, nicht aus den Dingen Emanierendes.<sup>1)</sup>

Die *Thirteen Travellers*, eine Sammlung von Erzählungen, die an Hand von 13 Typen die den Lebenston herunterstimmende Nachwirkung des Krieges vorführen sollen, sind Walpoles, des Künstlers, nicht würdig.

Hoffen wir, daß die absteigende Kurve bei Walpole wie bei Peter Westcott nur eine vorübergehende Erscheinung ist

St. Gallen. Bernhard Fehr.

**Louis Cazamian, L'Evolution psychologique et la Littérature en Angleterre (1660—1914).** Paris, Félix Alcan, 1920. — VIII u. 269 S. — 12 fr. 60.

Rhythmus ist das Gesetz des Lebens. Ihm geht aufs neue Cazamian nach in diesem System der modernen englischen Literatur (1660—1914). Noch nie sind Bewegungen so scharf und deutlich, so bewußt und sicher aus dem wimmelnden Vielerei der Erscheinungen herausgeschaut worden wie hier.

<sup>1)</sup> Vgl. die Besprechung von Kranendonk in *English Studies* III (1921), 24—26.

Da können literarische Einzelheiten nicht mehr Gegenstand der Betrachtung sein. Der Verfasser muß sie bei sich und den Lesern als bekannt voraussetzen und kann sie nur gelegentlich schlagwortartig andeuten. Dieses bloße Zeichnen und Begründen von Richtlinien bringt keine großen Überraschungen, wie Cazamian selber gesteht. Es zieht nur schon bekannte Allgemeinprofile straffer und schärfer; bei einem Buch beschränkten Umfangs das einzig Mögliche. Wir möchten aber doch wünschen, daß Cazamian späterhin sich eine besondere Periode, etwa 1850—1880 oder die Neuzeit herausholen werde, um sie seinem Programm gemäß so überzeugend darzustellen, wie er es in seinem bekannten Buche über den englischen sozialen Roman getan hat, schlagende lebendige Beispiele in das trockene Knochensystem einbauend.

Für jeden Literaturhistoriker wichtig ist das Einleitungskapitel, das Programm und Methode erklärt. Cazamian führt hier z. T. Gedanken weiter aus, die er in seinem *L'Angleterre Moderne*, 1911 und seinen *Etudes de psychologie littéraire*, 1913 verwertet hat. Sein Programm lautet ungefähr folgendermaßen:

Die lebendige Volkspsyche — die sich in der Literatur ausdrückt — pendelt in der Geschichte zwischen zwei Polen vorwärts, Gefühlserregung und Verstandesmäßigkeit. Wahlverwandtschaftlich neigt die Seele eines bestimmten Volkes mehr dem einen oder dem andern Kraftpunkt zu. Man vergleiche z. B. die mehr triebmäßige englische Volkspsyche mit dem verstandesmäßigen französischen Genius. Der Freiheit dieses Schlages und Rückschlages psychischer Tonarten steht die historische und soziale Umwelt gegenüber, deren Kräftegang den Pendelschlag bald fördert, bald hemmt. So zerbricht der völkische Seelenrhythmus in Kleinvariationen und verursacht in der Literaturgeschichte jene interessanten Retardierungen, jenes Weiterkriechen der Literatur in alter Richtung unter dem Druck ungünstiger gesellschaftlicher und politischer Trägheitskräfte zu einer Zeit, da der psychische Rückschlag schon längst eingesetzt hat.

Das bekannteste Beispiel dafür ist das 18. Jahrhundert, an dessen Schwelle wir die innern Faktoren auf die Romantik schon eingestellt finden, während im Schrifttum Pope und später Johnson tonangebend bleiben, so daß eigentlich zwei



Literaturen nebeneinander wandeln, die klassizistische orthodoxe und die unrechtmäßige vorromantische. Und wie dann schließlich die äußerlichen erregungsfeindlichen Schranken fallen und die Milieukräfte in den herrschenden Seelenimpuls einmünden — im triebmäßigen Proletariat, im visionsdurchleuchteten Methodismus, in dem alle Leidenschaften entfesselnden englischen Gegenwurf der französischen Revolution —, da hat der Pendelschlag nach dem Gefühlspol hin sich schon fast erschöpft und die Anzeichen der Umbiegung beginnen. Deshalb ist die englische Hochromantik (1800—1830) von so kurzer Dauer, überschafft sich in der „zweiten Generation“ eines Byron, Keats und Shelley so schnell und erweist sich dann zu schwach, dem Gegendruck der Vernunft standzuhalten.

Diesem Problem hat Cazamian vier Studien gewidmet, die Kapitel 5—8. Daraus hebe ich folgendes noch hervor. Die frühesten Anzeichen der psychischen Umkehr sind das sentimentale Lustspiel eines Kelly und Cumberland, die Moralphilosophie eines Addison und Steele, der hochschwingende Optimismus eines Shaftesbury, der Naturkult einer ganzen Reihe bekannter Dichter. In der Anordnung der neuen Kräfte nimmt Cazamian eine wichtige Änderung vor. Die Romantik bedeutete für England nichts Neues. Denn was war das Shakespearesche Zeitalter? Die Volkspsyche ist sich deshalb ihrer Rückkehr zu frühern Seelenzuständen halbwegs bewußt und erblickt durch die kollektive Erinnerung hindurch ihre eigene Vergangenheit, wo Mittelalter, Shakespeare und Spenser weilen. So entquillt die Schwärmerei für das Altzeitliche der Bilderleidenschaft des neuen Rhythmus, die sich überall Objekte sucht, in Natur, Landschaft, örtlicher Ferne — Skandinavien und Orient — und Vergangenheit. Damit sind alle romantischen Kräfte von der Sentimentalität bis zur mittelalterlichen Schwärmerei unter einen Hut gebracht.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> In fast allen Punkten stimme ich mit Cazamian überein in meinen einleitenden Abschnitten über die Vorromantik und die Hochromantik meiner englischen Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, die, wenn nicht alle Anzeichen trügen, 1922 oder 1923 herauskommen dürfte. Die beiden erwähnten Abschnitte stehen schon seit Herbst 1919 im Satz. Meine Übereinstimmungen mit Cazamian sind so auffallend, daß ich mich veranlaßt sehe, an dieser Stelle darauf hinzuweisen.

Auf die Cazamiansche Philosophie der andern Perioden — und besonders auf seine sorgfältige Behandlung der „Übergänge“ — näher einzugehen, würde zu weit führen. Ein rascher Überblick muſs genügen.

Die Elisabethanische Zeit überfluten junge emotionelle, von der spätern romantischen Krankheit noch nicht befallene Kräfte. Lächelnde Sinnlichkeit ist die Tonart, die auch die Revolutionsperiode (1640—1660) beherrscht. Um 1660 herum beginnt sie sich abzunützen, und die Poesie, um weiter in ihr spielen zu können, macht krampfhaftige Anstrengungen, ihre Mittel zu steigern. Umsonst! Das Pendel schwingt, zunächst noch langsam in der Übergangszeit 1660—80, hinüber. Das Verlangen nach Regel und Ordnung siegt. In Gesellschaft und Literatur kristallisiert sich eine Hierarchie. Hauptmotiv der Dichtung wird das Verstehenwollen, Haupttemperament die Kritik. Dann bringt das Jahr 1688 mit dem Sturz der gesellschaftlichen Hierarchie die Herrschaft eines liberalen protestantischen Bürgertums, ohne aber eine Umkehr des psychischen Rhythmus verursachen zu können. Im Gegenteil! Die rationale Psyche will und muſs sich literarisch im Klassizismus ausleben, der für die hohe Bürgerlichkeit zum Glaubensdogma wird. Wie früh aber im 18. Jahrhundert der Aufmarsch der Gefühle kommt, der schließlich in der Romantik gipfelt, haben wir schon gesehen. Die ihr folgende Übergangszeit 1830—50 hat Cazamian in seinem bekannten Werke eingehend behandelt.

Uns interessiert seine Auffassung der folgenden Epoche 1850—1880, die er das neo-klassizistische Zeitalter, das Zeitalter Matthew Arnolds nennt, wobei er allerdings zugibt, dafs dieser ausgesprochenste Vertreter der mittelviktorianischen Jahre nicht zugleich auch ihre bedeutendste Künstlerpersönlichkeit sei. Unbewußt und bewußt wirken bei den typischen Vertretern der mittelviktorianischen Periode die Erinnerungen der frühern Stadien der Volkspsyche. Die Romantik durchdringt den Klassizismus. Man denke an Merediths Einheit von Positivismus und romantischer Erkenntnis. Man denke vor allen Dingen an die Prae-Raphaëlitens, deren Phantastik nun allerdings — zumal bei Swinburne —, wie Cazamian treffend bemerkt, formen- und regelnbewußt ist.

Von ihnen lenken wir leicht zur „neo-romantischen“ Zeit (1880—1914) über, in die sie noch hineinragen. Die rhythmische Umkehr — nach Idealistik und Mystik hin — ist da, begünstigt durch soziale Neuentwicklungen. An auffallenden Erscheinungen der Allgemeinpsychie nennen wir den Neu-Hegelianismus eines T. H. Green, den Pragmatismus eines W. James, die Theosophie, den Spiritismus, Christian Science, die mystisch befruchtete Ideenwelt des Imperialismus und Sozialismus, die Ideenperversität und den Sensationskult der gelben Neunziger Jahre — das letztere vielleicht als Gegenrhythmus. In der Dichtung macht sich teilweise ein Nachspüren dem französischen Symbolismus und seinen Folgeentwicklungen geltend. Eine Klassifizierung wird bei diesen zahllosen Kreuzungen von Typen zur Unmöglichkeit! (Wie gerne hätte ich hier bei Cazamian Erleuchtung gefunden!).

Das sind ein paar dürftige Andeutungen über Cazamians Programm, von dem fast jeder Punkt reichlichen Anlaß zur Erörterung gäbe. Hier wäre ein Ansatz zu „einer Literaturgeschichte ohne Namen“, bei der Einzelwerke nur als Belege auftreten, eine Anwendung des Polaritätsbegriffs auf das Schrifttum.<sup>1)</sup> Nachdenklich auf alle Fälle dürfte Cazamians Buch diejenigen Literaturforscher und -Forscherinnen stimmen, die ewig nur das eine vermögen, das schöne Ganze der Literaturgeschichte in Biographien auseinanderzureißen.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Neue Zürcher Zeitung 13. Juli 1921 (1029): Bericht eines Vortrags von Franz Zinckernagel über den „Polaritätsbegriff in der Literaturgeschichte“, wo die Dichtung verschiedener Perioden als die Auswirkung eines Streites zwischen zwei gegensätzlichen Prinzipien aufgefaßt wird, wo z. B. der Klassizismus des 18. Jahrhunderts als Polarität zwischen dem Systemgedanken des Aufklärers Lessing und dem Gedanken des Organismus im Sturm und Drang erscheint. Die Abweichung dieses Polaritätsbegriffes von dem Cazamianschen ist leicht erkenntlich (Ausgleich und abwechselnde einseitige Anziehung). Beide Anschauungen aber liefen sich auf einen Grundgedanken zurückleiten.

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**Exercises in English Pronunciation** by M. L. Annakin, B. A. Lecturer in English at the City of Leeds Training College. Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer 1920. Pr. Mk. 6,—.

Dieses Heftchen im Format 24×16 umfaßt zwei Teile. Teil 1 (S. I—X) enthält ein kurzes Vorwort des englischen Verfassers aus dem Jahre 1913 (S. III), die Inhaltsangabe mit einer Liste aller konsonantischen und vokalischen Lautzeichen der *association phonétique générale*, soweit sie in den nachfolgenden *Exercises* behandelt werden (S. V, VI), *Key words for Phonetic Symbols* (S. VII) und schließlich *a List of Books recommended for the Study of English Pronunciation* (S. IX, X), geordnet nach theoretischen Werken über Phonetik, phonetischen Lesebüchern und Aussprachewörterbüchern. Die hier angeführte Liste darf wohl als durchaus modern und erschöpfend bezeichnet werden, da sie alle bedeutenden Werke angibt, die über den heutigen Stand der englischen Phonetik aufklären.

Teil 2 (S. 2—82) enthält die phonetischen Übungen (*Exercises in English Pronunciation*) in der Weise, daß zuerst für jeden der 26 verschiedenen konsonantischen Laute des Englischen und hierauf für jeden der 22 verschiedenen vokalischen Laute je 20 Übungsbeispiele in Sätzen angeführt werden und zwar so, daß die geraden Seiten des Heftchens die phonetische Transkription jener englischen Übungssätze darstellen, die auf den ungeraden Seiten nebenher in englischer Normalschrift gedruckt sind. Die Anordnung ist auf diese Weise durchaus übersichtlich und klar, die Sätze selbst sind kurz, meist nur eine Zeile lang, und einfach, ihr Inhalt ist allgemeiner Art, d. h. Dinge aus dem täglichen Leben umfassend und der Umgangssprache entnommen, stellenweise jedoch vermischt mit Sprichwörtern und Stellen aus bekannten englischen Dichtern.

Die hier gebotene Aussprache entspricht dem sog. *standard English*, d. h. dem Südenglischen, das, wie der Verfasser bereits im Vorwort betont, seine eigene Muttersprache ist. Seine Aussprache deckt sich daher im Wesentlichen mit jener, die im *English Phonetic Dictionary* von Michaelis und Jones angegeben ist. Auf viele noch gebräuchliche Ausspracheformen geht der Verfasser im allgemeinen gar nicht ein, da deren Kenntnis nach seiner Ansicht für den Ausländer wenig vorteilhaft ist. Einige häufig auftretende Abweichungen von der normalen Aussprache gibt er in den Fußnoten an, ihre Zahl ist aber verhältnismäßig sehr gering und beschränkt sich meist auf folgende Fälle, die wiederholt vorkommen: *jə* oder *juə* (*your*) S. 2, 13 u. ö.; *du:nət* und *dəʊnt* (*do not*) S. 10, 10; *'klæŋp* oder *'klæŋgə* (*clangor*) S. 20, 20; *'wɪnd* oder *'waɪnd* (*wind* in der Poesie) S. 24, 7; *'fɔ:lən* oder *fɔ:lən* (*fortune*) S. 26, 5; *'rentʃ* oder *'rentʃə* (*venture*) S. 28, 14; *dɪf'θɔəriə* oder *dɪp'θɔəriə* (*diphtheria*) S. 30, 10; *rʊm* oder *ru:m* (*room*) S. 30, 15; *mə'fi:n* oder *mɪ'fi:n* (*machine*) S. 33, 1; *fɔr* *iʒ* oder *fɔ* *hiʒ* (*for his*) S. 36, 9 u. ö.; *ʃændl'liəd* oder *ʃændə'liəd* (*chandelier*) S. 50, 16; *frenʃ* oder *frenʃ* (*French*) S. 50, 7; *jɪə* oder *jɪ* (*year*) u. ö. S. 54, 10; *lʊəd* oder *lʊəd* (*lured*) S. 60, 4; *nə'vembə* oder *nɔ'vembə* (*November*) S. 66, 15; *'sentʃəri* oder *'sentʃəri* (*century*) S. 70, 8; *'lʌnʃən* oder *'lʌntʃən* (*lunchcon*) S. 72, 10; *'ma:ɡərət*, *more usually ma:ɡərɪt* (*Margaret*) S. 72, 6; *'buər* oder *'buər* vor Vokal (*Boer*) S. 77, 19;

'poitri oder 'pouitri (poetry) S. 2, 2; 'bi:ɔpsgeit oder -git, got (Bishopsgate) S. 14, 18; außerdem eine Reihe von Fällen, in denen nach des Verfassers Angabe ɔ: oder ɔ gesprochen werden kann, so z. B. bɔ:st oder lost (lost) S. 6, 14; ebenso in Wörtern wie often S. 8, 8 u. ö.; across 12, 8; cost 12, 13; because 24, 7; coughing 28, 14; off 44, 7 u. ö.; loss 70, 18; cross 70, 14.

Das sind sämtliche Wörter, bei denen der Verfasser eine doppelte Aussprache zuläßt, wie aus den Fußnoten ersichtlich ist. Gewiß eine sehr geringe Anzahl von Fällen in Anbetracht der 960 Übungssätze, welche die *Exercises* darstellen. Es fragt sich nun, ob der Verfasser hierin nicht zu engherzig verfuhr. Aber dies muß in Abrede gestellt werden, wenn man vielleicht von Fällen wie den folgenden absieht: 'difikltiʒ, 'ast, 'prɔnaunʒ, 'isju, 'pɑrləmənt, 'endʒn, 'rəθ, 'insidnt. Hier vermißt man einen Hinweis auf die noch übliche Aussprache: 'difik ltiʒ, 'ast, 'prɔnaunʒ, 'iʃn, 'pɑ:lɪmənt, 'endʒɪn, 'rɑ:θ, 'insidənt.

Außer den beiden Druckfehlern, die auf S. 82 unten verbessert wurden, sind noch folgende zu erwähnen: S. 10, 1 'keis — 11, 1 charge statt case; S. 18, 8 'wɛdn̄ʒdi statt 'wɛn̄ʒdi; S. 50 (Überschrift) hed — S. 51 bread statt head; S. 56, 16 'spouk — spake statt spoke; S. 62, 3 'bau — statt 'bauz (boughs): S. 78, 11 fehlt a; S. 78, 2 unten 'grɔit statt 'greit; S. 82, 11 'wæidʒmənt statt 'wænidʒmənt; S. 42, 13 fehlt das Betonungszeichen bei 'teikiŋ und b:loŋz; S. 52, 5 ai m statt aim; S. 52. 11 u. 54. 4 it s statt its; die Paginierung fehlt auf S. 46 u. 47.

Wenn man von diesen wenigen Versehen absieht, so muß anerkannt werden, daß der Druck der *Exercises* mit äußerster Sorgfalt hergestellt wurde. Das Heftchen darf auch jedem, der sich mit dem Studium der englischen Aussprache eingehend befaßt, wärmstens empfohlen werden. Besonders wird es für Lektoren an Hochschulen ein willkommenes Hilfsmittel zur Förderung und Vertiefung ihrer Ausspracheübungen sein. Aber auch alle Lehrer des Englischen werden es mit Nutzen durcharbeiten, denn in unsrer traurigen Zeit, die auf Jahre hinaus eine Reise nach England unterbindet, muß der Anglist mehr denn je seine Zuflucht zu solchen phonetischen Werken nehmen, da sie ihm einen immerhin schätzenswerten Ersatz dafür bieten, was er sonst bei einem Studienaufenthalt in England zu gewinnen suchte. Aus diesem Grunde muß dem Verlage für die Drucklegung dieser *Exercises in English Pronunciation* gedankt und der Wunsch ausgesprochen werden, der Verlag möge durch wohlverdiente, reichliche Abnahme auf seine Kosten kommen.

Hof, den 27. Juli 1921.

Dr. O. Mahir.

**Essays on German Literature** by Thomas Carlyle, ausgewählt und erläutert von Dr. Walter Hübner, schultechn. Mitarbeiter am Provinzialschulkollegium Berlin. Verlag Carl Flemming u. C. T. Wiskott, Berlin 1920.

Das vorliegende Bändchen, Ausgabe A (Einleitung und Anmerkungen in deutscher Sprache) ist als 74. der Sammlung englischer und französischer Schriftsteller der neueren Zeit, begründet von J. Klapperich, herausgegeben von Walter Hübner, erschienen und als Schullektüre für die oberen Klassen

höherer Lehranstalten gedacht. Es ist 90 Seiten stark im Format 14×21. In der Einleitung gibt der Herausgeber zunächst eine ausführliche Schilderung von Carlyles Leben (S. IX—XIII) und von seinem Verhältnis zur deutschen Literatur (S. XIII—XVI), daran schliessen sich fünf Abhandlungen über „bedeutende Gegenstände aus der deutschen Literatur“ nämlich I. *State on German Literature* (S. 1—26), II. *The Nibelungen Lied* (S. 26—48), III. *Goethe* (S. 48—65), IV. *Death of Goethe* (S. 66—75), V. *Schiller* (S. 75—90). Wie im Vorwort bemerkt wird, sind Carlyles Originalabhandlungen der Stücke I, II, III und V vom Herausgeber in der Weise gekürzt worden, daß er „Besprechungen heute mehr oder weniger vergessener Bücher“ nicht in seine Ausgabe aufnahm, während das vierte Stück (*Death of Goethe*) ungekürzt abgedruckt wurde.

Hübners Ausgabe entspricht in allem den Anforderungen, die man an eine moderne Schullektüre stellt. Der Druck ist in sorgfältigster Weise hergestellt, die Anmerkungen des Herausgebers sind sachlich reichhaltig, doch ohne überflüssiges Beiwerk. Gerade in der Gegenwart, die dem Schulmann bei der Wahl der fremdsprachlichen Lektüre oft viel Kopfzerbrechen verursacht, kommt Hübners Bändchen einem wesentlichen Bedürfnis nach, da jeder deutsche Lehrer des Englischen stets nach Stoffen suchen wird, die frei von jeglichem Chauvinismus mit Interesse und Begeisterung von seinen Schülern aufgenommen werden. Bei welchem englischen Schriftsteller würde er aber ein dankbareres Feld finden als bei Carlyle, der so warm und unerschrocken für unsere großen klassischen Dichter in seinem Vaterlande eingetreten ist und ihre Werke in Wort und Schrift seinen Landsleuten nahegebracht hat? Neben dem Vorteil einer kunst- und kraftvollen Darstellung englischer Prosa bieten Carlyle's Essays dem Schüler eine schätzenswerte Vertiefung seiner deutschen Literaturkenntnisse und lassen ihn einen tiefen Blick in die Arbeitsstube eines hervorragenden englischen Literaturhistorikers tun. Von diesem Gesichtspunkte aus muß dem Herausgeber für seine Mühe bei der Herstellung dieses Bändchens gedankt werden und es bedarf wohl keiner weiteren Empfehlung mehr, da aus dem Gesagten zur Genüge hervorgeht, daß Hübners Ausgabe sich vorzüglich zur Lektüre in den oberen Klassen höherer Lehranstalten eignet. Mögen diese Essays deshalb durch häufige Verwendung als Lektüre jene Anerkennung finden, die sie nach Form und Inhalt voll und ganz verdienen!

Hof, den 28. Juli 1921.

Dr. O. Mahir.

[17. 9. 21.]

### I N H A L T.

	Seite
I. Fehr, Zur zeitgenössischen englischen Literatur (Fortsetzung) . . . . .	217
Cazamian, L'Evolution psychologique et la Littérature en Angleterre (1660—1914) (Fehr) . . . . .	241
II. Annakin, Exercises in English Pronunciation . . . . .	246
Carlyle, Essays on German Literature, ausgewählt und erläutert von Dr. Walter Hübner . . . . .	247

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.



## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

XXXII. Bd.

November 1921.

Nr. XI.

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

Allen Mawer, *The Place-Names of Northumberland and Durham*.  
A. u. d. T.: *Cambridge Archaeological and Ethnological Series*.  
Cambridge at the University Press 1920. XXXVIII +  
271 pp. 20 s.

Professor Mawer's book is a very valuable contribution to English place-name study. It deals with the subject more fully and comprehensively than any previous monograph on English place-names, and it marks an advance as regards method. Its author bases his etymologies to a greater extent than has been hitherto the case on a careful examination of the topographical conditions of the places and a comparative study of the place-names of other districts. He has made Scandinavian philology the subject of special study and shows himself to be familiar with Scandinavian place-name literature. He has given special attention to early modern spellings, which are often of interest as suggesting peculiar local pronunciations.

In its arrangement the book resembles most other monographs on English place-names lately published. It consists of an introduction dealing among other things with the various etymological elements (Celtic, English etc.) and the names in *-ing*; an alphabetical list of place-names with etymologies; lists of principal elements and of personal names found in place-names; phonology etc.

The book contains a great number of valuable general remarks and observations. Its etymologies testify to sound scholarship and mature judgment. The majority seem convincing and are often really ingenious. On the other hand it is obvious that in a book dealing with such a number of details, there must be a good many points on which different opinions are possible. Of this the author himself is fully aware. The following remarks, chiefly of a critical nature, are offered solely from a desire to give some contribution to the solution of the many interesting problems raised in Mawer's book. They will show at least with what interest I have studied it.

I will begin with some remarks of a more general nature.

As already pointed out, the author in establishing the etymology of names has always considered the situation of the place. It seems to me, however, that etymologies would sometimes have been more immediately convincing, if he had been somewhat more explicit as regards the results of his topographical studies. The etymologies of Neasham and Yarnspath ('homestead on the "ness" or nose-shaped piece of land' and 'eagle's path'), for instance, did not strike me as particularly convincing at first sight, but when I saw in the map that Neasham is situated at (not *in*) a sharp rather nose-like bend of a river, and that Yarnspath is a hill of 1773 feet, my doubts were set at rest.

A few remarks may be made on Celtic names.

In the Introduction p. XV ff., Mawer points out that river-names are mostly Celtic and draws attention to some other apparently Celtic names. It seems to be tacitly understood that Celtic names must be old British ones; the only Gaelic element mentioned is the pers. n. *Crossan* in Corsenside. To me it seems quite plausible that isolated Gaelic elements may have been introduced from neighbouring Scotch districts; some Gaelic immigration may very likely be assumed to have taken place. This ought at least to have been mentioned as a possibility. An illustrative example is *Gilbridbogg* OR. II. 27 (1330), which consists of the Gael. pers. n. *Gilbride* and the Gael. *boy*. Of course the name is an Engl. formation, but its elements are Gaelic.



Very likely a closer study would reveal further Gael. elements. The common element *strother* 'a bog' may very well be Ir.-Gael. *sruthair* 'a stream'; the meanings 'stream' and 'bog' often interchange. *Sr-* would become *Str-*; cf. the form *Tirestruther* 1178 containing Ir. *sruthair* (Joyce I. 457). I suppose the Scotch Anstruther and *Kinstruther* 1225 (quoted by Johnston, Place-names of Scotland, under Anstruther) contain this word. In certain cases *sr-* would lose its *s-* owing to lenition. *Fenrother* (< *Finrother*) might contain this *s-*less form.

Cambois I would derive from Gael. *cambus* 'bay', were it not for the form *Cammes* in Hist. St. Cuthbert (not given by Mawer), which points rather to a Brit. source. But the form Cambois surely shows Gael. influence. Incidentally I remark that the variant *Commer* in the Cambr. MS. of Hist. St. Cuthbert ought to have been mentioned. It seems to be the Brit. word found in Welsh *eymmer* 'confluence, mouth of a river'. Cambois stands near the mouth of the Wansbeck.

It may be added that in the material Mawer suggests Gaelic derivation in one or two cases, though hardly with good reason.

It is often taken for granted by English place-name students, that river-names must be Celtic. No doubt most river-names are Celtic, but it should not be taken for granted that all are. Mawer even rejects derivation of the name Blyth from OE. *blīde* 'merry, pleasant'. He says no river-names of this type are known. "It must be Celtic." But cf. OE. *hljǣde* (972 BCS. 1282) from *hlūd* 'loud'; this can surely not be a Celtic name. There are further Loud, Lancs. (*Lude* 13. c.) and Brede, Suss. (probably OE. *\*brāde* from *brād*). Also for *Heagostaldes ea* Mawer suspects Celtic origin, a Celtic name having been refashioned owing to popular etymology. It is difficult for me to see any objection to the obvious etymology 'the stream belonging to the *hagustald* or to *\*Hagustald*'. The original meaning of *hagustald* was not 'bachelor', but 'owner of a *haga*'.

It is another common practice among English place-name students to label difficult names as Celtic or pre-English and give up the attempt at explaining them. Professor Mawer

occasionally falls into the same habit. Hebburn, he says, is clearly not of English origin. The early forms (*Heabyrm*, for *-byrin* c. 1104-8, *Heabyrine* c. 1125) in my opinion point to OE. \**hēa-byrgen* 'high tumulus'. — In *Corn-* (Cornforth etc.) "we pretty certainly have to do with some Celtic element of unknown meaning" (p. 55). It would be extremely remarkable if an element so widely spread and so often combined with Engl. words should be Celtic. I have no doubt it is in most cases simply OE. \**corn* < *eron* = *cran* 'crane'; cf. OE. *cornuc* = *cranuc*. — Another such case is Heddon (*Hidewine* 1177, *Hiddewin* 1187). An el. *win*, *wyn* is common in pl. ns., and I should be much surprised if it is not an Engl. word. I take it to be OE. \**wynn*, \**winn* corresponding to Goth. *vinja*, MHG. *wünne* etc. 'meadow, pasture'. — A similar case is Amble (*Ambell* 1202, *Ancbelle* 1292) stated to be probably Celtic and compared with Kemble in Glouc. and Kimble in Bucks. The names look Germanic, and I expect they will turn out to be English. The second el. may be OE. *belle* in some such sense as 'hillock'. *Bell* 'top of a hill, knoll' is found in Scotch dialects, and probably in Bell Shiel Nhb. (*le Belles* 1370, *the Belles* 1376), which cannot well mean "Bell's (farm)."

I add a few further remarks on Celtic names. — Allen. The statement that Holder derives the name from *Albentio* is not accurate; Holder is dealing with a Belgian name. — Alne goes back to Brit. *Alaunos*, which can have nothing to do either with OE. *Ælwinnae* (> Alne, Warw.) or with Gael. *alainne* 'fair' and Welsh *alcyn* 'very white'; the last two are hardly related to each other. — Carraw is derived from the base *cadro-* in W. *cader* 'chair', OBret. *caur* 'beautiful'. W. *cader* (better *cadair*) goes back to Lat. *cathedra*. — Glen (*Gleni* Bede) can hardly be compared with OIr. *glenn* 'valley'. — Kirkley: *Crikelawe* 1175. The first el. is derived from the Brit. word corresponding to W. *crug* 'hill'. The early dissyllabic form tells against this. Also it is improbable that such a very slight elevation as that which is referred to by the second el., should have retained a Brit. name, at least in a neighbourhood where Brit. names are rare. The place is in a bend of a river; very likely *Crike-* belongs to Engl. *creek* and related words. — Eden is compared alternatively with Gael. *Eudan*, *Aodann* 'forehead' etc. *Eu*, *ao* do not denote

a diphthong which might explain early forms such as *Geodene*, *Iodene*. *Eden* is no doubt identical with *Eden*, the name of a river in Cumb., which seems to be found in Brit. as *Ituna*. This (by Brit. lenition) became \**Idun-*, whence OE. \**Idune* (or the like) > \**Iodune*, *Iodene*. This usually became OE. \**Eodene*, whence ME. *Eden*, but the early forms *Geodene*, *Iodene* preserve the diphthong. — Lyne. The quantity of the vowel tells against connection with W. *Ugn* 'pool'. — Mindrum. The second el. is more probably Brit. *drum* than Gael. *druimm*. — Wear. Chadwick does not say that *Wear* is identical with *Weaver*.

The introduction contains an interesting account of Scandinavian names. Mawer rightly distinguishes between names that must have been coined by Scandinavians and names that contain Scand. elements used in Nhb. and Durh. dialects. The former point to Scand. immigration, while the latter need not do so. Hybrids between a Scand. first el. which was never naturalised and an Engl. second el. are improbable except in districts where a mixed Scand. and Engl. speech prevailed. The Scand. settlements seem to have been made by men coming from the sea or from more southerly colonies. These general principles seem very sound. In practice it seems to me that Mawer assumes hybridism to a greater extent than seems necessary or probable. Some of his Scand. etymologies do not quite convince me.

Names which can only have been given by Scandinavians are stated to be few. In my opinion some of those held by Mawer to be such are rather doubtful. Of the 11 names adduced in the first paragraph on p. XX, it seems to me only three can be looked upon as certainly Scandinavian (Copeland, Sunderland, Dingbell Hill; even of these the last is not quite certain). Lucker, Tosson, Snitter are etymologically obscure; the early forms of Tosson do not favour identification with Norw. *Tausen* etc. Akeld may equally well be OE. *āc-helde* 'oak slope' as ON. *ākelda*; I prefer the former alternative. I do not see why Hutton should be ON. \**hōtūn* 'high town' rather than OE. \**hō-tūn* 'town on the ridge'. Hurbuck, in my opinion, cannot be ON. *Hurðarbak*, as the early forms have *-buk*. I suppose the name is a compound of OE. \**hurð* (= OSax. *hurth*) and OE. *brōc* 'brook' (with dissimilatory loss of *r*) or

*bōc* 'beech'. The place stands between two brooks. — The derivation of Howick from ON. *hōr* 'high' and *vīk* 'bay' does not strike me as convincing. Knaresdale may be a Scand. name, but ME. *knarr* 'a steep rock', which seems to be the first el. and has been overlooked by Mawer, may be a native word. Of course, some of the names may quite well be Scandinavian, but it is too much to say they can only have been given by Scandinavians. It should be added, however, that in the material such a definite statement is as a rule not given.

I append a few special remarks on names considered to be Scandinavian. Eggleston. ON. *Egill* would not give Engl. *Eggle*-. — The first el. of Eltringham is derived from *Heltor* (< ON. *Hallþórr*). The corrupt DB. spellings *Heltor*, *Eltor* do not justify such a derivation. I would compare Altrincham Ches. The base may be OE. *Ælfheringa*- with loss of *f* and insertion of *t* (instead of *d* owing to the influence of the lost *f*, which may have unvoiced the *l*) between *l* and *r*. — Ingleton. It is not certain that ÓE. *Ingeld* would have given \**Ingeld*, as the first el. may be *Ing*-. — Ketton (*Cathona* 1091-2, *Cattun*, *Chettune* 1125) is held to have possibly as first el. the pers. n. *Kett* (perh. < ON. *kipt* 'flesh'). This etymology is not of the type one usually finds in Mawer's book. — Scrainwood (*Scrawencwude* 1255). ON. *skraffinnr* does not account for the forms. — Slingley (*Slinglewe* 1155). The early forms with *i* do not favour derivation of the first el. from ON. *Slengi*, *Slongr*-. — Ulgham. Derivation of the first el. from *Ulchel* = ON. *Ulkell* is impossible, as *Ulchel* is only a spelling for *Ulkell*.

A lengthy separate note is devoted to names in *-ing*. Mawer is of opinion that OE. names such as *bisceopinegdene*, *cynburginegtun* are to be explained as '*dene*, *tūn* belonging to the bishop, or Cyneburg'. He believes Nhb. and Durh. names in *-ington* are all OE. names in *-ingtūn*, not in *-ingatūn*, the suffix *-ing* being possessive, not patronymic. The question is difficult, and I am not prepared to give a definite opinion on it, but I do not think it finally settled by Mawer's arguments. They are especially three. First, *werburgingwic*, *cynburginegtun* cannot contain names in *-ing-ics*, because patronymics

are not formed from women's names. But it remains to be proved that "metronymics" in *-ingas* are impossible. As regards *bisceopincgdene*, which in Mawer's opinion cannot contain a patronymic, it may be remarked (1) that a strict celibate was not in force in the OE. period, (2) that *Bisceopingas* might mean 'the men of the bishop', (3) that *Bisceop* may have been used as a pers. n. There are also other possible explanations. The third argument is still less conclusive. An original document of the 7th cent. mentions *wieghelmestun*, which later (c. 1000) is said to be called *wigelmignctun*, and Remington is stated by Simeon of Durham to have been named after one Reingwaldus. This in Mawer's opinion is definite evidence for equating such names with possessive forms. Another explanation is possible and in my opinion more probable. A settlement founded by *Wighelm* would of course be called *Wighelmes tūn*, but after his death, when his sons, the *Wighelmingas*, took possession, the name would easily be altered to *Wighelminga-tūn*. Such changes of names are to be reckoned with. A similar explanation holds good of Remington, provided Simeon's statement is trustworthy. *Regnwald* may have been called *Regna* for short, and his descendants would be *Regningas*. Incidentally I remark that if Simeon's statement is true, *Reingwaldus*, whose son in the 9th cent. helped carry St. Cuthbert's remains away at the coming of the Danes, cannot have had a Danish name. *Regnwald* must be an OE. name.

In my opinion the only real argument in favour of the theory that *ing* is often possessive, is the fact that *-ing-* instead of *-inga-* is found in early OE. texts. This is an important argument, but it is not absolutely impossible that in such a name as *Sccofingdene* syncope of *a* may have taken place. Such syncope is not really more remarkable than that in OE. *ofst*, *swelc*, *leole*. If it be objected that some names have *-inga-*, while others have *-ing-*, the answer is that syncope may very well have taken place in a name formed, say, in the 6th century, while one formed a couple of centuries later may retain it. But the whole question will have to be made the subject of fresh investigation.

I am not sure all the names in *-ing* derived by Mawer from personal names are really to be thus explained. Ashington (*Essende* 1170, *Esinden* 1199, *Essenden* 1255) seems to me to

contain OE. *ascon* adj.; cf. Aken-, Birken-side. — Elrington (*Elrinton* 1229) may well have as first el. OE. *elrea* 'of alders'. — Farrington or Farnton (*Pharyngton* 1432, *Feryngdon* 1437, *Farendon* 1379) looks like *Fearn-dūn*. — Grottington (*Grotten-dun* 1160) seems a doubtful case.

Mawer rightly discards the OE. *ing* 'meadow' that has figured so long in Engl. place-name works. His substitution for it of ON *eng* 'meadow' does not seem to me to be an amendment. He derives (at least alternatively) such names as Darlington (*Dearington* 1104), Skirningham (*Skirningheim* etc. 1090), Whorlton (*Queornington* 1050) from compounds of OE. *dearne* 'dark, wild' + ON. *eng* + *ton*, Skerne (river-n.) + ON. *eng* + *heimr* etc. I doubt very much whether it would be possible to find a single formation of a similar kind in Scandinavian countries, and they do not seem to me to be such as one would expect in England. Darlington may have as first el. a river name *\*Dearnīng*, an earlier name of the Skerne. Similarly the first theme of Whorlton may be a river-name *\*Cweorning* or *\*Kvernīng*; cf. *Kvernīnga*, the name of brooks in Norway. Whether Skerningham may contain a river-name *\*Skirning*, a side-form of *Skerne*, or a derivative in *-ing* denoting the dwellers by the stream, it is difficult to say.

A few notes may be made on the chapter Elements p. 223 ff.

Mawer takes OE. *hām* to be the second el. of a great many Nhb. and Durh. place-names. OE. *hamm* he assumes only in Farnham (*Thirnum* 1250 etc.). I think Mawer overestimates the frequency of *hām*. The following names should in my opinion be differently explained.

Leam (two different; *Leum* 1175, *Lem* c. 1250, *Le Leme* 1331 etc.). Mawer derives this from OE. *læg-hām* 'fallow homestead'. In my opinion it is OE. *lēam*, dat. pl. of *lēah*. The form *Leum* 1175 is analogous to OE. *hōum* instead of *hom* etc.

Cleatlam, Headlam, Streatlam are situated near each other, and one would expect the same source of *-lam* in all three names. Mawer derives Cleatlam from ON *klettr* + *lēah* + *hām*, Headlam from *Heddel* + *hām*, Streatlam from *stræt* + *lēah* + *hām*. I think all three contain the dat. pl. *lēam*, the first el. of Cleatlam being doubtful, but hardly ON *klettr* (OE.

\**cleat*, the source of *cleat* 'a block', in such a sense as 'lump, hillock' might be thought of), that of Headlam being OE. *hæf*, that of Streatlam OE. *stræt*. The early forms bear out this theory: *Clellum* 1271, *Clellame* 1313 etc.; *Headlum* c. 1190, 1207, *Headlem* 1316; *Strellea* 1050, *Stretelam* 1316, *Strellem* 1317. The early forms in *-um* may be analogous to OE. *fullum* < *-tēam* (Luick § 266) if the names are very early, as a development of *-lēum*, if the names are later. Similarly Riddlehamhope (*Riddeleme* 1214, *Redelem* 1333 etc.) is in my opinion obviously OE. \**Hrcod-lēam*. OE. *-leah-hām* or *-lēghām* will not explain early forms in *-um*.

Some other names derived from OE. *-hām* appear in early sources with *-um*: Bolam (*Bolum* 1155), Carham (*Carrum* 1050), Downham (*Dunum* 1251), Fenham (*Fennum* 1125), Woodham (*Wodon* 1091, *Wdum* 1150), Wylam (*Wylum* 1120). For some derivation from dative plurals in *-um* is suggested alternatively. OE. *-hām* cannot in my opinion be the source. I know of no cases of such weakening of OE. *-hām* to early ME. *-um* in other parts of England. It is significant that a number of names for which derivation from a dat. pl. is out of the question, as Alnham, Greatham, Higham, Newham, Norham, Seaham, Ulgham, have no forms in *-um*. But a possibility is that *-um* may to some extent go back to OE. *hamm*, *homm*, for weak-stressed *o* sometimes became OE. *u* (*acumba* etc.).

O North. *ēa* 'island' is surely a ghostword.

ME. *cle* 'small island' in Nakedale, Wydon Eals etc. is derived from a diminutive in *-cl* belonging to *ēa* 'island'. Early forms such as *le Eles* 1250 render derivation from OE. *halh* impossible. I prefer to derive the word from OE. \**ēa-halh* 'river haugh'. The *cles* are really haughs. OE. *ēahalh*, pl. *ēahalas* would easily give ME. *cle*.

The el. *helm* (in Bencham, Helme etc.) is surely to some extent dial. *helm* 'a hut'.

The derivation of *-side*, *-sett* in Allerside etc. from ON. *séti* is unsatisfactory. Partly the source may be OE. *set* 'a fold', partly it may be ON. *séir* 'shieling'. I shall have another opportunity of discussing the element.

ME. *schele* 'shieling' I would rather identify with ON.

*skiól* than with *skáli*; the latter is thought to go back to a base *\*skawalan-*.

OE. *weorþ* is an inverted spelling for *worþ*. The base is Germanic *\*wurþa-*, *\*wurþi-*.

OE. words are given in W. Saxon forms, because "Anglian forms would serve no useful purpose in the majority of cases, would not be so readily understood . . ., and could only be justified on pedantic grounds" (p. XVII). As a matter of fact the W. Saxon forms may be misleading. They have apparently misled Professor Mawer in some cases. Thus he derives Kelloe from OE. *ccalf-hlāw*, though *a* never became *ea* before *l* + cons. in Northern dialects. The first el. is the OE. plur. *celf*. Hamsteels (*Hamstele* 1242) is similarly derived from OE. *hām-steall*, which by the way means 'homestead', not 'house buildings or sheds'. The second el. is *steel* 'a ridge', which suits the situation of the place; it should be added that Mawer assumes influence from this word to explain "the lengthening of the vowel". Hamsterley (*Hamsteleie* c. 1190) very likely has the same *Hamstele* as first el. Incidentally I note that *steel* is no doubt identical or cognate with OE. *stigol* 'stile' (in North. dialects often *steel*), and means 'a place where one may (or must) climb'. — Moralhirst (*Mirihildhyrst* 1309) is derived from OE. *myrige-hylde-hyrst* 'pleasant-slope wood'. But *hylde* is a W. Saxon form; the Nhb. form would be *helde*, which does not so well explain the early form of Moralhirst. Mawer compares the Notts name Merrill's Bridge, the early forms of which show the same *i* (ponte *Mirild* 1225). Perhaps both names contain an OE. woman's name *\*Myrig-hild*. This name is not evidenced, but *hild* must have been extremely common as a second el., to judge by its use as a suffix to form agent-nouns in ME. (Kluge, *Stammbildungslehre*, § 52).

On the whole Mawer is very careful about phonology, and he is very rarely caught tripping as in the cases alluded to. A few other cases may be mentioned here. Gilden Burn (*Gildenesdene* c. 1200) is derived from OE. *Gildwine*. But surely OE. *Gild-* should have given ME. *Yild-*. — Learchild is derived from OE. *Lcofhere* + OE. *cclde* 'spring'. But the latter OE. word, which has a base (*\*kaldiōn*) must have become North. *keld*. The source seems to be OE. *Lcofrīc* + *helde* 'slope'. — Under Hurworth OE. *tunles weorð* is explained as 'hedgless



enclosure'. But we surely expect a form *tunleasan*. The context has: *on tunles weorþ eastweardne*.

In dealing with names containing dentals, it strikes me that Mawer's method is sometimes a little loose. He seems to think that *t*, *d*, *th* may interchange rather freely, and in his etymologies he sometimes disregards the testimony of early forms. Of course *t* and *d* sometimes interchange, and *t*, *d* are often written in very early records for (*þ*, *ð*), but in most cases the different dentals are fairly well kept apart. Thus derivation of Bedlington (*Bedlington* c. 1050, *Bethlington* 1085, *Bellingtun* 1104-8, *Bethlightone*, *Belligtun* c. 1170) from OE. *Bedel-* seems rather doubtful; the explanation of the interchange of the dentals does not appear convincing. — The first elements of Follingsby (*Foletesbi* c. 1140, *Foleteby* 1180 etc.), Selaby (*Selebi* 1197, *Seletby* 1317 etc.) as well as Fulletby Lincs (*Folcsbi Fullobi* DB., *Fulede-*, *Fuletchi* Lincs Surv.) are derived from ON. pers. names *\*Fulliði*, *\*Séliði*, both unrecorded. As the early forms nearly always have *t* (there is one *Folthebi* 1335), this seems rather improbable. More likely we have to do with Scand. names in *-liótr* or *-leitir*, *-litr*. *Sæliotr* might be the *Liótr* who lived near the sea. — Heatherslaw (in early sources always *Heders-*) is held to have as first el. an unrecorded OE. *\*Hæðhere*. — Medomsley (*Madmesleie* 1190 etc.) is held to have as first el. OE. *Mæðhelm*. All the early forms have *d*. I suggest as first el. OE. *meodemest* 'midmost'. In Durh. Book OE. *eo* often appears as *ea*, which explains early forms such as *Madmesleie*. — Matfen (*Matefen* 1182, *Matesfen* 1190). Derivation of the first el. from OE. *Mæðhere* (a name of doubtful authenticity) or a shortened form *\*Mæð* is as improbable as the similar explanation of *Matson* in Glo. (*Matesdona* 1121, *Mettersdun* 1190) given by Baddeley.

A few remarks may be added on some individual etymologies.

Barford. This common name, which seems to go back to OE. *Berian ford*, very likely has as first el. OE. *bera* 'bear'. Names of animals are often combined with *ford*. On bears in England see Enc. Brit. s. v. *bear*. — Barmoor (*Beiremor* 1231). The first el. is very likely OE. *beger* 'berries': 'cranberry moor'. — Barton (so 1199). The form *Barton* is common

in early sources referring to other Bartons, and no doubt goes back to *Bær-tun* 'barley town'. — Beadnell. Mawer rejects derivation from OE. *Bēdan halh*, because *n* would not remain. Cf. however Bamborough < *Bebban byrig*, which shows that a gen. in *-an* occurred in Northumbrian. — Beamish is derived from OE. *beaumis* 'well-placed'. Surely *beau mes* 'bellus mansus' is more plausible. Cf. AF. *remis, nis* < *mansus, mansit* in Menger, *The Anglo-Norman Dialect* p. 42f. — Biddick (*Bidich* 1190) is rather *bi dīc* 'by the ditch' than *Bēdan dīc*. — Bingfield (*Bingfeld* 1180). *Binning-* seems a more plausible first el. than *Billing-*. — Birchope (*Byrchensop* 1325). *Beorhtwines hop* is hardly a plausible source. — Black Blakehope (*Blachope* 1230). The later addition *Black* seems to point to *blac* as the source of *Blake(hop)*. — Branxton (*Brankeston* 1249). The first el. seems to be rather O. Welsh *Branue* than \**Braunoc*, a diminutive of *Brand*. — Brenkley. OE. *Brynea* ought to have had palatalised *c*. — Brockley. There are two places of this name, both situated near brooks. OE. *brōc* is at least as plausible as *brocc*. — Caistron (*Kersten* 1184, *Kesterne* 1240, *Kersthirn* 1244). The first el. is rightly identified with ME. *kers* 'fen'. I imagine this is a side-form of ON. *kiarr*. The latter goes back to a base \**kerza-*; *kers* may be Germ. \**kersa-*. — Cheeseburn (*Cheseburgh* 1286): "*burh* famous for its cheeses" is not convincing. OE. \**Ciosa* < \**Cisa*, a side-form of *Cissa* is plausible. — Coastley (*Cotisley* 1250, *Cocclay* 1280, *Cocheley* 1279). Derivation from *Cocces lēah* seems impossible. Clearly *Cotes lēah*, cf. Cottisford, Cotswould etc. *Cocheley* may be compared with Betchley Glo. (earlier *Bettisley*). — Copsy Crook 'crooks with the copped or pollarded trees'. *Coppede* also meant 'peaked', which seems to give a better meaning. — Eachwick. The derivation from OE. \**ēce-wīc* 'lasting, permanent dwelling' is not convincing. OE. *Æca*, a derivative of *Ac-*, may have existed. — Easington (*Yesyngton* 1250). The first el. cannot be derived from OE. *Esi*, as ME. *ĕ* did not become *ye-*. I suggest OE. \**Giosa* < \**Gisa* == OHG. *Giso*. — Edmondhills, Emmethaugh. Mawer hesitates between OE. *ca mōt* and *āmette* 'ant'. The regular *o* in the second syllable of early forms points decisively to *ĕa-gemōta*. OE. *āmette* only occasionally appears as ME. *cmnot* or the like. — Eslington. The early forms render

derivation from a patronymic formed from OE. *Esla* fairly obvious. Forms like *Esselintone* surely need not point to ME. *sh* (< *sc*); *ss* is a common spelling for long *s*. — Escombe. The OE. form *Ediscum* c. 990 cannot well be anything else than the dat. pl. of *edisc*. In *ediscum se* would give ME. *sk* (Weyhe, Est. 39, 161 ff.). — Farnley (*Farmley* 1313) is in my opinion probably OE. *Fearn-lēah*, with change of *n* to *m* owing to the influence of the initial *f* (what is called in German 'Fern-assimilation'). Cf. the Nhb. names Barmston, Wharmley (*Berneston* 1361; *Quarenley* 1279) and cases such as *plum* (Lat. *prūnus*) etc. — Felton (*Fyleton* 1244). Cf. the pers. n. \**Fyglā* in Figheldean Wilts, Fyling Yks. — Fielden (*Feldyngford* 1303). Certainly not Fielding's ford; the base is OE. *filden*, common in early sources in such names as *fildenford*, *-lane* etc. — Gamelspath (*Kenylpeth* 1380 etc.) has surely not ON *Gamull* as first el. Runic forms like *Kamal* do not justify such a derivation. OE. *Cenhelm* might be thought of. — Gateshead is at the foot of Gateshead Fell; *head* clearly means 'hill'. I do not see the slightest reason why this should be an original Celtic name. — Gorfen (*Gorsfen* 1270, later *Gorfen*): surely simply 'gore fen'. *Gorsfen* may be for *Gorffen*. — Halton (*Haultone* 1161, 1177, *Hawelton* 1247) cannot well be OE. *halh-tūn*. The place is in a high situation. The first el. may be connected with OE. *hāwian* 'to survey, gaze'. — Haltwhistle (*Hautwisel* 1240). I doubt very much whether the first el. is OF. *haut* 'high'. — Hart. The form *Hert* 1130-5 in Early Yorksh. Charters points to a monosyllabic word, and renders derivation from ON. *hiarta* extremely improbable. — Harelaw and Harwood are rendered 'boundary hill (wood)'. But surely OE. *hār* did not mean 'marking a boundary'. Lichen-covered stones (hoar-stones) were common as boundary marks, but the conclusion that grey hills or woods were particularly common for the same purpose is certainly unjustified. — Hett is a curious name. Mawer does not give the early form *Heth*, which is fairly common in FPD. (e. g. pp. 67, 175). This form *might* point to OE. *hēð* 'heath' (with change *þ* > *t* owing to AN. influence) or *hēþ* 'height' as the base. The mod. Nhb. form of *height* is *heet*. — Kepier. First el. probably *kipe* 'basket for catching fish' (< OE. *cjype*). — Kirkharle (*Herle* 1177). Mawer thinks this is an elliptical

gen. of OE. \**Herela* pers. n.: 'Herela's place'. This seems very improbable. I suggest OE. \**hærel* (a derivative of *har* 'grey'), originally the name of the hill on which the place stands. —

Layton (*Latune* c. 1190). Mawer compares Layton (Lanc.), which he says is an unsolved problem. His suggestion that the base might be *lagh-tūn* 'low town' is perhaps possible in the case of the Nhb. Layton, as *h* is dropped fairly early in Nhb., but impossible for the La. Layton. Mawer rejects my suggestion that Layton is *lād-tūn* 'tūn by the watercourse', because we expect such a base to give *Latton* (MLR. 1919, p. 429). I see no reason to withdraw my suggestion. The objection that we expect *Latton*, I had not overlooked. By the way, the form *Lattuna* occurs 1147 La. Pipe Rolls (ed. Farrer). Of course we expect OE. *Lād-tūn* to become *Lättun*, and this ought to have become *Lattūn*, when the combination of a long vowel with a long cons. was given up. This probably happened before the end of the OE. period, to judge by such substitutions as *slect* (see EDD.), ME. *tīt* for Scand. *slétta*, *titt*. If these had been adopted while English still had a long vowel before a long cons., we expect the Engl. forms \**slett*, \**titt*. To return to OE. \**Lättūn*. It was not necessary that this should be reduced to \**Lattūn*. Association with *lād* might tend to preserve the long vowel; if so, the cons. would be shortened. And if the name was formed after combinations of long vowel with long cons. had been given up, *Lād-tūn* might pass directly into *Lātūn*, the *d* disappearing before *t*. These are not merely theoretical speculations. Myton-upon-Swale (Yks.) is clearly OE. *mȳþ-tūn*; I suppose *y* is pronounced as [ai]. Myton (now in Hull), pron. [maitn], has the same etymology. Generally *mȳþ-tūn* has given Mitton. Here association with *gemȳþe* has preserved the long vowel. Huyton in Lanc. and Cumb. probably goes back to OE. *hyþ-tūn*. *Suddon* 1257 AD. III is stated in the glossary to be now Sowden (Dev.). Southrop Oxf. has retained a long vowel in the first el. owing to the influence of the word *south* (Alexander). I have no doubt many more examples of this kind will come to light, now the possibility has been pointed out.

Learmouth (*Leurcme* 1176) no doubt has as first el. a river-name. Cf. OE. *læfer* the name of a brook 949 BCS. 879.

— Linnold's (*Linelis* 1251, *Lynel* 1269). I fail to see why this should be "Linel's (farm)"; the early forms and the situation of the place on Devil's Water point to OE. *līn* 'flax' and *ele* 'haugh'. — Lipwood. It is hardly right to say that OE. *hlȳp-* in *hlȳpcumb* etc. is unexplained. It is obviously a derivative of OE. *hleapan* (*hlēpe* etc.); only the exact meaning is not always quite certain. — Little White (*Litilwhite* 1360). White seems identical with the second el. of Trewhitt and of Inglewhite in Lanc.; it may be cognate with *thwaite*, perh. a derivative of OE. *þwitan* 'to cut'. — Nelson (*Nelstune* 1196). The first el. is surely Ir. *Niall*. — Nesbit. There are three places of this name. It should have been added that Nisbet in Scotland (occurring twice) is identical in origin with Nesbit. This seems to tell against the suggestion that the name means 'a piece of land resembling a nose in shape'. *Nesbit* must have been a technical term for a piece of land of a certain kind, perhaps one whose situation recalled the position of a *nesbit* (a piece of head-harness) on a horse's head. — Nubbock. An earlier name is *Jakele* 1251. Mawer compares Yoxford in Suff. etc. and adopts Skeat's suggestion that the first el. is OE. *geoc* 'yoke', used of a bed-fellow or spouse. He has not noticed that the OE. word in the passage referred to is obviously OE. *gēoc* 'help', which would give ONhb. *gēc*.

Pedam's Oak (*Pethuneshake* c. 1200, *Pethmosake* 1364, *Petonsake* 1580) is explained as 'peat-moss oak'. The early forms point rather to *Pethhūnes* *āc*. To the forms given by Mawer may be added *Pethumeshake*, *Pethuneshak* LPD. p. 72. For *m* instead of *n* cf. Barmston etc. — Plawsworth looks like *pleghūs worp*. — Poltross. The form *Poltros* in Wetheral Chart. p. 419 would have been worth quoting. — Ramshaw etc. *Ram-* is in my opinion at least partly OE. *ram* or \**Ram* pers. n. Cf. Ramsbottom in Lanc. — Risebridge is probably OE. *hrīs* 'brushwood' + *brycg*. Cf. *Risennebrige* 1206-23 Cocker-sand Chart. 502 (Lanc.), which obviously has as first el. OE. \**hrisen* adj. 'of brushwood'. — Slaley (*Slaveleia* 1166). The first el. is surely not the word *slave*! Cf. Sladen La. (< earlier *Slaveden*), *Staulache* Cockersand Chart. 655. The first el. is probably a word cognate with *slaver* etc., e. g. an OE. \**slaf* meaning 'mud' or the like; cf. Dan. dial. *slaf* 'mud' (Torp,

Nynorsk Et. Ordb. s. v. *slafsa*). — Skerne: *Scirne* early 13. cent. FPD. 148 should not have been omitted. The earliest from in Mawer dates from 1381. — Smales (*Smale* 1279, *hopa* q. v. *Smale* 1329). Surely 'the small one' rather than 'Smala's'. — Snape Gate (*Snaypesgest* 1382). There are four examples of the name. The second el. is clearly dial. *gist* (also *guest*) 'pasturage let out for cattle at a fixed price per head' (Yks., Cumb. etc.; see EDD.). The first is possibly *snape* 'a poor pasture' found in Lanc. place-names. — Stickley (*Stikelawe* 1203). The simple explanation, I take it, is OE. *sticol* 'lofty; steep' + *hlāw*. Such a name seems to fit the place. Mawer's suggestion that the first el. may be an unrecorded Scand. pers. n. *Stykki*, derived from *stykki* n. 'piece', seems improbable.

Thackmire (earlier *Thacmere*) is explained as 'the thatcher's pool or boundary'. This is as improbable as Roberts's similar explanation of Thakeham in Suss. OE. *þac* means 'thatch, material for thatching', and the obvious explanation of Thackmire is in my opinion 'the thatch-mere', i. e. 'the mere where thatch (rushes, reeds) grows'. — Tone (*Tolland* 1182), Tow Law (*Tollawe* 1423). The first el. is derived alternatively from *Tolla* or *Toli*. Both places are in a high situation. I imagine the first el. of the names is a word denoting 'a hill' or the like. MLG. *tol* means 'the point of a twig', MHG. *zol* 'a lump'. Engl. dial. *toll* means 'a clump; a row, esp. of trees'. The orig. meaning of *toll* is probably 'a lump' (still earlier perhaps 'a piece'; cf. Persson, Indogerm. Wortforschung p. 575f.), whence easily 'hillock, hill'. — Urpeth (*Urpath* 1297). Why not 'the bison's path'? — Whittonstone (*le Whystan* 1292). This is stated to mean 'the whetstone'. I suppose the meaning is 'the white stone'. Cf. Whiston Lanc. and Worc.

Lund.

Eilert Ekwall.

[17. 9. 21.]

## I N H A L T.

	Seite
I. Mawer, The Place-Names of Northumberland and Durham (Ekwall) . . .	249

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXII. Bd.

Dezember 1921.

Nr. XII.

---

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Bernhard ten Brink. Chaucers Sprache und Verskunst.** 3. Auflage.  
Bearbeitet von **Eduard Eckhardt.** Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz,  
1920.

Ten Brinks Buch 'Chaucers Sprache und Verskunst' erschien in erster Auflage 1884. Die zweite nach dem Tode von ten Brink von Friedrich Kluge im Jahre 1899 besorgte Ausgabe war ein unveränderter Abdruck der ersten. Umso mehr hätte man erwarten müssen, daß die im vorigen Jahre von Eduard Eckhardt besorgte dritte Auflage eine gründliche Durcharbeitung und Verwertung der seit 1884 auf dem Gebiete der Chaucerphilologie gewonnenen Ergebnisse und eine Berücksichtigung der neuen kritischen Chaucerausgaben (Skeat 1894, Globe Edition 1899, John Koch 1915) bringen würde. Diese Erwartung wurde leider gründlich getäuscht. Auch die dritte Auflage ist im wesentlichen ein bloßer Neudruck der ersten mit ihren Vorzügen, aber auch mit ihren Schattenseiten. Der Verfasser hat sich darauf beschränkt, hin und wieder kleine Änderungen im Text vorzunehmen, so z. B. ten Brinks Theorie von den schwebenden Vokalen zu beseitigen, und in Zusätzen zum Text oder in Anmerkungen und Fußnoten auf neuere Untersuchungen hinzuweisen, aber eine wirkliche Verarbeitung der neueren Ergebnisse der Chaucerforschung hat nicht stattgefunden. Dabei sind die eigenen Zusätze oder

Änderungen des Herausgebers von dem ursprünglichen Text nicht immer deutlich geschieden, so daß mitunter in demselben Atemzuge ten Brink in der ersten Person schreibt und kurz darauf von ihm in der dritten Person gesprochen wird.

Während aber Eckhardt in dem sprachlichen Teil doch wenigstens hin und wieder eine den neueren Forschungen entsprechende Änderung vorgenommen hat, ist der Abschnitt über Chaucers Versbau (§ 253—349) — von einem Zusatz zu § 325 (S. 193) abgesehen — völlig unverändert geblieben, obwohl allein schon das Buch von Biehl, Die Wirkungen des Rhythmus in der Sprache von Chaucer und Gower (Anglistische Forschungen 50), Heidelberg 1916, reiches Material für die Kapitel über Silbenmessung und Betonung geliefert hätte. Einige metrische Arbeiten der letzten Jahrzehnte werden zwar angeführt, aber bei weitem nicht alle. So fehlen z. B. die Dissertationen von Klee, Das Enjambement bei Chaucer, Halle 1913 und Vockrodt, Reimtechnik bei Chaucer, Halle 1914 und die wichtige Untersuchung von Freudenberger, Über das Fehlen des Auftakts in Chaucers heroischem Verse, Erlangen 1889. Wäre letztere Schrift dem Bearbeiter bekannt gewesen, dann hätte er nicht in § 304 ten Brinks völlig veraltete Ansicht über die Unzulässigkeit auftaktloser heroischer Verse bei Chaucer und in § 311 den unglücklichen Besserungsvorschlag: *A twenty bookes* (statt *Twenty bookes*) zu Cant. Tales A 294 unverändert wieder abgedruckt, zumal sämtliche spätere Ausgaben der Werke Chaucers die auftaktlosen heroischen Verse unbeanstandet lassen. Aber diese neueren Chaucerausgaben existieren für Eckhardt offenbar nicht, denn er zitiert im Jahre 1920 noch immer, wie es ten Brink im Jahre 1884 notgedrungen tun mußte, nach Seite und Verszahl der Six Text Edition und anderer Veröffentlichungen der Chaucer Society. Was fängt aber ein heutiger Leser mit Zitaten wie 9/294, 4/131, 539/341 an?

Meine Englische Metrik, die im Jahre 1909 erschienen ist und in § 182—195 auch Chaucers Versbau eingehend behandelt, scheint dem Bearbeiter unbekannt zu sein, denn sie wird weder im Text noch in der Bibliographie erwähnt. Freilich fehlt dort auch Schippers Grundriß der englischen Metrik vom Jahre 1895. Meine Zusammenstellungen sämt-



licher in Chaucers Werken vorkommenden gebrochenen und reichen Reime (Chaucer und der Rosenroman, S. 63—81), ferner der von Chaucer im Reim gebrauchten Doppelformen und der 'auffallenden' Reime (ebenda, S. 129—134) hätten in dem Abschnitt über den Reim Erwähnung verdient. Übrigens ist ten Brink im Irrtum, wenn er (1. Aufl. § 325, 3. Aufl. § 322)<sup>1)</sup> Leg. 370: *To translaten that olde clerkes writen* einen ungenauen Reim *writen* : *enditen* annimmt, denn *writen* ist hier nicht Praet. (*writen*), sondern Praes. (*writen*): 'zu übersetzen, was alte Gelehrte schreiben', d. h. was wir jetzt noch in ihren Schriften lesen können. Dieser Irrtum und manches andere hätte von Eckhardt berichtigt werden müssen. Dagegen war jetzt, wo die betreffenden Verhältnisse längst geklärt sind, der Wiederabdruck der Auseinandersetzungen mit Schipper (z. B. § 303, 304 Anm.) entbehrlich, und die etwas empfindliche Äußerung ten Brinks über 'Herrn Skeat' (§ 343, Anm., S. 205) mußte jetzt, wo beide um Chaucer hochverdiente Gelehrte längst im Grabe ruhen, unbedingt gestrichen werden.

Kurzum, diese Neubearbeitung, wenn man sie überhaupt so nennen darf, gewährt keine volle Befriedigung. Es ist zwar schön und dankenswert, daß ten Brinks Buch nunmehr wiederum auf dem Büchermarkte vorliegt, aber eine gründliche, dem heutigen Stande der Forschung entsprechende Umarbeitung ist dadurch wieder auf längere Zeit hinausgeschoben. Ich möchte aber noch ausdrücklich hervorheben, daß die Verlagsbuchhandlung, soweit Druck, Papier, Einband in Betracht kommen, für eine tadellose Friedensausstattung Sorge getragen hat.

<sup>1)</sup> Die Verschiebung der Paragraphenzahlen um drei Nummern, die das Auffinden früherer Zitate in der neuen Auflage erschwert, hätte doch vielleicht vermieden werden können.

**Every Man in his Humour** by Ben Jonson. Edited with Introduction, Notes, and Glossary by Henry Holland Carter, Ph. D. Professor of English in Carleton College.

A. u. d. T.: **Yale Studies in English**. Albert S. Cook, Editor  
 LII, CVI & 448 pp. 8°. New Haven: Yale University Press,  
 London: Humphrey Milford, Oxford University Press, 1921.  
 Pr. 2 s.

Als zehntes Lustspiel Ben Jonsons erscheint in den Yale Studies *Every Man in his Humour*. Es ist ein stattlicher Band von fast 35 Bogen. Zum ersten Male sind hier die beiden Bearbeitungen des Stückes, die der Quarto von 1601 und der Folio von 1616 nebeneinander abgedruckt. Dem Herausgeber standen für die Quarto, sowie für die Folio je zwei Originaldrucke zur Verfügung. Je einer derselben ist genau abgedruckt. Die Varianten der übrigen Ausgaben werden teils in der Einleitung, teils in den Text-Anmerkungen genannt. Die Einleitung bringt zunächst die Textgeschichte. Besonders eingehend und gründlich werden die Bearbeitungen der Quarto und der Folio verglichen. In der Tat ist solch ein Vergleich sehr lehrreich. Er zeigt Jonson als einen sehr gewissenhaften Künstler, der seine eigenen Schriften mit der schärfsten Kritik betrachtet und unbarmherzig auch die schönsten Stellen streicht — man denke an die schwungvolle Lobrede des jungen Lorenzo auf die Poesie im V. Akte —, wenn sie ihm nicht am Platze scheinen. Darauf wird die Frage der Abfassungszeit der beiden Ausgaben eingehend erörtert. Der Herausgeber kommt zu dem Schlusse, daß die Quarto-Version im Jahre 1598 geschrieben worden ist, und setzt die Umarbeitung mit Nicholson in die Zeit von 1605—1606. Die letztere Annahme, die sehr zögernd vorgebracht wird, ist sehr schwach begründet und erscheint wenig wahrscheinlich. Es folgt dann eine genaue Bühnengeschichte des Stückes. Besonders bemerkenswert sind die Aufführungen durch Garrick im Drury Lane-Theater von 1751—62 und von 1769—76, bei denen der große Schauspieler die Rolle des Kitely spielte, und die Neueinstudierung und Aufführung des Stückes durch eine von Charles Dickens ins Leben gerufene und geleitete Liebhaberbühne im Jahre 1845. Dickens spielte dabei den

Hauptmann Bobadill. Ein weiteres Kapitel behandelt die klassischen Einflüsse, die sich in dem Stücke zeigen. Dann folgen Auszüge und Kritiken und am Schlusse eine gründliche und wohl durchdachte Würdigung des Lustspiels. Die Anmerkungen sind außerordentlich reichhaltig und stützen sich auf eine umfassende Kenntnis des gleichzeitigen Schrifttums und auf die früheren Kommentare von Whalley und Gifford bis zu der Ausgabe von Gayley in den *Representative English Comedies* von 1913. Den Abschluß bilden ein sorgfältiges Glossar, eine Bibliographie, die allerdings nicht ganz vollständig und etwas willkürlich zusammengestellt ist, und ein Index.

Berlin, Juli 1921.

Phil. Aronstein.

**André Chevrillon** (de l'Académie française), **Trois Études de Littérature Anglaise** (La Poésie de Rudyard Kipling. John Galsworthy, Shakespeare et l'Âme Anglaise). Librairie Plon, Paris 1921. — 292 S. — Fr. 7.50.

Rudyard Kipling ist für Chevrillon ein Problem, mit dem er sich in zwei Abhandlungen schon eingehend befaßt hat.<sup>1)</sup> Hier greift er es noch einmal an, gründlicher und im engeren Rahmen der Kiplingschen Poesie. Die Veranlassung dazu war die Erscheinung der Gesamtausgabe der Gedichte Kiplings im Jahre 1919.<sup>2)</sup> Chevrillon ist bestrebt, seinen Landsleuten diese unübersetzbare Versmusik näherzubringen. Daher die zahllosen Zitate in möglichst wörtlicher Übertragung. Chevrillon ist ein literarischer Psychologe, der wie durch einen Vorhof in die Dichterseele und von dort in den weiten Tempel der Volkspsyche dringt.<sup>3)</sup> So gibt er uns eine glänzende Wieder-

<sup>1)</sup> A. Chevrillon, *Études Anglaises*, Paris Hachette 1910, 155—246; *Le Cas de R. K.* in *Nouvelles Études Anglaises*, Ebenda 1910, 191—211.

<sup>2)</sup> Rudyard Kipling's Verse, *Inclusive Edition* 1885—1918, 3 vols. Hodder and Stoughton 1919; £ 3. 3.—.

<sup>3)</sup> Über Chevrillon, den Neffen Taines, seine Methode und bisherige literarische Tätigkeit vgl. den kürzlich erschienen Aufsatz von Pierre Mille, *A. Chevrillon* in *Revue Bleue*, 1921, 252—6.

gabe der indischen Welt, in der das Kind Kipling, seiner Sinne noch nicht vollfähig, sich bewegte, bis es in England in der Schule zu Westward Hoe sich langsam eine britische Seele zu schmieden begann. Die orientalische Seele verschwand nicht. Denn Kipling kehrte 16½-jährig nach dem heimatlichen Bombay zurück, wo die in ihm unbewußt schlummernden orientalischen Kräfte aufs Neue erwachten und jenen seelischen Dualismus schufen, den er in *Kim* besungen hat. Ich denke an „Allah, der meine beiden Kopfhälften verschieden geschaffen hat!“.

Aber maßgebend bleibt die englische Seele, die ihm 1889 auf seiner großen Weltreise die Dichteraufgabe stellte, die Saga des Angelsachsentums in der Welt zu singen. Schon im folgenden Jahre erschien der *Song of the English*, und damit beginnt Kiplings imperialistische Lyrik. Hier singt ein Typus über den Typus, der — in Defoes Worten — alle Kraft sich selber entnimmt, die Bibel liest und sein Heim schafft und vervollkommnet, der „Sachse“ (*The Saxon*), dem Meredith den gesprächigen, phantastisch sensiblen Künstler, den Kelten, gegenübergestellt hat. Dieser „Sachse“ entbehrt aber der Gefühlstärke nicht. Er hat eine leidenschaftliche Berserkernatur in die Fesseln äußerer Ruhe und Würde geschlagen (vgl. *The Framer of the Empire*).

Als Kipling zwischen 1890 und 1896 — d. h. ungefähr zwischen den zwei viktorianischen Jubelfesten — die *Seven Seas* schrieb, war das britische Imperium auf der Höhe. Dann kam die diamantene Feier des Jahres 1897, die Kipling mit dem bekannten *Recessional* poetisch verabschiedete, Apotheose und Ahnung! Die Schatten fallen. Andere Völker beginnen England im Wettlauf der Industrie einzuholen. Deutschland baut seine Flotte. Sozialismus und Syndikalismus recken ihre Häupter. Denker kommen und greifen die alten englischen Sitten und Glaubenswerte an, die die englische Psyche zu dem gemacht haben, was sie heute ist. Dem Durchschnittsengländer entgeht dies. Der viktorianische Glanz strahlt ihm weiter. Da kommt Kipling und erinnert an die Pflichten, die das große englische Erbe dem Volke gebracht hat (vgl. die Vorrede zu *From Sea to Sea*).

Aber schon vorher hat Kipling — eben in *The Seven*

*Seas* — das Lied von der angelsächsischen Bruderschaft, vom britischen Imperialismus, die Epopöe Englands gesungen, die im Meere, seinen Schiffen und Türmen symbolisch sichtbar wird. Dann kam die Krise des Burenkrieges, die Kipling veranlafste, neue Lieder — *The Five Nations* — seinem Volke zuzudichten, um über ihm, in Vorahnung eines größeren kommenden Krieges, die Geißel zu schwingen und ihm in der wuchtigen Sprache Jesaias seine Schwächen vorzuhalten (vgl. besonders *The Old Men* 1902 gegen das Sicherheitsgefühl, *The Lesson*, die Lehre des Krieges, *The Islanders*, wo Kipling den Mut hat, Cricket und Football zu verspotten).

Diese imperialistische Dichtung ist zu gleicher Zeit auch die Dichtung der Energie. Denn hier drückt sich von Anfang an ein Überschufs an jener innern Kraft aus, die, einer gewissen Gesellschaftsklasse zu erhalten, die englische Erziehung von jeher bestrebt war; eine Kraft, die in der englischen Psyche den Gesundheitston anhaltend singt. Und wie die Kraft der Psyche, so ist auch der hämmernde, in der Bibelesilbigkeit schlagende Rhythmus, der helle Gegenwurf des starken Eindrucks im einzig richtigen sinnübertinnenden Wort.

Diese englische Energie singt Kipling immer wieder in der ganzen Stufenleiter ihrer Formen von der obersten Geistigkeit bis zur tiefsten Naturnähe. So läfst er zwischen 1890—92 die Soldaten der Königin in seinen kräftigen *Barrack Room Ballads* sprachwirklich stammeln von ihren Träumen, ihrem Heimweh, ihrem Bier, ihren Freuden und Leiden, ihren Feuerproben, ihrem Heldentum und ihrer primitiven Stoik. Das sind die untersten Formen dieser Energie.

Die Kiplingsche Dichtung des Imperiums und der Energie aber hat einen kräftigen ethischen Untergrund. Ein tätiges Ich überträgt sich hier in Rhythmen und Klänge. Denn ebenso kraftvoll wie die Bilder, Empfindungen und Töne ist die in ihnen pulsierende glaubensfeste Überzeugung. Bei Kipling steht das Bild da für eine Idee, und sein lebenssprühender Realismus wird zum Symbol. Die Idee aber heifst Pflicht. Sie verteidigt Kipling mit der Glut des Glaubensfanatikers. Shaw, Wells, Galsworthy, Bennett dienen der Vernunft und dem Gefühl. Kipling spricht zum Willen des Engländer, um ihm zur Pflicht hinzulenken. Denn die seelische

Selbstregierung — die ethische Grundlage des Individualismus — allein genügt nicht. Das Ich muß für die Gruppe — für Land und Reich — schaffen; es muß — durch *public spirit* — das kollektive Überwesen schauen und ihm dienen. Deshalb nennt Kipling diese zentrifugal gerichtete Pflicht *service*, für ihn ein Fatalitätsprinzip. Deshalb liebt er die Söhne der Martha, die Wirklichkeiten schaffen, die in Indien des weißen Mannes Bürde tragen (*The White Man's Burden*. Vgl. auch *If* in *Rewards and Fairies*). So wächst diese bibelklangliche Energiedichtung auf einem religiösen Boden, der aber eine so lebendige, reiche Blütenpracht sich selber entspriessen läßt, daß wir die ernste Ethik darüber oft vergessen. In den Gedichten, die seiner Prosa eingestreut sind, brechen die Motive der Erzählung in neue Gebilde um wie die harte Wirklichkeit des Tages in die leuchtenden Träume der Nacht.

Später durchdringt Kiplings Patriotismus eine neue, eine intimere Wärme. Er hat das britische Weltreich gesehen, bevor er den engeren englischen Heimatswinkel — die bleichen Sussexdünen — lieb gewann.<sup>1)</sup> Hier in Sussex verschiebt sich die Vision und es erklingen neue Lieder. Im Schlußgedicht von *The Recall* (in *An Habitation enforced*) spricht die kleine rührende Stimme der Erde aus Tiefen der Wehmut; in *Puck's Song* aus Tiefen historischer Erinnerung. In Sussex, wo, zwei Stunden von London entfernt, die Hand der Zeit das Leben in altzeitliche Harmonie gelegt hat!

Wenn Chevrillon in zwei weitem langen Kapiteln Kiplings Prophezeiung des Krieges und seine Kriegsgedichte selber als Krönung seines Werkes hinstellt, so vermag ich ihm hier nicht zu folgen. Denn sicherlich sind — mit Ausnahme des kräftig großsynchronischen *For all we have and are* — diese Haßgedichte nicht das Beste, was Kipling geschaffen hat und sicherlich nicht das Beste, was wir in der neuesten englischen Lyrik und zumal in der Kriegsdichtung finden können, und es tut wohl zu sehen, daß die neueste zeitgenössische Methuen-Anthologie einem andern, aber nicht diesem Kipling das Wort erteilt; denn vergessen wir überhaupt das eine nicht: Kipling

<sup>1)</sup> Vgl. jetzt dazu: R. Thurston Hopkins, *Kipling's Sussex*, Simpkin Marshal 1921, 12. 6.

ist mehr Beobachter als Denker, mehr Weltimpressionist als Gedankenweltschaffer. Sein Ideengebäude ist nur ein mächtiger Block, bleibendes Monument allerdings des puritanischen Disziplintypus, der wohl nicht ewig bleiben wird.

John Galsworthy läßt uns — im Gegensatz zu Kipling — in seinen Romanen an Übergänge, an Neuwendungen denken.<sup>1)</sup> Seine Romane sind alles ausschöpfende Studien über eine bestimmte herrschende englische Gesellschaftsklasse zu einer Zeit, wo eine Umschichtung und eine Angleichung aller Klassen an den Wandel der Dinge sich vollzieht. So eingehend sind diese Studien, daß sie an Naturgeschichte erinnern. Chevrillon wählt als Beispiel *The Man of Property*, den er in meisterhafter Weise, oft bis in die feinsten Einzelheiten hinein analysiert.

Galsworthy ist der Meister der indirekten Charakterisierung, die oft in der sogenannten verschleierte[n] Rede sich uns mitteilt. Seine Romanwirklichkeit ist doppelt. Sie gehört zwei Sphären an. Die eine — die äußerliche, allen sichtbare — wird bis in das Kleinste beschrieben. Die andere — die Welt der Leidenschaften und Seelenkämpfe — deutet sich uns nur durch ein winziges Indizienpiel an und wird durch unsere eigene Lebenskenntnis bis zur Vollständigkeit ergänzt. Ein Zwiesgespräch tänzelt elegant korrekt und verhüllt hundert Seelenmotive; belanglose Worte fallen, die die Sprecherseele tief sinnig durchtränkt hat; ein Schweigen fließt dahin, auf dessen Rücken Momente des Ausdrucks gleiten.<sup>2)</sup> Als Beispiel gibt uns Chevrillon das Diner der Forsytes (M. of P., Teil I, Kap. 2). Welche Seelenspannung in diesem scheinbar so ruhigen, harmlosen Gespräch, wo Bosinneys trockenes Wort vom Frühling die Sehnsucht der beiden in verbotener Liebe Schmachten den — Bosimney und Mrs. Irene Soames Forsyte — im voraus ausmalt und Bosinneys betrogene Braut June alles durchblicken läßt, wo der Azaleenduft — unter Azaleen sahen sich beide unmittelbar vorher! — zwischen Irene und Bosimney unbemerkt

<sup>1)</sup> Der Aufsatz ist schon vorher erschienen in der *Revue des Deux Mondes* 1912.

<sup>2)</sup> In dieser Kunst ist unter den Jüngeren Hugh Walpole ein großer Meister.

in der Tiefe ein Liebesentzücken webt, das June durch harmlos scheinende Worte, die auf dem Gefühlsstrom der Gereiztheit und des Zornes schwimmen, bewußt durchkreuzt. Hier wandelt unterirdisch im Dunkeln das Pathos, das die Beiden der Katastrophe entgegenführt; hier wühlt die Leidenschaft, die bis jetzt keinen Augenblick sprechen durfte.

Die Seelen seiner Gestalten läßt uns Galsworthy poly-psychisch, d. h. als Spiegelbilder anderer Personen sehen. Das Stelldichein zwischen Irene und Bosinney bekommen wir durch die Augen des alten Vollblutgecken, Onkel Swithin, zu schauen, der Irene auf seinem Zweispänner nach Robin Hill geführt hat und darüber berichtet in seiner ahnungslosen Weise, wo ein Wort der Irene — beim drohenden Wagenumsturz auf der Rückfahrt — „es ist mir gleich, ob ich heimkomme“ — plötzlich die Wand durchbricht, die ihren Seligkeitstraum vor fremden Blicken schützte. Durch Swithins gläserne Augen haben wir Irene erschaut und dennoch verstanden. Jetzt blicken wir noch einmal durch das feinere Medium des jungen Malers Jolyon Forsyte und entdecken in ihr eine viel reichere Seele. Ihre Untrene und ihr endgiltiger Bruch teilt sich uns mit durch Soames, den Gatten. Irene tritt von der StraÙe ins Haus hinein und eilt an ihm vorbei mit ein paar Worten und einem Gestus, der ihm alles sagen muß, uns alles sagt.

[Wir haben es hier mit einer Neuform des Realismus zu tun, die vom Schauglas des allwissenden Seelenepikers sich abwendet und statt dessen versucht, das Seelendrama so zu sehen, wie es sich dem Beobachter darbietet, d. h. bis zur Unsichtbarkeit eingebettet in der Äußerlichkeit, die es in seltenen Blitzlichtern durchzuckt; Augen fangen die Lichter ab und deuten sie, um ihren Sinn weitergeben zu können. So ist die Wirklichkeit. Über ihr Wesen sind sich auch Dichter wie Joseph Conrad und Hugh Walpole klar, die, über Galsworthy hinausgehend, einen Epiker konstruieren, der verschiedene Sprachrohre ansetzt. Das Problem des epischen Standpunktes im modernen englischen Roman bedarf einer nähern Untersuchung.]

Die Übereinanderschichtung von Ober- und Unterleben in der Romankunst ist nirgends so gerechtfertigt wie in England, wo die psychologische Disziplin das Gefühlsleben mit harten Sittenformen gleich einer Mauer umbaut hat und wo der



Dichter zeigen muß, welche Mächte hinter ihr toben, hier, wo die Hypertrophie des Ich dem Willen und Fühlen die Oberherrschaft über die Empfindungen und den Verstand gegeben hat. Welch weites Arbeitsfeld eröffnet sich hier dem psychologischen Künstler! Deshalb ist England die Heimat des psychologischen Romans. Während die französische Roman-  
kunst bestrebt ist, den Eindruck der Empfindungen jedes Einzeldinges in angemessenen Worthrhythmen wiederzugeben, dringt der englische Künstler in das Halbdunkel jeder Einzelseele ein, um dort den geheimnisvollen Widerschein der äußeren Welt, der sozialen Umgebung und der Natur, im Ausdruck abzufangen. Wie das geschehen kann, hat Meredith, über die bewufte Kunst der George Eliot hinausgehend, gezeigt. Er läßt uns von der Fremdseele aus das Äußere sehen und gibt durch seine Metaphernsprünge das Versteckspiel der Gedanken und Gefühle auf Ober- und Unterbühne wieder.<sup>1)</sup> Galsworthy will dasselbe und erreicht es durch einfachere Ausdrucksmittel ohne Merediths langgestreckte Sprechduelle und Selbstbespiegelungen. In seiner Weltanschauung aber folgt er Meredith. Er geißelt den Egoismus und die Frauensklaverei und durchdringt pantheistisch intuitiv die Natur, deren Rede und Ausdruck bei ihm sehr oft die menschliche Seelenmitteilung ersetzen muß — Bosinney und Irene in Richmond Park und die vielen herrlichen Naturszenen in *The Patrician!* — und er enthüllt das Wühlen der göttlichen Kraft im Herzen der Dinge, das dumpfe Wollen des Universums, wo jedes Wesen in seiner bescheidenen Stellung prahlerisch sich Ich nennt und nur sich selber sieht.

Der Aufsatz über *Shakespeare et l'âme anglaise* weitet sich aus zu einer fesselnden Schilderung und Analyse des englischen Nationalcharakters, die wir gerne vergleichen möchten mit der tatsachenreichen Abhandlung, die Brie uns kürzlich geschenkt hat.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. damit das treffende Urteil von Lionel Johnson in *Reviews and Critical Papers*, Elkin Mathews 1921, wo er zeigt, wie Meredith in seinen Romanen Gedanken als Dinge, Emotionen als Bilder, das Abstrakte als Konkret, die Idee als Form und Farbe sieht und in seiner Dichtung den Vorgang umkehrt, vom Sichtbaren zur gedanklichen Deutung schreitend.

<sup>2)</sup> Friedrich Brie, „Der englische Nationalcharakter“ in „Lebensfragen

Chevrillon geht von der schon oft gemachten Beobachtung aus, wie stark schon auf den ersten Blick Shakespeare und seine Gestalten vom bekannten Typus des modernen Engländer abweichen, jenem Typus, den Defoe und Carlyle zum Träger der folgenden Tugenden gemacht haben: der Energie, der Geduld unter Anstrengungen, des Widerstands gegen Langeweile, der Zähigkeit im Kampf, der Neigung zur Einsamkeit, der Kraft und Einfachheit der Überzeugung, der Stetigkeit der sittlichen Persönlichkeit. Das ist der Typus mit dem starken, durch Gewohnheit gehärteten Ich, das sich durch den Druck nach Innen innerlich ausgestaltet und durch den Druck nach Außen sich die Umgebung untertan macht. Seine Fehler sind der Ehrgeiz und die Selbstsucht, die aber von der puritanischen Kultur in ideelle Bahnen gelenkt werden können. Kurz! Dieser Typus ist die Verkörperung phantasiearmer Männlichkeit — den phantasielosen Rassen gehört nach Cecil Rhodes die Welt! — im Gegensatz zu den andern Völkern, die auf englischem Boden leben, zumal den Kelten mit ihrer gewaltigen Bildungskraft.

Dieser Typus ist zur Zeit der Reformation vollendet. Er verschärft sich in der Folge und wird im Schrifttum des 19. Jahrhunderts gerne zur Karikatur. Man denke an Dickens' Gradgrind und Dombey, an Galsworthys Soames Forsyte. Seiner Physiognomie fügt sich jetzt ein neuer, ein aristokratischer Zug ein, das gefühlsbeherrschende Gentlemanbewußtsein. Denn je mehr sich England demokratisierte, desto mehr wuchs die Hochachtung vor der alten regierenden Junkerklasse. Gentleman will hinfort jeder sein, aus Selbstdisziplin oder aus Snobismus.

Dieses Ideal vom Gentleman, das leuchtende Symbol des vollendeten englischen Typus, lebt, weil es im Einklang mit der englischen Auffassung von der Gesundheit steht, die Nervensicherheit und Selbstbeherrschung erfordert. Deshalb verbannen die Erziehungskräfte des Einzelwesens und der Gruppe alle Emotionen und Exzentrizitäten, jede kühne Kritik an der an-

des Britischen Weltreichs“, auf Veranlassung des Beirats für die Auslandsstudien an der Universität Berlin behandelt von C. H. Becker usw. Berlin 1921, Mittler & Sohn, S. 48—79.

erkannten Norm, deren Bestehen nicht gefährdet werden darf. Andere Länder haben diesen Typus aufgegeben. England hat ihn im 19. Jahrhundert gefestigt und in der Form eines großartigen Automaten derart unter den Massen verbreitet, daß Moralisten und Romandichter begonnen haben, ihn im Namen der Natur zu bekämpfen. Das ist die Rückkehr zu Shakespeare.

Wie sieht der Shakespearesche Typus aus? Er steht in einem Dschungel ohne Gesetz, in einem Engländerthum vor der erhärtenden Gesittung, das, weil der Natur nahe, viel menschlicher ist als das heutige. Es ist das Ideal vom Renaissancewesen, dessen primitive Energien, überkühne Sensationen, hastige Ideengänge, jähe Willensstürme ihre sofortige Befriedigung in der That suchen oder aber nach innen schlagen, wo sie — vielleicht im Wahnsinn — einen wahren Bilder- und Emotionsstrudel aufwühlen. In Italien wandelt der Mensch im Sonnenlicht und in der Formenmusik der Landschaft und Architektur. Da gilt dem willenbehauenden Körper die Begeisterung, die in der Plastik uns zusingt. In England herrscht die innere Welt. Da wird das Drama zur großen Kunstform der Renaissance. Hier überträgt sich jede Regung unmittelbar in Schreie und Rufe, in Hyperbeln, glänzende Metaphern und Wortblüten. Hier — bei den Shakespeareschen Gestalten — ist noch nichts zu merken von jenem zweiten, dem Reformationstypus, dem Puritaner, wie ihn Milton verkörpert.

Diese Shakespearesche Gestalt — und wohl auch Shakespeare selber — läßt auf ein Gepräge schließen, das, obwohl englisch, jenem Keltentum mit seiner weiblichen Sensibilität nahesteht, das den Briten immer wieder die Künstler und Dichter geschenkt hat. Denn überblicken wir die ganze englische Literatur, so erkennen wir immer wieder ein traumhaftes, von der Wirklichkeit unlogisch sich loslösendes mystisch expressives Element, eine Mabinogionwelt, ein Reich der Liebe und Schicksalhaftigkeit, ein Reich der Übernatur. Man denke an Malorys Arthurgestalten, an Spensers *Fairie Queen*, an Shakespeares *Mittsommernachtstraum*, an Blakes Lieder der Unschuld, an Keats' *St. Agnesabend*, an Shelleys *Alastor* und *Sensitive Plant*, an Coleridges *Alten Matrosen*, an Tennysons *Frau von Shalott*, an Merediths *Richard Feverel*, an Hardys

Tess, an Barries *Peter Pan*, an Turners Landschaften, an Burne-Jones' Ritterfiguren und an die Prae-Raphaëlitcn überhaupt. Wie verschieden davon ist die Welt eines Defoe, Hogarth, Fielding, Constable, einer George Eliot und eines Arnold Bennett mit ihrem fast holländisch ruhig schwerfälligen Kleinrealismus! Wie verschieden davon ist auch die Wesensart eines Milton, Byron, Carlyle, der Schwestern Brontë, eines Kipling, wo allerdings — wie beim keltischen Element — die Phantasie ihre Pracht entfaltet, aber im Sturmeswirren, das die Peitsche des Willens angedreht hat!

Dieses weiblich zarte Traumgebilde schwebt zwischen Glück und Schwermut. Manchmal bricht urplötzlich phantastischer Torheitsspek und Tanz ergötzlich in es herein wie in Merediths Romanen und der volkstümlichen Kunst der Nursery Rhymes. Gerade so sehen die Träume Shakespeares aus, der Wald von Arden, Mittsommernachtsweben, Wintermärchen, Sturm.

Shakespeare ist vom heutigen England weit entfernt. Und doch zeigt er einen Zug, der im ganzen englischen Leben einen unveränderlichen festen Wert bildet, der aber unter den modernen Imperativen nicht so leicht an die Oberfläche zu gelangen vermag. Shakespeare und der moderne Engländer! Hier stehen sich Natur und deren harte Regelung gegenüber. Aber durch den Ordnungspanzer bricht dann und wann die Urkraft, am deutlichsten in der Literatur, wo die konkrete Phantasie die erörternde Gedanklichkeit überwältigt und die Seelenenergie die Sinnhaftigkeit besiegt, das lyrische Element, das im Drama des 16. und im Roman des 19. Jahrhunderts immer wieder das Wort führt; während im gesellschaftlichen Leben die Erziehung alle Innerlichkeit abwehrend in den Winkel scheucht und sie dadurch um so mehr vertieft, wenn nicht auf dem langen Wege der Gewohnheit — durch Sport, gesetztes Auftreten und willentlichen Gestus — die Seele so klein gedrückt worden ist, daß — wie z. T. bei der *Gentry* — der äußere zum ganzen Menschen wird.

Jeder Engländer ist eben die Synthese zweier gegensätzlicher Wesen, des Herdenwesens, das nichts anderes begehrt als die Auflösung im Herdentypus — und des Individualisten und Exzentrikers. Jenes ist die in der Panzerung gehende

bekannte Erscheinung. Dieses aber begegnet uns auf Seitenpfaden, als religiöser Mystiker, als gejagtes und geletztes Wesen — *the hunted* —, dem unter dem Druck der äußern Verhältnisse der Wille knickte, bis die Lumenträume die Verstandesfesseln brachen und die entblößte Seele in Schatten und Schrecken frei wandeln ließen. als Verbrecher, der in Lyrik und Ekstase aufgeht. Seelentiefen öffnen sich hier, die an die Russen mit ihren mystischen Blicken denken lassen. Dieses Volk der Gesundheit, ach wie beherrscht es besser als jedes andere die Literatur des Wahnsinns! Hier ist — wie später Poe — Shakespeare der große Meister. Seine Wahnsinnsgesichten werden zu metaphysischen Intuitionen. Das Leben ist ein endloser Traum, den alle Länder mit ihren Bildern und Symbolen bevölkern, ein schwebender Traum, den die Puritaner festzuknüpfen versuchten an die Idee des biblischen Gottes. Diesen Gott kennt Shakespeare nicht, und sein Traum schwebt universal in Freiheit.

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

### Huscher, Herbert, Dr., Studien zu Shelleys Lyrik.

A. u. d. T.: **Leipziger Beiträge zur englischen Philologie**, herausgegeben von **Max Förster**. Heft 1. 1919. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 156 S. M. 10.

Bagehot hat vor Huscher am eingehendsten die Frage des dichterischen Stiles Shelleys behandelt, und er sieht das Hauptmerkmal seines Stiles in der Vereinigung von „impulsiveness“ und „intellectuality“. Huscher setzt diese Tätigkeit fort und geht hier als zartnerviger, feinfühligler Forscher das lyrische Schaffen Shelleys durch und untersucht die Ästhetik seiner lyrischen Gedichte mit einem nie ermüdenden, bis in die kleinsten Einzelheiten dringenden Scharfsinn.

Er kommt zu dem Ergebnis, daß Shelley anzusehen ist als ein vorwiegend reflexionsgeklärt schaffender Lyriker; in seiner Naturlyrik wirkt er verhältnismäßig elementar und spontan trotz des reflektiven Einschlages. Seine Lyrik besitzt weit mehr sensitiven, als affektiven Charakter. Shelleys Apperzeptionsweise ist entschieden mehr motorisch als visuell.

Wertvoll ist für die ganze Abhandlung das Kapitel: Einleitung und Methodik, weil dadurch jedem Leser die Möglichkeit gegeben ist, die Untersuchung der Shelleyschen Gedichte nachzuprüfen. Kein Wunder ist es, daß die Terminologie so schwierig sich gestaltete, daß hin und wieder Einschränkungen gemacht werden mußten.

Alles in allem philologische feingeränderte Filigranarbeit aus sprödestem Stoffe.

Bochum.

F. Asanger.

**England and the Englishman in German Literature of the Eighteenth Century** by Alexander Keily. New York. Columbia University Press. 1921. XVII und 156 S.

Unabhängig von Robert Elsassers Buch: *Über die politischen Bildungsreisen der Deutschen nach England vom achtzehnten Jahrhundert bis 1815*, Frida Braunes *Edmund Burke in Deutschland*, John Whytes *Young Germany in its relation to Great Britain* und G. P. Goochs *Germany and the French Revolution*, die sich nur teilweise mit dem hier Gegebenen decken, da sie entweder meistens nur politische Verhältnisse oder einen anderen Zeitraum behandeln, versucht es Kelly, darzustellen, wie sich England und die Engländer dem Deutschen des 18. Jahrhunderts zeigen. Aus der sehr reichen *Bibliography* (S. 152—156), die er benutzt, hebe ich einige bekanntere Verfasser hervor: J. W. von Archenholz: *A Picture of England* 1789; P. L. Berckenmeyer: *Neuermehrter Curienser Antiquarius* 1731; J. G. B. Büschel: *Neue Reisen eines Deutschen nach und in England im Jahre 1783*; Georg Forster; C. A. G. Goede: *England, Wales, Irland und Schottland* 1723—27; von Kielmansegge: *Diary of a journey to England in the years 1761—62*; K. G. Küttner: *Beiträge zur Kenntnis vorzüglich des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich und Holland aus den Briefen eines in England wohnenden Deutschen*, 1752; *The Memoires of Charles-Lewis, Baron de Pöllnitz* 1738; Z. C. von Uffenbach: *Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland* 1753—54; G. F. A. Wendeborn: *Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der*

*Kunst in Großbritannien gegen das Ende des 18. Jahrhunderts.* 1784—88; J. G. Zimmermann: *Vom Nationalstolze*; natürlich auch die *Allgemeine deutsche Bibliothek*.

Die Fülle des Stoffes meistert Kelly durch eine geschickte Gliederung im 7. Kapitel, deren Überschriften ich anführe, um dem Leser einigermaßen einen Begriff vom Inhalte des Buches zu geben: Physical Characteristics of England; Politics and Religion; Economic Conditions; English Culture; Customs and Manners; The British Character; Individual British Types. Aber verschweigen wollen wir nicht, daß in den beiden letzten Abschnitten manches früher Gesagte wiederholt wird. Der Verf. ist sich dessen bewußt (s. S. 81). Wir verzeihen ihm den Fehler, da wir eine abgerundete und zusammenfassende Schilderung bekommen.

Abgesehen von einzelnen sehr kritischen Stimmen sind fast alle Reisenden voller Lob für die Zustände und Einrichtungen Englands. Was uns Deutsche schon längere Zeit und Augenblicklich mehr als je beschäftigt, die Schulreform im weitesten Sinne, gewinnt einen neuen stimulus, wenn wir den Satz lesen: For the educational system, particularly for the universities, the praise was scant, though Scotch Universities were held in somewhat higher esteem than those of England. But despite this, all writers agreed as to the high state of learning in nearly all branches; intellectual culture was said to be more general and to extend much further down the social scale in England than elsewhere (S. 146). Der Hauptton muß hier auf *social scale* und *intellectual culture* gelegt werden. Die alte Klage, daß bei unseren multa das multum, d. h. der Geist, der ganze Mensch, und das Soziale vernachlässigt werden.

Liest man Kellys Buch eingehend und überschaut man dann im Geiste den Inhalt, so hat man den Eindruck, daß — natürlich cum grano salis, und ich spreche von der Zeit vor dem grausigen Kriege — jedem Deutschen, der heute zum ersten Male nach England kommt, die dortigen Dinge sich ähnlich darstellen werden wie unseren Landsleuten im 18. Jahrhundert. Und besonders aus diesem Grunde möchte ich es empfehlen. Ich halte es für eine gute Einführung in das englische Wesen. Haben wir freilich an solchen Büchern keinen Mangel, so hat doch Kellys Buch den besonderen Reiz,

dafs es uns zugleich historisch kommt und die im Grunde konservative, oder sagen wir, die nicht revolutionäre Charakterart des Briten vor Augen führt. Das 5. Kapitel, Customs and Manners, zeigt uns das Familienleben, aus dem 4., English Culture, seien die Bemerkungen über Landscape-Gardening hervorgehoben. Kurz: Was man unter Realien versteht, findet man hier knapp und doch anschaulich vorgetragen. Die genaue Inhaltsangabe ersetzt ein alphabetisches Register; ein solches würde dem Buche auch ein zu pedantisches Aussehen verleihen.

Zuletzt noch eine Frage, die sich noch immer einem guten Deutschen aufdrängt, auf die ich aber keine Antwort zu geben wage: Im Anschluß an Klopstocks Verse, die dem Deutschen vorwerfen, dafs er das Fremde dem Eigenen vorziehe und deshalb verachtet werde, sagt Kelly: To anyone who has followed the cause of this investigation, observing the high esteem in which Germans held everything British and the absolute lack of reciprocation in the part of the English, the sentiments of Klopstock seem altogether natural and his protests fully justified (S. 151). Würde Klopstock noch heute denselben Vorwurf erheben?

S. 107 lies double-gaugers = double-gaugers.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**Englische Phonetik mit Lesestücken.** Von Dr. A. C. Dunstan, Lecturer in London University. Zweite, verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Max Kaluza, Professor an der Universität Königsberg i. Pr.

A. u. d. T.: Sammlung Göschen Nr. 601. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Berlin W. 10 und Leipzig.

Das vorliegende Bändchen bietet eine Einführung in die englische Phonetik für Anfänger und setzt keine Vorkenntnisse voraus. Wie weit sich die zweite Auflage von der ersten unterscheidet, vermag Ref. nicht festzustellen, weil er diese nicht kennt. Nach einer Mitteilung des Verlags ist bei der



Neubearbeitung durch Prof. Dr. Max Kaluza der zweite, die Lesestücke in phonetischer Umschrift und gewöhnlicher Orthographie enthaltende Teil im wesentlichen unverändert geblieben; es wurden nur bei den drei ersten Übungsstücken (Grammatisches — Eigennamen — Wörter, ähnlich in der Schrift, verschieden in der Aussprache) die Beispiele erheblich vermehrt. Stärker sind die Änderungen in dem ersten Teile, der von dem menschlichen Sprachorganismus, der Bildung und Einteilung der menschlichen Sprachlaute überhaupt und von den englischen Lauten und ihrer schriftlichen Darstellung im besonderen handelt. Hier wurde unter Weglassung alles Entbehrlichen vor allem größere Vollständigkeit und Klarheit angestrebt. Und diese Klarheit der Darstellung, die Hand in Hand geht mit einer übersichtlichen Anordnung des Materials, macht den Hauptvorzug des Buches aus. Das zeigt sich insbesondere in den §§ 32—90, wo der Lautwert der englischen Vokale und Konsonanten dargeboten wird, und in den §§ 91—93 über die englischen Schriftzeichen. Ebenso bündig und klar sind die anschließenden Abschnitte 'Silbe, Wort, Sprechakt', 'Betonung', 'Level Stress' (— gibt es keinen deutschen Ausdruck dafür? —), 'Tonhöhe', 'Abstufung' und 'Assimilation'. Allenthalben merkt man, daß der Bearbeiter weiß, worauf es beim Unterricht ankommt. Auf den theoretischen Teil folgen Lesestücke in phonetischer Umschrift (SS. 68—101), die mit Wortzusammenstellungen beginnen und mit in sich abgeschlossenen Prosatexten und Gedichten enden. Den Schluß bilden diese Lesestücke in gewöhnlicher Schrift. Daß sie ans Ende gesetzt werden, halte ich nicht für richtig. Für alle, die das Buch benutzen wollen, wäre es besser gewesen, die Texte in phonetischer und in gewöhnlicher Schrift nebeneinander auf zwei Seiten zu setzen, sodaß man beim Lesen jeden Augenblick nach rechts blicken und so sich vergewissern kann, ob man auf dem richtigen Wege ist. Wünschenswert wäre auch eine alphabetische Liste der behandelten Wörter und Eigennamen, wie sie z. B. in *Kruisingas English Sounds* findet. Doch damit will ich den Wert des ausgezeichneten Büchleins keineswegs herabsetzen. Es ist ein zuverlässiger Führer für Lehrer und Studierende, ja ich könnte es mir sehr wohl auch in der Hand von Schülern höherer Lehranstalten denken, und

somit sei es wärmstens empfohlen. Der Preis von 6 M. für 125 Seiten Text darf bei dem herrschenden Geldstand als mäßig bezeichnet werden.

Frankfurt a. M.

Max Friedrich Mann.

### Handbuch zum Studium der englischen Sprache von Dr. Leo Hannauer.

Dozenten an der Hochschule für Welthandel in Wien. Verlag Franz Deuticke, Wien und Leipzig 1921. 90 Kr. — 15 M.

Das 139 Seiten starke Bändchen im Format 15×21 besteht aus drei Teilen, der Lautlehre (S. 1—15), der Formenlehre und dem Satzbau (S. 18—110) und einigen Tabellen und Verzeichnissen (S. 111—133). S. 134—139 sind mit einem Sachregister ausgefüllt.

Teil 1 gibt in 15 Punkten eine Analyse des englischen Lautbestandes. Folgende Laute werden hinsichtlich ihrer Bildung phonetisch erklärt bzw. besprochen: 1. Die Schwachlaute, unter denen der Verfasser jenen schwach hörbaren Nachschlag oder Vorschlag versteht, wie er in Wörtern wie *late*, *Sunday*, *auy*, im süddeutschen Dialekt in „mafst“ auftritt. 2. Das vokalisierte *r* in unbetonter und betonter Silbe sowie in der Bindung in Fällen wie *better*, *for*, *for ever and ever*, denen Wörter der deutschen Umgangssprache wie „besser, für, für immer“ gegenübergestellt werden. 3. Der überoffene *o*-Laut in Wörtern wie *water*, *what*, der sich als einer der charakteristischsten Laute des süddeutschen, besonders des Wiener Dialekts in „Wasser, was“ findet. 4. Der Halbkonsonant *w*, der weder in der deutschen Schrift- noch Umgangssprache vorkommt. 5. Der dem Deutschen ebenfalls fremde engl. *th*-Laut, dessen Erklärung Anlaß zur Besprechung der stimmlosen und stimmhaften Verschluslaute und der Reibelaute *f* und *r* gibt. 6. Die *s*-Laute, 7. die *sch*-Laute, 8. letztere mit *t*- bzw. *d*-Vorschlag. 9. Das engl. *l*: 10. der Nasalkonsonant *ng*; 11. die Diphthonge, von denen allerdings nur insofern die Rede ist, als „viele in der englischen Schrift als einfache Vokale erscheinenden Laute ihrer Aussprache nach Diphthonge sind, während viele in der Schrift als Gruppen von je 2 Vokalen (nicht Buchstaben!) auftretende, scheinbare Diphthonge in der Aussprache einfache Laute sind“. 12. Das englische Alphabet mit Bezeichnung der Aussprache und anschließend daran Bemerkungen über das stumme *e*, über geschlossene und offene Silben und allgemeine Regeln über die Aussprache betonter Vokale in diesen Silben. In fünf Anmerkungen hierzu werden die einzelnen Selbstlaute behandelt, wie sie in Wörtern wie *had*, *but*, *car*, *fall*, *not* und in unbetonter Stellung in *Vienna*, *America* vorkommen. Anm. 6 gibt die vokalische bzw. konsonantische Aussprache des engl. *y* je nach seiner Stellung. Allgemeine Andeutungen über die Aussprache der Vokalverbindungen und über stumme Konsonanten bzw. Konsonantengruppen und Zusammenziehungen im Wortinnern schließen diesen Punkt. Die folgenden beiden Punkte handeln von der Betonung der

einzelnen Silben innerhalb eines Wortes und von der Qualität des englischen Silbenakzentes. Mit einer kurzen, treffenden Bemerkung über den Gesamtcharakter der englischen Sprechweise schließt dieser 1. Abschnitt.

Der 2. Teil, zu dessen Studium der Verfasser einleitend Richtlinien gibt, setzt sich aus VIII Abschnitten mit 106 Paragraphen und 61 Merksätzen zusammen, die nachfolgende Gebiete aus der englischen Formenlehre und Syntax umfassen: I. Die Personennennwörter (persönliche Fürwörter) [§ 1—3]; II. die Zeitwörter [§ 4—23]; III. die Hauptwörter und die Artikel [§ 24—37]; IV. Bestimmungswörter 1. Gruppe (die Eigenschaftswörter und Umstandswörter) [§ 38—52]; V. der Satzbau [§ 53—80]; VI. Bestimmungswörter 2. Gruppe (die Fürwörter und Zahlwörter) [§ 81—96]; VII. die Partikeln (die Vorwörter, Bindewörter und Anrufungswörter) [§ 97—100]; VIII. die Zeichensetzung [§ 101—106].

Der dritte und letzte Teil, der nach Angabe des Verfassers für den Gebrauch bei der Lektüre und Übersetzung bestimmt ist, besteht aus Tabellen und Verzeichnissen dieses Inhalts: 1. Abkürzungen; 2. Personenbezeichnungen; 3. Briefanschriften und Briefschlüsse; 4. das Adressieren von Briefen; 5. Verzeichnis der meistgebrauchten Zeitwörter in Verbindung mit Präpositionen; 6. Adjektiva, Partizipien und Substantiva in Verbindung mit Präpositionen; 7. Liste der unregelmäßigen Zeitwörter. Das angefügte Inhaltsverzeichnis soll dem Studierenden die Benutzung des Büchleins erleichtern.

Nach dieser nackten Inhaltsangabe möge eine kurze Kritik zur Würdigung des Ganzen gestattet sein. Die Lautlehre weist manche fesselnde Gesichtspunkte auf. Schon die Vorbemerkung dazu, in der festgestellt wird, daß die vom Schriftdeutschen abweichenden Lautqualitäten des Englischen zum Teil direkte Entsprechungen in der deutschen Umgangssprache, besonders in der bayrisch-österreichischen Mundart haben, wird jedem Anfänger, soweit er eben mit dieser Umgangssprache vertraut ist, willkommen sein. In 6 Versen aus dem „Haimatgsang“ des oberösterreichischen Dialektdichters Franz Stelzhammer wird die obige Behauptung des Verfassers erhärtet, wobei die gegebene Transkription des Textes als Einführung zu der in seinem Buche verwendeten Lautschrift dienen soll. Nun wird jedermann dem Verfasser gerne einräumen, daß die Heranziehung deutscher Schrift- und Dialektlaute bei der Erlernung englischer ein Hilfsmittel für den Unterricht ist, das je nach der Gegend mehr oder weniger ausgenutzt werden kann und muß. Aber deutsche Dialektlaute zur Grundlage einer Lautlehre des Englischen zu machen, wie dies zum Teil wenigstens hier geschehen ist, dürfte doch ein recht bedenkliches Beginnen sein gerade mit Rücksicht auf jene, für welche dieses Handbuch nach Ansicht und Wunsch des Verfassers zunächst bestimmt ist, nämlich für Anfänger an Hochschulen. Letztere werden doch im allgemeinen von Leuten aus den verschiedensten Landesteilen bevölkert und sehr vielen darunter werden deutsche Dialektlaute ebenso schwierig als die entsprechenden englischen Laute erscheinen. Wollte man also auf Grund vorhandener Dialektlaute eine Vereinfachung oder raschere Erlernung der

englischen Laute erzielen, so wäre das häufig eine undankbare Aufgabe, da eben bei vielen die nötigen Voraussetzungen fehlen. Eine Lautlehre wie die vorliegende aber, die sich bei der Erklärung des *a*-Lautes in Wörtern wie *water*, *what* vollkommen auf den Wiener Dialekt stützt, kann daher nur einen sehr beschränkten Wert besitzen, da sie nur für jene in Betracht kommen kann, die diesen Dialekt wirklich beherrschen. Letzteres dürfte wohl auch der Hauptgrund sein, warum in anderen englischen Lehrbüchern auf eine grundlegende Verwertung deutscher Dialektlaute verzichtet wurde, wenn man auch dort, nebenbei mit Recht, auf bestehende dialektische Entsprechungen verweist.

Die vom Verfasser eingeführte Lautschrift hat für den Anfänger zunächst den Vorteil, daß sie sich möglichst nahe dem deutschen Lautsystem anpaßt. Aber jeder Anfänger wird auf Schwierigkeiten stoßen, sobald er, was übrigens vom Verfasser stets gefordert wird, Aussprachewörterbücher zu Rate zieht. Dort wie auch in anderen modernen englischen Unterrichtswerken wird er die Lautschrift der Association phonétique internationale verwendet finden, deren Kenntnis ihm nicht erspart werden kann. Aus diesem Grunde hätte der Verfasser ohne Zweifel besser getan, die genannte weitverbreitete Lautschrift auch seinem Werke zu Grunde zu legen, da er damit dem Lernenden einen wirklichen Dienst erwiesen hätte.

Es soll aber keineswegs verkannt werden, daß der Verfasser in dem Drange nach Kürze und Vereinfachung von der besten Absicht beseelt war und daß er sich tatsächlich die größte Mühe gab, den Anforderungen an eine phonetische Darstellung der Laute, soweit sie von ihm besprochen werden, gerecht zu werden. Freilich ist das hier Gebotene nur unvollständig, was er ja selbst in den „Richtlinien“ S. 15 zugibt.

Im einzelnen ist manches in dieser Lautlehre zu beanstanden, z. B.: Die Darstellung des engl. *th*-Lautes als Hauchlaut, während er doch ein Reibe- oder Engellaut ist S. 5, des engl. *r*-Lautes = deutsch *er* z. B. in Löwe, was gewiß nur für einzelne Gegenden in Deutschland zutrifft, des engl. *l* = deutschem *l* in Wörtern wie *viel*, *fühlen*, während das engl. *l* in Wirklichkeit tiefer klingt, besonders im Auslaut. Die verschiedene Lautschrift für die Vokale in *fall* und *war*, die keineswegs nötig wäre, die Aussprache *nöt* bis *nut* (S. 11), die eben dialektische Eigentümlichkeiten des Englischen gibt und als solche gewertet werden muß.

Die Tabelle über die Aussprache der Vokalverbindungen auf S. 11f. erscheint ohne Beispiele für den Anfänger ziemlich zwecklos, da sie, so wie sie ist, nur verwirrend wirkt und keinen praktischen Wert hat. Es würde nun zu weit führen, wollte man hier alle Lücken ergänzen, welche dieser Lautlehre anhaften. Ein Hinweis darauf möge also genügen, da ja der Verfasser selbst ihr Vorhandensein nicht bestreitet.

Die Grammatik enthält in übersichtlicher, knapper Darstellung alles Wissenswerte für den Anfänger. Die zur Veranschaulichung der Regeln gegebenen Beispiele, denen bis § 48 wenigstens stets Aussprache und Übersetzung beige druckt sind, bilden einen unbestrittenen Vorzug des Buches. Ebenso verdient das Bestreben des Verfassers, die Terminologie der gramma-

tischen Ausdrücke nach Möglichkeit zu verdeutschen und ihre englische Übersetzung beizufügen, besonders hervorgehoben zu werden, denn viele Studierende werden dies dankbar aufnehmen, weil andere Lehrbücher selten darauf eingehen. Leider muß daneben aber auch erwähnt werden, daß sich der Verfasser in seinem Streben nach Kürze oft dazu verleiten ließ, bei der Fassung der Regeln unsrer schönen deutschen Sprache nahezu Gewalt anzutun. Die notwendige Folge seiner oft schwer verständlichen Ausdrucksweise ist daher diese: Es wird für den Lernenden kein kleines Stück Arbeit sein, sich diese 61 Merksätze in der gegebenen Form einzuprägen, falls sich überhaupt jemand die Mühe geben sollte, dies zu tun.

An Unrichtigkeiten bzw. Lücken sind in diesem Teile zu verzeichnen: S. 30 „der Charakterkonsonant *n* in der Endung des Präteritums“, was doch ausschließlich nur für das Partizip Perfekt bei starken Verben zutrifft; S. 36 selbst viele im Deutschen intransitive Verba werden im Englischen passiv verwendet. Im Deutschen doch auch! Aber hier unpersönlich und dort persönlich konstruiert. S. 38 der Imperativ von *be* kann, muß aber nicht umschrieben werden. S. 51 ff. die Regeln für die Anwendung des sächsischen Genetivs im Englischen hätten vollständig angeführt werden sollen, desgleichen bei § 41 die Völkernamen auf *-ese*, bei § 42 *elder*, das nur adjektivisch verwendet wird. Auf S. 60 entspricht die Überschrift: Bestimmungswörter, deren Komparativ und Superlativ vom Positiv unabhängige selbständige Wörter sind, nach den angezogenen Beispielen doch nur zum Teil den Tatsachen. S. 63 in Beispiel ad 2c . . . „*a good influence is the worst in the world*“, in diesem Satze ist *worst* im Englischen nicht Adverb. Erwähnung hätten auch verdient S. 66, wo von *as* und *how* die Rede ist, *like* beim verkürzten Vergleich; S. 80 der Inf. mit *how to* gewöhnlich nach Verben wie *teach*, *know* und *understand*; S. 88 das Fehlen des Artikels beim substantivierten Possessiv; S. 95 *1720 million human beings* neben *millions of . . .*, nicht *millions (of) . . .*

Was der Verfasser in seinen Tabellen und Verzeichnissen bringt, wird für alle, die sich ins Englische einarbeiten wollen, von großem Nutzen sein, da derartige Zusammenstellungen in englischen Lehrbüchern manchmal ganz fehlen oder oft nur stückweise Erwähnung finden. Der Anfänger vergendet bekanntlich viel Zeit mit nutzlosem Nachschlagen, um sich in diesen Dingen Aufklärung zu verschaffen und diesem Übel soll durch das hier Gebotene abgeholfen werden. Im Verzeichnis der meistgebrauchten Zeitwörter und Adjektiva usw. in Verbindung mit Präpositionen lehnt sich der Verfasser engstens an die vortreffliche Grammatik von Dr. J. Schmidt Anhang III S. 556—591 an, nur ist seine Liste wesentlich knapper und unvollständiger als das Original, was wirklich zu bedauern ist. Zu berichtigen wäre S. 124 *smile to* zulächeln, S. 129 *ate, eaten* neben *eat, eat*.

An Druckfehlern sind neben denen, die verbessert wurden, noch folgende zu berichtigen: S. 38 vor Merksatz 24 § 13 statt § 15; S. 55 *the* statt *thee*; S. 62 Absatz 5 Komparativ statt Superlativ; S. 65 *reremembered* statt *remembered*; S. 77 *choo-sing* statt *choos-ing*; S. 79 *writring* statt *writing*; S. 103 B Z. 1 einzelnen statt einzelne; S. 109 Z. 6 *relativ* statt *relative*; S. 116 (Aus-

sprache) *hansend* statt *hanzend*: S. 118, 3 a *Gentlemen* statt *Gentleman*: S. 121 *by* statt *buy*: S. 129 *driven* statt *driven*.

Das besprochene Handbuch ist, wie der Verfasser auf dem Titelblatt bemerkt, besonders für Studierende an deutschen Hochschulen, für Lehramtskandidaten und zum Selbstunterricht bestimmt. Den Erstgenannten wird es auch ein willkommenes Hilfsmittel zum Studium der englischen Sprache bieten. Daß es aber für den Selbstunterricht genügende Unterlagen bietet, muß, wenigstens was den ersten und wichtigsten Teil, die Lautlehre, betrifft, bezweifelt werden. Auch jenen Studierenden, die sich einem gründlichen Studium des Englischen widmen wollen, möchte man lieber jene größeren Unterrichtswerke empfehlen, auf denen der Verfasser fußt, wie z. B. die Grammatik der Englischen Sprache von Prof. Dr. I. Schmidt u. dgl., als den vorliegenden Auszug. Wer dagegen das Studium der englischen Sprache vom rein praktischen Standpunkt aus betreibt und sich ihre Gesetze in möglichst einfacher, zusammenfassender Form aneignen will, den mag diese kurze und doch in gewissem Sinne erschöpfende Darstellung befriedigen. Als Frucht, die ohne Zweifel aus dem praktischen Unterrichtsbetrieb in äußerst schwierigen Zeitläuften herausgereift ist, verdient das Werk jedenfalls Anerkennung und Würdigung und wird sich gerade in den letzterwähnten Kreisen der besten Aufnahme und häufiger Benutzung erfreuen dürfen.

Hof, den 6. Juni 1921.

Dr. O. Mahir.

### III. MITTEILUNGEN.

#### Angekündigte Schriften.

Herr Dr. Sven Hallström in Karlstadt (Schweden) arbeitet an einer Abhandlung über die Sprache des mittellenglischen Gedichtes Genesis und Exodus, die demnächst im Druck erscheinen wird. M.

[12. 10. 21.]

#### INHALT.

	Seite
I. ten Brink, Chaucers Sprache und Verskunst. 3. Auflage. Bearbeitet von Eduard Eekhardt (Kaluza) . . . . .	265
Every Man in his Humor by Ben Jonson. Edited with Introduction, Notes, and Glossary by Henry Holland Carter (Aronstein) . . . . .	267
Chevrillon (de l'Académie française), Trois Études de Littérature anglaise (La Poésie de Rudyard Kipling, John Galsworthy, Shakespeare et l'Âme anglaise) (Fehr) . . . . .	269
Huscher, Studien zu Shelleys Lyrik (Asanger) . . . . .	279
Kelly, England and the Englishman in German Literature of the Eighteenth Century (Caro) . . . . .	280
II. Dunstan, Englische Phonetik mit Lesestücken. Zweite, verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Max Kaluza (Mann) . . . . .	282
Hannauer, Handbuch zum Studium der englischen Sprache (Mahir) . . . . .	284
III. Mitteilungen: Angekündigte Schriften . . . . .	288

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# BEIBLATT ZUR ANGLIA.

MITTEILUNGEN  
ÜBER ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR  
UND ÜBER ENGLISCHEN UNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN

VON

MAX FRIEDRICH MANN.

---

DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.



HALLE A. S.  
MAX NIEMEYER.  
1922.





# BAND-INHALT.

(Nach Verfassern bez. Titeln und Herausgebern alphabetisch geordnet.)

## I. Englische Sprache und Literatur einschliesslich der Volkskunde und Geschichte.

### A. Besprechungen.

Seite

Bahr, siehe Whitman.

Barnes, siehe Urlau.

Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England  
(Hübener) . . . . . 216

Beowulf with the Finnsburg Fragment, ed. by A. J. Wyatt, new  
edition revised with Introduction and Notes by B. W. Chambers  
(Fehr) . . . . . 121

Beowulf, siehe Chambers; Liebermann.

Bibliothek der ags. Prosa. Hg. von Hecht.

Bd. X, siehe Exameron.

Blake, siehe Saurat.

Bonner Studien zur englischen Philologie, siehe Jahn.

Brown, siehe The Stonyhurst Pageants.

Bryan, The Midland Present Plural Indicative Ending -e(n)  
(Flasdieck) . . . . . 224

Buckhurst, siehe The Corpus Glossary.

Chambers, Beowulf. An Introduction to the study of the poem with  
a discussion of the stories of Offa and Finn (Fehr) . . . . 121

Chambers, Beowulf (Ekwall) . . . . . 177

Chambers & Sidgwick, Early English Lyrics (Fischer) . . . 9

Cook, The Old English Elene, Phoenix, and Physiologus (Ekwall) 61

Crawford, siehe Exameron.

Dane, Will Shakespeare. An Invention in 4 Acts (Eichler) . . 232

Danielowski, Die Journale der frühen Quäker (Fischer) . . . 5

Ehrentreich, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen  
auf Grund experimenteller Untersuchungen (Funke) . . . 145

Elene, siehe Cook.

Emerson, Essays (Fehr) . . . . . 168

Exameron anglice, or The Old English Hexameron, ed. by S. J.  
Crawford (Holthausen) . . . . . 83

	Seite
Fehr, England im Zeitalter des Individualismus (1830—1880). Gesellschaft, Weltanschauung und Schrifttum in ihren Wechselwirkungen (Caro) . . . . .	158
Förster, Keltisches Wortgut im Englischen (Ekwall) . . . . .	73
Fourteenth Century Verse and Prose, ed. by Kenneth Sisam (Holthausen) . . . . .	88
Gepp, A Contribution to an Essex Dialect Dictionary (Horn) . . . . .	25
Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur, hg. von Dibelius. Bd. I, siehe Levy. „ II, „ Baumgarten.	
Hayek, siehe Whitman.	
Hesperia. Ergänzungsreihe. Schriften zur engl. Philologie, hg. von Bright. Heft 7, siehe The Stonyhurst Pageants.	
Holm, Corrections and Additions in the Ormulum Ms. (Flasdieck)	221
Jahn, Die me. Spielmannsballade von Simon Fraser (Fischer) . . . . .	32
Jespersen, Engelsk Fonetik (Horn) . . . . .	92
Kellner, Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw (Fehr) . . . . .	1
Kershaw, siehe Stories and Ballads etc.	
Knott, siehe Moore.	
Kock, Plain Points and Puzzles (Flasdieck) . . . . .	223
Landauer, siehe Whitman.	
Leabhar Gabála, The Book of Conquests of Ireland. The Recension of Micheál O Cléirigh. Part 1. Ed. by R. A. Stewart Macalister and John MacNeill (Pokorny) . . . . .	95
Leipziger Beiträge zur englischen Philologie, hg. von Max Förster. Heft 2, siehe Vogel.	
Liebermann, Ort und Zeit der Beowulfdichtung (Ekwall) . . . . .	67
Levy, Die englische Wirtschaft (Hübener) . . . . .	185
Lindsay, The Corpus, Epinal, Erfurt and Leyden Glossaries (Ekwall) . . . . .	161
Lunds Universitets Arsskrift. N. F. Avd. 1, Bd. 17, Nr. 7, siehe Kock.	
Macalister, } Mac Neill, } siehe Leabhar Gabála.	
Metger, Posies (Caro) . . . . .	113
Milton, siehe Saurat.	
Modern Philology. Vol. XVIII, No. 9, siehe Bryan.	
Moore and Knott, The Elements of Old English (Flasdieck) . . . . .	194
Moore, Historical Outlines of English Phonology and Middle English Grammar (Flasdieck) . . . . .	230
Ormulum, siehe Holm; Weinmann.	

Palaestra.

Bd. 133, siehe Ehrentreich.

Phœnix, siehe Cook.

Physiologus, siehe Cook.

Publications of the Philological Society.

Vol. VIII, siehe Lindsay.

Reisiger, siehe Whitman.

Saurat, Blake and Milton (Liljegren) . . . . . 39

Schröer, Neuenglische Elementargrammatik (Western) . . . . . 70

Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung  
(Binz) . . . . . 49

Shakespeare, siehe Dane.

Shaw, Androcles and Pygmalion. Two Plays (Caro) . . . 126

Shaw, Fanny's First Play. Great Catherine. Annajanska. Over-  
ruled (Caro) . . . . . 10

Shaw, Misalliance (Caro) . . . . . 10

Sidgwick, siehe Chambers.

Sisam, siehe Fourteenth Century Verse and Prose.

Smith (C. Alphonso), "You all" as used in the South (Fischer) . 168

Stories and Ballads of the Far Past. Translated from the  
Norse (Icelandic and Faroese) with Introductions and Notes by  
N. Kershaw (Schroeder) . . . . . 159

Tachnitz Edition.

Siehe Emerson; Shaw.

Texte und Forschungen zur englischen Kulturgeschichte.

Festgabe für Felix Liebermann.

Siehe Förster; Wildhagen.

Thackeray, siehe Vogel.

The Corpus Glossary. ed. by W. M. Lindsay, with an Anglo-  
Saxon Index by Helen Mac M. Buckhurst (Ekwall) . . . . 161

The Kit-Kat.

Vol. IX, siehe Smith.

The Stonyhurst Pageants, ed. by Brown (Holthausen) . . 84

Thomas, An Introduction to the History of the English Language  
(Horn) . . . . . 30

Thurneysen, Die irische Helden- und Königsage bis zum 17. Jahr-  
hundert (Porkorny) . . . . . 195

Urlan, Die Sprache des Dialektdichters Will. Barnes (Holthausen) 90

Vogel, Thackeray als historischer Romanschriftsteller (Mühe) . . 34

Weinmann, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum (Flas-  
dieck) . . . . . 193

Wells, A Manual of the Writings in Middle English 1050—1400  
(Flasdieck) . . . . . 225

Weston, From Ritual to Romance (Fischer) . . . . . 106

Whitman (Walt), Ich singe das Leben. Deutsche Übertragung von  
Max Hayek. Einleit. Aufsatz von Herm. Bahr (Noll) . . . 209

	Seite
Whitman (Walt), Grashalme. Deutsch von Hans Reisiger (Noll)	209
Whitman (Walt), Gesänge u. Inschriften. Übertragen von Gustav Landauer (Noll)	209
Wildhagen, Das Kalendarium der Handschrift Vitellius E XVIII (Ekwall)	82
Young, siehe Mutschmann.	

### B. Aufsätze.

Eichler, Schauspielerinnen in London um 1600?	118
Ekwall, OE. <i>Gyrene</i>	116
Holthausen, Zu Chaucer's 'Reeves Tale'	103
Holthausen, Zum Physiologus	102
Holthausen, Zur Märchen- und Sagenkunde. IV. Der Teufel und Noahs Frau	169
Horn, Understated	101
Jiriczek, Notiz zu Beiblatt Dez. 1921 (ten Briuk und Skeat)	120
Liljegren, Die engl. Quellen der Philosophie Miltons und verwandtes Denken	196
Lindkvist, Some Notes on Elfric's Festermen	130
Meyer, Wéalpeo(w)	94
Mutschmann, Macaulay und Milton	170
Mutschmann, Zur Psychologie des Verfassers der „Nachtgedanken“	12
Prensler, Split Genitive	206

### C. Mitteilungen.

Angekündigte Schriften	208
------------------------	-----

## II. Unterrichtswesen.

### A. Besprechungen.

#### 1. Allgemeine Werke.

Pennsylvania. A Glympse of the University, its History, Equipment etc. etc. (Mann)	207
--	-----

#### 2. Lehr- u. Lesebücher; Schulausgaben.

Blümel, siehe Reichel.	
Boerner-Thiergen, Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache. Gekürzte Ausg. C, bearb. von Schöpke (Mellin)	173
Dinkler-Mittelbach-Zeiger, Lehrbuch der engl. Sprache. Grammatik, verkürzte Ausg. (Mellin)	208
Liening, siehe The Storyteller.	
Reichel und Blümel, Lehrgang der engl. Sprache. 2. Auflage (Mellin)	175
Schöpke, siehe Thiergen.	
Schulze, siehe Thiergen.	

	Seite
The Storyteller. Ausgew. und erkl. von Liening (Caro) . . .	24
Thiergen, Grammatik der engl. Sprache Ausg. C. 6. Aufl. Bearbeitet von Schöpke (Mellin) . . . . .	173
Thiergen, Grammatik der englischen Sprache. 5. Aufl. Neubear- beitet von Schulze (Mellin) . . . . .	173
Thiergen-Schulze. Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache Ausg. A (Mellin) . . . . .	173
Uebe-Müller, Grammatik der engl. Spr. f. Handelsschulen. 2. Aufl. (Mellin) . . . . .	173

### Mitarbeiter dieses Bandes.

S. t. Binz 49.

Caro 10; 24; 115; 126; 158.

Eichler 118; 233.

Ekwall 61; 67; 73; 82; 116; 161; 177.

Fehr 1; 121; 168.

Fischer 5; 32; 105; 168.

Flasdieck 193; 194; 221; 223; 224.

Funke 145.

Holthausen 83; 84; 88; 90; 102; 103; 169.

Horn 25; 30; 92; 101.

Hübener 185; 216.

Jiriczek 120.

Liljegren 39; 196.

Lindkvist 130.

Mann 207.

Mellin 173; 175; 208.

Meyer 94.

Mühe 34.

Mutschmann 12; 170.

Noll 209.

Pokorny 93; 195.

Preusler 206.

Schröder 159.

Western 70.



## Verzeichnis der Mitarbeiter.

---

- Ackermann, Dr. Richard, Rektor, Nürnberg, Kressenstrasse 2.  
Adami, Dr. Friedrich, Studienrat, Frankfurt a. M.  
Alscher, Rudolf, Professor, Direktor, Teschen, Oesterr.-Schlesien.  
† Andrae, Prof. Dr. August, Oberlehrer a. D., Göttingen.  
5 Andrews, E. A., *M. A.*, Jena.  
Anthes, Dr. Ed., Prof. am Neuen Gymnasium zu Darmstadt.  
Arndt, Dr. O., Direktor des Realgymn. zu Halberstadt.  
Aronstein, Prof. Dr. Phil., Studienrat, Berlin NW. 87, Elberfelderstr. 28 III.  
Asanger, Dr. F., Bochum, Joachimstr. 5 II.  
10 Assmann, Prof. Dr. Bruno, Studienrat a. d. Drei-Königschule, Dresden.  
† Baldamus, Prof. Dr. A., Oberlehrer a. König Albert-Gymn. zu Leipzig.  
Bang, Prof. Dr. W., Louvain, 18 rue des Récollets.  
Banner, Prof. Dr. Max, Studienrat a. D., Frankfurt a. M.  
Barge, Prof. Dr. Hermann, Studienrat am Petri-Realgymn., Leipzig.  
15 Barth, Dr. Paul, Professor a. d. Univ. Leipzig.  
Becker, Dr. Gustav, Berlin W.  
Becker, Prof. Dr. Karl, Studienrat am Gymn., Elberfeld, Markgrafentr. 14.  
Behaghel, Dr. O., Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. Giessen.  
† Beljame, Alexandre, 29, rue de Condé, Paris.  
20 Besser, Prof. Dr. Reinhold, Realschuldirektor, Dresden-A.  
† Beyer, Dr. Otto, Schuldirektor a. D., Leipzig-Entritzsch.  
Binz, Prof. Dr. G., Vizedirektor der Landesbibliothek, Bern.  
† Björkman, Dr. Erik, Prof. a. d. Univ. Uppsala.  
† Blacker, Carola, Freiburg i/B.  
25 Blau, Dr. Ernst, Frankfurt a. M.  
Bödtker, Dr. A. Trampe, Prof. a. d. Univ. Christiania.  
† von Bojanowski, Geh. Hofrat, Dir. d. Grossherzogl. Bibl. in Weimar.  
Born, Dr. Max, Studienrat, Schöneberg b. Berlin.  
Boyle, Robert, St. Petersburg.  
30 Brandl, Dr. Alois, Geh. Reg.-Rat, Professor a. d. Universität Berlin.  
Brandl, Dr. Leopold, Professor, Wien 9.  
Bremer, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Halle.  
Brennan, Chris., Sidney, New South Wales, Australia.  
Brereton, J. Le Gay, Sidney, New South Wales, Australia.

- 35 Brie, Dr. Friedrich, Professor a. d. Univ. Frëiburg i. B.  
 Brosch, Dr. M., Fondi Frari 2593. Venedig.  
 Brotanek, Dr. Rudolf, Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dresden.  
 Bruhn, Dr. E., Geh. Reg.-Rat u. Gym.-Dir., Frankfurt a. M.  
 †Bülbring, Dr. Karl, Prof. a. d. Universität Bonn.
- 40 Campion, John, M. A., Columbia University, New York City.  
 Caro, Prof. Dr. J., Studienrat am Philanthropin, Frankfurt a. M.  
 Collins, Dr. George Stuart, 478 Jefferson Avenue, Brooklyn, N. Y.  
 †Conrad, Dr. Hermann, Prof. a. d. Hauptkad.-Anstalt Gross-Lichterfelde.  
 Craig, Dr. Hardin, London.
- 45 Curtis, Dr. F., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Frankfurt a. M.  
 †Deutschbein, Prof. Dr. Karl, Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau.  
 Deutschbein, Dr. Max, Professor a. d. Univ. Marburg.  
 Dick, Dr. E., 87 Thiersteinallee, Basel.  
 Dieter, Prof. Dr. Ferdin., Oberlehrer a. d. 4. städt. Realschule, Berlin NO.
- 50 Dittes, Prof. Dr. R., Wien IV/1, Wiedner Hauptstr. 39.  
 Dittrich, Dr. Ottmar, Prof. a. d. Univ. Leipzig.  
 Dorr, Prof. Karl, Studienrat a. Realgymn. zu Elberfeld, Dorotheenstr. 7.  
 †Effer, Prof. Dr. Hubert, Studienrat a. d. Ober-Realschule Düsseldorf.  
 Eggert, Prof. Dr. Bruno, Dir. d. Helmholtz-Oberrealschule, Frankfurt a. M.
- 55 Eichler, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Graz, Hasnerpl. 3.  
 Eidam, Christian, Prof. am Gymn., Nürnberg, Lauferthorgraben 9.  
 Eimer, Prof. Dr. Manfred, Strafsburg i/ E., Illwallstr. 1.  
 Ekwall, Dr. Eilert, Prof. a. d. Univ. Lund.  
 Einkenel, Dr. Eugen, Univ.-Prof., Überlingen am Bodensee, Goldbach 6.
- 60 Ellinger, Dr. Joh., Prof. a. d. Staatsoberrealschule, Wien 20/1.  
 Fairbrother, Mrs. J. P., Oxford.  
 Fehr, Dr. B., Prof. a. d. Univ. Zürich.  
 Feuillerat, Albert, Prof. a. d. Univ. Rennes.  
 Fiedler, Prof. H. G., Taylorian Institute, Oxford.
- 65 Findlay, Dr. J. J., Prof. der Pädag., Owens College, Manchester.  
 Fischer, Dr. Josef, Dir. des Realg. zu Dillingen.  
 Fischer, Dr. Rudolf, Prof. a. d. Univ. Innsbruck.  
 Fischer, Dr. Walther, Prof. a. d. Techn. Hochschule Dresden.  
 Flasdieck, Dr. H. M., Göttingen, W. Weberstr. 10 II.
- 70 †Flügel, Dr. Ewald, Professor of English Philology, Palo Alto, California.  
 †Flügel, Dr. Felix, Privatgelehrter, Leipzig-Gohlis.  
 Förster, Dr. Max, Geh. Hofrat, Professor a. d. Univ. Leipzig.  
 Frankenberger, Dr. Julius, Studienrat, Frankfurt a. M.  
 Frantzen, Dr. J. A., Prof. a. d. Univ. Utrecht.
- 75 Franz, Dr. W., Prof. a. d. Univ. Tübingen.  
 Fredlund, Knut, Göteborg.  
 Freund, Dr. Max, Lektor a. d. Univ. Marburg.  
 Fränkel, Dr. L., Reallehrer in München.  
 Friedrich, Prof. Dr. Richard, Rektor des Gymn. zu Dresden-N.
- 80 Fritzsche, Prof. Dr. A., Rektor des Realgymnasiums zu Borna.  
 Funke, Dr. A., Professor a. d. Univ. Prag.  
 Gabrielson, Dr. Arvid, Uppsala.



- Gallert, Dr. Fritz, Oberlehrer am Realgymnasium zu Stralsund.  
 † Gattinger, Dr. Edmund, Stift Melk. Nieder-Oest.
- 85 Geer, J., K. Reallehrer, Kempten, Westendstr. 134.  
 Geering, Agnes, Dr. phil., Oberlehrerin, Frankfurt a/M.  
 Gensel, Justizrat Dr. jur. W., Leipzig.  
 † Glauning, Prof. Dr., Schulrat in Nürnberg.  
 Glöde, Prof. Dr. Otto, Studienrat am Gymnasium, Doberan i. M.
- 90 Görnemann, Dr. Gertrud, Oberlehrerin, Lübeck.  
 Graef, Dr. Adolf, Oberlehrer a. D., Bildhauer, Berlin.  
 Graef, Prof. Dr. Fritz, Studienrat a. d. Ober-Realschule, Flensburg.  
 Groth, Prof. Dr. Ernst, Direktor d. 2. höh. Mädchenschule, Leipzig.  
 Gschwind, Frank, M. A., 6 Aeusserer Sonnenweg, St. Gallen.
- 95 Gündel, Prof. Edmund, Konrektor am Realgymnasium u. Dozent a. d. Bergakademie zu Freiberg.  
 † Haase, Dr. K. F., Realschuloberlehrer, Dresden-A.  
 van Hamel, Dr. A., Professor an der Univ. Bonn.  
 Hammond, Eleanor Prescott, 1357 East 57th St. Chicago, Illinois.  
 Hartmann, Prof. Dr. K. A. Martin, Oberstudienrat a. D., Leipzig.
- 100 Haupt, Prof. Dr. Hermann, Geh. Hofrat, Dir. d. Univ.-Bibl. zu Gießen.  
 † Hauschild, Prof. R., Oberlehrer a. D. in Frankfurt a/M.  
 Hausknecht, Prof. Dr. Emil, Lausanne.  
 Hecht, Dr. Hans, Prof. a. d. Univ. Basel.  
 Heim, Prof. Dr. Hans, Darmstadt, Grüner Weg 7.
- 105 Helmolt, Dr. Hans F., Redakteur, Frankfurt a. M.  
 Helmolt, Frida, Oberlehrerin am Lehrerinnenseminar Callnberg.  
 Henshaw, Dr. A. N., 142 East 40 St. New-York.  
 Herlet, Dr. B., Konrektor, Würzburg.  
 Herzfeld, Dr. Georg, Berlin.
- 110 Heuser, Prof. Dr. W., Studienrat, Pillau.  
 Hewitt, Reginald, Lecturer am University College, Nottingham.  
 Hirst, Dr. T. O., Liverpool.  
 Hirt, Dr. Hermann, Professor a. d. Universität Gießen.  
 Hochdoerfer, Dr. Richard, Springfield, Ohio, U. S. A.
- 115 † Hofer, Dr. O., Oberlehrer a. D., Bantzen.  
 Hofmann, Dr. Hans, Gymnasiallehrer, Wetzlar.  
 Holthausen, Dr. Ferd., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Kiel.  
 Hoops, Dr. J., Geh. Hofrat, Prof. a. d. Universität Heidelberg.  
 Hope-Moucrieff, Ascott R., 43, Union Grove, Clapham, London SW.
- 120 Horn, Dr. Wilhelm, Prof. a. d. Univ. Giessen.  
 Hübener, Dr. Gustav, Prof. a. d. Univ. Königsberg, Luisenhöhe 3.  
 Hudson, William H., Prof. of English Lit., Palo Alto, California.  
 Hulme, Prof. Wm. H., Western Reserve Univ., Cleveland, Ohio.  
 † Hupe, Dr. H., Oberlehrer am Katharineum zu Lübeck.
- 125 Huscher, Dr. Herbert, Priv.-Doz. a. d. Univ. Leipzig.  
 Imelmann, Dr. Rudolf, Professor a. d. Univ. Rostock.  
 Inhülsen, Dr. Karl, 60 Leconfield Rd., Highbury New Park, London, N.  
 Jespersen, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Kopenhagen.  
 † Jellinek, Dr. Arthur L., Wien.

- 130 Jiriczek, Dr. Otto, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. Würzburg.  
 Jordan, Dr. Richard, Prof. a. d. Universität Jena.  
 Jost, Dr. Karl, Privatdoz. a. d. Univ. Basel.  
 †Kaluza, Dr. Max, Prof. a. d. Univ. Königsberg, Steinmetzstr. 24.  
 Kappus, Prof. Dr. Karl, Studienrat, Berlin W. 30, Eisenacherstr. 40.
- 135 Karpf, Prof. Dr. Fritz, Bruck a. Mur, Schillerstr. 18.  
 Keller, Dr. Wolfgang, Professor a. d. Univ. Münster.  
 Kellner, Dr. Leon, Prof. a. d. Univ. Wien.  
 Kemlein, Prof. Georg, Studienrat, Flensburg.  
 Kläeber, Dr. Fr., Professor of English Philology, University of Minnesota, Minneapolis.
- 140 †Klapperich, Prof. Dr. J., Oberl. a. d. O.-Realsch. Elberfeld.  
 Klein, A., Darmstadt, Frankfurter Strasse 87.  
 Klinghardt, Prof. Dr. H., Oberlehrer am Realgymn. zu Rendsburg.  
 Klotz, Dr. Alfred, Prof. a. d. Univ., Prag.  
 Koch, Prof. Dr. John, Oberlehrer a. D., Gross-Lichterfelde I, Bismarckstr. 20.
- 145 †Koeppel, Dr. E., Prof. a. d. Universität Strassburg.  
 Kraeger, Dr. Heinrich, Privatdoz. a. d. Univ. Berlin.  
 Kratz, F., Reallehrer, Erlangen.  
 Krause, Gustav, 23, Fitzroy Square, London W.  
 Kreuser, Dr. Ernst, Oberpräzeptor, Heidenheim a. Brenz.
- 150 Kroder, Dr. Armin, Gymnasialprof., Nenstadt a. H.  
 Kron, Dr. Richard, Kaiserl. Marine-Oberlehrer a. D., Wiesbaden.  
 Krüger, Prof. Dr. Gustav, Oberlehrer am Kaiser Wilhelms-Realg. u. Dozent a. d. Techn. Hochschule, Berlin W., Bandlerstr. 17.  
 Kruisinga, Dr. E., Amersfoort (Holland).  
 Küchler, Dr. Walter, Prof. a. d. Univ. Würzburg.
- 155 Lange, Dr. Hugo, Dir. des Oberlyzeums zu Weissensee.  
 Lange, Prof. Dr. Paul, Oberstudienrat, Leipzig.  
 †Langhans, Prof. Dr. Victor, Hofrat, Katzenberg, Ob.-Östr.  
 Lehmann, Dr. Wilh., Oberlehrer, Wickersdorf b. Saalfeld.  
 Leicht, Dr. Wilh., Studienrat a. d. Liebig-Oberrealsch., Frankfurt a/M.
- 160 Leitsmann, Prof. Dr. E., Studienrat a. d. Thomasschule, Leipzig.  
 Lewis, Dr. E. H., Tutor in English, University of Chicago, Ill.  
 Liebermann, Prof. Dr. F., Bandlerstr. 10, Berlin W.  
 Liljegren, Dr. S. B., Lund.  
 Lindelöf, Dr. U., Prof. a. d. Univ. Helsingfors.
- 165 Lindkvist, Dr. Harald, Linköping, Schweden.  
 †Lindner, Dr. Felix, Prof. a. d. Univ. Rostock.  
 Löwisch, Dr. M., Direktor der Oberrealschule zu Weissenfels.  
 Long, Percy W., Harvard University, Cambridge, Mass.  
 Lüdeke, Dr. H., Lektor a. d. Univ. Basel.
- 170 Lüder, Studienrat Prof. Dr. Albrecht, Leiter der Studienanstalt zu Dresden-N.  
 Luick, Dr. K., Prof. a. d. Universität, Wien XIX, Gatterburggasse 6.  
 Mahir, Dr. Otto, Studienrat, Hof i/B., Ludwigstr. 27.  
 Mann, Prof. Dr. Max Friedrich, Frankfurt a/M., Humbrechtstr. 11.

- Mařik, Dr. Josef, Professor, Wiener Neustadt, Engelbrechtg. 14/1.
- 175 van der Meer, Dr. J., Prof. a. d. Univ. Frankfurt a/M.  
 Meier, Prof. Dr. Konrad, Rektor des König Georg-Gymnasiums, Dresden.  
 Mellin, Professor Josef, Dir. d. Lyz. Münsterberg (Schles.).  
 †Meyer, Dr. Kuno, Prof. a. d. Univ. Berlin.  
 Middendorff, Prof. Dr. Heinrich, Würzburg.
- 180 Minckwitz, Dr. M. J., München, Giselastr. 29.  
 Mogk, Dr. Eduard, Professor a. d. Universität Leipzig.  
 Montgomery, Marshall, M. A., Dublin.  
 Morich, Rudolf J., Sunny Mount, Alassio, Riviera di Levante, Italia.  
 Morsbach, Dr. L., Geh. Reg.-Rat, Professor a. d. Universität Göttingen.
- 185 Mühe, Dr. Theod., Direktor, Hamburg 37, Werderstr. 30 II.  
 Mutschmann, Dr. Heinrich, Prof. a. d. Univ. Dorpat.  
 Neumann, Dr. Wilh., Prof., Wien IV, Radeckg. 3.  
 Neunzig, Prof. Dr. Rudolf, Studienrat, Berlin SW.  
 Newcomer, A. G., Assistant Professor of English, Palo Alto, California.
- 190 Nohl, Dr. L., Vorstand der höheren Bürgerschule, Ettlingen.  
 Noll, Prof. Dr. Gustav, Studienrat, Frankfurt a/Main.  
 Pabst, Prof. Dr. Felix, Studienrat a. Gymn. zu Bremen, Feldstrasse 56a.  
 Paterna, Dr. Wilhelm, Hamburg.  
 Peter, Sidonie, Leipzig, Mühlgasse 8.
- 195 Petithomme, Azeline, Rennes (Ile-et-Vilaine), 16, rue Châteaudun.  
 Petri, Dr. Albert, Direktor der Realschule zu Schmölln, S.-A.  
 Petry, Prof. Dr. Lorenz, Studienrat, Frankfurt a/M.  
 Pfeilsticker, Julie, Stuttgart, Neckarstr. 36.  
 Pogatscher, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Graz.
- 200 Pokorny, Dr. Julius, Prof. a. d. Univ. Berlin, Halensee, Paulsbörnerstr. 90.  
 Preusler, Dr. W., Studienrat, Hirschberg, Schlesien.  
 Price, Dr. H. T., Lektor a. d. Univ. Kiel.  
 †Proescholdt, Dr. Ludwig, Friedrichsdorf i. Taunus.  
 Prosiegel, Prof. Dr. Theodor, Aschaffenburg.
- 205 Pughe, Dr. F. H., Halle a. d. S.  
 Rambeau, Prof. Dr. A., Berlin-Wilmersdorf.  
 Regel, Prof. Dr. Ernst, Studienr. a. d. O.-R., Halle/Saale, Wörlitzer Str. 107.  
 Reichel, Prof. Dr. Kurt, Breslau II, Bahnhofstr. 9.  
 Rein, Dr. W., Prof. a. d. Universität Jena.
- 210 Reitterer, Dr. Th., Professor, Wien VIII/2, Floriang. 2.  
 Renning, Dr. Karl, Oberlehrer, Wiesbaden.  
 Riegel, Prof. Dr. Julius, Rektor u. k. Inspektor d. höh. Mädchenschule  
 Labenwolfstrasse zu Nürnberg, Ob. Pirkheimerstr. 43, I.  
 Ritter, Dr. Otto, Professor a. d. Univ. Halle a/S., Lessingstr. 37.  
 Rozsa, Dr. Desider, Prof., Budapest.
- 215 Röttgers, Prof. Benno, Direktor der Viktoriaschule, Berlin W.  
 Rooth, Erik G. T., Mag. phil., Uppsala.  
 Ruge, Prof. Dr. Walter, Rektor des Gymn. zu Bautzen.  
 †Sahr, Dr. Julius, Professor i. R., Gorisch i/S.  
 Sampson, Martin Wright, Assistant Professor of English, University of  
 Indiana, Bloomington, Ind.

- 220 Sander, Dr. Arnold, Direktor d. Oberlyzeums, Frankfurt a M.  
 †Sarrazin, Dr. G., Prof. a. d. Univ. Breslau.  
 †Sauer, Dr. Bruno, Professor a. d. Universität Kiel.  
 Schick, Dr. J., Prof. a. d. Univ. München, Türkenstr. 93.  
 †Schipper, Dr. J., Hofrat, Prof. a. d. Universität, Wien.
- 225 Schirmer, Dr. Gustav, Zürich, 82, Kreuzstr.  
 Schmedes, Prof. Dr. J., Studienrat am Goethe-G., Frankfurt a/M.  
 Schmitz, Dr. phil. Th., Frankfurt a/M., Kaulbachstr. 18 II.  
 Schnabel, Dr. Bruno, Reallehrer, Kaiserslautern.  
 Schöffler, Dr. H., Privatdozent a. d. Univ. Leipzig.
- 230 †Schott, Dr. W., Kgl. Gymnasialprofessor, Bamberg.  
 Schröder, Dr. Franz Rolf, Privatdoz. a. d. Univ. Heidelberg.  
 Schröer, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Köln, Rosenstr. 56.  
 Schultz, Dr. Oskar, Prof. a. d. Univ. Jena.  
 Schwarz, Prof. Dr. Ferd. H., Villa Sonneck, Solothurn.
- 235 Seydel, Prof. Dr. Wolfgang, Studienrat a. d. Thomasschule, Leipzig.  
 †Sieper, Dr. E., Prof. a. d. Universität München.  
 Singer, Dr. S., Prof. a. d. Univ. Bern, Spitalgasse 57.  
 †Skeat, Walter W., 2 Salisbury Villas, Cambridge.  
 Smith, Dr. Arved, Lektor, Gävle, Schweden.
- 240 †Smith, Miss Lucy Toulmin, Oxford.  
 Sokoll, Dr. Ed., Prof., Dir. d. Staatsrealschule im XV. Bezirk, Wien.  
 Stahl, Dr. Ernst Leopold, Heidelberg.  
 Steidler, Dr. B., Berlin.  
 Steinmeyer, Dr. Kurt, Studienrat, Frankfurt a/M.
- 245 Stephan, Adalbert, Prag I, Marienpl. 25, II.  
 †Stiehler, Prof. Dr. E., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium, Dübeln.  
 Strauss, Dr. Otto, Währingerstr. 97, Wien XVIII.  
 †Stryiencki, Casimir, Professeur agrégé au Lycée Montaigne, Paris.  
 Sudhoff, Dr. Karl, Geh. Med.-Rat, Prof. a. d. Univ. Leipzig.
- 250 Tappert, Prof. Dr. Wilh., Studienrat a. d. Höh.Töchterchule, Hannover.  
 Teichmann, Prof. Dr. Eduard, Studienrat a. d. Oberrealschule, Aachen.  
 Theisen, Prof. Paul, Studienrat a. d. Realschule, Kassel.  
 †Thiergen, Prof. Dr. O., Hofrat, Studiendirektor am Kgl. Kadettencorps,  
 Dresden-N.  
 Titchener, Dr. E. B., Cornell University, Ithaca, N.-Y.
- 255 †Trautmann, Dr. Moritz, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Bonn.  
 Ungemach, Dr. Karl, Gymnasiallehrer, Schweinfurt.  
 Vetter, Dr. Theodor, Prof. a. d. Univ. u. am Polytechn. zu Zürich.  
 †Viëtor, Dr. Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Universität Marburg.  
 †Wagner, Dr. Albrecht, Prof. a. d. Univ. Halle.
- 260 Wagner, J. H., Lehrerin und geprüfte Schulpvosteherin, Frankfurt a/M.  
 Wagner, Philipp, Prof. in Stuttgart, 9 II Danneckerstrasse.  
 Walde, Dr. A., Prof. a. d. Univ. Innsbruck.  
 Wallenberg, Dr.  
 von der Warth, Dr. J., Studienrat, Crefeld.
- 265 Wasserzieher, Dr. Ernst, Dir. a. D., Bonn, Römerpl. 2a.  
 Weber, Prof. Dr. Robert, Studienrat am König Albert-Gymnas. zu Leipzig.

Weisser, Dr. W., Prof. am Realgymnasium, Ulm.

Wendt, Dr. G., Prof. am Realgymnasium zu Hamburg, Wrangelstr. 9.

v. Westenholz, Dr. F. R. Freiherr, Prof. a. d. Techn. Hochschule zu Stuttgart.

270 Western, Dr. Aug., Rektor, Fredrikstad (Norw.).

† Wetz, Dr. W., Prof. a. d. Universität Freiburg i/B.

Wiechmann, Prof. Dr. Ernst, Studienrat am Realgymn., Ludwigslust.

Wild, Dr. Friedrich, Wien IX, 4, Währinger Gürtel 156.

† Wilke, Prof. Dr. Edmund, Oberlehrer am Realgymnas. zu Leipzig.

275 Winter, Dr. Georg, Archivrat, Magdeburg.

Wippermann, Ferd., Studienrat in Duisburg-Meiderich.

Wolbe, Dr. Eugen, Studienrat, Berlin NW., Claudiusstr. 10.

† Wülfig, Dr. J. Ernst, Privatgelehrter, Bonn.

† Wülker, Dr. Richard, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Universität Leipzig.

280 Wurth, Dr. Leopold, Prof. a. d. Staats-Realschule zu Wien V.

Würzner, Dr. Alois, Dir., Wien X, Jagdgasse 45.

Zachrisson, Dr. E. B., Stockholm.

Zeiger, Prof. Dr. Theod., Dir. d. Liebig-Oberrealsch., Frankfurt a/M.

Die Mitarbeiter, die im I. und II. Bande dieser Zeitschrift unter den Chiffren:

**F. C. H.** (I, 174), **S. H.** (I, 119), **M.** (I, 214), **W. M.**, St. Gallen (II, 114)

**R.** (I, 117), **E. R—t.** (I, 195), **K. R.** (I, 121)

Beiträge veröffentlicht haben, konnten leider von mir nicht ermittelt werden.  
Mann.



# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXIII. Bd.

Januar 1922.

Nr. I.

---

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Leon Kellner, Die Englische Literatur der Neuesten Zeit von Dickens bis Shaw.** Zweite, wesentlich veränderte Auflage der „Englischen Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria“. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1921. — 402 S.

Die Besprechung dieses Buches bereitet mir große Verlegenheiten. Ich verdanke Kellners „viktorianischer Literatur“ unendlich viel Anregungen. Seit ihrem Erscheinen liegt sie innerhalb Armes Länge auf meinem Arbeitstisch. Immer wieder habe ich sie bei meinen eigenen Studien benützt, zum Nachschlagen, zum Vergleichen, zum Messen und Abwägen der Meinungen, so eifrig, so häufig, daß mein Exemplar nachgerade aussieht wie Blitherstones Wörterbuch in Dombey & Son. Ich hatte Hochachtung vor Kellners erstaunlicher Belesenheit, seiner glänzenden Beschlagenheit in literarischen Fragen und seinem ganz hervorragenden Darstellungsvermögen. Viele Kapitel sind mir lieb geworden. Jetzt aber muß ich unfreundlich werden, und es fällt mir schwer. Die zweite Auflage ist erschienen. Wiederum habe ich Blicke in das Buch getan und viele Seiten mit erneutem Vergnügen gelesen. Wiederum urteile ich: eine schöne Leistung! Aber! Ich muß leider hinzufügen: für das Jahr 1909! Das Buch bringt Streichungen. Das Mill- und Spencerkapitel sind beispielsweise gefallen. Recht so! Sie waren zu lang! Aber eine glatte Streichung ist ein bloßes Dr. Eisenbart-Mittel. Gewisse

Inhaltsangaben sind verschwunden. Sie waren zur Not entbehrlich. Aber alles andere ist geblieben, wie es war. Und was hinzugekommen ist, beschränkt sich auf Zeilen. Wie wenn seit 1909 die Anglistik stehen geblieben wäre! Man mißverstehe mich nicht! Ich schätze voll und ganz die Schwierigkeiten, die sich vor Kellner bei der Angleichung seines Werkes an die wissenschaftlichen Forderungen unserer Zeit unter den jetzigen Verhältnissen aufgetürmt haben. Drei Lösungen standen zur Wahl. Zunächst ein anastatischer Neudruck, der das Buch im alten Umfang erschwinglich gemacht hätte — das Einfachste und Tunlichste. Zum andern: eine gründliche Umarbeitung des alten Stoffes unter voller Berücksichtigung der Neuentwickelungen der Literatur. Für Kellner vorläufig ein Ding der Unmöglichkeit. Zum Dritten: eine Beschränkung des Stoffes auf die eigentlichen viktorianischen Jahre, also auf rund 1830—1900. Dies hätte den Verfasser von der Behandlung der Literatur des 20. Jahrhunderts, die ihm schwer zugänglich war, befreit und ihm eine Vertiefung der Hauptkapitel — auch in Wien — ermöglicht. Statt dessen erweitert Kellner sein Forschungsobjekt durch die eigenartige Titeländerung „Die englische Literatur der neuesten Zeit von Dickens bis Shaw“ und erweckt Hoffnungen, die er gar nicht erfüllen kann.

Ein großer Romankünstler wie Joseph Conrad wird mit 12 Zeilen abgetan, die vollständig daneben greifen, da sie Conrad als „an Geist und Können dem Schöpfer der Dschungelgeschichten am nächsten“ bezeichnen!!! Samuel Butler wird auf einer halben Seite in das nichtssagende Cliché Individualismus gedrückt. „Seine Weltanschauung ist die des Züchters.“ Eben nicht! Butler war ja Evolutionist des inhärenten Willens. Weglassen wäre hier das kleinere Übel gewesen; denn die jetzige Butlerbegeisterung, die aus jeder neuen Literaturgeschichte spricht, ist nach der alten Butlerknebelung eine Modeströmung, der die richtige Einschätzung noch zu folgen hat. Die keltische Renaissance schiebt Kellner auf folgende Trägerschultern: Yeats, Macleod, Rhys, Kernahan, Francis Thompson, Lionel Johnson, Laurence Housman, H. Trench und — Robert Hichens (!). Hier stimmen drei bis vier Namen. Alle andern gehören weg. Dafür aber fehlen Namen wie Synge, A. E., Padric Colum, O'Sullivan, um



nur die wichtigsten zu nennen. Die beiden unentbehrlichen Bücher von Ernest A. Boyd, die Kellners Bibliographie, die in diesem Kapitel kein einziges Buch seit 1907 nachgetragen hat — das Wichtigste ist alles in den letzten zwölf Jahren erschienen! — nicht erwähnt, wären doch sicher aufzutreiben gewesen. Ich persönlich hätte meine Exemplare dem Verfasser gerne zur Verfügung gestellt. Aber selbst ohne Boyd hätte Kellner zur Einsicht kommen müssen, daß das keltische Kapitel nicht so stehen bleiben durfte. Die „Englischen Studien“ haben 1916 in Bd. 49 einen Aufsatz von J. M. Clark über die irische Schule gebracht, und im selben Jahre ist eine Marburger Dissertation über Synge erschienen. Wir wollen das Wellsabschnittchen mit dem Mantel der Liebe bedecken und über das gänzliche Fehlen des Namens Galsworthy — bitte! Englische Literatur der neuesten Zeit! — rasch hinweggehen. Peinlich berührt es aber, wenn man sieht, daß bei den eigentlichen Viktorianern auch nicht der leiseste Versuch gemacht wurde, das allerwichtigste nachzuholen. Da lesen wir bei Swinburne einen Satz wie den folgenden (272): „Sein Freund Watts-Dunton ist der einzige, der über seine Jugenderlebnisse, sein Temperament, sein Verhalten dem Alltag gegenüber Auskunft geben könnte; aber Watts, der zärtlich ist wie eine Mutter, schweigt wie ein Mann.“ Dabei stellt Kellner selbst auf S. 267 fest, daß Watts-Dunton 1914 gestorben ist!<sup>1)</sup> Und weiß denn Kellner wirklich nicht, daß Edmund Gosse 1917 eine große Swinburnebiographie veröffentlicht hat, die uns mehr verrät, als Watts zu sagen gewußt hätte.<sup>2)</sup> Ich habe s. Z. in Herrigs Archiv ausführlich und in den Neueren Sprachen noch einmal über dieses Buch und weitere Swinburneliteratur geschrieben. Hier wird uns das wirklich Feststehende gegeben, so beispielsweise die bekannte Schwimmerperiode bei Etretat, die Kellner (272) — wie

<sup>1)</sup> Hier war Kellner glücklicher als an andern Stellen, wo er längst Verstorbene immer noch leben läßt: 105 Andrew Lang † 1912; 107 William Schwenck Gilbert † 1911; 214 Alfred Austin, den alten poeta laureatus, † 1913. Daß heute Robert Bridges dieses Amt inne hat, dürfte doch allgemein bekannt sein.

<sup>2)</sup> Soeben kündigt Mrs. Watts-Dunton ein Buch an *The Home Life of Swinburne*, daß bei Philpot erscheinen soll. Es wird die Putneyperiode behandeln. Genau das, was wir nicht brauchen.

ich vermute — nach Strodtmanns Dichterprofilen wiedergibt, mit dessen Verzierungen, die unhistorisch sind.

So könnte man seitenlang weiterfahren. Das Schlimmste aber ist die Bibliographie, die uns in der ersten Auflage so wertvoll war. Wenn ich hier lakonisch die nötigen Ergänzungen machen wollte, so müßte ich den Herausgeber des Beiblattes um Überlassung einer ganzen Monatsnummer bitten. Ich verzichte darauf, weil es kleinlich wäre, öffentlich zu zeigen, daß mir mehr Quellen zugänglich sind als Kellner. Die Bibliographie steht aber nicht einmal auf der Höhe des Jahres 1914. Soviel durfte man doch erwarten. Und wo gelegentlich etwas nachgeholt worden ist, bekümmert sich der Text über dem Strich um die Forschungsergebnisse des neu-eingetragenen Buches keineswegs. Dibeliuss' Dickensbuch wird erwähnt, ohne daß das Geringste daraus verwertet würde. Kellner spricht doch selber von der literarischen Volkskunst und da hätte er ganz leicht das wertvollste Resultat der Dibeliusschen Untersuchungen hineinverarbeiten können. Unbegreiflich ist es mir, daß Kellner die zahllosen bibliographischen Hinweise, die ich in meiner „Erforschung des modernen Englands“ und in weifs wie vielen Besprechungen auf Grund eigener Anschauung gegeben habe, sich kein einziges Mal zu Nutze gemacht hat. Wie viele bedenkliche Lücken hätte er da ausfüllen können! Ich verstehe auch nicht, was für einen Dienst er dem Leser erwiesen haben soll, indem er mein Buch über Oscar Wildes Gedichte, das er doch selber besitzt, in seinem Wildekapitel verschweigt. Fast gewinnt man den Eindruck, Kellner habe, weil vielleicht jetzt andere Probleme ihm fesseln, der Anglistik Valet gesagt. Hoffentlich nicht!

Kellners Unterlassungssünden sind um so peinlicher wegen des Eindrucks, den sein Buch auf die auswärtige Kritik machen muß, die sich sagen wird: mit der deutschen Anglistik ist es fertig, nicht weil sie unfähig ist, sondern weil ihre Instrumente verrostet und das Objekt ihr immer weiter entrückt wird.<sup>1)</sup> So aber liegt der Fall nicht.

<sup>1)</sup> Dieses Urteil schimmert schon hindurch durch die Worte des Referenten des Times Literary Supplement vom 27. Okt. 1921, der sehr milde ist, weil er das Buch nicht genau angesehen hat. Aber selbst er sagt: "If he — d. h. the German student — takes the book, however, as a guide

Ich habe vielleicht harte Worte gesprochen. Ich durfte sie nicht unterdrücken. Möge der verehrte Verfasser sie als das nehmen, was sie sind. Weil wir ihn schätzen, erwarten wir viel von ihm.

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

**Emma Danielowski, Dr. phil., Die Journale der frühen Quäker.**

Zweiter Beitrag zur Geschichte des modernen Romans in England. Gedruckt mit Unterstützung eines Mitgliedes der Religiösen Gesellschaft der Freunde. Berlin, Mayer und Müller, 1921. 8<sup>o</sup>. X + 138 S. Geh. 15 M.

Mit guter Sachkenntnis behandelt die Verfasserin ein Gebiet, das in der Geschichte des englischen Romans gewöhnlich nur flüchtig erwähnt wird, die Journale der frühen Quäker. Diese bilden gleichsam eine Art Etappe auf dem Weg zum modernen englischen Roman, als dessen erster ausgebildeter Typus Richardsons „*Urpamela*“ (= *Pamela*, Buch I und II, 1740) erscheint.

Die vollständigste Sammlung von Quäkerbüchern und -handschriften befindet sich in England. Es ist die „Friends' Reference Library“, Devonshire House, 136 Bishopsgate, London E. C. 2 (Bibliothekar Mr. Norman Penney, der verdiente Herausgeber von G. Fox' Tagebuch, Cambridge University Press, 2 Bde., 1911). An bibliographischen Hilfsmitteln zur Erforschung der Quäkerliteratur kommt besonders in Betracht: Jos. Smith, *A Catalogue of Friends' Books*, London 1867. An Sammelwerken sind erwähnenswert eine amerikanische Veröffentlichung: *The Friends' Library* (ed. by W. and T. Evans), 14 vols., Philadelphía 1837—1850, und eine englische: *The Friends' Library* (ed. by W. Allen), 16 vols., Lindfield 1832—36. Auf deutschen Bibliotheken konnte Verfasserin im ganzen zwölf Journale ausfindig machen, doch erhielt sie über andere aus England und Amerika zuverlässige Nachricht.

Eine Übersicht über die gesamte Quäkerjournalistik gliedert sich zweckmäÙig (z. T. nach E. Grubbs Vorgang, *Cam-*

---

to what is essentially valuable in the English literature of the period discussed, he will find himself led astray more than once, particularly in the later years.”

*bridge History of Literature*, Bd. 8) in drei Perioden: die Frühjournalistik (1640—1729), die die Zeit ausfüllt, da die Quäker in schweren Kämpfen und Verfolgungen ihre religiöse und politische Gleichberechtigung erringen mußten, die Spätjournalistik (1740—1815), die besonders auf amerikanischem Boden, in der Zeit der Trennung der Kolonien vom Mutterland und dem darauffolgenden Unabhängigkeitskriege, blühte, endlich die modernen Journale, die das 19. Jahrh. ausfüllen. Die vom Verf. untersuchte Zeit der Frühjournalistik zerfällt wieder in drei Gruppen: 1. 1640—1690, Journale des George Fox und derer um ihn; 2. 1691—1718, Journale des William Penn und derer um ihn; 3. 1719—1729, Journale der Nachzügler. Außer den drei großen Journalen von Fox (1624—91), Penn (1614—1718) und des Miltonfreundes Th. Ellwood (1639—1713), die eingehend analysiert werden, gibt Verf. auch willkommene Textproben der Aufzeichnungen von A. Jaffray (1614—73), Stephen Crisp (1628—92), R. Davies (1635—1708), John Banks (1637—1710), John Gratton (1643—1712), W. Edmunson (1627—1712), Chr. Story (1648—1720), Th. Wilson (1656—1725) und Dan. Roberts (1659—1727).

Bald entwickelt sich ein stehender Typus dieses autobiographischen Journals, das sich fast überall aus Bekehrungs- und Leidensgeschichte sowie der Missionstätigkeit des Schreibers zusammensetzt. Der literarische Wert all dieser Erzeugnisse, der naturgemäß sehr unterschiedlich ist, beruht vor allem auf der schlichten Volkstümlichkeit des Stiles und einer oft recht naturalistischen Darstellungsweise. Die fromme Gesinnung der Schreiber drückt sich in zahlreichen erbaulichen, an Predigtstil und Bibel sich anlehrenden Betrachtungen aus, die den Glaubens- und Gesinnungsgenossen eine labende Lektüre sein mochten. Im Sinne der Quäker waren diese Journale Traktat, Apologie und Streitschrift alles in einem; die lehrhafte Tendenz sollte durch die "*fine history*" möglichst schmackhaft gemacht werden; das wenigstens ist die ausgesprochene Absicht Foxens bei Abfassung seiner Lebenserinnerungen gewesen.

Da es sich also hier um Bekenntnisse, Bekehrungen und innere Erleuchtungen handelt, ist es klar, daß diese Journale mit den Konfessionen Augustins eine Art innerer Familienverwandtschaft verbindet, wie Verf. S. 100 f. richtig hervor-

hebt. Und Thomas Ellwood gesteht auch, dafs „Augustin und die Kirchenväter“ lange Zeit seine Lieblingslektüre gewesen. Aber es hätte vielleicht einen Hinweis verdient, dafs die weniger belesenen „Freunde“ nicht bis auf jene alten Zeiten zurückzugehen brauchten. In ihren eigenen Tagen war ja die erschütterndste religiöse Bekenntnisschrift entstanden, die die englische Literatur wohl überhaupt hervorgebracht, aus der Feder eines erbitterten Quäkergegners, der, aller Mystik abhold, doch die bewufsteste, lebendigste Gottesgemeinschaft in sich trug, — John Bunyans ergreifendes Seelengemälde *“Grace Abounding to the Chief of Sinners, or, a Brief and Faithful Relation of the exceeding Mercy of God in Christ, to his poor Servant J. B.”* (1. Aufl. 1666; mit Anhang über Bunyans Verfolgungen, Gerichtsverhandlung und Gefängnishaft). So sind also die Quäkerjournale nicht eine isolierte, dieser Religionsgemeinschaft eigentümliche Erscheinung, sondern sie stellen sich den zahlreichen protestantischen Bekenntnisschriften an die Seite, deren vollendetes Beispiel Bunyans Werk ist.

Was nun die Beziehungen der Quäkerjournale zum modernen englischen Roman, insbesondere zur „*Urpamela*“ anlangt, so lehnt Verf. mit richtigem Blick für Richardsons Ursprünglichkeit es ausdrücklich ab (S. 95), in jenen irgend eine „Quellenbeziehung“ (Vorstufe der Pamelageschichte oder stoffliche Vorlage) zu finden, und beschränkt sich darauf, eine allgemeine äufsere Verwandtschaft in „Gliederung, Form und Stil“ festzustellen, die in dieser vorsichtigen Formulierung ohne Bedenken zugegeben werden darf. Ein weiterer gemeinsamer Zug ist ferner das grübelnde Auseinandersetzen von seelischen Vorgängen, die von der *Pamela* direkt zum psychologischen Roman führen. Auch dieser Zug — ein Umstand, der vielleicht noch nicht deutlich genug hervorgehoben wurde und den auch Verf. übergeht — hat in der englischen Literatur des späteren 17. Jahrh. nirgends klassischeren und entschiedeneren Ausdruck gefunden als gerade in Bunyans erwähntem Meisterwerke. Was aber einen anderen Zug betrifft, den Verf. verschiedentlich an den Quäkerjournalen herhorhebt, ihr naiver Naturalismus, so findet sich auch dieser in dem durch die Predigt geschulten Bunyan, nämlich in jenem gruseligem „Dialog“ (der doch nur einfacher Bericht ist) vom *Life and Death of Mr. Badman* (1680), wo überdies, ähnlich wie bei

den Quäkerjournalen, die mit handfester Tendenz erzählten Geschehnisse reichen Anlaß zu ausgiebigen moralischen Reflexionen und Belehrungen geben. Und so führt *Mr. Badman* direkt zum anderen Hauptzweig des englischen Romans des 18. Jahrh., zum realistischen Roman. Es ergibt sich also, daß gerade um jene Zeit, da die typischen Quäkerjournale entstanden, ein Nicht-Literat, ein Volkschriftsteller im wahrsten Sinne des Wortes, gleichfalls schon alle jene Elemente in seinen Schriften verwandt hat, deren sich dann Richardson und seine Nachfahren mit mehr oder minder bewußter Absicht und mit größerer oder geringerer Meisterschaft bedienen werden.

In der schwierigen Frage der Beeinflussung Richardsons durch Marivaux' *La Vie de Marianne* (I: 1731, engl. Übersetzung 1736) beharrt Verf. uneingeschränkt auf dem Standpunkt, den sie in ihrem ersten Beitrag zur Geschichte des englischen Romans (*Richardsons erster Roman — Entstehungsgeschichte*, Diss. Tübingen 1917) eingenommen hatte. Die auch von ihr nachgewiesenen Übereinstimmungen zwischen *Pamela* und *Marianne* will sie im wesentlichen durch die Existenz einer gemeinsamen englischen Quelle (John Hughes im englischen *Spectator*, Nr. 375) erklären. In einer Anzeige ihrer Dissertation in den „Neueren Sprachen“ Bd. 26, 1918, S. 81 f., wies ich auf einen Aufsatz von Carola Schroers hin [„Englische Studien“ Bd. 49 (1915—16): „Ist Richardsons *Pamela* von Marivaux's *Vie de Marianne* beeinflusst?“], der mit beachtenswerten Gründen für eine solche Beeinflussung eintritt. Auch heute noch möchte ich, trotz der dankenswerten, von Verf. aufgedeckten „Quellenlinien“ einer größeren unmittelbaren Abhängigkeit das Wort reden, als Verf. zuzugeben gewillt ist.<sup>1)</sup>

Würzburg.

Walther Fischer.

<sup>1)</sup> Einige Druckfehler, besonders in den englischen Zitaten, wird der Leser leicht berichtigen. Ein eigenartiges Versehen ist S. 102, Z. 3 von unten, unterlaufen: Milton lebte 1653 nicht „in Frankreich“, sondern in „Petty France in Westminster, . . . opening into St. James's Park“ (vgl. Masson, *Milton* IV, S. 418; Stern, *Milton und seine Zeit*, III, 181).

**Early English Lyrics** — *Amorous, Divine, Moral, and Trivial.*Chosen by **E. K. Chambers** and **E. Sidgwick**. X + 384 S. 8°.

London, Sidgwick and Jackson, Ltd., 1921. 7/6 sh. geb.

Das vorliegende, geschmackvoll und gediegen ausgestattete Büchlein ist ein unveränderter Neudruck der 1907 erschienenen ersten Auflage. Die Pflicht des Berichterstatters beschränkt sich somit darauf, auf die Tatsache der Neuerscheinung hinzuweisen und freudig zu bekunden, daß diese reizenden Proben mittelenglischer und frühneuenglischer Lyrik (bis zum Auftreten Wyatts und Surreys), die die beiden sachkundigen Sammler hier vorlegen, stets aufs neue durch ihre Frische und Lieblichkeit, durch ihren schwermütigen Ernst und religiösen Eifer, oder auch durch ihre frohe Ausgelassenheit auf uns wirken, mag es sich nun um namenlose oder um bekannte Verfasser (Chaucer, Skelton, Kyldare, J. Awdlay u. a.) handeln. Der von E. K. Chambers, dem bekannten Verfasser von *The Medieval Stage* (Oxford 1903) beigezeichnete Aufsatz über *Some Aspects of Medieval Lyrics* (S. 257–296) ist eine gründliche, anziehend geschriebene Einführung in das Problem der mittelenglischen Lyrik, die auch der gleichzeitigen altfranzösischen und provençalischen Lyrik gebührende Beachtung schenkt. Eine längere bibliographische Liste gibt eine gute Übersicht über die wichtigsten der Auswahl zugrunde liegenden englischen Liederhandschriften und sonstige einschlägigen Veröffentlichungen, wobei auch die deutsche Forschung mit einer stattlichen Anzahl von Namen vertreten ist. Schwierigere Vokabeln werden in Fußnoten erklärt, während die nötigen sachlichen Erläuterungen, Auskunft über Textgestaltung, Quellen und Lesarten, oder Hinweise auf parallele Fassungen in den ausführlichen Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten gegeben werden.

In früheren Zeiten hätte das schmucke Büchlein jedem Anglisten zur Anschaffung empfohlen werden müssen; nach dem heutigen (Okt. Nov. 1921) Geldwert würde sich sein Preis in deutschen Landen auf 7/6 sh.  $\times$  35 = 262,50 M. stellen!

Würzburg.

Walther Fischer.

*Misalliance* by Bernard Shaw. Leipzig 1921. Bernhard Tauchnitz. 269 S.

*Fanny's First Play* by Bernard Shaw, ebda. 1921. 253 S. *Great Catherine*. *Annajanska*. *Overruled*.

A. u. d. T.: *Tauchnitz Edition* Vol. 4552. 4555.

Das letzte Mal hatten wir an dieser Stelle (*Beiblatt* 30, 229) Vol. 4531 der *Tauchnitz Edition* anzuzeigen: *Three Plays for Puritans*. In rascher Aufeinanderfolge läßt es sich der rührige Verlag angelegen sein, dem deutschen Leserkreise weitere Stücke Shaws darzubieten, allerdings — wohl aus technischen Gründen — in anderer Reihenfolge, als der Dichter es tut. In gewissem Sinne ist das zu bedauern, denn Shaw, der mehrere Stücke in einem Bande vereinigt, verfolgt doch eine bestimmte Absicht: die Vorrede, wie immer so auch hier für mich eigentlich die Hauptsache, bezieht sich auf die im betreffenden Bande abgedruckten Dramen, wenn auch das tertium comparationis nicht immer leicht zu finden ist. So ist es bei den *Three Plays for Puritans*, *Plays Unpleasant* und auch bei dem uns vorliegenden Bande *Misalliance*; zu diesem Stücke oder vielmehr der Preface dazu steht *Fanny's First Play* — Fanny die fortschrittliche Tochter des rückschrittlichen Grafen O'Dowda — in einem direkten Verhältnis, und nicht ohne Grund befinden sich die zwei Namen in demselben Bande. In beiden ist viel vom Verhältnis der Kinder zu den Eltern die Rede, die Erziehung ist das Leitmotiv für *Misalliance* und *Fanny's First Play: Parents and Children* überschreibt Shaw die Vorrede. In der *Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen* (30, 1—9) habe ich diese Vorrede eingehend besprochen. Dazu gebricht es hier an Raum. Ich verweise nur u. a. auf einige Kapitel, die besonders wichtig sind: *Children as Nuisances*, *Taboo in Schools*, *Children's Rights and Duties*, *Children's Happiness*, *Technical Instruction Wanted*, *A Child's Magna Charta*, *Children's Rights and Parent's Wrongs*, *Family Affection*, *Art Teaching*, *Natural Selection as a Religion*, *Moral Instruction Leagues*, *The Bible*, *Artist Idolatry*. Wenn auch Shaw einer großen Freiheit das Wort redet, wenn er auch namentlich an englische häusliche und Schulverhältnisse denkt und anknüpft, wenn man sich auch öfters in einen Gegensatz zu ihm stellen wird, anregend ist er immer, und vielfach wird man ihm beipflichten, so hinsichtlich des Moralunterrichtes und



der Bibel. Die Herren, die unser gesamtes Schulwesen gänzlich umgestalten wollen, könnten hier manches lernen.

Vom eigentlichen Stücke ist nicht viel zu sagen. *Misalliance* ist freilich ein größeres, aber kein großes Drama, es ist das typische Shawsche Stück mit geringer, dazu abenteuerlicher, Handlung und vielen Reden. Die drei „Kinder“ Johnny und Hypatia Tarleton und Bently Summerhays, die in Freiheit aufgewachsen sind, sind nicht gerade Muster ihrer Art; etwas besser gefällt uns Joey Percival, the man with three fathers.

Im Bande mit dem Titeldrama *Fanny's First Play*, es ist auch eine Satire auf die Kritiker, finden wir *Great Catherine*, die in Deutschland oft über die Bühne gegangen ist. Der Dichter sucht uns die galante russische Kaiserin psychologisch näher zu bringen. *Annajanska* ist ein Dramolet, das zur Zeit des Krieges spielt: Verhältnisse, die sich in anderen Ländern, nicht nur in Rußland, während des unseligen Krieges ebenfalls zeigten, Drückeberger, die sich in der Heimat aufblähen.

Wichtiger ist das vierte Drama: *Overruled* mit seiner Vorrede. Hier behandelt Shaw, wie schon einmal ausführlicher in der Vorrede zu *Getting Married*, das Eheproblem. „The theoretic libertine is usually a person of blameless family, whilst the practical libertine is mercilessly severe on all other libertines, and excessively conventional in professions of social principle“, d. h. Shaw will hier nichts für oder gegen die Polygamie sagen: „The theorists who write most sincerely and favorably about polygamy know least about it; and the practitioners who know most about it keep their knowledge very jealously to themselves“. Das Drama selbst: die Ehepaare Lunn und Juno, deren Hälften sich lieben, aber langweilen, unternehmen, um Abenteuer zu erleben und sich aufzufrischen, eine Ozeanfahrt, lernen sich auf dem Dampfer kennen, flirten über Kreuz, setzen den Flirt bei der Landung in der Heimat fort, merken, daß sie den Flirt auf falsche Voraussetzungen hin begonnen haben, treiben ihn aber trotzdem weiter. Ob aus dem Spiel mit dem Feuer nicht einmal Ernst werden kann, erfahren wir nicht. In dem Stücke zeigt sich noch stärker als sonst Shaws Neigung zum Dialog, der wohl teilweise pointiert, nicht selten aber zu spitz ist, so daß er vom Gegenspieler nicht verstanden wird. Ein Beispiel:

Juno: I do not admit that I have done wrong. I admit that what I did was wrong.

Gregory: Can you explain the distinction?

Juno: It's quite plain to anyone but an imbecile. If you tell me I've done something wrong you insult me. But if you say that something that I did is wrong you simply raise a question of morals. I tell you flatly if you say I did anything wrong you will have to fight me. In fact I think we ought to fight anyhow. I don't particularly want to; but I feel that England expects us to do.

Anläßlich solcher Dialogdramen begreift man Lessings Ruf in der *Hamburgischen Dramaturgie* nach *Handlung*.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

## Zur Psychologie des Verfassers der "Nachtgedanken".

### Bibliographie.

#### I. Young's Werke.

- |                                   |                                     |
|-----------------------------------|-------------------------------------|
| The Last Day 1713.                | The Complaint or Night Thoughts     |
| Busiris 1719.                     | (I) 1742.                           |
| The Revenge 1721.                 | Night Thoughts (I), II, III 1742.   |
| The Love of Fame, the Universal   | Night Thoughts IV—IX 1743—45.       |
| Passion 1725—27.                  | The Centaur not Fabulous 1755.      |
| The Brothers 1726 (—1753).        | Conjectures on Original Composition |
| A Vindication of Providence 1728. | 1759 (Shakesp. Jb. 39).             |
| An Apology for Princes 1729.      |                                     |

#### II. Andere Quellen- und Nachschlagewerke.

- Barbauld, The Correspondence of Sam. Richardson 1804.  
 Boswell, The Life of Sam. Johnson 1791 (Globe edition).  
 Brandl, Einleitung zu Y.'s Conjectures etc. Shakesp. Jb. 33, 1 ff.  
 Courthope, A History of English Poetry, vol. V 1905.  
 Croft, The Life of Young (see Johnson).  
 George Eliot, Worldliness and Otherworldliness: The Poet Young (Westm. Rev. 1857) Essays (Tauchn.).  
 Johnson, Samuel, The Life of Young 1780 ed.  
 Milton, Paradise Lost 1667 — Paradise Regained 1671.  
 Mutschmann, Der andere Milton 1920.  
 — Milton und das Licht 1920 (u. Beibl. XXX 11/12).  
 Pope, Essay on Man 1733.  
 Saintsbury, Young etc. (Camb. Hist. vol. X) 1913.  
 (Schlosser, J. G.) Anti-Pope 1776.  
 Thomas, W., Le poète Edward Young (Pariser These) 1901.

Wenn es bei Milton heißen muß: Zurück zu Johnson, so lautet die Losung bei Young: Zurück zu George Eliot. Mit dem ihr eigenen psychologischen Scharfblick hat Mary Ann Evans diesen rätselhaften Charakter durchschaut. Das in den Literaturgeschichten gemeinhin gezeichnete Bild muß dagegen abgelehnt werden. Das gilt auch von der Monographie von Thomas, der zwar das Material mit bewundernswürdiger Gründlichkeit beherrscht, den Charakter seines Helden aber in seltsamer Verblendung in einer sentimental-verklärten Beleuchtung erscheinen läßt (z. B. 56, 197, 207, 317, 458). Fernerstehende, wie z. B. Meta Klopstock in ihrem Briefwechsel mit Richardson und die übrigen deutschen Zeitgenossen, können hier zwar entschuldigt werden. Mit Recht aber wies George Eliot die Kritik darauf hin, daß es besser sei, auch einmal die unschönen Seiten eines Charakters hervorzukehren, statt diese mit sanften Redensarten zu verdecken. Es habe keinen Wert, „einen Menschen zu zeichnen, wie er nicht war“. „Youngs Biographen und Kritiker sind gewöhnlich von der Annahme ausgegangen“, so fährt sie fort, „er sei ein großer Apostel der Frömmigkeit gewesen, und seine Dichtung sei religiös erhaben.“ Sie will dagegen zeigen, wie Young aller menschlicher Sympathiegefühle bar gewesen sei (36, 37).

Dieses ist zweifellos zutreffend, und dem, was sie über seine moralischen Qualitäten sagt, ist kaum etwas hinzuzufügen. Trotzdem darf man bei ihren Erkenntnissen nicht stehen bleiben, sondern man muß tiefer in die verwickelte Psyche dieses bedeutenden Mannes eindringen, in dem gewisse Probleme seines Zeitalters und Volkes sich zu tragischem Konflikte steigerten.

In dem Buche „Der andere Milton“ wird Young von dessen Verfasser in der Reihe jener Autoren genannt, bei denen die von Taine als spezifisch englisch bezeichnete „hypertrophie du moi“ in die Erscheinung trete (21). Young selber läßt uns darüber keinen Zweifel. Er auch beschäftigt sich ausschließlich mit dem eigenen Selbst. In seinem Innern allein findet er Realität. „Erkenne dich selbst, oh Mensch!“, so ruft er aus; „dieses ist die Summe und Quintessenz aller Weisheit“ (NTh. IV, 487). „Allein zu sein heißt nicht, einsam sein“ (III, 8). Milton „stieg in die eigene Seele hinab“ (Par. Reg.

II, 111; D. a. Milton 17); Young „tauchte in seine Seele hinein, bis auf den Grund“, und dort fand er das Wissen (NTh. VII, 253). So fühlt denn die Seele sich erst in der Nacht wohl. Die Sterne „erleuchten am besten die Pfade der Gedanken; die Nächte sind deren Tage, ihre leuchtenden Stunden. Am Tage wird die Seele von den Lebensnotwendigkeiten erdrückt, vom Lärme betäubt, von der Lichtfülle geblendet, von der Menge hin und her gestossen, so dafs sie den Weg des Verstandes [der sein eigenes Reich, getrennt von der Sinnenwelt hat] nicht gehen kann. Am Tage bleibt die Seele untätig; all ihre Gedanken werden ihr von aufsen aufgedrängt; sie werden verstümmelt, ehe sie reifen. Des Nachts aber sind die Gedanken frei von der Aufsenwelt, von den Leidenschaften nicht erhitzt; nichts hindert ihre Bewegungsfreiheit; und ohne von aufsen aufgedrängt zu werden, schwärmen sie nach eignem Gutdünken umher, die Ausgeburten höchster Freiheit, ohne an die Grenzen der Erde gebunden zu sein. Aber nach ihren Reisen im Weltall lassen sie sich auf die Erde nieder, wie Seefahrer, die Anker werfen, um auszuruhen“ (V, 113). Youngs Hauptwerk, jene leidenschaftliche Enthüllung seines Innersten, heifst darum mit Recht „Die Nachtgedanken“. Für ihn besitzt die Nacht mehr Göttlichkeit als die Sonne. Sie „treibt die Gedanken nach innen; sie zwingt die Seele, sich an sich selbst zu klammern als an den Schwerpunkt unsres Seins. Dort ist unser Schauplatz; dort sitzt unser Richter“ (V, 126, vgl. IX, 1439). In die Einsamkeit der Seele flüchtet er sich vor der Besudelung durch die Berührung mit den Menschen, so wie Milton, der am Eingange seiner beiden grössten Dichtungen ausruft, die Seele sei „ihr eigener Schauplatz, und könne sich einen Himmel aus der Hölle, und eine Hölle aus dem Himmel“ machen (Par. L. I, 154), sie könne sich „ein Eden in öder Wüstenei“ errichten (Par. Reg. I, 7; D. a. Milton 76). Der wahre Wert des Menschen mufs „in ihm selbst“ gesucht werden. „Suche ihn in deinem nackten Selbst, und du wirst ihn dort finden“ (NTh. VI, 415). Wie für Berkeley, dessen Philosophie also hier mit in die Entwicklungsgeschichte der Anthropologie einbezogen wird, war für Young die Aufsenwelt nur der Reflex des inneren Menschen, die Welt der „Sinne“ (senses) nur ein Widerschein der Vernunft (reason). „Die Gegenstände sind nur das Äufserliche, die Tat ist unser;

unser ist die Leinwand, der Stift und die Farbe, die das herrliche Bild der Natur entwerfen, und die gewaltige Kuppel der Schöpfung ausschmücken“ (VI, 431). Die Seele ist das Einzige, das Bestand hat; die Erde mag vergehen, aber die Seele bleibt (VI, 745).

Die Folge dieser Anschauungen ist, daß Youngs Werke eine ununterbrochene, sich immer wiederholende Selbstoffenbarung bedenten. Sich in anderer Empfindungsweise zu versetzen, war ihm nicht gegeben (vgl. D. a. Milton 17, 18). Kein Dichter enthülle sich vollkommener als Young, trotz all seiner Schwerfälligkeit, niemals habe er vermocht, einen anderen, lebendigen menschlichen Charakter zu zeichnen (42), bemerkt George Eliot mit Recht (36), ohne allerdings aus dieser Erkenntnis ein Haupterklärungsprinzip zu machen, wie hier versucht werden soll. In seinen letzten Lebensjahren hat Young, hochbetagt, dieses von ihm als dem rücksichtslosen Selbsterforscher wohl erkannte Prinzip mit Leidenschaft in seiner seltsamen, aber hochbedeutenden Schrift über die Originalwerke dargestellt, um so die Eigenart seiner Person und seines Wirkens vor aller Welt zu rechtfertigen. Nicht angeleitetes Wissen, nicht Nachahmung, wie Pope und die Seinen lehrten, verleiht den höchsten Ruhm (Or. 30). Das Genie ist der Gott in uns (31), d. h. das, was wir in unsrer Seele, diesem Einzigartigen, finden. „Erkenne dich selbst“ ist ihm oberster Grundsatz (so schon bei Hobbes, D. a. Milton 20, und Bacon, Thomas 472 ff.). „Tanche tief hinein in deine Brust“, so ruft Young aus; „erforsche die Tiefe, die Ausdehnung, die Eigenart und den vollen Eigenwert deines Geistes; mache dich ganz vertraut mit dem fremden Menschen, der in dir wohnt.“ Und das so Gefundene soll man in sich selbst ehren, denn es ist das wertvollste Gut (52, 53). „Der Mann aber, der sich so selbst verehrt, wird bald entdecken, daß die Welt sich dieser Verehrung anschließt. Seine Werke werden beachtet werden; sie werden sein ausschließliches Eigentum sein; und solches Eigentum allein vermag den edlen Namen eines Autors zu verleihen; nämlich den eines Mannes, der, um die Sache genau auszudrücken, denkt und zusammenstellt (composes), während andere Eindringlinge in das Reich der Literatur, so wortreich und gelehrt sie auch immer sein mögen, ... nur lesen und schreiben können.

So spricht also Young hier durchaus in eigenem Interesse; auf diese Weise suchte er darzutun, daß sein Name weiter zu leben verdiene: hatte er doch längst durch den Titel seines satirischen Werkes gestanden, daß die „Ruhmsucht, die allgemeine Leidenschaft“, auch ihn beherrschte.

Was war es aber, das er in den tiefsten und dunkelsten Schächten seiner Seele fand? Was breitete er mit unermüdlicher Beharrlichkeit immer wieder in seinen Werken aus? Es war ein metaphysisches Problem, das seine Seele im Banne hielt; das ihm keine Ruhe liefs; an dem er seine Kräfte verzehrte. Es war die quälende Frage des Fortlebens nach dem Tode, die sich bei ihm zu einer fast bis zum Wahnsinn gesteigerten Furcht vor dem Tode verdichtete. Seine Wesenheit, sein Egoismus, liefs ihn den ewigen Fortbestand seiner Persönlichkeit ungestüm fordern. „Religion ist alles!“ so hört man ihn rufen. „Religion! Vorsehung! ein Leben nach dem Tode! Hier liegt fester Boden; . . . dieser vermag uns zu tragen; alles andere ist Meeresflut, die unter uns einsinkt . . .“ (NTh. IV, 560). „Nur die Unsterblichkeit, und zwar diese ganz allein, vermag die Seele inmitten der Leiden, Erniedrigungen und der Leere des Lebens zu trösten, zu erheben und zu befriedigen“ (VI, 573). „Nur die Annahme der Unsterblichkeit kann jenes dunkelste Rätsel, nämlich die Hoffnung der Menschen, lösen“ (VII, 104). Fast wörtlich erinnert Youngs gequälter Aufschrei an Miltons, Adam in den Mund gelegte Worte über die Vernichtung der Individualität (Par. Lost II, 146, D. a. Milton 51): „Vernichtung! Wie sich ein Abgrund vor mir auftut! So könnte ich ja im nächsten Augenblick des Gedankens beraubt werden, oder gar des Gefühls, welches doch dem Engel wie dem Wurme zukommt [“sense” hat der Mensch mit den Tieren gemeinsam, “thought” oder “reason” zeichnet ihn (und die höheren Geister) aus], ausgetrieben aus dem Reiche der Lebenden! Und dieser Geist, diese alles-durchdringende, alles-begreifende Seele, dieser Splitter der göttlichen Kraft, welche die Natur durchwandert, von Stern zu Stern fliegt und Gott besucht . . . sollte auf ewig verlöschen! Entsetzen! Tod!“ (VII, 820). „Sollte das Dasein ein Schatten, das Bewußtsein ein Traum sein!? Ein Traum!? wie entsetzlich! Ein großes Nichts vor ihm und hinter ihm!“ (VII, 962). Ist doch „ewiges Leben der bren-

nende Wunsch der Natur“ (VII, 1312). Jedes Wesen strebt in erster Linie nach Glückseligkeit: „Glückseligkeit, Ende und Ziel unsres ganzen Wesens!“ so beginnt Pope den vierten Brief seines „Versuchs über den Menschen“. „Wenn aber ein sterbliches Wesen nach Glückseligkeit trachtet, so ist die ewige Dauer derselben eine notwendige Bedingung“ (NTh. VIII, 1340). „Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit“ (Nietzsche, „Nachtlied“). Darum greift Young auch die Deisten und insbesondere Pope wegen dessen „Essay on Man“ an, weil diese nicht genügend Nachdruck auf das Unsterblichkeitsproblem legten (vgl. Courthope 297). „Auch er [Pope] besang den Menschen; ich besinge den unsterblichen Menschen. Was könnte heute aufser der Unsterblichkeit Interesse erregen?“ (NTh. I, 453). Schlosser, der Schwager Goethes, folgt hier anscheinend Youngs Spuren und wird deutlicher. Er nennt sein Werk „Anti-Pope, oder Versuch über den natürlichen Menschen“, den Menschen, wie er wirklich ist, der nicht von dem kalten Verstande beherrscht wird, sondern der seinen unwiderstehlichen Gefühlsimpulsen folgen muß.

Young gelangte nicht zu der Ruhe der Seele, die Schlosser angeblich erreichte. Jener war in einem Zeitalter geboren, das „mehr Neugier als Frömmigkeit“ besaß; das lieber den Ort des Himmels und der Hölle feststellen als sich bemühen wollte, sich jenen zu sichern und diesem zu entgehen“ (NTh. IX, 1850). Auch sein Verstand ließ ihn ernsthaft an der Theorie einer besonderen ewigen Seelensubstanz zweifeln; auch ihn hielten „klammernde Organe“ an der Welt und ihren Freuden fest. Und so entstand jener tragische Konflikt, jene Ungewissheit über die Zukunft, jene an Wahnsinn grenzende Furcht vor dem Tode, die Youngs ganzes Sinnen und Trachten beherrschte. Der Tod war ihm „ein blindes Tauchen in ein gänzlich Unbekanntes, das Entsetzen der schwachen Natur! Des schwachen Verstandes Entsetzen vor dem unbekanntem Dunkel“ (II, 675). Shakespeare hatte demselben Empfinden durch den Mund Hamlets Ausdruck verliehen, wenn er von dem unbekanntem Lande sprach, aus dessen Bereich kein Wanderer wiederkehrt (III, 1), mit welcher Stelle Young auch wohl vertraut war. Mit krampfhafter Eindringlichkeit sucht er sich zu überreden, daß der Tod doch eigentlich eine Befreiung sei, der Anfang des wirklichen Lebens: „Wird nicht

der gewaltige Geist, jener Sohn des Himmels, durch den Tyrannen Leben vom Thron gestofsen, eingekerkert und gequält!? Aber der Tod befreit ihn, erhöht ihn zum Gott! Der Tod stößt nur den Leib in ein Grab; das Leben aber die Seele!“ (NTh. III, 461). „Dieses Leben ist die Knospe des [eigentlichen] Daseins, die dunkle Dämmerung, das Zwielficht unsres Tages, der Vorhof“ (I, 122). So suchte er sich zu trösten, aber vergebens. Bis zu Selbstmordgedanken muß ihm diese entsetzliche Furcht vor „jener dunklen Strafe und jener über die Mafsen furchtbaren Grenze einer Ewigkeit“ (Or. 103) getrieben haben; sagt doch schon Lukrez im dritten Buche seines Lehrgedichtes, in welchem er gegen die „Religion“ kämpft, die Todesfurcht vergifte alle Lebensfreude, sei der Ursprung vieler Laster, und könne sogar das Leben unausstehlich machen.

In seiner Mitwelt stand Young keineswegs vereinzelt da. Auch in andern rief die religiöse Grundstimmung des Menschen, die mit dem Rationalismus in Widerstreit trat, ähnliche Erscheinungen hervor. Es sei nur an den Widerhall erinnert, den Young allenthalben fand. Akut wurde das Problem bei einem jüngeren Zeitgenossen. Von Samuel Johnson berichtet Boswell, er sei von einer ungewöhnlich heftigen Todesfurcht erfüllt gewesen; das ganze Leben erschien ihm nur ein Kampf mit diesem Gespenst (204). Als Boswell seinem Meister vorhielt, David Hume habe behauptet, er fürchte sich nicht vor der Vernichtung seiner Individualität, entgegnete dieser ihm aufs äufserste erregt: „Dann ist er verrückt, oder er lügt!“ (210). „Seine Furcht war“, so berichtet Boswell, „das Ergebnis philosophischer und religiöser Betrachtungen“ (284). Johnson fürchtete sich allen Ernstes vor der Möglichkeit, zu den Höllenqualen verdammt zu werden, und Boswell meint, solche entsetzliche Furcht vor der Zukunft sei häufig die Wirkung des melancholischen Temperaments (640 f.; vgl. auch 412, 469, 628, 678).

Diese Furcht, die Johnsons Leben verbitterte, war es auch, die an Young nagte, die immer wieder die Tiefen seiner Seele aufwühlte. Leidenschaftlicher als Johnson veranlagt, sah er sich einem unentrinnbaren Dilemma gegenüber: Falls es ein Leben nach dem Tode gab, so wäre es das klügste gewesen, „tugendhaft“ zu leben. Aber seine Begehrlichkeit



trieb ihn immer wieder dazu, die Güter dieser Welt zu erstreben: "Ambition, Pleasure, and the Love of Gain", Ehrgeiz, Vergnügungssucht und Habsucht werden zu oft von ihm, und in so bedeutungsvollen Zusammenhängen genannt, um sich nicht als die ihn hauptsächlich beherrschenden Leidenschaften zu erkennen zu geben. Was über sein Leben bekannt ist, bestätigt dieses nur. Sein politischer Ehrgeiz, noch mehr sein notorisches Streben nach reichen Pfründen sind nur zu wohl bekannt. Bei seinem Tode hinterließ er ein beträchtliches Vermögen (Croft 372). Pope sagte angeblich von ihm, „er habe eine törichte Jugend verlebt“ (ebd. 374); und sein gut informierter Biograph sagt aus, es sei das Beste, lieber „nichts, das falsch, als alles, das wahr ist“, über ihn zu sagen (382).

Es entstand somit ein deutlicher Zwiespalt in seinem Wesen, so daß George Eliot ihn mit Recht, wenn auch in nicht gerade schonenden Worten, „eine Kreuzung zwischen einem Schmarotzer und einem Psalmendichter“ nennt (9); so daß sie eine Skizze seines Charakters mit der Bemerkung schließt, er sei „ein frommer und moralpredigender Genußmensch“ (a pious and moralising rake, 13) gewesen.

In diesem Widerstreit ist also jener tragische Konflikt zu erblicken, der Youngs ganzes Leben erfüllte und verdüsterte. Die Frage des Sterbens und des Lebens nach dem Tode plagte ihn mit jener Beharrlichkeit, die aus seiner gänzlich nach innen gerichteten Einstellung entsprang. Sich über dieses Problem zu äußern, war ihm ständig heftigstes Bedürfnis. Keinen andern Gegenstand vermochte er mit Erfolg zu behandeln. Sein Studiengang war auffällig schleppend und entbehrte jeglicher Auszeichnung. Erst in seinem 30. Lebensjahre trat er als Dichter hervor; aber selbst das schon im Titel bedeutungsvolle Thema des „Jüngsten Tages“ war nicht geeignet, das einzig Wertvolle, sein „originales“ Wesen zur vollen Entwicklung zu bringen. Auch deshalb nicht, weil ihn die Form, das konventionelle Reimpaar, an dieser hemmungslosen Entfaltung seines „Genies“ hinderte. Denn er war ein schlechter Künstler; von fast allen Dichtern, so wird gesagt, sei er derjenige, „dem es am meisten an Kunst fehlte“ (Saintsb. 140). Er war 59 Jahre alt geworden, als der aufgespeicherte Lavastrom seiner nach außen drängenden Gefühle endlich mit

elementarer Wucht hervorbrach. Auch hier ist Youngs Verhalten mit dem Miltons zu vergleichen: beide finden endlich den Stoff und die Form, um ihre bis zum Überfließen erfüllte Seele zu entlasten, und beide sprengen mit rücksichtsloser Energie die sie hindernden Fesseln der Konvention, indem sie das Gesetz des Reimes nicht achten und in freien Blankversen ihrem geprefsten Herzen Luft machen in ihren Hauptgedichten, im „Verlorenen Paradies“ (M. u. d. L. 29 ff.), bzw. in den „Nachtgedanken“.

Young selbst muß dieser Ausbruch seines innersten Wesens, die Befreiung von ständigem Drucke, überrascht haben. Als er über das gewaltige Erlebnis der Seelenentladung in seinem 76. Lebensjahre berichtete, schrieb er, allerdings in der dritten Person und mit angeblicher Objektivität, er habe den Inhalt seines eigenen Geistes nicht gekannt; aber er sei durch lautes Rufen und durch den Drang erschütternder Ereignisse geweckt worden. Er spricht davon, es gäbe Männer, die plötzlich unter dem Antriebe irgendwelcher aufregender Ereignisse der Gegenstand allgemeiner Bewunderung geworden seien. Wie ein Meteor erhöbe sich das Genie solcher Leute plötzlich und unvermutet (Or. 49, 50).

Der Dichter selber gibt in den „Nachtgedanken“ an, daß der Tod dreier ihm teurer Personen die unmittelbare Veranlassung zur Abfassung des Dichtwerkes gewesen sei (I 210). Zwar ist anzunehmen, daß diese Sterbefälle ihn wohl mit verstärkter Eindringlichkeit auf das ihn dauernd beschäftigende Problem hinwiesen; aber er vergewaltigt doch die Wirklichkeit stark, indem er diese Ereignisse innerhalb eines Vierteljahres geschehen sein läßt. Auch macht er zum Zwecke der Selbsterhöhung falsche Angaben über die Persönlichkeiten (Thomas 165 f.), so daß man wohl berechtigt ist, dieser ganzen Behauptung zu mißtrauen, wie denn schon Croft sagt, daß diese Todesfälle keineswegs weder die ausschlaggebenden noch die notwendigen Faktoren gewesen seien (373). Und so drückt denn auch George Eliot ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Schmerzes aus (24).

An derselben Stelle aber, wo Tscherner über Youngs Angaben, den Tod von zwei dieser Personen (dieser weicht also wieder ab!) und dessen Wirkung auf Young berichtet, teilt er uns auch aus des Dichters Munde den wahren Anlaß

zu der Entfesselung von dessen Genius mit. „Young, der durch diesen doppelten Verlust tief bedrückt war, zog sich noch dazu auf der Überfahrt von Calais nach Dover ein Fieber zu, das ihn an den Rand des Grabes brachte“ (Thomas 600). Er, der von ständiger Furcht vor dem unbekanntem Lande geplagt war, der stets versucht hatte, sich von diesem Inkubus zu befreien, — in dem Gedichte vom jüngsten Tage, an zahlreichen Stellen seiner Tragödien, in seinen Predigten, — ohne dafs ihm dies ganz gelingen wollte, wurde nun erneut und mit allerheftigstem Nachdruck auf das Problem hingewiesen: die unmittelbare Nähe des Todes stellte ihn an den Rand seines Grabes; er schaute hinab in den „furchtbaren Abgrund der Ewigkeit“. Ein gütiges Geschick liefs ihn nochmals von der Grenze des Schattenlandes zurückkehren. Aber das Ungeheure des Erlebnisses öffnete den drängenden Wogen die Schleusen, und in der „Klage“, unter welchem Haupttitel das erste Buch der Nachtgedanken erschien, machte die gequälte Seele sich in freiem Versmafs endlich Luft. Die nächsten Gesänge folgen bald, lassen aber vom vierten ab an innerer Wirkungskraft nach. Die Leser haben zu allen Zeiten instinktiv sehr wohl bemerkt, welcher spontan wirkende Genius jene ersten hervorbrachte, und sie haben, wie schon Croft bemerkte, „die zwei oder drei ersten vielleicht eifriger und öfter gelesen als die übrigen“ (373). Auf jene Krankheit spielt Young selber in nicht mißzuverstehender Weise an, wenn er ausruft: „Vor wie kurzer Zeit erschauerte ich noch an dem Abgrunde! Vor wie kurzer Zeit rief das Leben noch verzweifelt nach seinem letzten Helfer!“ Er dankt dann dem Arzte für die ihm noch geschenkte Zeit, die ihm die Lösung des Konflikts, die Vorbereitungen auf den Tod bringen soll. Seine eigentliche Krankheit verlange aber nicht nach medizinischer, sondern nach moralischer Hilfe (NTh. II, 43).

Macht man sich mit den vorgetragenen Gedanken zur Psychologie Youngs vertraut, und liest man die Nachtgedanken daraufhin durch, so wird Vieles einen neuen Sinn bekommen, und die Persönlichkeit des Dichters viel lebensvoller vor dem geistigen Auge erstehen. Die Erkenntnis der Zusammenhänge führt aber auch zu der Lösung eines viel hin und her gewendeten Rätsels, indem jetzt die Gestalt des Lorenzo (Thomas 169 ff.) eine Erklärung findet, da dieser mit Young selber

identifiziert werden muß. Der Dichter redet also in den Nachtgedanken auf sich selber ein; der Dichter sucht den in ihm wohnenden Genufsmenschen und Atheisten zu bekehren, und diese Bekehrung führt er im Kunstwerke aus, das also auch ihm die Erfüllung jener Wünsche bringen sollte, die ihm die Wirklichkeit versagte. Über den glücklichen Ausgang seiner Bemühungen bleibt der Leser aber doch im Zweifel, trotz der triumphierenden Überschriften des siebenten Buches, „Der bekehrte Ungläubige“, und des letzten, „Die Tröstung“. Deutlich erkennt Young eine Doppelung an in dem Ausruf: „Lorenzo, with Lorenzo clash no more!“ „Lebe doch nicht länger in Widerspruch mit dir selber! Trage auch nicht mehr jene durchsichtige Maske!“ (VII, 1330). Denn du lebst zwar wie ein Ungläubiger und Heide, innerlich aber glaubst du, wenn du nachdenkst, wie du nicht anders kannst.

Auch diese Behauptung, daß Lorenzo mit dem Dichter identisch sei, wird sich durch den ganzen Geist, der die endlosen Diskussionen der Nachtgedanken durchweht, als richtig erweisen lassen. Young hatte klar die Doppelheit seines Wesens erkannt, jene zwei Seelen, die in seiner Brust wohnten, von denen die eine nach dem Höchsten strebte, die andere aber ans Irdische sich klammerte; jene Doppelheit, von der George Eliot spricht, wenn sie ihn „einen moralisierenden Genufsmenschen“ und dgl. nannte; die auch Courthope im Auge hat, wenn er die Aufmerksamkeit darauf lenkt, daß Youngs Empfinden im Gegensatz zu seinem Verhalten gestanden habe; wenn er Youngs Temperament als eine seltsame Mischung von weltlicher und frommer Gesinnung bezeichnet (292). Young und Goethe sind ja keineswegs die einzigen, die von den zwei Seelen in ihrer Brust sprechen: Der Trubadur- und Minnedichtung sowie der Sonettpoesie ist diese Vorstellung geläufig. Ganz besonders deutlich aber erscheint sie bei dem Apostel Paulus. Young sagt genau dasselbe, was Paulus im Römerbriefe ausdrückt, nur daß er sein Empfinden im Kunstwerk verschleiert: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht; denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich . . . Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das widerstreitet dem Gesetz

in meinem Gemüte, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern . . . So diene ich nun mit dem Gemüte dem Gesetz Gottes, aber mit dem Fleische dem Gesetz der Sünde“ (Kap. 7, 18 ff.).

Diese Zerlegung seiner Person in zwei Teile, die Gleichsetzung von Lorenzo mit Young, und damit, nebenbei bemerkt, von Clarissa (= Lucia) mit seiner Frau, und von Florello mit Frederic, seinem jugendlichen Sohne, spielt dann nochmals eine Rolle in der Schrift über den Centauren. Dies war ein Prosawerk. Hatte die Dichtung das Gewünschte, die Bekehrung und den Ausgleich zum Guten, als im Reich der Phantasie verwirklicht darzustellen versucht, so wurde hier in der Sprache des Alltags die lebende, greifbare Wahrheit geschildert: der Centaur setzt sich aus dem menschlichen, d. h. geistigen, denkenden und dem tierischen, körperlichen Teile zusammen. Er ist ein echtes Doppelwesen, wie Young sich selber vorkam, und diesmal „läuft das Tier mit dem Menschen davon“ (Dedic.). Auch in diesem Werk führte die Furcht vor dem Tode dem Verfasser die Feder. Endlos, wie in den Nachtgedanken, wälzt er unaufhörlich dasselbe Problem; „das Buch wächst unter meiner Hand, bis sein Umfang seinen Zweck zunichte zu machen droht“ (Let. VI).

Um den vorbildlichen Christentod Addisons darzustellen, und sich so wenigstens vorübergehend an seinem höchsten Ideale begeistern und sich beruhigen und entladen zu können, schrieb er dann noch sein Buch über die Originalwerke, mit deren Gegenstand jene Anekdote aber auch nicht das Geringste zu tun hat. Sein wirkliches Ende wurde ihm nicht leicht, und die Berichte über die Todesstunde scheinen darauf hinzuweisen, daß der Kampf tatsächlich ein schrecklicher war (bei Thomson 206 ff.).

\* \* Die „Night Thoughts“ werden angeführt nach der mir allein zugänglichen Ausgabe London 1795, nach eigenhändig eingetragener Verzählung.

Dorpat.

Heinrich Mutschmann.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**The Storyteller** being a collection of 34 serious and merry tales for young folks. Ausgewählt und erklärt von **M. Liening**. 1920. Berlin, Carl Fleming & C. T. Wiskott. 112 S.

A. u. d. T.: **Sammlung englischer und französischer Schriftsteller der neueren Zeit**, begründet von **J. Klapperich**, hergsg. von **Walter Hübner**. 77. Bändchen. Ausgabe A.

In guter Ausstattung — das muß man jetzt hervorheben — bietet uns der Verlag sehr hübsche Märchen, Sagen und Erzählungen, eine geschickte Auswahl aus *My Magazine*, der englischen Monatsschrift für Kinder. Kulturhistorisch interessant und manches Kapitel der landläufigen Lesebücher ergänzend sind besonders die Nummern 6: Good William Caxton, 10: The Lord of Charlecote Manor (Shakespeare), 12: The Boy who Captured Robin Hood, 13: A Peep into the Future (King Alfred), 21: The Story of the King's Crown, 24: The First Boy in London, 27: The Heiress of the Nameless Knight (The Knight of the Swan), 31: The Song that Found a King (Blondel).

Es erhebt sich nur die Frage, in welcher Weise das Buch benutzt werden soll. Für die mittleren Klassen besitzt man das eingeführte Übungsbuch, in den höheren Klassen setzt die Schriftstellerlektüre ein. Der Herausgeber denkt auch an die Privatlektüre für reifere Schüler. Ob *The Storyteller* dann noch durchwegs seinen Reiz ausübt?

Folgende Wörter vermisste ich im Wörterbuch: gang (34, 3), rhinoceros (31, 15) hinsichtlich der Aussprache, to toddle (71, 29), to rein up (84, 28), to weight (93, 32). — Hold your noise (18, 28) = Keep your noise könnte wohl in den Anmerkungen eine Stelle finden.

To bother (Wörterbuch S. 6) enthält in der Aussprachebezeichnung einen Fehler.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

[11. 12. 21.]

## I N H A L T.

	Seite
1a. Kellner, Die Engl. Literatur der Neuesten Zeit von Dickens bis Shaw (Fehr) . . . . .	1
Danielowski, Die Journale der frühen Quäker } (Fischer) { . . . . .	5
Chambers and Sidgwick, Early English Lyrics } . . . . .	9
Shaw, Misalliance . . . . .	10
Shaw, Fanny's First Play. Great Catherine. Annajanska. Overruled } (Caro) { . . . . .	10
1b. Mutschmann, Zur Psychologie des Verfassers der „Nachtgedanken“ . . . . .	12
II. The Storyteller. Ausgewählt und erklärt von M. Liening (Caro) . . . . .	24

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXIII. Bd.

Februar 1922.

Nr. II.

---

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Edward Gepp, A Contribution to an Essex Dialect Dictionary.** London.  
G. Routledge & Sons [1920]. IX und 80 S. Gr. 8°.

Jede neue Arbeit auf dem Gebiet der englischen Mundarten ist dem Sprachforscher willkommen, besonders wenn sie über das Lexikalische hinausgeht. Das vorliegende Buch bietet mehr, als der Titel verspricht. Aufser einem Beitrag zum Wörterbuch der Mundart von Essex erhalten wir eine kurze 'Grammatik'. Wir haben hier allerdings keine fachwissenschaftliche Arbeit vor uns, sondern die Sammlungen eines Dialektliebhabers, eines Pfarrers, der in seinen Gemeinden die mundartliche Rede eifrig beobachtet hat. Der Verfasser steht jedoch der wissenschaftlichen Literatur nicht ganz fremd gegenüber, er benutzt z. B. das NED. und das EDD. (Wright's English Dialect Dictionary). Es macht ihm Freude, wenn er scheinbare Verderbnisse der heutigen Mundart in der älteren Sprache wiederfindet.

Das Wörterbuch (S. 1—40 und Nachtrag S. 73—76) verzeichnet Wörter, die der Verfasser in High Easter, Felsted und Little Dunmow in Essex gehört hat. Er will mit der Aufnahme der Wörter in sein Buch nicht sagen, dafs diese Wörter dem Dialekt von Essex eigentümlich sind; tatsächlich begegnen wir da einer Menge von Wörtern, die aus anderen Mundarten bekannt sind. — Die Formenlehre bietet eine wertvolle Zusammenstellung. Es handelt sich da um ein Gebiet, für das auch der Nichtfachmann brauchbare Vorarbeit

leisten kann. Die knappe Lautlehre vergleicht in großen Zügen die Mundart mit der Schriftsprache. Phonetische Umschrift dürfen wir in einem solchen Buche natürlich nicht erwarten.

Der Verfasser will zu weiteren Sammlungen anregen und möchte ein großes 'Essex Dialect Dictionary' entstehen sehen. Seine Sammlungen bieten allerlei brauchbares Material für die Mundartenforschung. Eine wissenschaftliche Darstellung einer Essex-Mundart bietet Th. Albrecht, *Der Sprachgebrauch des Dialektdichters Charles E. Benham zu Colchester in Essex*, Berlin, Mayer & Müller, 1916 (Palästra CXI); vgl. dazu die Besprechungen von E. Ekwall, *Anglia-Beibl.* 28, 204, W. Klein, *Archiv* 136, 182 und von mir, *Litbl.* 38, 233.

Die Sammlungen von Gepp geben Anlaß zu mancherlei sprachgeschichtlichen Beobachtungen.

Lautlehre. Die Aussprache *taibl* (table) u. dgl. scheint viel mehr bei den Jüngeren als bei den Älteren vorzukommen, 'which indicates recent importation' (S. 59). — Dialektmischung liegt auch vor, wenn statt *ō* für *me. au* in einigen Wörtern *ā* vorkommt (S. 59), z. B. in *causway* (= *caucy, caazy*), *sauce* (= *sauce*); vgl. auch Albrecht § 166. — Der Einfluß des Cockney-Dialekts auf die südenglischen Mundarten ist ein Problem, das besondere Aufmerksamkeit verdient (S. 61<sup>2</sup>). Der Verfasser erklärt seine Essex-Leute in der Behandlung des *h-* für fast untadelig, die alten Leute sogar für 'entirely blameless'. Albrecht findet in seinen grammophonischen Aufnahmen das *h-* im allgemeinen gut bewahrt, während Ellis den Schwund des *h-* häufiger bezeugt hat (vgl. Albrecht § 94, 201). Die Sache müßte genauer untersucht werden.

Der Verf. bezeugt als Rest von *th > f suff'n* (something) S. 33 und den umgekehrten Übergang von *f > th* in *thurrin* (foreign) 36, 63, *thurinner* (foreigner) 14, *sliver* (slither) 32, *tharrow* (furrow) 36, 63. In anderen Mundarten läßt sich beobachten, daß *th > f* früher einmal ein allgemeiner Lautwandel war; *f > th* scheint ursprünglich das hyperkorrekte Gegenstück gewesen zu sein.

*misky* (misty) 23 stammt vom Subst. *misk*; Subst. und Adj. sind in dieser Form im EDD. für Som. und Dev. bezeugt. In Mundarten, in denen sowohl *-t* als *-k* nach *s* schwindet, kann *mis < mist* umgebildet werden zu *misk* nach dem Muster



von *flus* für *flusk*. Umgekehrt ist *cash* in Essex zu *cast* 64 umgebildet worden.

G. bezeugt Schwund des *f* in *arter* (after) — die Schreibung *ar* deutet auf *ā* — und *croat* (croft) 62. Wright, EDG. § 279 kennt außerdem *loft*, *soft* mit geschwundenem *f*. Die Erscheinung ist noch nicht erklärt worden. Mit dem Schlagwort 'Assimilation' ist natürlich nichts getan. Die Formen *ātə*, *krōt* sind entstanden in Gegenden, wo *dātə* und *daftə* (daughter), *ōt* und *ōft* (ought) zusammentreffen. In Essex begegnen für *draught* in verschiedenen Bedeutungen *drōt* und *drāf(t)* 59. Das Schwanken in Wörtern mit ursprünglichem *ght* hat sich ausgedehnt auf Wörter mit ursprünglichem *ft*.

Manchmal sind die Angaben zu ungenau für sprachgeschichtliche Verwertung. S. 63 heißt es: *v* has the sound of *f* in *leaf* (leave). Was bedeutet das Wort? Albrecht § 183 gibt *līf* als 'leave, permission', ae. *līaf*, also als Subst. Ist -*f* Bewahrung des ae. Auslauts oder ist -*v* nachträglich in Verbindungen wie *leave to go* zu *f* geworden? EDD. hat -*f* in *leave* Subst. 'the first offer' und Verb 'to allow, permit, let'.

Häufig läßt sich in dem von G. verzeichneten mundartlichen Sprachstoff die Wirkung der Funktion auf die Wortform beobachten (vgl. mein Buch über „Sprachkörper und Sprachfunktion“, Berlin 1924). Die Abschwächung des zweiten Kompositionsglieds geht weiter als in der Schriftsprache, die stark unter dem Einfluß des Geschriebenen steht, und die außerdem der analytischen Betrachtungsweise, die die beiden Teile eines Kompositums ins Auge faßt, geneigter ist als die Mundart. *Holy-mass*, der Name eines Marktes, wird zu *Hollym's* 18, was die Betonung auf der ersten Silbe voraussetzt; *homestall* 'a farmhouse with its premises' erscheint als *homest'l* 18, *playstall* 'a village playground' als *plaa'sl* 27, in *alehouse*, *bakehouse*, *cowhouse* usw. 64 wird der zweite Bestandteil 'us gesprochen. — Bei der Kürzung von *Saturday* zu *Sad-d'y* 65 (*seddi* auch von Albrecht bezeugt) wirkte die Zweisilbigkeit der übrigen Wochennamen mit: *Friday*, *Sunday* usw. — Der vortönige Teil eines Wortes wird unterdrückt: 'haps (perhaps) 16, 'most (almost) 23, besonders in Fremdwörtern: *sheen* (machine) 31, *tater* (potato) 35, *Roblum* 'a local common plum' (*Myrobolan*) 65<sup>2</sup>, wobei der Auslaut sich wohl durch Anlehnung an *plum* erklärt. — Der funktions-

arme und tonschwache Titel *Mister* vor Namen, der selbst aus *maister* gekürzt ist, erscheint als *Muster* 60. Der Wirt in Dickens' *Pickwick Papers* Kap. 9 (Fireside Ed. S. 154) hat den Titel noch weiter abgeschwächt: *Mus'r Jingle*; auch für *Master* gebraucht er eine abgeschwächte Form: *They ha' gone, Mas'r!* — Das ursprünglich affektische Intensivadverb *monstrous* erlitt Abschwächung seiner Bedeutung und infolgedessen auch seiner Form: es erscheint als *mons's* 62, auch von Albrecht. Index und EDD. für Essex bezeugt; *mons'ous* wird auch von Thackeray gebraucht: *mons'ously civil and kind* Pendennis (The Oxford Thackeray, S. 488). — *pound* erscheint als *p'n* 62, wahrscheinlich in Wertangaben wie *5 p'n 10*: da war es nicht nötig, *pound* mit voller Deutlichkeit auszusprechen. In West Somerset sagt man *vourteen pæwn*, aber *dhuurtéen p'n tain* (EDD.: *pound*, Sb.<sup>1</sup>, 4). Ne. *pence* aus *pennis* ist auch eine gekürzte Form (vgl. Sprachfunktion § 47). — *ly* hat sein *l* verloren in erstarrten Formen, in denen *-ly* nicht mehr als Adverbialsuffix geföhlt wird: dem auch in andern Mundarten weitverbreiteten *on'y* gesellen sich zu *sart'ny* (certainly), *presn'y* (presently) 64, 65.

Formenlehre. Der unbestimmte Artikel *a* vor Vokal (*a apple, a egg*) 42, der in Essex wie überall sonst in den Mundarten üblich ist, ist eigentlich nicht auffällig. Dafs von den beiden Artikelformen *a* und *an* die vorkonsonantische gesiegt hat, ist sehr verständlich: sie war die häufigere, denn es gibt mehr Substantive mit konsonantischem als mit vokalischem Anlaut. Vielmehr ist die Regelung der Schriftsprache auffällig. Hat sich da die alte Tradition unter dem Einflufs des Schriftbildes gehalten? Gepp hält es für möglich, dafs auch in der Mundart *an* vor Vokal unter dem Einflufs der Schule wiederhergestellt wird.

Aus den Pluralformen sei herausgegriffen *mowlds* 'garden soil' 43, ein richtiger Einheitsplural wie *ashes* der Schriftsprache.

*phlock* 43 wird richtig als Neubildung aus dem vermeintlichen Plural *phlox* 'Flammenblume' erklärt (EDD. kennt *flock* aus Dev.), ebenso wie das bekannte *shay* aus *chaise*. Hinzuzufügen wäre noch: *abser*, d. h. *absə* = *abscess* (vgl. *apse* EDD.) und *brye* 'gad-fly' aus *breeze* (vgl. EDD.: *breeze*). Beachtenswert ist die Mitteilung S. 43, dafs *maize, bullace* 'Pflaumen-

schlehe', *sauce* 'vegetables', *allowance* u. dgl. als Plurale behandelt werden.

Auf dem Gebiet der Pronomina sei hingewiesen auf *thee* (these): *thee winders* 47.

Das Verb *pry* 'force open with a lever' 28, auch vom EDD. für Essex bezeugt, geht auf *prize* zurück (frz. *priser*); von der 3. Sg. Praes. aus ist die Form ohne *-z* neugebildet worden.

Zu *join* wird als Praet. und Part. Praet. *jouned* 50 angeführt (vgl. EDD. unter *join*). In der Mundart wird offenbar *džain* (join) gesprochen, vgl. S. 60: *oi* wie 'long i', d. h. *ai* in *moist*, *boil*, *soil*. Zu *džain* wurde ein Praet. *džawn* gebildet nach dem Muster von *fain*(*d* : *faun*(*d*). Das *-d* ist bei *džawn* angefügt worden nach dem Muster des unfesten *-d* nach *n*.

Für *can't* begegnen *cain't*, *cait*, *ket*, *cay*, ebenso für *shan't*: *shuin't*, *shait*, *shet*, *shay* 51 (Albrecht, Index verzeichnet nur *kān*, *šān*, EDD. unter *can* für Essex *caint*). Die ursprünglich affektische Form *cain't* wurde allmählich die gewöhnliche Form und erlitt Abschwächung: *cait*, *ket*, dazu *cay*, ursprünglich wohl nur vor folgendem konsonantisch anlautenden Wort. *nt*, das ursprünglich der Träger der Verneinung war, konnte ganz wegfallen, nachdem der Begriff der Verneinung in dem Vokal sich ausgeprägt hatte; vgl. Sprachfunktion S. 91.

Wortbildung. Der leichte Übergang von Substantiv zu Verbum läßt sich beobachten bei *tca* (we *teud* at the vicarage) 35, *tater* = potato (to dig potatoes) 35, *shcen* = machine (to work with the threshing machine) 67, ähnlich in hessischen Mundarten: *wir maschine heut*. Umgekehrt wird das Verb *differ* zum Subst. 10. Alle diese Fälle werden auch vom EDD. bezeugt. — Neubildungen auf *-ation* hat die Mundart in *ruination* 30 und *enquiration* 12, die beide auch das EDD. kennt, außerdem in *preachation* 27.

Merkwürdig sind die Baumnamen auf *-(e)ry*: *perry* (pear-tree), *nuttery* (nut-tree = hazel-tree), *oakery* (oak-tree) 24, alle wohl nur in Flurnamen: *Perry Field*, *Nuttery Croft*, *Oakery Grove*; dazu kommt *ivery* (ivy) 19. Das EDD. bezeugt *nuttery* für Ost-Suf. und verbreitetes *ivory*. — *tree* scheint zunächst nach Kons. sein *-t* verloren zu haben, wobei die Funktionsarmut des Kompositionsglieds noch mitwirkte: *oak-tree* > *oakri*, *pēr-tree* > *pēr-tree* > *perry*.

Syntax. Beachtenswert ist die Verwendung von *do* 'if so' und *don't* 'if not' 10, 51. Das EDD. verzeichnet (unter: *do*, 3) den Gebrauch von *do* „used elliptically for *if you do*“. Es handelt sich jedoch nicht um eine Ellipse. Vielmehr waren *do* und *don't* ursprünglich, bei parataktischer Rede, Imperative. *Don't come here again; do, I'll thrash you!* bedeutete ursprünglich: 'komme nicht mehr hierher! tu's trotzdem! versuch's mal! dann werde ich dich verprügeln'. *Stop that noise, don't I'll larn ye!* '... tu's mal nicht! dann werde ich dich Mores lehren'. Von der Anrede wird schliesslich diese Verwendung übertragen auf die Aussage: *He ain't bin this way, do I don't see him* 51.

Die bekante Erscheinung, dafs ein Verb für sein Kausativ eintritt (*learn* für *teach*), findet sich in der Mundart bei *fall* (to fall a tree) 12; *sit* und *set*, *rise* und *raise* 48 werden vertauscht. Vgl. M. Deutschbein, System der ne. Syntax, S. 93.

In der stehenden Verbindung *ne yet* 'nor yet' hat sich die alte Verneinung *ne* gehalten: *n'yet*, *nit* 57, vgl. auch EDD.: *nit* aus südengl. Mundarten, kein Beleg aus Essex.

Wortschatz. Der Verf. gibt eine schöne Sammlung von Verunstaltungen von Fremdwörtern, besonders von fremden Krankheitsnamen. Es sind köstliche 'Malapropismen' darunter, wie *prelatic* für *paralytic* 72. — *insault* 67 wird richtig erklärt als Mischung aus *insult* + *assault*.

Dafs bei der mundartlichen Wortschöpfung auch der Humor zur Geltung kommt, zeigt die Bezeichnung *pudd'n-spoiler* 28 für eine lange Predigt.

Ab und zu gibt der Verfasser kleine Hinweise auf Volkskundliches. So bei *tell the bees* 36. Der Brauch, dafs ein Todesfall im Haus den Bienen angezeigt wird, ist weit verbreitet. Nachweise gibt für England das schöne, an volkscundlichen Mitteilungen reiche Buch von Elizabeth Mary Wright, *Rustic Speech and Folklore*, Oxford 1913, S. 281, aufserdem W. C. Hazlitt, *Faiths and Folklore*, London 1905, I, 38; für Deutschland A. Wuttke, *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*, Berlin 3 1900, S. 428.

Giessen.

Wilhelm Horn.

**P. G. Thomas** (Reader in English Language and Literature in the University of London), *An Introduction to the History of*

**the English Language.** London, Sidgwick & Jackson, 1920. Kl. 8°. X und 108 S.

Das kleine Buch ist aus Vorträgen hervorgegangen. Es ist leicht verständlich und für einen weiteren Kreis bestimmt. Es bietet einen bequemen Zugang zum wissenschaftlichen Sprachstudium. Neues will es nicht bringen. Der Verfasser ist mit der einschlägigen Forschung bekannt. Die lose Gliederung erinnert daran, daß Thomas seine Ausführungen zuerst in Form von Vorträgen gemacht hat. In einem Buche hätte man gerne eine straffere Disposition.

Der Verfasser behandelt die folgenden Gegenstände: I. The Science of Language. Aufgabe und kurze Geschichte der Sprachwissenschaft; die Forschung von Bopp, A. W. von Schlegel, Grimm, Pott, Schleicher wird kurz gekennzeichnet. — II. Classification of Languages. — III. Elementary Phonetics. — IV. Sound-Change. Über die Lautgesetzfrage wird rasch hinweggegangen; der Name Leskien wird nicht genannt. — V. Grimm's Law. — VI. Gradation or Ablaut. — VII. Semantics and Analogy. Diese beiden Gegenstände würden besser getrennt behandelt und zwar die Analogie in unmittelbarem Anschluß an die lautliche Entwicklung. Die Entstehung der Analogiebildungen sollte deutlicher gemacht werden. Auch die Bemerkung, daß die Geschichte von *neither* durch die von *either*, die Geschichte von *little* durch die von *mickle* beeinflusst sei, ist so nicht verständlich. — Die Erörterung über das Verschwinden altenglischer Wörter dürfte vertieft werden unter Benutzung des Aufsatzes von Holthausen, Vom Aussterben der Wörter, Germ.-rom. Monatsschrift 7, 184. — VIII. Evolution in Language. Hier wird eine kurze Übersicht über die Entwicklung der englischen Flexion gegeben. Es sollte gesagt sein, daß das *of* in der Genitiversatz-Konstruktion ursprünglich zum Verbum gehörte. Damit wäre auch in lehrreicher Weise auf die Syntax hinübergegriffen. Von Syntax ist in dem kleinen Buch kaum die Rede; nur auf S. 80 findet sich eine kurze Bemerkung über Parataxe und Hypotaxe. — IX. Linguistic Contact. Es handelt sich da im wesentlichen um den Einfluß fremder Sprachen. — X. English Sounds and Spelling. Dieser Abschnitt wäre besser an anderer Stelle untergebracht worden.

Vermifst habe ich besonders Ausführungen über die Mundarten und die Herausbildung der Schriftsprache.

Bei den Literaturangaben vermisfe ich D. Jones, *An Outline of English Phonetics*, Leipzig und Berlin, Teubner, o. J., als das neueste gröfsere Buch über englische Phonetik. O. Behaghel, *Deutsche Sprache*, Leipzig <sup>6</sup>1917, hätte dem Verfasser für die allgemeinen Erörterungen von grofsem Nutzen sein können.

Giefsen.

Wilhelm Horn.

Johanna Jahn, *Die mittelenglische Spielmannsballade von Simon Fraser*. Bonn, Verlag von Peter Hanstein, 1921. IV und 59 S. 8°. Preis geh. 7 M.

A. u. d. T.: *Bonner Studien zur englischen Philologie*, begründet von K. Bülbring, fortgesetzt von W. Dibelius.

Die Ballade von Simon Fraser (gedruckt bei Böddeker, *Politische Lieder des Ms. Harl. 2253*, Berlin 1878 sowie bei Wright, *Political Songs, etc.*, London 1839 und Ritson, *Ancient Songs and Ballads* 1790 und 1829) erzählt in der Weise der volkstümlichen Spielmannsdichtungen die Gefangennahme und grausame Hinrichtung dieses geschichtlich beglaubigten Zeitgenossen Robert Bruces, der in den Aufständen der Schotten gegen Edward I. zu Fall kam († 7. Sept. 1306). Aus den in der Ballade enthaltenen Anspielungen auf Zeitereignisse zieht Verfasserin (S. 7) den, wie mir scheint, zwingenden Schlufs, „dafs unser Lied zwischen dem 7. und 27. September 1306 verfaßt sein mufs, dafs es also unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse entstanden ist“. Im Gedicht, sowie in den meisten südenglischen Chronikberichten, erscheint der Name des Helden durchweg als *Frisel* (*Frysel*) [mit der Betonung vorwiegend auf der zweiten Silbe], den Verf. (S. 18) von der kontinentalfranzösischen Form des Namens in folgender Weise ableiten will: *Freis(ier)* > *Fres(el)* > *Frisel*; im Norden Englands wurde *Freisier* zu *Fraser*. Beim Vergleich mit den historischen Quellen ergibt sich die Selbständigkeit des Gedichtes in vielen Einzelheiten. Die in der Ballade [und übrigens auch bei Holinshed; vgl. Wright, a. a. O., S. 381] erwähnte Schlacht bei „Kyrkenklyf“ ist wahrscheinlich ein

Scharmützel, das vielleicht beim jetzigen Orte Northliff (Firth of Forth) stattfand; jedenfalls glaubt Verf. die von Böddeker vorgeschlagene Gleichsetzung des Ortes mit Crieff ablehnen zu müssen. Als Dichter unserer Ballade möchte Verf. mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit den urkundlich bezeugten Spielmann John-Richard le Harpur betrachten, dessen Herr, Thomas de Multone, als einer der Richter Frasers in der Ballade eine auffallend große Rolle spielt. Ob dieser Spielmann freilich auch der Verfasser der etwa gleichzeitigen Ballade „Auf den Aufstand der Flandrer“ (gedruckt bei Böddeker und bei Wright a. a. O.) war, wie Verf. annehmen möchte, wird wohl schwerlich mit Sicherheit auszumachen sein.

An den historischen Teil der Arbeit schließt sich eine noch von Bülbring angeregte metrische Untersuchung. Es ergibt sich nach Anschauung der Verfasserin: „1. Die Langverse, meist durch eine Cäsur geteilt, haben sieben Hebungen, der erste Halbvers hat vier, der zweite drei Hebungen. — 2. In der Cauda haben der Bob-Vers eine Hebung, die beiden folgenden Verse je vier Hebungen, der Schlußvers drei Hebungen.“ Diesem Ergebnis möchte ich mich für die vier Langzeilen anschließen, die sich also in der Theorie, die allerdings öfters durch „Unregelmäßigkeiten“ durchbrochen ist, als Septenare von vier und drei Hebungen darstellen. Hierbei hätte erwähnt zu werden verdient, daß diese vier Septenare in etwa der Hälfte der Fälle durch einen Reim gebunden sind, was sicher kein Zufall ist, sondern wohl als das vom Spielmann angestrebte Ideal betrachtet werden muß; in den übrigen Strophen reimen sie zu je zwei Paaren. Was dagegen die Kurzzeilen betrifft, so sind nach meiner Zählung in etwa 15 Strophen (also in gut der Hälfte) die zweiten und dritten Kurzverse dreihebig. Der vierte Kurzvers ist ja auch nach Verf. überwiegend dreihebig. Zieht man in Betracht, daß nach dem Reimschema abba (auf das Verf. befremdlicher Weise gar nicht eingeht), dieser vierte Kurzvers sowie der mit ihm reimende Bob-Vers auffallend häufig klingenden Ausgang zeigen bei häufigem stumpfen Ausgang von Kurzvers zwei und drei, so ist man geneigt, diese Wechselbeziehung des Reimes für beabsichtigt zu halten, so daß sich also für die Cauda folgendes „Idealschema“ ergäbe (Senkungen unbezeichnet, Hebungen durch Striche angedeutet), das natürlich ebenso

häufig nicht eingehalten wird wie der Normaltypus der Langzeilenstrophe:

— ×  
— — —  
— — —  
· — — — ×

Ich glaube nicht, daß bei diesem Gedichte, in dem die Alliteration kaum eine Rolle spielt und das taktierende Prinzip ziemlich deutlich ausgeprägt ist, von einer Unterscheidung von Versen mit stumpfem oder klingendem Ausgang gänzlich abgesehen werden kann, wie Verf. es nach Bülbrings Vorgang (*Unters. zur me. Metrik*, Halle 1913, S. 33) offenbar als selbstverständlich annimmt; denn in den von Bülbring untersuchten Denkmälern macht sich der Einfluß der Alliteration eben in ganz anderer Weise geltend. Im Übrigen ist es aber auch bemerkenswert, daß gerade Bülbring den Kurzvers seiner Schweifreimstrophen als dreihelig ansetzt, und gerade dieser Kurzvers würde dann (dreimal wiederholt) unserer Cauda entsprechen.

Würzburg.

Walther Fischer.

**Thackeray als historischer Romanschriftsteller** von Dr. Gudrun Vogel.

A. u. d. T.: **Leipziger Beiträge zur englischen Philologie** herausgegeben von Max Förster. Heft II. Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz, 1920.

Die vorliegende Arbeit gibt auf 105 Seiten, wovon 15 auf Vorwort, Einleitung usw. fallen, in sehr übersichtlicher und klarer Gliederung eine Analyse von Thackerays Schaffen als Verfasser historischer Romane. Im ersten Hauptteil behandeln drei Kapitel (Milieu, Persönlichkeiten, Ereignisse) den historischen Stoff, den der Dichter in seinen Romanen verwertet hat, während der zweite Hauptteil, gleichfalls in drei Kapiteln (Handlung, Personen, Milieu) die Art der Verwebung des historischen Stoffes in die Romanfabel darstellt. Die Einleitung zeigt die Gesichtspunkte, die den Autor zur Wahl des historischen Stoffes bestimmt hatten, und sucht den Typ festzustellen, dem Th.s historische Romane von romantischem Standpunkt aus zuzuordnen sind. Der Schluß faßt das Ergebnis der ganzen Untersuchung zusammen. Es ist in der



Hauptsache eine Bestätigung des Eindrucks, den ein rückschauender Gesamtüberblick auch in der Erinnerung eines jeden Lesers feststellen wird, der Th.s Romane rein als ästhetisch Genießender auf sich hat wirken lassen. Diesen Eindruck durch eine gründliche wissenschaftliche Analyse bestätigt zu finden, ist umso wertvoller, als bekanntlich garnicht selten durch derartige Untersuchungen überraschende, mit dem ästhetisch gewonnenen Eindruck im Widerspruch stehende Ergebnisse zutage gefördert werden, was dann ein Beweis zu sein pflegt, dafs es dem Dichter nicht gelungen ist, durch die unmittelbare Sprache seines Werkes seine Absichten deutlich zu machen.

So hat die Verfasserin zwei Grundtatsachen über Th. als historischen Romanschriftsteller in voller Klarheit herausgestellt: dafs es dem Autor, soweit seine historischen Absichten in Betracht kommen, nicht um die Darstellung von geschichtlichen Persönlichkeiten, sondern um die Verlebendigung einer vergangenen Epoche zu tun war; und dafs alles geschichtliche Geschehen in seinen historischen Romanen der Gestaltung der Romanfabel eingefügt und dienstbar gemacht wird, nicht umgekehrt. Wenigstens scheint mir aus dem Zusammenhang der Gesamtdarstellung hervorzugehen, dafs (S. 95) die Sätze „Es ist bei Th. nicht so, dafs die geschichtlichen Gestalten den Helden in ihren Bannkreis ziehen und sein Schicksal mit dem ihren verketten, sei es, um ihn zum Glück zu führen, sei es, um ihn zu zermalmen. Sie treten vielmehr aus ihrer Umgebung heraus in die des Helden hinein und beeinflussen ihn innerhalb seiner eigenen Sphäre,“ für die geschichtlichen Ereignisse dieselbe Geltung haben wie für die Persönlichkeiten.

Ist nun hinsichtlich dieser Grundtatsachen das Ergebnis der vorliegenden Untersuchung unanfechtbar, so müssen doch in Einzelheiten gegen die Auffassungen der Verfasserin einige Bedenken erhoben werden.

Die im Vorwort mit den üblichen Gründen gerechtfertigte traditionelle Ausscheidung der Erzählung der „Catherine“ aus der Reihe der historischen Romane würde durch eine sorgfältige Analyse dieses durchaus die Illusion der Geschichtlichkeit hervorrufenden Werks unschwer als unberechtigt nachzuweisen sein.

Die in der Einleitung versuchte Einordnung der historischen Romane Th.s in eine romantische Schablone, in dem es sich allein um „das äußere Leben der Zeit“, das „kulturhistorische Milieu“ handelt, schöpft das Wesen der Mittel, die diesen Werken Th.s das Gepräge des Historischen verleihen, bei weitem nicht aus. Für die Art, wie Th. aus der Heraufbeschwörung des „äußeren Lebens“ den Geist einer vergangenen Epoche, wie er ihn erschaute, lebendig zu machen weifs, dürfte eine Schablone bisher überhaupt nicht vorhanden sein.

Seite 23 wird behauptet, dafs Th. in einem einzelnen Falle den Gang der Romanhandlung der Absicht kulturgeschichtlicher Belehrung untergeordnet habe. Es heifst dort über „Esmond“: „Im 3. Kapitel des dritten Buches wird eine Nachahmung eines Exemplars des *Spectator* abgedruckt, die sich in Inhalt und Form dem Original eng anschliesst. Es handelt sich um einen Scherz (sic!), den *Colonel Esmond* seiner Cousine, der von ihm seit langer Zeit vergebens unworbenen *Beatrice Castlewood* spielt (sic!), um dieser ihre Herzenkälte und Kocetterie vor Augen zu halten und ihr gleichzeitig seinen Entschluß, sich endgültig zurückzuziehen, anzukündigen. Dafs *Esmond* niemals versucht, diese Absicht auszuführen, beweist, dafs der Autor nur einen Vorwand gebrachte, um den Leser einen recht lebendigen Eindruck der damals so viel gelesenen Wochenschriften geben zu können.“ — Sollte die Tatsache „dafs *Esmond* niemals versucht, diese Absicht auszuführen“, nicht vielleicht eher beweisen, dafs *Thackeray* ein bedeutend besserer Psychologe ist, als seine Beurteilerin, und daher sehr wohl wufste, dafs es — zumal bei Verliebten — von der in der Form eines literarischen Scherzes ausgesprochenen Drohung bis zum praktischen Versuch ihrer Ausführung ein unendlich weiter Weg ist?

Ebenso wie hier das Gepräge des rein künstlerischen Schaffens verkannt wird, dem das Kulturhistorische durchaus nur Mittel, die Dichtung der alleinige Zweck ist, geschieht es (S. 38) hinsichtlich einer Reihe biographischer Angaben, die über den Herzog von *Hamilton* in dem Augenblick gemacht werden, als *Beatrice* im Begriff steht, sich mit ihm zu verloben, und die gerade in diesem Zusammenhange, indem sie veranschaulichen, welche nahezu weltgeschichtliche Bedeutung zu

gewinnen *Esmonds* Cousine Aussicht hat, außerordentlich dazu beitragen, der Gesamtfabel den Anstrich eines echten historischen Dokuments zu geben. Es ist eine starke Verkennung der dichterischen Leistung, wenn hier der Vergleich mit dem Konversationslexikon gezogen und gesagt wird: „An den betreffenden Stellen kommt der Historiker zum Vorschein. Hier hat das künstlerische Schaffen nicht vermocht, sich die geschichtlichen Kenntnisse des Autors restlos zu unterwerfen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.“

Wird in diesem Falle immerhin nur mit Bezug auf vereinzelte Ausnahmefälle das Künstlertum des historischen Romanschriftstellers Thackeray beanstandet, so sehen wir im Hinblick auf die Charakterdarstellung das analoge Fehlurteil ins Generelle gesteigert, wenn die Verfasserin (S. 39) behauptet, Thackeray sei „bei der Mehrzahl seiner historischen Personen“ einer Art der Schilderung gefolgt, bei der „der Forscher den Sieg über den Künstler“ davonträgt. Ein derartiges Urteil ist umso befremdlicher, als unmittelbar darauf u. a. C. Whibley's Meinung (*Life of Thackeray*), „als seine Gestalten niemals weiter von der Wirklichkeit entfernt seien, als wenn sie historische Namen tragen“, als „nicht unberechtigt“ anerkannt wird.

Unrichtig ist es auch, „dafs den Autor das Seelenleben historischer Personen garnicht interessierte“. Tatsache ist vielmehr, dafs Thackeray zur Belebung des historischen Hintergrundes eine große Zahl geschichtlicher Persönlichkeiten lediglich episodisch oder auch nur „zur Fixierung des Zeitpunktes“ als Staffage einführt. Andererseits bringt er auch eine ganze Anzahl von ihnen — es sei nur an James Edward, Wolfe, Addison, Steele, Swift, Johnson, Richardson erinnert — unserem Gesichtskreis so nahe, dafs wir den Eindruck von ihnen gewinnen, den (S. 50) merkwürdigerweise die Verfasserin selbst durch die Bemerkung kennzeichnet: „Mit wenigen Strichen weifs er sie (gemeint sind berühmte geschichtliche Personen) so lebendig zu machen, dafs wir sie lebhaftig vor uns zu sehen glauben.“ Richtig ist — *cum grano* — dafs er, wie es wiederholt (S. 43 und 100) heifst, „bei keiner einzigen geschichtlichen Gestalt ein Wort (sic!) über ihr Innenleben fällt“ (sic!). Es entspricht eben überhaupt nicht dem Charakter der Th.schen Schreibart über das Innenleben seiner

Gestalten „Worte zu fällen“. Er zeigt überall fast immer nur das von außen Sichtbare in symptomatischen Zusammenhängen und Aktionen, so daß der Geist einer Epoche, das Innenleben einer Person von selbst daraus hervorleuchten und alles mit Leben erfüllen.

Nicht richtig ist ferner die S. 39 ausgesprochene Meinung, Th. lasse seine historischen Persönlichkeiten immer nur einseitig gut oder einseitig schlecht erscheinen. Richtig ist vielmehr, daß er sie, genau wie jede andere erdichtete Gestalt seiner Romane in voller lebensechter Naturwahrheit dargestellt hat, und zwar unter Verwendung aller historischen Daten, deren Kenntnis er haben konnte. Die Fälle, die als Beweise einseitiger Schilderung herangezogen werden, liegen so, daß es sich dabei um Urteile über den Charakter historischer Persönlichkeiten aus dem Munde einer Romangestalt handelt. Es ist offenbar, daß durch solche Schilderungen lediglich der Charakter und der Standpunkt der urteilenden nicht aber der beurteilten Person gekennzeichnet wird, wobei es durchaus gleichgültig ist, ob Thackerays eigene subjektive Meinung im einen oder anderen Falle mit der des Beurteilers übereinstimmt oder nicht. Einseitigkeit ist in solchem Falle geradezu ästhetisches Gebot. Ein Urteil über *Marlborough*, der, wie es S. 43 mit Recht heißt, „von den einen als Abgott gefeiert, von den anderen als Verbrecher geschmäht“ wurde, kann aus dem Munde eines Zeitgenossen gar nicht anders als einseitig gelaftet haben.

Endlich sei noch der S. 100 ausgesprochene Irrtum berichtigt, es sei Th.s Auffassung, „daß es dem Einfluß der Umgebung, nicht dem betreffenden Menschen selbst zuzuschreiben ist, ob er sich zu einem ehrlichen oder einem anständigen Charakter entwickelt“. Th.s Ironie zeigt uns freilich häufig genug insbesondere seine unterwertigen Charaktere in der Illusion befangen, ihre Niedertracht sei nur eine Folge verhängnisvoller äußerer Einwirkung. In diesem Sinne sagt z. B. in „*Vanity Fair*“ *Becky Sharp*: „*I think I could be a good woman if I had five thousand a year*“ und der Dichter bemerkt dazu „*and who knows but Rebecca was right in her speculations, and that it was only a question of money and fortune which made the difference between her and an honest woman*“; doch ist das zweifellos nur in dem Sinne gemeint,

dafs *Rebecca* für das Urteil der „Welt“ eine tugendhafte Frau hätte werden können. Mit welchem moralischen Stempel der Mensch nach aufsen hin seinen Lebensweg geht, das ist für Th. allerdings von den äufseren Verhältnissen abhängig. Sein Charakter dagegen liegt mit seiner Geburt unabänderlich ein für allemal fest, weshalb auch keiner von Th.s Romanen einen Charakter enthält, der nicht von vornherein, geradeso wie es die Verfasserin bei *Esmond* als Sonderfall glaubt hervorheben zu müssen, in allem Wesentlichen festgelegt, ja schon in der ganzen Reihe seiner Vorfahren erkennbar wäre. Zu dieser Auffassung bekennt sich Th. auch ausdrücklich, wenn er im VII. Kapitel der historischen Erzählung „*Catherine*“ sagt: „*A celebrated philosopher — I think Miss Edgeworth — has broached the consolatory doctrine, that in intellect and disposition all human beings are entirely equal and that circumstance and education are the causes of the distinctions and divisions which afterwards unhappily take place among them. --- As I have heard the author of ‘Richelieu’, ‘Siamese Twins’ etc. say ‘Poeta nascitur, non fit’, which means that though he had tried ever so much to be a poet, it was all moonshine: in the like manner I say ‘Roagus nascitur, non fit’. We have it from nature, and so a fig for Miss Edgeworth.*“

Zum Schluß noch eine historische Kleinigkeit: Seite 66 behauptet die Verfasserin: „1788 tötete König Ferdinand Wilhelm von Württemberg seine Frau Carolina von Braunschweig Wolfenbüttel wegen Ehebruch“. Es wäre interessant zu erfahren, auf welche Quelle die Angabe dieser historischen Merkwürdigkeit zurückgeht.

Hamburg.

Th. Mühe.

**Denis Saurat, Blake and Milton.** Bordeaux 1920, 74 S., Pr. 7.50 fr.

Diese Schrift ist als Nebenprodukt des großen Hauptwerkes desselben Verfassers (*La pensée de Milton*, Paris 1920) aufzufassen. Nachdem Saurat die Philosophie Miltons der eingehendsten systematischen Untersuchung, die sie je erfahren, unterworfen hatte, lag es ihm daran, die neuerrungenen Resultate bei einer Durchmusterung der englischen Dichtergalerie zu verwenden. Dafs er dabei auf die vereinsamte, lange Zeit verkannte Gestalt Blakes geraten ist, nimmt den nicht Wunder, der mit

dem Künstler, Dichter und Philosophen der neuromantischen Frühzeit einigermaßen vertraut ist. Verschiedene Tatsachen haben diese Wahl bewirkt. Erstens steht fest, daß Milton direkt unseren Mystiker beeinflusst hat. Ist doch eine seiner letzten, abstrakt allegorisierenden Dichtungen *Milton* genannt; *Paradise Lost*, *Paradise Regained*, der *Comus* und *Il Penseroso* hatten seine künstlerische Phantasie lebhaft beschäftigt und Bilder- und Illustrationszyklen hervorgerufen usw. Ja, Milton ist ihm eben keineswegs eine bloße literarische Tatsache geblieben; die Idiosynkrasie Blakes gestattete kaum je, daß ihm ein Interesseobjekt wurde, das ihm nicht in ein Interesse-subjekt, in einen organischen Teil seines subjektivsten Ichs sich verwandelte. Milton war einer der vielen längst abgeschiedenen Genien, die Blake in seinen Visionen besuchten; er wurde ihm auch eine von Blakes vielen Personifikationen eines bestimmten Prinzips. Wie z. B. *Urizen* das Feuer, der abstrakte Geist; *Tharmas* das Wasser, die konkrete Sinnlichkeit; *Urthona* die zeugende Erde; *Luvah* die Luft, die Liebe; *Los* das höchste Prinzip, die geistige Zeugungskraft usw., so war Milton in Blakes Ideenwelt als die dichterische Urphantasie verkörpert. Auch wo Milton nicht als eine der philosophischen Abstraktionen Blakes auftritt, ist er in ihm wirksam. Es sei mir erlaubt, nebenbei darauf aufmerksam zu machen, daß Blakes Deutung des gegenseitigen Verhältnisses von Gut und Böse in den Werken Miltons in vielen Hinsichten sich mit dem deckt, was ich in meinen Miltonstudien — wo mir die Werke Blakes noch unbekannt waren — ausgeführt habe (vgl. Introduction S. 35). In *The Marriage of Heaven and Hell* setzt zwar Blake das Gute als den reinen Intellekt, das Böse als den freien Impuls, durch Engel und Teufel versinnlicht, aber die höchste Form des Intellekts, die Intuition, ist ihm vom Impuls bedingt. So kehrt sich das Verhältnis von Gut und Böse um; Milton stehe deshalb, sagt Blake, unbewußt auf der Seite des Teufels; dieser sei der Verkünder neuer und höherer Wahrheiten und wenn in der genannten Dichtung der Gott des zwingenden Gesetzes und der Gewalt den Sohn des Feuers ins Meer hinabstürzt, erhebt sich dieser als der wirkliche Sieger wieder und tritt das Gesetz unter seinen Füßen. Wie Blakes Dichtungen nur ein ins Unendliche variiertes Thema bieten, so kehrt dieser Gedanke überall wieder: in *America*, wo das geknechtete

Europa dem freien Amerika gegenüber steht; in *Europe* und *Urizen*, wo Urizen der jüdische Jehovah, der Gott des Gesetzes ist, Orc das gährende Element, Satan das Prinzip des konkreten Begehrens.

Wenn wir also gedankliche Tendenzen von demselben Gehalt in Milton und Blake verfolgen können, müssen wir doch dessen eingedenk sein, daß wir sie in Milton sozusagen als unterirdische, unbewufte herauszuholen haben, während sie bei Blake eine völlig bewufte Rolle von Allegorien und Symbolen spielen. Wir können nur auf vereinzelte Stellen wie das bekannte "Each stair mysteriously was meant" bei Milton hinweisen, wo eine beabsichtigte Symbolik vorhanden ist. Bei Blake wimmelt es von Wörtern und Bildern, die symbolisch gemeint sind. Namentlich seine Gemälde sind deshalb schwer zu deuten. Die Sonne bedeutet z. B. dort den Intellekt, der Mond die Liebe; die kühn heraufspringende gotische Architektur versinnbildlicht etwa die künstlerische Phantasie usw. Wir haben wohl, glaube ich, hier den Ursprung der präraphaelitischen Symbolik zu suchen, nicht so sehr im Mittelalter oder bei Dante, wohin man es sonst geneigt gewesen ist zu verfolgen. Wenn uns in Holman Hunts „Light of the World“ das Kleid Christi, ohne Nähte und weiß, die katholische (im eigentlichen Sinne) Kirche bedeuten soll; die vier-eckige Spange das alte Testament, die ovale das neue Testament; die Äpfel den Fall; das wuchernde Unkraut und der Rost der Türnägel den langen Schlaf, aus dem Christus die Welt aufwecken soll; so geht wohl dies direkt auf Blake zurück und von ihm auf Böhme und Swedenborg, wo er sich vieles von seiner Mystik geholt hat. Wir müssen hier die Art Miltons und Blakes auseinander halten.

Um nun zur Schrift Saurats zurückzukehren, so hat er die Fragestellung vom Anfang an scharf ins Auge gefaßt. Er betont, daß Milton kein Mystiker sei; daß sowohl Milton als Blake als mächtige Anstrengungen der englischen Seele, von religiösem Dogmatismus sich zu befreien zu betrachten seien, Anstrengungen, die erst in Shelley als gelungen zu bezeichnen sind (S. 63). Ich glaube tatsächlich dasselbe gesagt zu haben wie Saurat — Saurat hat meine Schriften bei der Abfassung der seinigen nicht gekannt — wenn ich behauptete, daß Miltons geistige und religiöse Bestrebungen zeitlich bedingt seien, daß

vieles seinen Gedanken anklebe, was er selbst abgestreift hätte, wenn er ein Jahrhundert später geboren wäre.

Das Hauptgewicht legt aber Saurat auf die Tatsache, daß bei einer großen Ähnlichkeit der Temperamente Milton die Vernunft betont und die Beherrschung der Leidenschaften, Blake aber die Freiheit der Leidenschaften gegenüber der Vernunft. Auch hier ist es kaum möglich, ohne Hinweis auf Rousseau und den Geist der französischen Revolution zu wirt-schaften. Es war ja die Zeit Godwins und Paines. Man braucht dabei gar nicht notwendigerweise an bewusste Entlehnung zu denken. Weist doch Saurat nach, daß manche Gedanken Miltons, die man erst in seiner *De Doctrina Christiana* vorfindet, die also Blake in seinen Dichtungen nicht bekannt sein konnten, oft Blakeschen Ideen entsprechen. Wir müssen offenbar auch hier, wie so oft sonst, mit der Tatsache auskommen, daß temperamentliche und zeitbedingte Ähnlichkeiten oder Identitäten ähnliche oder identische Gedankenvorgänge voneinander unabhängig zeitigen können.

Nach einer kurzen Einleitung handelt Saurat vom Leben und Charakter der beiden Dichter. Er enthält sich dabei des sonst leider gewöhnlichen Vorgangs, bei rein äußeren Umständen zu verweilen, um sogleich an die Hauptsache zu gelangen: Milton und Blake sind ebenbürtig in ihrem innerlichen Stolz, der eigentlich nur eine Äußerung ihrer extremen Ichsucht, Ich-zentralisation, ihres Selbstgenügens war. Den geheimen Spuren des Wirkens dieses Selbstgenügens geht Saurat sehr scharfsinnig nach, und ich kann nochmals mit wahren Vergnügen feststellen, daß er meine Gedanken über Milton, ganz unabhängig von mir bekräftigt. Saurat sieht ein, daß die Stellung des Christen Christus gegenüber als stets hilfebedürftig Milton theoretisch, aber nicht praktisch bekannt ist (S. 7; vgl. meine Bemerkungen zur Biographie Miltons); daß dies Selbstgenügen letzterhand aus den beiden Dichtern die wahren Helden ihrer Gedichte gemacht ("it is not God, or Messiah: it is Milton who is the conqueror of Satan, and the veritable hero of Paradise Lost", S. 8). Wie ich sieht auch Saurat in den maßlosen, leidenschaftlichen Angriffen auf Gegner Äußerungen dieser Selbstvergötterung Miltons (und Blakes). Darin sucht er auch die Erklärung ihrer metaphysischen Anschauung, ihres Pantheismus, der es forderte, an der Gottheit selbst teilzuhaben, und die Erklärung ihres Freiheitsdranges.



Der zweite den beiden Dichtern gemeinsame Zug war die Sensualität und das Betragen Weibern gegenüber. Miltons physische Leidenschaft, über die sonst so viel gefaselt worden ist, steht dem französischen Forscher fest. Und ganz mit Recht, m. E. Ich habe selbst in meinen Miltonstudien auf einige psychologische Züge verwiesen.

Als drittes Gemeingut endlich die Religion, das religiöse Interesse. Saurat bemerkt psychologisch sehr feinsinnig, daß Blake und Milton nicht nur von religiösen Gefühlen erfüllt, sondern trotzdem, und infolgedessen, große Feinde der Religion gewesen seien, Individualisten und Ketzer, denen Dogma und Disziplin, Kirche und Klerus tief verhaßt waren. Ihre Religion war auch intellektuell, rationalistisch und ästhetisch bedingt.

Saurat beobachtet aber eine große Verschiedenheit zwischen dem Sichselbstbehaupten Blakes und der Selbstkontrolle Miltons. Der letztere konnte seine Freunde wahren, der erstere nicht. Beide Dichter bekunden eine ungeheure Verachtung der Autorität, aber Milton war doch gewissermaßen ein Wissenschaftler, während Blake bei den subjektivsten, auf grobe Unwissenheit begründeten Urteilen verweilte. Dies alles gehe darauf zurück, daß Milton der Vernunft, Blake der Leidenschaft gefolgt sei.

Das zweite Kapitel handelt von der direkten Beeinflussung Blakes durch Milton. Darüber ist schon oben etwas gesagt. Sie ist am deutlichsten in Vala und, natürlich, in Milton. Die Ähnlichkeit zwischen Urizen und Satan hat schon Beachtung gefunden, sie erstreckt sich bis auf mehrere Einzelheiten, wie die Begegnung Satans (Urizens) mit seinen Kindern, die Reise durch das Chaos, den Apfelgenuß, die Verwandlung Satans (Urizens) in eine Schlange.

Das zweite Kapitel stellt die Ethik der beiden Dichter dar und umfaßt die folgenden fünf Momente: Prinzipien, allgemeine Ähnlichkeiten, Moral als Freiheit, religiöse und politische Freiheit, Verschiedenheiten.

Beiden Dichtern ist die Ethik das Zentrale, und in der Ethik ist das Wesentlichste die eben genannte Auffassung von der Vernunft und der Leidenschaft. Es ist hier, wo vom Verhältnis von Gut und Böse die Frage ist, daß Blake auf die oben genannte Inversion dieser Größen kommt. Blake sagt: "Those who restrain Desire do so because theirs is weak enough to be restrained . . . The history of this is written in

*Paradise Lost* and the Governor, or Reason, is called Messiah . . . But in the Book of Job, Milton's Messiah is called Satan . . . It indeed appeared to Reason as if Desire was cast out; but the Devil's account is that the Messiah fell, and formed a Heaven of what he stole from the Abyss." Also eine identische Auffassung der dualistischen Natur des Menschen, aber die Auffassung des Verhältnisses der beiden Elemente bei Milton bedeutet eine Inversion des Verhältnisses bei Blake. Doch — und dies ist sehr wichtig, eine neue Bestätigung meiner Miltonauffassung — die Differenz ist gröfser theoretisch als praktisch. Die Persönlichkeit Miltons war eine äufserst leidenschaftliche, woher eine tiefe Sympathie mit der Leidenschaft, eine Sympathie, die von ihm selber kaum in ihrer vollen Ausdehnung verstanden wurde. Wir wollen es nicht vergessen, dafs Milton das gesunde Verlangen des menschlichen Körpers vindizierte, weil der Körper aus der Materie geschaffen und die Materie ein Teil von Gott sei. Also, dachte er, ist das in der Materie inhärente Verlangen gut. Nun, ebenso wie Milton das Verlangen einräumt, tut Blake dasselbe gegenüber der Vernunft. Und in dieser Weise nähern sie sich von ethisch diametral entgegengesetzten Stellungen aus. Das Prinzip wird bei beiden: Die einzelne Persönlichkeit schreibt ihr eigenes Gesetz. "The rule of judgment will be the conscience of each individual" sagt Milton. Vgl. auch meine Bemerkungen zur Biographie Miltons. Im Fall sehen beide den Ursprung des Gesetzes. Milton glaubt an die Notwendigkeit des Gesetzes für die gefallenen Menschen, aber sowohl er als Blake stimmen darin überein, dafs für die Wiedergeborenen kein Gesetz da ist.

Die praktische Anwendung des Freiheitsprinzips fällt beiden hauptsächlich ins religiöse Gebiet. Hafs gegen den Klerus und gegen die katholische Kirche vor allem einigte sie. Die politische Freiheit, von der Religion abgesehen, war ihnen sehr wenig. Siehe, was ich über die theoretischen Ausführungen Miltons von der politischen Freiheit des ganzen Volkes sage (Einl. XL ff.). Die Freiheit liegt beiden im Innern des Menschen; die innere Beschaffenheit bedingt die äufserer politische Freiheit. Die Differenz, wir wiederholen es, war eine mehr intellektuelle als praktische; dem einen war der Wille die Leidenschaft, gewissermaßen, oder wenigstens das Verlangen; dem anderen die Vernunft, in gewissem Sinne.

Das vierte Kapitel behandelt den Fall und den normalen Zustand des Menschen. Für Milton war der Sündenfall "the subjection of understanding and will to sensual appetite, who from beneath usurping over sovereign reason claimed superior sway". Die verworrenen Mythen Blakes dagegen müssen wohl dahin gedeutet werden, daß ihm der Fall das Gegenteil war, d. h. die Herrschaft der Vernunft über das Verlangen, die Leidenschaft. Wie wir aber oben sehen, tritt bei Blake gewissermaßen ein Umschwung des Verhältnisses ein. Der höchste Intellekt war die Intuition, mit dem freien Impuls durchsetzt. In dieser Weise scheinen Blake und Milton noch in diesem Punkte zusammenzutreffen. Mit dem Fall hängt die Auffassung vom sexuellen Verlangen und vom Weibe zusammen bei den beiden Dichtern. Die direkte Folge des Falles im *Paradise Lost* ist fleischliche Lust. Damit aber verwirft Milton nicht das sexuelle Verlangen, sondern nur das egoistische, unnatürliche sexuelle Verlangen. Anderswo spricht er von "wedded love, founded in reason". Das ist Blake zuwider, der die Freiheit auch hier vindiziert. Im Großen und Ganzen stimmt er aber mit Milton überein, da ihm ebenso Laszivität zuwider ist. Eine weitere Seite von Blakes Weltanschauung kommt aber auch hier in Betracht, oft deren Einheit eintragend: sein Mystizismus mit dessen neuplatonischen, Jakob Böhmisches und Swedenborgschen Elementen. Die Materie war Milton gut, weil an Gott teilhabend; nicht so Blake: ihm war sie auch das neuplatonische Böse, das den Menschen von der reinen Ideenwelt herabzieht.

Die Auffassung des Weibes bei den beiden Dichtern ist die gleiche: die morgenländische bis zu einem gewissen Grade. Weiberherrschaft sei die Quelle allen Übels, darin stimmen sie überein. Andererseits repräsentiere das Weib Reiz, Schönheit, Leidenschaft, Milde usw., Begriffe, die als von hohem Werte, als Notwendigkeit im Leben anerkannt sind.

Das letzte Kapitel behandelt endlich die metaphysischen Ideen der Dichter: Inspiration, Dogma, Offenbarung, Gott, Pantheismus, Monismus, Wiedergeburt.

Milton wie Blake glaubte an die göttliche Inspiration als Erkenntnisquelle. Blake trieb dies viel weiter in seinem Glauben an die Visionen. Er identifizierte den Genius gewissermaßen mit Gott: "those who envy or calumniate great men

hate God, for there is no other God.“ Hier trifft Blake mit Milton zusammen, der glaubte, alle Menschen seien aus der Materie, die an Gott teilhabe, und dafs Gott mehr in den grofsen Männern innewohne. Damit hängt der rationalistische Geist der beiden Dichter zusammen. Das Dogma ist ihnen keine absolute, unabänderliche Wahrheit, sondern den Deutungen der menschlichen freien Vernunft unterworfen. So sagt Blake: “I know of no other Christianity and of no other Gospel than the liberty both of body and mind to exercise the divine arts of Imagination.“ Milton sieht in Christus gleichsam ein Symbol der Vernunft, die in uns die Herrschaft besitzen soll. Er unterscheidet in dieser Weise gleichsam eine historische und eine symbolische Wahrheit, die in noch höherem Grade Blake geläufig werden. In der Tat, ihm ist die eine Wahrheit in der anderen enthalten und diese noch in einer anderen, zuweilen bis an die vierte Hülle. Diese Dichter, so verfolgt Saurat seine feinsinnige Darstellung, erstrebten lebendige Ideen, die nicht nur in Symbole umkleidet, sondern geradezu in lebendige Wesenheiten verkörpert werden sollten. Sie waren der Abstraktionen hinter der Vision gewahr, aber zugleich des Wunsches voll, diese Abstraktionen verwirklicht, verlebendigt, realisiert zu wissen. Diese Wesenheiten waren ihnen also nicht reine Allegorien, Symbole, poetische Bilder, Realisierung psychologischer Fähigkeiten, sondern transzendente oder vielmehr übernatürliche, ihrer Existenz bewufste Wesenheiten. Sie waren im Innern des Menschen repräsentiert von der Eigenschaft in uns, die ihr Wesentlichstes bildete. Für Milton war Christus der Intellekt in uns, aber er war auch eine historische Wahrheit aufserhalb unser. Es ist m. E. klar, dafs diese Doppeltsetzung ein Drittes mit sich führt: den Unglauben. Dieses Experimentieren mit Gottheiten beläfst endlich den Dichter als den wahren Gott, ihm selbst vielleicht unbewußt, sich selbst seinen eigenen forschenden Augen hinter längst überwundenen, hinfälligen, geschichtlichen Tatsachen zu entziehen suchend. Es sind rein gedankliche Experimente, die ohne eigentliches Glaubensbedürfnis in jedes beliebige Bekenntnis führen können, wie es denn auch geschehen ist. Wir finden in Milton eine Musterkarte der verschiedensten religiösen Anschauungen und Ansichten: Materialismus, Arianismus, Pantheismus, Anthropomorphismus, Arminianismus, Seelenmortalis-



Monismus oder Materialismus. Mensch und Tier, zumal Mensch und Ding, sind nicht verschieden: also keine Seele oder keine Verschiedenheit zwischen Seele und Körper. Sowohl Milton als Blake folgern daraus, daß alles unsterblich sei. Eine Differenz zwischen Körper und Seele gegenüber dem Tod existiert für Milton nicht. Er gehört wie gesagt zu den Seelenmortalisten. Bei den Dichtern ist der Tod nur ein vorübergehendes Ereignis.

Die Wiedergeburt ist das Aufgehen in Christus. Er inkarniert sich in die Seele der Auserwählten. Milton kennt Verdammte. Blake nicht. "The Greater Man", von dem Milton spricht, muß wohl in Übereinstimmung mit der Deutung Blakes von Christus als Kollektivbegriff gefaßt werden.

In einigen Schlußworten faßt dann Saurat das Resultat zusammen.

Das Verdienst dieser Schrift innerhalb ihrer Grenzen springt in die Augen. Die Umrissse von Miltons Philosophie, die sie bietet, sind von sekundärer Bedeutung nur in Anbetracht<sup>1)</sup> von Saurats großer Untersuchung dieses Gegenstandes, wovon anderswo ausführlich gesprochen werden soll. Die Konturen von Blakes Denken sind m. E. gut gewählt und richtig verfolgt. Es ist ein Umriss geblieben, aber ein Umriss, wo das Wesentlichste mitaufgenommen ist und der somit einen klärenden Überblick gestattet. Was aber diese Schrift besonders vorteilhaft auszeichnet, ist die Fähigkeit des Verfassers, unter Vermeidung mechanisierender Psychologie doch den psychologischen Zusammenhängen mit den systematisch-gedanklichen nachzugehen und durch inhaltlich und formell geniale Bemerkungen dem Leser klarzulegen.

<sup>1)</sup> Ich vermisze ein Literaturverzeichnis und ein Register!

Lund.

S. B. Liljegren.

[11. 12. 21.]

#### I N H A L T.

	Seite
I. Gepp, A Contribution to an Essex Dialect Dictionary . . . . .	25
Thomas, An Introduction to the History of the English Language   (Horn) {	30
Jahn, Die mitttelenglische Spielmannsballeade von Simon Fraser (Fischer) . . . . .	32
Vogel, Thackeray als historischer Romanschriftsteller (Mühe) . . . . .	34
Saurat, Blake and Milton (Liljegren) . . . . .	39

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXIII. Bd.

März 1922.

Nr. III.

---

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Carl Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung.**  
Mit 35 Taf. und 101 Textabb. Strafsburg und Berlin, Karl  
J. Trübner [jetzt: Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher  
Verleger], 1919. XII, 350 S. 8°.

Der Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen hat nicht in stiller Gelehrtenklausur langsam und vorsichtig ein Handbuch der Vorgeschichte Europas zusammengeschrieben, das darauf ausgeht, jede Kultur in der ganzen Breite ihrer Erscheinung darzustellen. Er hält sich, wie er im Vorwort es selbst ausdrückt, an die keimtragenden und stammbildenden Elemente dieser Kulturen und will Entwicklung, nicht Zustand schildern. Als Leiter oder Veranstalter zahlreicher Ausgrabungen und auf weiten Autoreisen, die ihn durch Altortsmuseen und vorgeschichtliche Fundstätten Englands, Frankreichs, Italiens, nach Malta, Kreta, Athen, Volo, Saloniki und Belgrad führten, endlich durch einige während des Kriegs in Polen und Rumänien unternommene Erkundungen hat er seinen Gesichtskreis so erweitert und seinen Blick für die innere Verwandtschaft der gleichartigen, an weit auseinanderliegenden Plätzen aufgefundenen Kulturercheinungen so geschärft, daß er das Bedürfnis empfunden haben mag, die großen Züge der europäischen Kulturentwicklung, wie sie sich ihm darstellte, festzulegen, zumal da das Bild, das er gewonnen hatte, in manchen wesentlichen Punkten von

der verbreitetsten Auffassung der Vorgeschichtsforscher stark abweicht. So ist ein Buch entstanden voller Anregungen für den Fachgenossen und höchst anziehend, oft geradezu spannend für den nichtfachmännischen Leser. Trotzdem England darin eine ganz nebensächliche Rolle spielt, wird es wegen der Bedeutung, die das Werk für die allgemeinen Anschauungen über die Kultur von Alteuropa besitzt, erlaubt sein, auch in dieser Zeitschrift etwas ausführlicher darüber zu berichten und den Versuch zu machen, die Hauptgedanken daraus hervorzuheben oder wenigstens auf die Punkte hinzuweisen, an denen Schuchhardt von der landläufigen Meinung abweicht.

Sehr umstritten ist immer noch die zeitliche Begrenzung und Festlegung der einzelnen Perioden der Vorgeschichte. Neue Funde entziehen leicht mühsam erreichter Übereinstimmung der Anschauungen wieder den Boden. So stellen die vor einigen Jahren gemachten Ausgrabungen von Markkleeberg bei Leipzig die Datierung der Perioden vom Acheuléen bis zum Moustérien wieder in Frage. Die Geologen pflegen für die Dauer der Eiszeiten und Zwischeneiszeiten mit Jahrtausenden, ja Jahrhunderttausenden zu rechnen. Sch. hält die Berechtigung zu derartigen Ansätzen vom Auftreten des Menschen ab für fraglich, da die Entwicklung der menschlichen Werkzeuge vom Chelléen bis zum Magdalénien eine so organische und folgerichtige sei, daß man mit nicht viel höheren Zahlen als den für die geschichtliche Zeit geltenden rechnen möchte.

Im Paläolithikum herrscht als Bestattungsweise die der liegenden Hocker in West- und Südeuropa, sie wiegt vor in Thüringen und an der Donau, fehlt aber völlig in den Megalithgräbern Norddeutschlands und Skandinaviens. Die bisherigen Erklärungsversuche ersetzt S. durch einen andern: Zu allen Zeiten suchte man den Toten so zu bestatten, als ob er schlief. Die Hockerstellung ist die Schlafstellung des Südens, auf bloßer Erde, ohne Bett, mit an den Leib gezogenen Gliedern, während im kälteren Norden im Bett gestreckte Lage Regel ist.

Paläolithikum und geschichtliches Altertum mit einander zu verknüpfen, muß gestattet sein. Die Anknüpfungspunkte finden sich in der Bestattung (Hockerlage mit Rötelbeigabe), in verschiedenen Schmucksachen, in den ältesten technischen Ornamenten, in der Haartracht der Frauen, im bloßen Gürtel der Männer. Wie sich diese Übereinstimmung erklärt, mag



die Zukunft entscheiden. Während ein scharfer Schnitt das ältere und das jüngere Palaeolithikum von einander trennt, führen vom letzteren starke Brücken zu den neolithischen und späteren Kulturen Nord- und besonders Südeuropas: in der Herrichtung und Verzierung von Stoffen, in der Darstellung von Tieren und Menschen, in der Bestattung, in dem aus dieser zu erschließenden Glauben an ein Jenseits und an höhere Mächte. Die Legende von einem gähnenden Zwischenraum zwischen älterer und jüngerer Steinzeit hat entstehen können, weil die in der Übergangszeit gebrauchten einfachen, bloß behauenen, kaum je geschliffenen Werkzeuge, unter denen Kernbeil und Walzenbeil im Vordergrund stehen, als solche nicht leicht erkannt werden und nur den geübten Augen gebildeter Männer auffallen.

Im Palaeolithikum tritt die Kultur erstaunlich gleichartig zur selben Zeit in weit entlegenen Gegenden auf. In der weiteren Entwicklung aber hat die Verschiedenheit des Klimas und des Bodens im Norden und Süden, im Westen und Osten sich geltend gemacht. Am auffallendsten geben die verschiedenen Kulturkreise sich in der Keramik zu erkennen. Sie ist in der Frühzeit ein Erzeugnis von örtlicher Beschränkung und spricht die heimische Sprache der vorgeschichtlichen Völker in gleicher Reinheit wie sonst nur Haus- und Grabbau; sie ist für den Geschichtsforscher das sicherste Hilfsmittel, weil sie am öftesten auftritt, während die anderen Schöpfungen sich nur unter besonders günstigen Umständen erhalten haben. Als erstes formengebendes Element liegt ihr der Flaschenkürbis zu Grunde. Spekulation, welche die Erfindung der Form, vom Materiellen absehend, rein der gottgegebenen Phantasie des Menschen zuschreibt, ist abzulehnen. Ein besonders lehrreiches Kapitel in der Geschichte der Töpferei bildet die Entwicklung der Untersätze. Flechtumhüllung, gelegentlich gänzliche Herstellung der Gefäße durch Flechterei sind alt; das zeigen die palaeolithischen Ziermotive. Schließlich kommt als Ersatzmaterial für Kürbisgefäße auch Leder in Betracht.

Westeuropa, zumal Frankreich, das klassische Land der menschlichen Kultur im Diluvium, spielt auch im Neolithikum und im Beginn der Bronzezeit eine besondere Rolle. Eigentümlichkeiten der Eiszeit setzen sich fort: Bestattung der Leichen in Hockerlage in Höhlen; runde Form der Häuser

mit Mittelpfeiler und nach deren Muster runde Grabanlagen; Ornamentik im Stil der palaeolithischen Textilkunst. Die Neigung für den Rundbau ist dem Westen bis auf den heutigen Tag verblieben. Dort fehlten die Seen, an denen sich die im Alpengebiet und im Norden verbreitete Pfahlbaukunst mit ihrem viereckigen Hausgrundrifs hätte entwickeln können. Im westeuropäischen Kreis scheint die Burg als befestigter Wohnsitz oder als Zufluchtsort in Zeiten der Not aufgekommen zu sein. Wenigstens fehlt diese in alter Zeit im nördlichen Kreis ganz und der Donaukreis dürfte sie vom Westen übernommen und dann weiter verbreitet haben.

In Höhlengräbern von Petit Morin überraschen einige rohe Bilder an den Wänden. Der ziemlich allgemeinen Auffassung, daß sie die geschmückte weibliche Grabgottheit, die Herrscherin im Totenreich, darstellen sollen, tritt S. entgegen. Es sind gar nicht alles weibliche Figuren, nur die unbewaffneten und die durch die Andeutung von Brüsten gekennzeichneten; die bewaffneten dagegen sind Männer. Das führt auf die ganz natürliche Deutung, daß vor der Tür des Grabes der oder die Verstorbene dargestellt sei, welche die Besucher der Stätte hier verehren wollten, eine Entwicklung analog derjenigen des Menhirs, eines hohen am Grabe stehenden Steins, der, zunächst wohl nur als Seelenthron gedacht, allmählich als Abbild des Verstorbenen aufgefaßt und mit menschlichen Gesichtszügen versehen wurde.

Für den Anglisten von besonderem Interesse ist S.'s Meinung über die beiden bekanntesten und bezeichnendsten Beispiele von runden Gräberplatzanlagen in England, Stonehenge und Avebury, die fast überall noch als unanfechtbare Sonnenheiligtümer gelten. S. glaubt, daß der sogen. „Altarstein“ ursprünglich aufrecht gestanden habe und der Menhir des Mittelgrabes gewesen sei und daß auch die um ihn in Hufeisen aufgestellten kleinen Kegelsteine, ebenso der nachher noch folgende volle Kreis aus ebensolchen Steinen Menhirbedeutung gehabt haben, daß dagegen der Trilithenkranz und der Pfeilerkreis, die jedesmal den Rücken der Menhirlinie decken, wohl nur als Einhegungen zu betrachten seien. Die von Stonehenge gegen Nordosten ziehende Feststraße, heute noch 400 m weit erhalten, habe nach einer Gabelung in einem Zweig zu einer heute noch erkennbaren Rennbahn geführt. Ob diese zu der

großen Nekropole gehöre, in deren Mitte sie liege, müßte sich durch eine Ausgrabung erweisen lassen (warum glaubt S., daß in England niemand auch nur auf den Gedanken kommen könnte, eine solche Untersuchung vorzunehmen?). Also nicht Göttertempel seien diese großen Kreisanlagen in England gewesen, sie hätten vielmehr durchaus der Bestattung und dem Totenkult gedient und erscheinen mit ihren stelenbesetzten Schachtgräbern auf der offenen Fläche als die um ein oder mehrere hundert Jahre älteren „Vorbilder“ (?) des Löwenrunds von Mykene.

Zwischen dem nordischen Kulturkreis Norddeutschlands und Skandinaviens, die erst nach Beendigung der letzten Eiszeit offenbar vom Niederrhein, den Harzgegenden, Thüringen und Sachsen aus besiedelt wurden, und dem älteren westeuropäischen Kreis läßt sich eine Grenze erkennen, die von der Zuidersee durch die Provinz Overyssel auf Münster zu zieht und in den Grabanlagen durch die großen Steingräber (Megalithgräber, Hünenbetten) wie in der Keramik zu Tage tritt. Die Megalithgräber weisen zwei verschiedene Formen auf, die kleinen Dolmen und die großen Ganggräber; aus diesen letzteren habe sich sichtlich weiterhin durch Zusammenschrumpfen der Langkammer des Ganggrabes die langrechteckige Steinkiste und aus dem Dolmen das in Holz gebaute Einzelgrab unter einem Rundhügel entwickelt. Letztere Form, der eine schier unverwüßliche Lebensdauer eignet, erkennt S. noch im Beowulf, wenn dem Helden sein hohes Grab „gezimmert“ wird.

Im Hausbau nehmen die 1907 in der Nähe von Plön bei Meinsdorf aufgedeckten Häuser in Hufeisenform mit großem rundlichem Herd vor der Öffnung des Hufeisens eine interessante Sonderstellung ein. Die starke Mauer muß ein Kuppeldach, wohl aus Lehm, getragen haben. Die Häuser von Meinsdorf stehen mit dieser Form, wie vieles andere zu Beginn des Neolithikums im Norden, unter dem Einfluß Westeuropas. Diesen verrät auch die Nichteinbeziehung des Herdes unter das Hausdach, die der Sitte eines milderen Klimas entstammt.

Die neolithische Töpferei des Nordkreises ist ganz primitiv und zeigt klar, wie Formen und Verzierungen naturgemäß entstehen. Die ältesten Erzeugnisse verraten wieder Schule des Westens. Halbkugelige Schalen mit untergelegtem Boden

können ihre Abstammung vom Flaschenkürbis nicht verleugnen. Daneben aber lassen die straffen Formen und die sprechenden Verzierungen auf der Mehrzahl der Gefäße keinen Zweifel, daß die Kürbis- und Ledergefäße im Norden durch korbgeflochtene abgelöst worden sind und daß diese hauptsächlich das Vorbild für die beginnende Keramik abgegeben haben. Die Technik der Verzierungen ist der Tiefstich, bei weniger sorgfältiger Behandlung der Furchenstich. Sie ist nicht so weit verbreitet wie die Megalithgräber, zu denen sie gehört: zwischen Elbe und Weichsel findet sich an ihrer Stelle die sogenannte Schmurkeramik. Und auch auf ihrem eigensten Gebiet in Nordwestdeutschland verschwindet sie schon in der letzten Periode der Steinzeit wieder vor den Nachkömmlingen des alten westeuropäischen Lederstils.

Die in ihren Formen — dem für Fragen der Abstammung entscheidenden Element — von der Megalithkeramik ganz verschiedene Schmurkeramik hat sich besonders nach Süddeutschland und der Schweiz, wo aber im ganzen die Bandkeramik vorherrscht, ausgebreitet; sie ist dort bisher nur in Gräbern, nicht in Siedelungen festgestellt. Im Norden ist sie bis nach Dänemark und England gedrunken. In England zeitigte sie in der Bronzezeit eine reiche Nachblüte, besonders in der Verzierung der im Westen schon heimischen geschweiften Becher.

In Mitteleuropa oder, nach der weiten Erstreckung gegen Osten richtiger ausgedrückt, im Donaukreis herrscht der reine Kürbisstil in der Bandkeramik, so geheißsen, weil sie Bänder, nicht Linien zur Verzierung verwendet und zwar entweder in Ritzlinien, Spiral- und Mäandermuster oder in zu Schnüren zusammengefaßten mehrfachen punktierten Linien als Hinkelsteinkeramik (nach dem Fundort bei Worms). Die Funde des letzten Jahrzehnts haben eine beträchtliche Ausdehnung dieser beiden Gattungen von Keramik erkennen lassen, den Rhein hinunter ins Neuwieder Becken und durch die Eifel nach Belgien und von Böhmen durch Sachsen und Thüringen bis in die Harzgegend. Sie ist selbst auf einer dritten Entwicklungsstufe stark beeinflusst von der sogen. Rössener Keramik; in Großgartach ist der Übergang gut zu verfolgen. S. erkennt die einfache Bandkeramik für das östliche Süddeutschland mit Mähren und Böhmen als autochthon an und hält sie

im Gegensatz zu anderen Forschern für die Mutter, nicht für die Tochter der weiter östlich bis nach Rumänien auftretenden verwandten, aber entwickelteren Stile.

Auch dem nordischen Kreis ist nach S.'s Auffassung eine weite Ausdehnung bis in die Balkanhalbinsel und ans ägäische Meer beschieden gewesen. Am deutlichsten läßt sich dieser Vorstoß am Haus erkennen. Das nordische Haus ist rechteckig, zunächst einräumig mit dem Herd unter dem Dach, später mit Vorhalle an der einen Schmalseite. Dieser Typus findet sich ganz ausgesprochen in Thessalien, in Troja, Tiryns, Mykene innerhalb einer Kultur, die ursprünglich dem Rundhaus huldigt, wie sich denn neuerdings unter dem Megaronhause in Tiryns ein kolossaler, die Mitte der Burgfläche einnehmender Rundbau in einer 2 m tieferen Schicht hat nachweisen lassen.

Auch die Keramik spricht für Einfluß eines nordischen Kulturstroms auf den Südosten. Schnurkeramik und Rössener Stil erkennt man durch Südungarn und durch ganz Siebenbürgen wieder, und die Weichsel hinauf, den Dnjepr und Dnjestr hinunter bis zum schwarzen Meer, ebenso über das Ostalpengebiet die Drau und Sau hinunter durch Slavonien auf die Balkanhalbinsel sind diese Formen vorgedrungen. Der genauere Nachweis des Zusammenhangs bleibt der Erschließung von Serbien, Albanien, Makedonien vorbehalten. Vom Balkan aus teilt sich der Strom in einen Arm über die Insel Lenkas nach Apulien und Sizilien und einen andern über Thessalien nach Boetien und Mykene. In Thessalien treten dabei Erscheinungen auf, die deutlich auf Einfluß der Mittelmeerkultur weisen.

Die Bronzezeit ist die Periode, wo das Wachstum der drei großen Kulturkreise schon ins geschichtliche Licht rückt. S. hält die lange verbreitete Meinung, daß die Bronze fertig nach Europa gebracht worden und Cypern die älteste Kupferquelle gewesen sei, für unrichtig; vielmehr habe Europa seine an verschiedenen Stellen vorhandenen Kupferlager schon frühe selbständig ausgebeutet. Wo die Mischung des Kupfers mit Zinn zur Bronze erfunden worden ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; wahrscheinlich sind die ersten Versuche in Cornwall gemacht worden, der einzigen Stelle, wo Kupfer und Zinn zusammen gefunden werden. In der Metallkultur

bleiben die alten Unterschiede zwischen West-, Nord- und Mitteleuropa weiter bestehen; doch treten jetzt stärkere Verschiebungen und Vermengungen von Einheimischem und Fremdem auf, in besonders interessanter Weise im Südosten, wo nordische und mittelländische Kultur zusammentreffen und den Boden für den klassischen Hellenismus bereiten. Es wird auch hier wieder aus Haus- und Grabbau, aus der Skulptur und der Geräte- und Gefäßbildnerei klar, daß das Mittelmeer nicht aus dem Osten, sondern aus der alten Kultur des Paläolithikums von Frankreich und Spanien seine Anregungen empfangen hat.

Bei Sabroso in Portugal und auf den Balearen finden sich regelmäßige Rundhäuser mit einem nach oben anschwellenden Mittelpfeiler, der als Träger von Steinplatten zur Gewölbestütze wird, also nicht, wie meistens geschieht, als Opfertisch aufgefaßt werden darf. Aus ihm ist auch die merkwürdige und viel umstrittene kretisch-mykenische Säule, die oben dicker ist als unten, hervorgewachsen. Der vornehme Palast des Mittelmeeres, von dem uns die in Form eines Hausmodells gehaltene Schmuckdose von Melos einen Begriff gibt, ist nur eine Vervielfachung der alten einfachen Rundhütte. Später sind die einzelnen Räume rechteckig und das Kegeldach zum flachen Dach geworden. Auch die irrtümlich für phönizische Heiligtümer gehaltenen Bauten der Gigantia auf Gozo bei Malta — in Wirklichkeit sind es Palastbauten — lassen sich auf diese Grundform zurückführen. In der weiteren Geschichte dieses Grundrisses bleibt der offene Hof, um den die Wohnräume sich in Hufeisenform gruppieren und in dem ursprünglich unter freiem Himmel der Herd steht, kennzeichnend im Gegensatz zum nordischen Haus, daß den Herd unter das Dach zieht, um für die kältere Jahreszeit einen wohnlichen Raum zu schaffen. Mit Malta stimmt in der ganzen Anlage des fürstlichen Wohnsitzes Kreta mehr zusammen als mit Troja und Mykene. Kretas Kultur wurzelt eben im Westen, nicht im Norden. Auch der Kreta eigentümliche Kamares-Stil der Keramik, der aus Spiralen Knospen und Blätter kommen läßt, hat seine Vorstufen in Malta, aber seine Vollendung verdankt er Kreta und ist von dort nach verschiedenen Richtungen gewandert; mit Hilfe ägyptischer Funde läßt er sich zeitlich auf die Jahre 1900–1800 vor Christus festlegen.

Ägypten und Babylonien können nicht mehr als älteste Kulturländer der Welt, als Wiege der Menschheit gelten. Sie sind an Alter von den Höhlen von Laussel und Altamira weit überholt. Das Dogma von dem ganz auf sich selbst gestellten, aus sich selbst entwickelten Ägypten muß fallen gelassen werden, da es sich immer mehr herausstellt, daß manches in seiner Kultur an diejenige des westlichen Mittelmeers und das dieser zu Grunde liegende Paläolithikum erinnert. Auf den Ägypten vorgelagerten Inseln und auf dem griechischen Festland sind paläolithische Funde bisher auffallender Weise nicht gemacht worden. Darum muß wohl der breite afrikanische Nordrand als die Basis der ältesten Kultur des Mittelmeeres angenommen werden, wofür auch andere Anzeichen sprechen. In späterer Zeit verraten z. B. Scherben und Malereien in den Häusern mit deutlichem Binnenhof unter der XII. Dynastie und Amenophis IV. Einfluß Kretas. Sogar nordische Schwertklingen treten gelegentlich auf, eine z. B. mit der Königskartusche von Sethos II., also vom Ende des 13. Jahrh. v. Chr., und zu Anfang des neuen Reiches ein ganzer Streitwagen — heute im Museum von Florenz — mit Speichen, die mit dem in Ägypten nicht vorkommenden Birkenbast umwunden sind.

Die durch die Ausgrabungen von Bogasköi in Kappadozien belegte hettitische Kultur unterlag in vormykenischer, kykladisch-trojanischer Zeit einem merklichen Einfluß vom Mittelmeer her in Tracht und Ornamentik. Die Erkenntnis der Sprachforschung, daß die hettitische Sprache indogermanische Züge aufweise, vermag die Archäologie zu stützen mit dem Nachweis, daß nordischer Einfluß von der nördlichen Ägäis her gewirkt hat. Von sich aus dürfte die Archäologie freilich nicht wagen, dieses nordische Element dem indogermanischen gleichzusetzen.

Die Kultur der Etrusker bildet in Italien einen alten festen Block westmittelländischer Überlieferung mit eigenartigem Kern im Haus- und Grabbau, in Bestattung und Verehrung der Toten, in allerhand Besonderheiten des Lebens und Glaubens. Er ist von dem ersten etwa 2000 v. Chr. einsetzenden, in den Pfahlbauten Oberitaliens erkennbaren nordischen Zustrom, ebenso von dem zweiten in der vollen Bronzezeit erfolgenden unberührt geblieben. Auch ihre vorindogermanische und daher für uns bis heute unverständliche Sprache

haben die Etrusker sich in der italischen Umgebung unversehrt bewahrt, selber aber damit auf die italischen Mundarten stark eingewirkt.

Alle Kulturbewegungen von der Steinzeit bis zur römischen Periode, welche Südosteuropa erreicht haben, lassen sich in den neun übereinanderliegenden Schichten von Troja erkennen und darnach häufig näher bestimmen. In Mykene und Tiryns tritt uns die Kultur der griechischen Heldenzeit in ihrer ganzen Fülle vor Augen und gestattet uns, die verschiedenen Bestandteile, aus denen sie erwachsen ist, zu studieren. Wir können dem Verfasser nicht in die Einzelheiten des anziehenden Kapitels über diese Dinge folgen und geben nur seine Zusammenfassung über Troja wieder: „Wir sehen [Troja] zunächst besetzt von einem Volke kleinasiatischer Kultur. Hierzu treten dann Elemente aus dem Westen und anscheinend ein Herrenvolk aus dem Norden. Wir sehen [es] zunächst in engen Beziehungen mit Thrakien und Makedonien und begegnen noch in der zweiten Stadt einer für das Mittelmeer ganz neuen nordischen Hausform. Allmählich haben die Zuwanderer sich aber in die einheimische Kultur eingewöhnt und sie zu hoher Blüte gebracht. Die zweite Siedlung, die bedeutendste, die Troja erlebt hat, ist offenbar gewaltsam zerstört worden, und erst nach langer, leerer Zeit ist eine mykenische Burg erfolgt. Von da an bleibt die Verbindung mit dem griechischen Boden, abgesehen von dem kurzen Kimmerier-Intermezzo, bestehen . . .“

Ägyptische Funde in Mykene und umgekehrt mykenische Funde in Ägypten lehren uns, daß wir die mykenische Kunst uns etwa in der Zeit von 1650—1200 v. Chr. blühend zu denken haben. Wenn zu Schliemann's Zeiten das Verhältnis von Troja zu Mykene als das von Mutter und Tochter erschien, so sieht man heute, daß beide sich stark unterscheiden. Mykene hat als Untergrund das Altmittelländische und ist vom kretischen Kamares-Stil beeinflusst. Nordischer Zustrom, der aber erheblich später erfolgt ist als in Troja (erst nach Troja II), hat ihm dieselbe Palastform gebracht wie Troja. Ausgebreitet hat sich die mykenische Kultur stärker nach Südosten als nach Westen, bis nach Cypern und Palästina, dem Land der Philister, die von Kreta kamen und mykenische Kultur mitbrachten. Die Meinung, daß der Ursprung der mykenischen Kunst auf Phönizien zurückzuführen sei, läßt sich nicht mehr



halten. Erst nach dem Verblühen der mykenischen Kunst haben die Phönizier etwa von 1100 ab eigenen Handel im Mittelmeer aufgenommen.

In den verschiedenen Schichten der homerischen Dichtung ist das Archäologische oft so handgreiflich verschieden, daß man von dieser Verschiedenheit aus an die Zergliederung der Ilias gegangen ist. Man kann nicht nur eine ältere mykenische und eine jüngere, schon griechische Auffassung unterscheiden, sondern innerhalb der mykenischen Partien nordische und alt-mittelländische Züge zu trennen versuchen. Die Würdigung von S.'s Beweisführung, die natürlich vielfach die subtilsten Fragen der Homerkritik berührt, muß den klassischen Philologen überlassen werden.

Zu dem aus den bis hierher ausgezogenen acht ersten Kapiteln gewonnenen Gesamtbild der Kulturentwicklung Europas fügen die noch folgenden vier Kapitel (9: die Bronzezeit in Nord- und Mitteleuropa; 10: Die Lausitzer Kultur; 11: Übersicht über die Weiterentwicklung [bis zur Völkerwanderung und Wikingerzeit]; 12: Schlufsbetrachtungen) kaum mehr einen wesentlichen Zug hinzu. Sie dienen durchaus der Absicht, die Überzeugung, daß die europäische Kultur nicht vom Osten, sondern vom Westen ausgegangen sei, zu festigen. Im einzelnen bringen auch sie manche von den verbreiteten Anschauungen abweichende Meinungen zum Ausdruck. S. hat immer an der Diskussion temperamentvoll teilgenommen und zeigt sich auch jetzt wieder als gewandter Fechter, besonders auch in der Beurteilung der Lausitzer Kultur. Den von Kossinna für das Ende derselben vorausgesetzten Bevölkerungswechsel läßt S. nicht gelten. Es ist aber zu bezweifeln, ob sein Vertrauen, daß die Lausitzer Kultur die uralte suebische, in Tacitus' Erzählung von den Semnonen geschilderte sei, allgemein geteilt werden wird.

Im elften Buch weist S. darauf hin, daß mit der jüngeren Bronzezeit, die in Deutschland Hallstattzeit heißt, ein neuer reger Kulturaustausch beginnt und daß der Norden, der früher der gebende Teil war, jetzt vom Süden mancherlei Gegengaben empfängt. Das Donaugebiet steht in regem Verkehr mit Italien und wirkt nach Osten bis an den Kaukasus, nach Südosten noch einmal besonders stark auf Griechenland. In Spanien und Frankreich stellen Hallstattfunde etwas Neues gegenüber

dem Einheimischen dar; eine erste von Osten her ausgeführte Eroberung, die keltische. Die Hallstattkultur hat man früher von der im athenischen Gräberfeld am Dipylon vertretenen Kultur ableiten wollen. Das ist nach S. eines der heikelsten Probleme der griechischen Vorgeschichte. Er meint, die Dipylonkultur habe beträchtlich viel Verwandtschaft mit der hallstattischen, aber sie unterscheide sich von dieser durch das Fehlen der großlinigen Vertikal- und Kreuzbandführung und der Spiral- und Buckelverzierung; beide werden wohl auf eine gemeinsame Wurzel irgendwo im Norden oder Nordwesten der Balkanhalbinsel zurückgehen.

Wir überspringen die Latène- und Römerzeit und erwähnen aus dem Abschnitt über die Völkerwanderung die Erklärung für die Entstehung der frühgermanischen mit Flechtbändern oder sonstigen Bandverschlingungen verzierten und mit leuchtenden roten Almandinen besetzten Bronze- und Goldschmucksachen, deren Bandgeschlinge oft in groteske Tierandeutungen auswachsen. Diesen Stil sollen die Goten in Südrufsland kennen gelernt, sich angeeignet und auf ihre Wanderungen über ganz Europa mitgenommen haben. Dieser gotisch-fränkischen Kultur gegenüber haben sich die Sachsen in Nordwestdeutschland zurückhaltend benommen. In der Politik waren sie rühriger. Ihre kühnen Eroberungszüge lassen sich an der Verbreitung der sächsischen Keramik verfolgen, die wir sporadisch in der Gegend von Mainz, in größerer Menge in Westfriesland, auf einem Strich an der Südwestküste von Norwegen und besonders reichlich auf den ersten angelsächsischen Friedhöfen in England antreffen.

Im Schlußkapitel erörtert S. die Frage, ob die festgestellten nordischen Zuströmungen in die alten Mittelmeerländer sich nur archäologisch erkennen lassen, bloße Kulturwanderungen sind oder auf Völkerverschiebungen beruhen. S. hält das letztere für richtig. Die Kulturträger des Nordens seien die Germanen, die der Donauländer die Kelten. Italien und den Westen hätten allein die Kelten indogermanisiert, die Vorstöße die Donau hinunter und nach dem Balkan aber hätten sie mit Unterstützung der Germanen gemacht. Die sprachlichen Zusammenhänge, auf denen er fußt, stehen aber nicht überall sicher fest. z. B. ist kaum allgemein anerkannt, daß das Tocharische mit dem Keltischen besonders nahe verwandt sei.

Das Bedenken, dafs man von Kultur nicht auf Volk und Staat oder gar auf Rasse schliessen dürfe, sucht S. zu entkräften. Mit der Meinung, dafs heute die Volksgemeinschaft etwas zu einseitig nach der Sprache beurteilt werde, hat S. wenigstens hinsichtlich Deutschlands gewifs Recht. Das Beispiel des Elsasses scheint aber dabei nicht glücklich gewählt; denn die grofse Masse der Elsässer hat auch während der Zugehörigkeit zu Frankreich ihre alemannische Mundart überhaupt nie aufgegeben, höchstens noch daneben Französisch statt Schriftdeutsch gesprochen; bei ihnen hat sich also die Sprache gleich zäh wie die Kultur erhalten und das wird hoffentlich auch in Zukunft unter den erschwerenden Umständen so bleiben. Überhaupt scheinen die sprachlichen Teile von S.'s Aufstellungen unvollkommen, schon deswegen, weil er den asiatischen Zweig der Indogermanen bei seinen Betrachtungen aufser Acht gelassen hat.

S. glaubt sicherlich mit Recht, dafs, wenn die Hauptgedanken seines Buches Anerkennung finden, verschiedene Gebiete durch Umstellung ihrer Gesichtspunkte daraus Nutzen ziehen und auch von sich aus wieder der archäologischen Betrachtung helfen können. Hoffentlich geht auch sein Wunsch in Erfüllung, dafs alles so sachlich genommen werden möge, wie es entstanden und vorgetragen sei.

Bern, 12. Dez. 1921.

Gustav Binz.

**The Old English Elene, Phœnix, and Physiologus**, edited by **Albert Stanborough Cook**. New Haven: Yale University Press 1919. XC + 241 S. 17 sh.

Da diese schöne und wertvolle Ausgabe wegen des hohen Preises manchen Anglisten unzugänglich sein dürfte, wird es sich empfehlen, eine kurze Übersicht über den wesentlichen Inhalt der Arbeit zu geben. Rücksichten auf den Raum verbieten jedoch ein vollständiges Einzelreferat, und ich mufs mich i. d. Hauptsache auf Texte, Anmerkungen und Glossar beschränken.

Die Ausgabe enthält eine ausführliche Einleitung (S. VII—LXXXIX), Texte, Anmerkungen (S. 85—139), Bibliographie (S. 141—150), Glossar (S. 151—239). Die Bibliographie ist

sehr inhaltreich, verzeichnet aber nichts später als 1915 Erschienenes. So sind z. B. die folgenden Beiträge nicht berücksichtigt worden: Schücking, Untersuchungen zur Bedeutungslehre der ae. Dichtersprache 1915; desselben Aufsatz: Wann entstand der Beowulf? (Beitr. 42, 1917), Kern, E. St. 51, 1 ff. (zu El. 35 f., 401 ff. etc.), Holthausen, ib. S. 183 (zu El. 533 f., 1239), Kock, Jubilee Jaunts and Jottings 1918, die wertvolle Beiträge besonders zu Elene bieten, und desselben Interpretations etc. Anglia 42 ff. Im Abschnitt über den Physiologus vermisst man Manns Der Bestiaire des Guillaume le Clerc (Frz. St. VI, 2), wo die lateinischen Redaktionen des Physiologus zum ersten Mal klassifiziert werden und eine lateinische Version veröffentlicht wird, die früher einem Kloster in Gloucester gehörte.

Die hauptsächlichliche Bedeutung der Ausgabe liegt nicht in neuen Beiträgen zur Herstellung und Interpretation der Texte. Den Schwerpunkt bilden die inhaltreichen und von erstaunlicher Belesenheit zeugenden Einleitungen, und in den Anmerkungen vor allem die Parallelen aus anderen ae. Denkmälern oder aus sonstiger einschlägiger Literatur (Patristik, geographischer Literatur, Reisebeschreibungen usw.), die ausgiebig herangezogen werden.

Sehr ausführlich behandelt der Herausgeber die Elenelegende, deren Entwicklung an der Hand einer chronologischen Übersicht der wichtigsten Urkunden klar dargestellt wird. Sehr eingehend ist die Einleitung zum Phœnix. Cook bietet nicht nur eine sehr interessante Darstellung der Phœnixsage u. dgl. Er behandelt auch ausführlich die Frage nach der Verfasserschaft des lat. Gedichtes De ave Phœnice.<sup>1)</sup> das bekanntlich teilweise die Quelle des ae. Gedichtes ist. Er kommt zu dem Ergebnis, daß "the arguments in favour of Lactantius' authorship are convincing, if not overwhelming". Im Abschnitt über Lactantius folgt er besonders Brandt.

Besonderes Interesse kann die Einleitung zum Physiologus beanspruchen. Cook ist der Ansicht, daß die drei Teile (Panther, Walfisch und Rebhuhn) einen kleinen Physiologuszyklus bildeten, also nicht Bruchstücke eines vollständigen

<sup>1)</sup> Das lat. Gedicht wird unter dem ae. Text abgedruckt und eine Übersetzung ins Englische (von Ella Isabel Harris) wird S. 124 ff. mitgeteilt.

ae. Zyklus ausmachen. Der Panther enthält eine allgemeine Einleitung, und das dritte Stück (wahrscheinlich Rebhuhn) endet mit *Finil*.

Während die besonderen Einleitungen zu Panther und Rebhuhn ziemlich kurz sind, ist diejenige zum zweiten Stück umso umfang- und inhaltreicher. Die Sage von dem gewaltigen Seeungeheuer, das von Seefahrern für eine Insel gehalten wurde, setzt Cook in Zusammenhang mit einer bekannten antiken Erzählung von einer gefährlichen Insel (jetzt Ashtola genannt und an der Küste von Beludschistan gelegen), von der erzählt wurde, daß von ihr niemand zurückkehre. Später entwickelte sich die Auffassung, daß was für eine Insel gehalten wurde, tatsächlich ein Seeungeheuer war, das mit den Seefahrern, die ans Land gegangen waren und Feuer angezündet hatten, in die Tiefe hinuntertauchte. Orientalische Parallelen werden herangezogen. Nach Cook war das Seeungeheuer nicht als Walfisch, sondern als Schildkröte gedacht. Diese Auffassung wird eingehend begründet. Es wird z. B. darauf hingewiesen, daß riesengroße Schildkröten bekannt sind, daß die Insel Ashtola eben von gewaltigen Schildkröten bewohnt wird, daß das Tier in griechischen Versionen ἀσπίδοχελώνη heißt, und daß die lat. Version die Übersetzung *aspido testudo* gebraucht.

Betreffs der Frage, wie das Vercellibuch nach Italien gekommen ist, hält Cook seine frühere Ansicht aufrecht, nach der es vom Kardinal Guala, der 1216—18 in England war und nach seiner Heimkehr ein Kloster in Vercelli gründete, mitgebracht wurde.

Als Abfassungszeit für die Elene wird in Übereinstimmung mit der gewöhnlichen Ansicht die zweite Hälfte des 8. oder möglicherweise der Beginn des 9. Jh. angesetzt. Einen terminus post quem biete vielleicht die Stelle 1206—12, die möglicherweise von Bedas Hist. Eccl. 4. 3 angeregt worden sei.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Beda 4, 3: "admonuit eos ut virtutem dilectionis et pacis ad invicem . . . servarent; instituta quoque disciplina regularis, quæ . . . ab ipso didicissent, et in ipso vidissent, . . . indefessa instantia sequerentur". In der ae. Übers.: "Monade hē hēo . . . pæt hēo *betwēonan* him pæt mægen *hufan ond sibbe* . . . geornlice hōolde; ond pā gesetenesse . . . pe hȳ from him geleornodon ond on him gesēgon . . . pæt hēo pā . . . *læsten*".

Was Phœnix und Physiologus betrifft, ist Cook geneigt, sie Cynewulf zuzuschreiben, betrachtet jedoch als möglich, daß der Physiologus von einem Schüler oder Nachahmer Cynewulfs herrührt.

### Texte.

Cooks Text von der Elene weicht nicht wesentlich von demjenigen Holthausens ab. Ich verzeichne hier die wichtigsten von diesen Abweichungen. Das zwischen Klammern stehende stellt Cooks eigene Vorschläge dar.

Die Verteilung ist verschieden: Z. 79 (Constantinus, heht þe cyning engla), 212 (þā was Crīstes lof þām cāsere), 1051 (siððan Elene heht Eusebium). In allen drei Fällen ist Holthausens Einteilung offenbar richtig.

Z. 140. *darodas flugon* statt *darodæsc flugon* der Hs., was von H. behalten wird und besseren Vers gibt. — 239. *earhgeblond* (so Hs.); H. streicht das *h*. — 251. *sāwaroðe*, statt *-fearoðe*. — 313. *snyttro ge[ceos]aþ*. — 369. Cook behält *widroten* der Hs. — 380. *ālesen[ra]* statt *ālesenc*. — 531. *gidðum frod*. 531 b. *cunn[iað]*. Dies gibt besseren Sinn aber weniger guten Vers als *cunnon* der Hs. Ob nicht eher *cýðað* einzusetzen ist; vgl. 607. Die Änderung erscheint vielleicht gewagt, aber Z. 535 endet mit *cunnon*, und das kann den Fehler veranlaßt haben. — 578. *bāel fornimeð*. H. *bālfyr nimeð*, was richtigen Vers gibt. — 580 f. Cook liest *þæt eow sco leasung sceal āwended weorðan*. Einfacher wäre *þæt eow þæt leas scyle* (*þæt* = 'damit'). — 608. *hwæt ðū þæ[ra] þinga þafian wille*. Es scheint mir nicht selbstverständlich, daß hier geändert werden muß. — 610. [*cwealm*]genōðlan. Cook glaubt *rex* der Hs. steht für *nex*. — 616. In der Anmerkung wird die Lesung *wið hungre tō hlēo* vorgeschlagen. — 624. *radorcyninges beam*. — 629. *hyht swa m[ærne]*. — 631. *gif* statt *gē*. — 699. *healsie* 'adjure' (H. *hālsie*). — 756. *He sceal* wird behalten. — 783. *þurh ðū beorhtan* [*mægð*]. — 791. *þæt [ðū] mē þæt goldhord*. — 852. [*ā*]hangen wære. — 979. unverändert. — 1026. *besettan* statt *besetton*. — 1107. *eðigean* wird behalten: 'rise, show oneself'. — 1237. *fāge hūs* statt *fæne hūs*. — 1238. *wordcræft[e]*. — 1239. *hreodode* 'sifted'. — 1248. *begēat* zu *begōtan* nach "exultationem infundis" Tob. 3, 22. Aber der Reim erfordert doch *begeat* oder eher *begæt*.

Beiläufig möchte ich vorschlagen, daß Z. 17 *wraece* zu *wraþe* oder *wraþe* zu ändern ist. In diesem Fall wird *werþeodum tō wraþe* parallel zu *mannum tō hrōðer*. Der handschriftliche Text ist so oft verderbt, daß die Änderung nicht kühn ist. Z. 56 ff. (*Cyning wæs afyrhted, egsan geāclad, siððan elþeodige Hāna ond Hrēða here, scēawedon* erinnert an Beow. 130 ff. (*wædeling ær-gōd unblīde sæt. . . þegn-sorge drēah, syððan hīe þæs lāðan lāst scēawedon*). Vielleicht ist *scēawedon* beizubehalten. — 1245 kann wohl *bitrum* beibehalten werden und als Plur. von einem Subst. *bitru* aufgefaßt werden; vgl. *bisgu* u. dgl., auch *sāste* gebunden Z. 772. Alle die parallelen Stellen haben ein Subst. im Dat. Pl.: *weorcum fah*, *synnum āsæled*, *sorgum gewæled*, *bitrum gebunden*, *bisgum geþrungn*. Man kann auch mit Kock, Anglia 44, 108, *bitrum* als Attribut zu *sorgum* auffassen.

Zur Auffassung der einzelnen Stellen bemerke ich folgendes:

Z. 28. *wel-rūn* wird mit 'secret hope of carnage' übersetzt. — 31. *ofer (burglocan)* 'against'. Natürlicher scheint mir 'überall in' oder 'überall von'. — 86. *hræderlocan onspeon*. Nach *ferhðlocan onspēon* Jul. 79 erwartet man eher eine Bedeutung 'er sprach' oder dgl. als 'er atmete wieder auf' oder dgl. Dies ist möglich, wenn man die Worte als Parenthese auffaßt und auf den Engel bezieht: 'er hatte gesprochen'. — 93. *fer* (mit kurzem *æ*) 'Krieg'. — 127. *fridcleas* wird mit 'savage, barbarous' übersetzt. — 436 ff. sind unklar. Die Worte 441 ff. müssen an Judas gerichtet sein. Im lat. Text heißt es: "Zachaeus autem, avus meus, praenuntiavit patri meo, et pater meus, cum moreretur, adnuntiavit mihi dicens". Die von Cook aufgenommene Textherstellung Holthausens (von Z. 439) kann deshalb kaum richtig sein. — 920. *herigean* wird als *hergan* 'loben' aufgefaßt. — 1063. Cook scheint *æ Hælandes* als Übersetzung von *Cyriacus* aufzufassen. In diesem Falle empfiehlt es sich wohl *Nama wæs gecyrred . . . on þæt betere forð* als Parenthese aufzufassen. — 1135. *wīra gespon* 'the nails'. Das ist kaum richtig. *Ofer wīra gespon* ist wohl parallel zu *ofer hlēor* Z. 1133. — 1260. *applede gold*. Cook widmet diesem Ausdruck eine lange Erörterung und meint, wir haben hier möglicherweise "early examples of the pomander-case or something like it".

Zum Phœnix sind nur wenige Bemerkungen zu machen.

Von Textbesserungen erwähne ich die folgenden. Z. 148. *beawes biġenga[n]*. — 337. *sīgað [of] sīðwegum*. Die Änderung ist nicht notwendig. Vgl. *farað foldwegum* Pn. 51. — 356. *hū his gecynd bið* statt *gecynde* der Hs. Die Änderung gibt schlechten Vers. Gewifs gab es ein ae. *gecynde* n. — 420. *opþæt [hine] Wuldorecyning*. — 424. *lārēowas* statt *leorneras*. Aber *leornere* bedeutet doch auch 'scholar' (*Bēda sē leornere* etc.). — 425. *Gewritum* statt *writu* ist nicht eine notwendige Änderung. *Gewritu* ist gewifs besser als *writu*. — 511. *Anwalda* statt *Anwald*; *cal* wird zum zweiten Halbvers gezogen. *Anwald* kann aber gewifs 'der Allmächtige' bedeuten. — 668. *meritare* statt *merucri*.

Zu 25 b. bemerke ich, dafs der Halbvers *ne þær hlēonað oo* zu kurz ist. Entweder kann statt *oo* etwa *ōwer* gelesen werden, oder besser wird *hlēonað* gelesen. Dies ist als Ableitung von *hlēo* 'Schutz' aufzufassen; vgl. *setniun* 'im Hinterhalt liegen' zu *sēt*. *Hlēonað* sb. Gu. 222 wird im Suppl. zu Bosworth-Toller als Ableitung von *hlēo* betrachtet. *Hlēonian* bedeutet etwa 'versteckt sein, lauern'. — Kaum richtig führt Cook *þeced* 216, *ad þeced* 365 zu *þeccan* 'bedecken'. Besser wohl *þeccan* 'verbrennen'. — In 240 wird *bræd* als ae. *bræd* 'Fleisch' aufgefaßt. In der Anmerkung wird jedoch Verwandtschaft mit *gebrēdad* 372, *gebrēdade* 592 als möglich angedeutet. Die letzteren werden von einem *gebrēdian* 'restore, regenerate' abgeleitet.

#### Zum Physiologus.

Panther 2 b. [*þāra*] *þe we æþelu ne magon*. Dieses kann kaum richtig sein. Eine Änderung ist unnötig. Vgl. Kock, English Relative Pronouns § 117. D., der *þe* als den Genetiv vertretend auffaßt. Will man ändern, ist eher *þe wē hira æþelu ne magon* zu lesen. — 9. *wratlic[um] gecynd[e]* 'a marvellous species'. — 14. *cýþa[ð]* statt *cýþan*.

Whale 13. *gehýd[ē]að* statt *gchýdad*. *Gehýdian* soll 'mit Riemen (eigentlich mit Häuten) binden' bedeuten. Dieselbe Auffassung finde ich in Bosworth-Toller (Suppl.). — 15. *s[æ]lað* statt *setlað*. — 22. *ælað* wird beibehalten. — 31. *scinn[en]* statt *scinna*. — 40. *hringe* soll 'domain, province' bedeuten. —



73. [ǣd]wylme statt *edwylme*. — 79. *þā* [þe] *þær in cunad*.  
Änderung kaum nötig.

Das Glossar ist eine mustergültige Leistung, und zeichnet sich durch Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und treffende Übersetzungen aus. Nur einige wenige Bemerkungen seien hier gemacht.

*forswelan* ist wohl eher mit kurzem als mit langem *e* anzusetzen. — *gefrige* n. Unter dieser Form wird *gefreogum* angeführt. Wahrscheinlicher ist m. E. *gefrig* n. oder *gefregu* f. — *glæd*. Cook schreibt immer *glæd*, *glād*. Es ist wohl doch nicht sicher, daß das Wort immer langen Vokal hatte. So viel ich sehen kann, ist langer Vokal nur in der Bedeutung 'glänzend' bezeugt. Diese Bedeutung hat das Wort sicher Ph. 92, 289, 303. Auch Ph. 593 (*in þām glādan ham*) ist diese Bedeutung möglich und wird von Grein-Köhler angenommen. Die Formen *glæd*, *glād* sind nicht ganz leicht zu erklären. Urg. \**glæða* hätte nur Formen mit ae. *ǣ* ergeben sollen; Formen wie *glādum*, *glādan*, *glādost* können kaum lautgesetzlich auf urg. Formen mit *ǣ* zurückgehen. Wenn wir nicht eine sonst unbekannte Dehnung von ae. *e*, *a* annehmen wollen, ist der Schluß kaum zu umgehen, daß *glādum* u. dgl. von einem Abschreiber statt *glædum* etc. eingesetzt worden sind. Vermischung von *glæd* und *glād* ist leicht zu verstehen. — *ingemynde*. Die Übersetzung 'impressed' ist kaum ganz zutreffend. — *ryp* n. 'reaping'. Die Form ist zweifelhaft. Entweder *rip* n. oder vielleicht *ripe* m. — *stāngripe*. Unter dieser Form steht *stāngreopum* El. 824. Die Grundform ist gewiß *-gripa* oder *-gripu*. *Gripe* bedeutet 'clutch', 'Griff', nicht 'handvoll'. Auch in *stāna gripe* Sal. 76 hat *gripe* die Bedeutung 'clutch'.

Lund.

Eilert Ekwall.

**F. Liebermann, Ort und Zeit der Beowulfdichtung.** Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse. 1920. S. 253—276.

Die vorliegende bedeutsame Untersuchung beschäftigt sich vornehmlich mit der Abfassungszeit des Beowulfepos und wurde wohl teilweise durch Schückings Aufsatz Wann entstand der

Beowulf? veranlaßt. Aber dazu wird betreffs des Entstehungs-ortes des Epos eine ganz neue Hypothese aufgestellt und begründet.

Der Verfasser lehnt bestimmt Schückings auffallend späte Datierung des Epos (um 875) ab. Nach seiner Meinung spricht kein historisches Kriterium für eine Abfassungszeit nach 725. Er hebt hervor, daß der Dichter Altertümer heidnischer Kultur nicht in archäologischem Interesse darstellt. Das Epos kennt genau die Geschichtssagen der westlichen Ostsee im 4.—5. Jahrhundert, nichts aber von Ereignissen, die später als der Wanderzeit der Angelsachsen sind, was darauf deutet, daß der gesamte Stoff mit den Angelsachsen nach Britannien wanderte. Die Geschichtssagen werden vom Dichter als dem Publikum geläufig vorausgesetzt. Ein so gutes Gedächtnis dürfen wir der bloß mündlichen Überlieferung eher für ein bis zwei als für drei Jahrhunderte zutrauen. Der starke Rest von Heidentum und heidnischer Weltanschauung beweist, daß der Dichter geistlicher war, frühe Abfassung. Der Dichter beschreibt mit sichtbarem Interesse die von der Kirche ausdrücklich verbotene heidnische Totenbestattung. Gott ist der allmächtige Schöpfer, Himmelskönig, Siegeshelfer, nicht mild verzeihender Tröster oder Beschützer der Schwachen. Das Schicksal steht bisweilen neben ihm als unabhängig.

Auffällig wäre bei später Abfassungszeit, daß der Dichter nie von Verschiedenheit der Nordleute in Sprache, Sitte etc. von Franken, Anglo-Friesen usw. spricht. Dagegen mag ein Engländer um 725 vielleicht niemals einen Nichtengländer erblickt, und einen solchen als dem Landsmanne gleichartig vorgestellt haben. Auch paßt die gesellschaftliche Verfassung im Beowulf eher zu 725 als zu 875. Der König ist z. B. noch Kriegerfürst. Ealdormen und Geréfan werden nicht erwähnt. Die Gefolgschaft des Königs, nicht die Landwehr führt den Krieg. Beim Königshofe werden des Königs Priester, Truchsefs, Kämmerer, Schatzmeister, Stallmeister nicht erwähnt. Es ist nie die Rede von Schreibwesen, Urkunde oder Buchland. Die Spielmannskunst wird noch bei Hofe, für und von Fürsten, ja Königen, geübt. Fürstinnen nehmen am Trinkfest teil; a. 955 bleibt die Königin dem Krönungsfest fern. Eine vom Wehrgeld abgesonderte Mannenbuse fehlt. Die ganze Sippe trägt noch die Gefahr der Blutrache. Gold wird

oft erwähnt, nie aber das Silber, das doch in ags. Zeit als Zahlungsmittel das Gold fast ganz verdrängte.

Der Verfasser stellt die Hypothese auf, daß das Epos vielleicht am Hofe der Cuthburg, Schwester König Ines von Wessex, Königin von Northumbrien und später Äbtissin von Wimborne, gedichtet wurde. Cuthburg war mit dem Gelehrten Aldfrid (685—705) vermählt, schied sich aber von ihm, um ins Kloster einzutreten. Der Verfasser setzt bei ihr literarische Interessen voraus; es gibt wenigstens einiges, das darauf deutet, daß sie von weltlichen Neigungen nicht frei war. Er denkt sich weiter als möglich, daß der Beowulfdichter, in Südengland geboren, um 690 die Cuthburg nach Northumberland begleitete, wo er von northumbrischer Poesie Anregung empfing. Aus diesem Aufenthalt im Norden erklären sich die northumbrischen Züge in der Sprache des Epos.

Diese Hypothese mag etwas willkürlich aussehen, hat aber gewifs etwas für sich. Die Geaten gelten bei Alfreds Hofe irrig für Jüten, wie aus der Bedäübersetzung hervorgeht, die Bedas Iutæ mit Geatas übersetzt. Die Jüten besiedelten ja aber einen Teil von Hampshire, und wurden deshalb später bisweilen (z. B. von Asser) mit Westsachsen identifiziert. Ein westsächsischer Dichter konnte also Beowulfs Geaten für Westsachsen halten. Weiter konnten gewisse Namen der westsächsischen Stammtafel (z. B. Scyld, Heremod, aber besonders Geata, der die Stammtafel einleitet) die Teilnahme der Dynastie von Wessex am Beowulf und den Geaten erwecken. Auch war ein Ingeld Urgroßvater von Egberht, dem ersten Monarchen Englands, und Ingeld hiefs ein Bruder Cuthburgs. Dies erklärt vielleicht, warum die Ingeld-Episode eingeschoben wurde. Ebenso kann die Aufnahme der Offa-Episode dadurch veranlaßt worden sein, daß ein Sohn oder Stiefsohn Cuthburgs Offa hiefs.

Die schwerwiegenden Argumente des hervorragendsten Kenners der ae. Kulturgeschichte gegen eine späte und für eine frühe Datierung des Beowulfepos werden nicht leicht entkräftet werden können. Die neue Hypothese über den Entstehungsort des Epos ist jedenfalls sehr beachtenswert; daß sie richtig ist, wird sich wohl schwerlich strikt beweisen lassen.

Lund.

Eilert Ekwall.

**Arnold Schröer, Neuenglische Elementargrammatik.** Zweite Auflage. Heidelberg, Winter, 1920.

Über die praktische Brauchbarkeit dieses Buches kann ich als Nicht-Deutscher nichts sagen. Es kommt mir zwar sonderbar vor, daß eine solche Zusammenstellung von rein elementaren Dingen, wie die Formenlehre mit der Beispielsammlung, der sogar eine Übersetzung hinzugefügt ist, und den Kapiteln über Aussprache und Schreibung, Schwankungen der Aussprache, und besonders die Lehre von den Suffixen und Präfixen, wirklich praktischen Zwecken dienen kann. Da aber das Buch schon eine zweite Auflage erlebt hat, muß es wohl sein Publikum haben, und ich will daher diese Frage beiseite lassen und nur die einzelnen Abschnitte besprechen.

Die einleitenden Kapitel über Aussprache und Schreibung und über Schwankungen der Aussprache sowie über die Frage, wo das beste Englisch gesprochen wird, sind interessant und, wo sprachgeschichtliche Verhältnisse erörtert werden, natürlich richtig. Wenn es von *bury*, *busy* heißt, diese Schreibung rühre davon her, daß diese Wörter in einer bestimmten Mundart mit *u* ausgesprochen wurden, so kann das mißverstanden werden, als ob *u* hier wirklich einen *u*-Laut repräsentiere, während es ja nur franz. Orthographie für den englischen *y*-Laut ist. Die Beschreibung der einzelnen Laute ist auch im ganzen richtig, besonders wenn man bedenkt, daß sie für Lernende ohne phonetische Schulung verständlich sein soll. Die Bezeichnung *a* für den Laut in *cup*, *cut* kann natürlich den Autodidakten irreführen, aber selbstverständlich gibt es kein Zeichen, das den richtigen Laut darstellt; ohne Lehrer kann man ihm überhaupt nicht meistern. Die Anweisung des Verfassers, um das engl. *r* vor Vokal (*red*, *very*) zu erlernen, indem man sehr schnell *dadadadada* spricht, ist wenig praktisch. In dieser Weise kann man höchstens ein gerolltes *r* hervorbringen, aber das englische *r* ist ja eben nicht gerollt. Es ist in Wirklichkeit nichts als ein bis zu den Alveolen zurückgezogenes *ɖ*. Hat man erst diesen Laut gelernt, so braucht man nur die Zungenspitze immer weiter zurückzuziehen, bis sie die Alveolen erreicht. Dann hat man das englische *r*.

Die folgende Übersicht über die englischen Buchstaben mit Beispielen ihrer verschiedenen Aussprachen mag interessant genug sein, um die Sinnlosigkeit der englischen Orthographie zu zeigen; irgend eine praktische Bedeutung hat sie aber nicht, da sie nur wenige Beispiele gibt.

Was nun die Formenlehre betrifft, so habe ich einen prinzipiellen Einwand zu machen, nämlich den, daß Verf. altertümliche oder ganz erstorbene Formen in das moderne System einmischt. Freilich sind diese Formen durch verschiedene Zeichen als veraltet, selten, poetisch, biblisch usw. gekennzeichnet, aber sie gehören doch nicht in eine Elementargrammatik. Sie fallen besonders in der Anzählung der unregelmäßigen Verba auf, wo neben den jetzt allein existierenden Formen wie *broke*, *chid*, *cleft*, *got*, *helped* u. a. auch *brake*, *chode*, *clave*, *gat*, *holp*, *holpen* angeführt werden. Dies kann das Erlernen der jetzigen Formen nur erschweren. Auch eine andere Besonderheit muß erwähnt werden. Von den Substantiven (§ 1) sagt Verf.: „Die regelmäßigen Substantiva haben gar keine Deklination.“ Die Genitivendung, sowie die Mehrzahlbildung werden also nicht als Deklination gerechnet. — Aber die Pronomina dekliniert er so: Nom. *I*, Gen. *of me*, Dat. *me* oder *to me*, Akk. *me*, und selbst *it*, *of it*, *it* oder *to it*, *it* .. Und dies wird getan, weil einige von ihnen (nicht alle!) ein besonderes Objekt erhalten haben. Aber man kann ja ebenso gut „deklinieren“: Nom. *the man*, Gen. *of the man*, Dat. *to the man*, Akk. *the man* (vgl. *it* und *you*).

Die orthographischen Änderungen, welche die Biegung der Wörter begleiten, *lady—ladies*, *happy—happier*, *try—tried*; *big—bigger*, *beg—begged*, werden unter den einzelnen Wortklassen besonders angeführt. Wäre es nicht praktischer, alle diese an einer Stelle zu behandeln, wie ich es in meiner Kleinen Darstellung der englischen Aussprache (§§ 22—23) getan habe?

Der Formenlehre sind einige hundert Beispielsätze mit phonetischer Umschrift beigelegt. — Was letztere betrifft, ist Verf. der Meinung, daß der Anfänger sich zuerst die langsamere, sorgfältigere Aussprache aneignen soll: „Je sorgfältiger er sich die sorgfältige Aussprache des Einzelwortes für sich aneignet, um so natürlicher wird sich auch bei ihm die flüchtige Form im Zusammenhange der Rede einstellen.“ Und

in Übereinstimmung damit transkribiert er solche Wörter wie *of, than*, das einleitende *there*, die Konjunktion *that, I am, I have had* u. a. als *ov, ðæn, ðeə, ðæt, ai æm, ai hæv hæd* usw. Bisweilen findet sich jedoch auch *æv* anstatt *ov*, aber, wie es scheint, ohne Regel und sogar weniger richtig, wie in: *I shouldn't have thought it of him*, wo wohl besser *ov im* als *æv him* gesprochen wird. — Ich meine daher, Verf. geht allzuweit in seinem Eifer, die „sorgfältige“ Aussprache darzustellen. Zwar paßt die Transkription in Sweet's Elementarbuch für reine Anfänger nicht, aber andererseits ist es auch wichtig, daß der Schüler von Anfang an den Unterschied zwischen Pron. *that (ðæt)* und Konj. *that (ðət)*, Ortsadv. *there (ðeə)* und einleitendes *there (ðər)*, *ai have (ai hæv)* und *I've (aiv)* usw. lernt.

Wie schon gesagt, darf ich keine Meinung äußern, ob dies Buch wirklich ein praktisches Anfängerbuch für deutsche Studenten ist. Wenigstens enthält es Dinge, die nur Vorgeschrittenere zu würdigen verstehen werden. Von einem norwegischen Standpunkte aus würde es richtiger erscheinen, das wirklich Elementare und das Geschichtliche (was in den meisten Fällen das Veraltete sein wird) streng auseinander zu halten. Manches, was für den Kenner der elementaren Grammatik lehrreich und interessant ist, kann den reinen Anfänger doch wohl nur verwirren und daher im Erlernen hemmen.

Fredrikstad (Norwegen).

Aug. Western.

## II. MITTEILUNGEN.

### An unsere Mitarbeiter.

Alle Korrekturen müssen an den Herausgeber, nicht an den Verlag oder die Druckerei, gesandt werden. M.

[7. 1. 22.]

### INHALT.

	Seite
1. Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung (Binz) . . .	49
Cook, The Old English Elene, Phoenix, and Physiologus . . .	61
Liebermann, Ort und Zeit der Beowulfdichtung. Aus den Nachrichten der K. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen. } (Ekwall) }	
Philologisch-historische Klasse. 1920. . . . . }	67
Schröder, Neuenglische Elementargrammatik (Western) . . . . .	70

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Krüber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXIII. Bd.

April 1922.

Nr. IV.

---

---

## ALOIS POGATSCHER

ZUM 70. GEBURTSTAGE

17. 4. '22

---

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

Max Förster, **Keltisches Wortgut im Englischen.** Eine sprachliche Untersuchung.

A. u. d. T.: „**Texte und Forschungen zur englischen Kulturgeschichte, Festgabe für Felix Liebermann**“. Halle, Max Niemeyer. 1921. S. 119—242.

Diese wichtige Arbeit bietet nicht eine erschöpfende Behandlung aller der mit dem umfassenden Thema zusammenhängenden Fragen. Die ersten drei Kapitel (S. 120—174) behandeln keltische Lehnwörter des Altenglischen, während das vierte (S. 174—228) keltische Familiennamen in England ausführlich bespricht. Dazu bietet das fünfte Kapitel einige Bemerkungen über keltische Ortsnamen in England. Eine systematische Untersuchung der keltischen Personennamen in

ae. Zeit wird nicht geboten, aber das vierte Kapitel enthält wertvolle Beiträge zu einer solchen.

Es ist sehr erfreulich, daß diese wichtigen und schwierigen Fragen von einem Forscher wie Förster, der keltische wie germanische Philologie beherrscht, zur Behandlung aufgenommen worden sind. Die Arbeit zeichnet sich aus durch die strenge Methode, den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, die wir in Försters Arbeiten zu finden gewohnt sind. Sie bietet ein sehr reichhaltiges und wertvolles Material, das auch den Keltologen von Bedeutung sein wird. Sie berichtigt zahlreiche alte Irrtümer und bietet eine Fülle von Anregungen und feinen Beobachtungen.

Die behandelten Fragen, wenigstens die in den ersten Kapiteln erörterten, gehören zu den schwierigsten und verwickeltsten der englischen Sprachgeschichte. Es wird deshalb nicht wunder nehmen, wenn nicht alle Ergebnisse als definitiv zu betrachten sind oder wenigstens sogleich allgemeine Zustimmung finden werden. Im Folgenden werde ich einige der behandelten Probleme zur kurzen Besprechung aufnehmen.

Wir müssen nach Förster zwei völlig verschiedene Schichten altenglischer Entlehnungen aus dem Keltischen unterscheiden: 1. die von der britischen Bevölkerung von Mund zu Mund übernommenen Lehnworte aus dem Britischen, und 2. die durch die iro-schottischen Missionäre einverleibten irischen theologischen Fachausdrücke und mit dem Mönchswesen zusammenhängenden Begriffe. Britische Worte sind also meistens volkstümlicher Art, die irisch-gälischen dagegen mehr oder weniger gelehrter. Ich bin nicht so ganz sicher, daß wir bei irischen Wörtern nur mit Fachausdrücken u. dgl. zu rechnen haben. Gewiß konnten durch irische Mönche auch Wörter des Alltagslebens übermittelt werden. Auch fragt es sich, ob in der spätae. Zeit gälischer Einfluß ganz abzuweisen ist. Am Firth von Forth müssen doch ziemlich früh Angeln und Goidelisch-sprechende Stämme Nachbarn gewesen sein.

Die heute herrschende Ansicht, nach der nur sehr wenige brit. Wörter ins Angelsächsische drangen, wird von Förster im ganzen bestätigt. Er führt 14 Wörter an, für die nach ihm brit. Ursprung möglich ist; jedoch seien *dunn*, *becca*, *mattuc*, *gafeluc* unsichere Beispiele, und *toroc* sei vielleicht nur eine eingesprengte kymrische Glosse. Aber auch von den



übrigen scheinen mir einige weniger sichere Beispiele zu sein als andere. Unzweifelhaft britisch sind wohl *binn*, *brocc* und *cumb*; wahrscheinlich auch *luh*<sup>1)</sup> 'See'. Zu den anderen seien die folgenden Bemerkungen gemacht.

*assa* 'Esel' stammt nach Förster aus akymr. \**as(s)in* 'Esel' und \**as(s)en* 'Eselin' (> kymr. *asyn*, *asen* usw.). Formell ist diese Erklärung nicht ganz ohne Bedenken, denn man erwartet eher, daß akymr. *asin*, *asen* sich an ae. Tiernamen wie *wylfen* f. oder *ticcen* n. angeschlossen hätten als an die *n*-Stämme, besonders da die akymr. Wörter gewiß die Endsilbe betonten. Gab es im Fröhæ. oblique Formen der *an*-Stämme mit *i*-Suffix, wird vielleicht dieser Einwand entkräftet, aber mir sind keine Spuren von solchen Formen im Ae. bekannt. Formell paßt Entlehnung aus dem air. *assan* viel besser.

Bei ae. *bannuc* ist vieles so unsicher, daß die Etymologie kaum endgültig festzustellen ist. Erstens ist die Bedeutung unsicher. Förster verwirft die bisher angenommenen Bedeutungen 'Bissen' und 'Kuchen', und nimmt eine Bedeutung 'bifschen, Stückchen' an. Er schlägt vor, daß das Wort aus einem mit mbret. *bannec'h* 'Tropfen, Kleinigkeit, ein bifschen' identischen abrit. \**bannākkos* stamme. Das ae. Wort kommt nur einmal in einer Glosse zu *buccellam crustulae semiplenam* vor. Hier entspreche *healfne bannuc* lat. *semiplenam* oder dessen lat. Glosse *dimidiam partem* und bedeute also 'Stückchen'. Aber es kann gewiß nicht als bewiesen betrachtet werden, daß *healfne bannuc* Glosse zu *dimidiam partem* und nicht zu *buccellam semiplenam* ist, und *buccella* wird anderswo mit *cicel*, i. e. 'Kuchen' glossiert. Warum die Glossierung von lat. *crustula* mit *rindan* beweise, daß der Glossator an etwas Eisbares nicht gedacht hätte, verstehe ich nicht, denn ae. *rinde* bedeutet doch eben 'crust' und ist eine wörtliche Übersetzung von *crustula*.

Es kommt hinzu, daß die Bedeutung 'Stückchen' dem mbret. Worte eigentlich nicht zukommt, und es ist auch ungewiß, ob das Wort gemeinbritisch ist; es kann gewiß bret. Neubildung sein. Schließlich ist mir etwas auffällig, daß ein Wort von so allgemeiner, halb abstrakter Bedeutung aus dem

<sup>1)</sup> Aber *Luhesgeat*, *Luhesford* enthalten wohl einen Personennamen; vgl. den gut bezeugten Namen *Luhha*.

Abrit. übernommen sein sollte. Sonstige abrit. Lehnworte bezeichnen konkrete Begriffe im eigentlichsten Sinne (Tiere, Geräte u. dgl.).

Gegen ir. Ursprung ist formell nichts einzuwenden. Ein air. *bonnōc* 'Kuchen' hätte ganz natürlich ae. *bannuc* ergeben können, da ae. *o* vor Nasalen kaum vorkam und für fremdes *o* das mit *a* wechselnde offene *o* leicht substituiert werden konnte (vgl. ae. *fant* aus lat. *fontem*). Ein Wort mit der Bedeutung 'Kuchen' konnte gewifs durch irische Mönche übermittelt werden. Aber bisher ist, soviel ich weifs, ir. *bonnōg* nicht in alten Quellen nachgewiesen worden.

Ae. *bratt* 'pallium' wird von Förster ohne Bedenken aus akymr. \**bratt* (mkymr. *bratt* 'Lappen') hergeleitet. Das kymr. Wort kann nun nicht Erbwort sein, sondern wird von Förster aus dem Ir. hergeleitet. Auch wenn das richtig ist, so bleibt unsicher, ob die Entlehnung schon im Akymr. stattfand. Von andern wird mkymr. *bratt* als Lehnwort aus dem Me. betrachtet. Die Bedeutung des ae. *bratt* stimmt viel besser zu air. *brat* 'Mantel' als zu mkymr. *bratt* 'Lappen'. Das einzige, was gegen ir. Ursprung des ae. Wortes sprechen könnte, ist die Bedeutungssphäre, zu der es gehört. Aber auch hier scheint mir Übermittlung durch irische Mönche wohl möglich zu sein. Ist es übrigens unmöglich, dafs der *brat* auch von Geistlichen getragen werden konnte?

Anordh. *carr* 'Felsen' kann so lange kaum als ganz sicheres brit. Lehnwort gelten, als ein entsprechendes Wort in brit. Sprachen nicht nachgewiesen worden ist, denn Kürzung des akymr. *carrec* läfst sich schwerlich annehmen. Aber auch in den alten ir. Quellen fehlt das Wort; andererseits ist *carr* in ir. und gäl. Mundarten verbreitet. Hier werden hoffentlich Ortsnamen besseres Material bieten können. Der Umstand, dafs air. *carraic*, nach dem auslautenden Kons. zu urteilen, brit. Lehnwort ist, gibt uns selbstverständlich keinen Grund, den ir.-gäl. Sprachen den Stamm \**kars-* 'Felsen' abzusprechen. Mit anderer Bedeutung kommt er in ir. *carr* 'scab, crust' usw. vor.

Im Zusammenhang mit *carr* bespricht Förster engl. *crag*, das er aus einem mit dem mbret. *cragg* 'Sandstein' zusammenhängenden abrit. Worte herleitet. Ich bin eher geneigt, anzunehmen, dafs *crag* aus gäl. *creag* stammt. Zu den von mir früher herangezogenen Beispielen aus alten Quellen kann ich

jetzt zwei weitere fügen: *Geylecraggas* (Cumb.) 1256 Lanercost Ch. IX. 4 (Hs.) und *Crag* 1153 Richard von Hexham (jetzt Holyrood bei Edinburgh). Dieser bisher älteste Beleg scheint mir ehestens auf schottischen Ursprung zu deuten. Formell paßt gäl. *creag* als Quelle gut; vgl. Larg (Schottland): *Larghes* c. 1140 (aus gäl. *learg* 'Seite'). Zu Blinderake bemerke ich, daß die Form *Blencraye* c. 1195 Lanercost Ch. VIII. 1 dasselbe zweite Element als die meisten der späteren aufweist und darauf deutet, daß *Blankeryk* 1237 einfach verschrieben ist.

Nicht überzeugend ist mir die Herleitung des ae. *hogg* aus kymr. *hwch* 'Schwein'. Die lautlichen Schwierigkeiten sind auch bei Annahme starker Entstellungen und eigentümlicher Lautsubstitutionen bei Entlehnung aus einer brit. Sprache allzu groß. Es gibt ja mehrere Tiernamen von ähnlicher Form, die etymologisch mehr oder weniger unklar sind, wie *dogga*, *pigga*, *stagga*, *sucga*. Es ist nicht verwunderlich, wenn auch *hog* vorläufig einer Erklärung harren muß.

Aus dem Altirischen werden die folgenden ae. Wörter hergeleitet: *dry*, *cine* 'Lage von Pergamentbogen', *cross*, *clugge*, *cursian*, *gabobrinđ*, *mind*, *stær* (unklar). Försters Ausführungen sind mir in dieser Abteilung im Ganzen überzeugend: auf *cross* werde ich jedoch wahrscheinlich an anderer Stelle zurückkommen. Sehr feinsinnig sind die Ausführungen über *cursian*, dessen Herleitung aus air. *curraigim* mir bewiesen zu sein scheint.

In einem besonderen Kapitel bespricht Förster einige ae. Wörter, die zu Unrecht aus dem Keltischen erklärt worden sind. Es sind dies: *cradol*, *cræt*, *cemes*, *cylen*, *dalc*, *denu*, *dün*, *gafol*, *hassuc*, *sacerđ*, *Crist*, *lærig* und noch einige Glossenwörter.

Zu dem umfangreichen vierten Kapitel mache ich nur einige Einzelbemerkungen. Es behandelt engl. Familiennamen, die aus abrit. Vollnamen (wie Cadogan), aus Patronymiken (wie Bunyan, McKay), aus Ortsnamen (wie Gower), aus Eigenschaftsnamen (wie Gwynne aus k. *gwynn* 'weiß'), aus Berufsnamen (wie Gough aus k. *goff* 'Schmied') hergeleitet sind.

Unter Personennamen gibt Förster zuerst eine Liste von ir. und brit. Namen, die im Liber Vitae vorkommen; diese sind wohl nicht als eingebürgert zu betrachten. Unter diesen

finden sich auch *Mucca* und *Adda*, nach Förster Kurzform von ir. Namen auf *mucc* 'Schwein', resp. akymr. *Adda* (< *Adam*). *Mucca* ist m. E. einheimisch und gehört zu *Moca* und *Muca*; von ihm ist gewiß der alte Ortsname Mucking in Essex abgeleitet. Dafs *Adda* britisch sein sollte, ist mir unwahrscheinlich, da *Adda* im Liber Vitae doch kaum von dem auch sonst (früh und auch in Ortsnamen) belegten ae. *Adda* zu scheiden ist. Direkt auf kymr. *Adda* kann ae. *Adda* nicht zurückgehen, da kymr. *dd* = [ð] ist. Die Schwierigkeit, ae. *Adda* aus dem Germanischen zu erklären, ist bedeutend überschätzt worden. Eine Nebenform mit *ð* zu *aþ-* in ae. *æðele* ist denkbar. Oder *Adda* kann Kurzform zu Namen mit *Ald-* sein.

Zu der eingehenden Besprechung von ae. Namen in *Cad-*, *Cat-* (ae. *Cædmon*, *Ceadda*, *Ceatta* etc.) füge ich ein paar Bemerkungen. Der Ortsname *Cadeby* enthält doch sicher an. *Káti*; ein ae. *Cata* ist meines Wissens überhaupt nichts belegt. Das an. *Kati* braucht nicht kurzes *a* gehabt zu haben. Das in Yorkshire vorkommende *Cadeby* bedarf nicht erklärt zu werden. Was *Cadeby* in Linc. betrifft, ist zu beachten, dafs wenigstens in Teilen von dieser Grafschaft, nach Ortsnamen wie *Aby* (an. *Áby*), *Ailby* (vgl. an. *Áli*), *Aisby*<sup>1)</sup> (an. \**Asabýr*) zu urteilen, der Übergang von *ā* zu *ǫ* nicht heimisch ist (vgl. auch Morsbach, Me. Gr. § 6). Was *Cadeby* in Leicester betrifft, ist zu beachten, dafs auch sonst bisweilen altes *ā* in Ortsnamen bewahrt ist in Gegenden, wo *ā* zu *ǫ* wird; vgl. *Raby* in Ches. (an. *Ráby*). In *Cadeby* kann übrigens frühe Kürzung eingetreten sein.

Nicht wahrscheinlich ist mir die S. 183 f. vorgetragene Hypothese, nach der bei den mit Personennamen gebildeten Ortsnamen die Vollnamen und ihre Kurzformen mit einander wechseln und gegen einander ausgetauscht und auch gelegentlich mehrere Kurznamen nebeneinander gebraucht werden konnten. Ich sehe hier von der ae. Zeit ab, in der Vollnamen und Kurzformen als zusammengehörig gefühlt werden konnten. Aber Förster scheint, wenn ich ihn richtig verstanden habe, zu meinen, dafs noch in me. Zeit solcher Austausch möglich war. Er ist z. B. der Meinung, dafs in *Cadishead* (Lanc.), das bis ins 16. Jahrh. immer Formen mit

<sup>1)</sup> Ältere Belege bei Lindkvist, S. 168 f.

Bewahrung des *l* aufweist, ae. *Cada* an Stelle des ae. *Ceadwalla* getreten ist. In Lancashire ist später *l*-Schwund häufig; vgl. z. B. *Presto* aus *Prestall*, *Cabus* aus *Caiballes* u. dgl. Ähnlich scheint es sich mit *Catbeeston* in Yorkshire zu verhalten. *Goodall* gibt die Formen *Catte*-, *Cate*-, *Cadebeston* mit der Bemerkung, daß die zugänglichen Formen nicht sehr alt sind; wahrscheinlich sind sie neuenglisch, da keine Daten gegeben werden. Ich vermute *Cade*- beruht auf Assimilation des *t* an *b*.<sup>1)</sup> Auch me. Wechsel wie diejenigen zwischen *Chettiscome* (1284) und *Cheddyscomb* (1346) oder *Chategrave* (1268 etc.) und *Chedgrave* (1396) erklären sich gewiß im allgemeinen natürlicher als Beispiele von Assimilation oder umgekehrter Schreibung als durch Försters neue Regel.

Das Verhältnis zwischen ae. *Ceadda* und *Ceatta* erklärt Förster (S. 181) derart, daß *Ceatta* eine Neubildung nach dem Muster von Paaren wie *Eadda*: *Eatta*, *Ecca*: *Ecga* u. dgl. ist. Aber es ist nicht ganz sicher, daß *Ceatta* und *Ceadda* verwandt sind. Ein kelt. Name *Cattus* ist gut bezeugt. Weiter kann *Ceatta* Kurzname zu akymr. *Catteyrn* sein. Endlich glaube ich nicht, daß die lenierten kymr. *p*, *t*, *k* immer zu ae. *b*, *d*, *g* wurden. So finden wir ae. *Wrocen* (heute *Wrekin*) aus abrit. *Uiroconium* (vgl. Rhys, *Celt. Britain*, S. 324 f.), *Catterick* (aus *Caturactonion*). *Reculver* (ae. *Reaculf* etc.) gehört wohl hierher, obgleich die alte Form *Regulbium* ist. Korn. *Maker* ist mit kymr. *Magwyr* identisch. *Penkridge* (aus *Pennocrucium*) gehört wohl auch hierher. Ich vermute, die lenierten *p*, *t*, *k* waren nicht mit ae. *b*, *d*, *g* ganz identisch, weshalb bisweilen tenuis, bisweilen media für sie substituiert werden konnte. Nach Pedersen ist als Zwischenstufe zwischen tenuis und media für eine nicht sehr alte Periode reine tenuis anzunehmen (Gr. § 300).

Daß ae. *Camelgeac* Ags. Chron. 918 (aus akymr. *Gimeliauc*) eine akymr. Form \**Comeljac* voraussetze, ist mir wenig wahrscheinlich, da das brit. *o* in dieser Stellung um 900 doch längst über *u* zu dem *y* geschriebenen Laute vorgeschritten war (vgl. Förster, S. 231 f. über ae. *Cymete* etc.). Eher ist ae. *Camelgeac*

<sup>1)</sup> Dasselbe ist wohl der Fall mit *Catty-Brook* (Glo.), von dem *Baddeley* nur undatierte Belege (*Kate*-, *Catebroc*, *Cadebrooke*) gibt.

ein Beispiel der *a*-ähnlichen Aussprache des *y* [ə], die Jones, S. 16, erwähnt. Vgl. *Canon* für Cynon in Survey of Denbigh 1334.

Zu *Culcheth* (S. 213) bemerke ich folgendes.

Die von mir in *Scandinavians and Celts* vorgeschlagene Bedeutung 'back wood' gilt nur für *Culgaith* (vgl. kymr. *cil* 'Rücken, Winkel' etc. und *coed* 'Wald') in Cumberland. Ich setzte diese Bedeutung wegen der Lenierung an. Im Kymrischen gilt die Regel, daß ein nachgestellter Genitiv nur nach einem weiblichen Subst. leniert wird. *Cil* ist aber männlich, und kymr. *cil coed* 'Waldklausen' hat nicht Lenierung. Dagegen in Zusammensetzungen der alten Art, wo das Bestimmungswort vorangeht, tritt Lenierung auch nach Maskulinen ein. Also kann m. E. *Culgaith* nur unter der Voraussetzung verstanden werden, daß das erste Glied attributiv ist. Die natürlichste Bedeutung ist dann 'back wood'. Diese Auffassung halte ich noch immer aufrecht. Dagegen mag *Culcheth* 'Waldklausen' bedeuten.

Meinen Vorschlag, daß in *Culgaith* akelt. *ū* als *u* bewahrt ist, gebe ich ganz auf. Aber auch Försters Deutung, nach der *u* brit. *ü*, Zwischenstufe zwischen *ū* und *i*, sei, ist mir ganz unwahrscheinlich. S. 122 setzt Förster den Übergang von *ü* zu *i* ins 5. Jahrh.,<sup>1)</sup> aber so früh kann *Culgaith* nicht aufgenommen sein. Die Form *-gaith* deutet auf ziemlich späte Entlehnung. Übrigens hätte in Cumberland ae. *ȝ* nur *i* ergeben können.<sup>2)</sup> Ich glaube nunmehr, *Cul-* in *Culgaith* und *Cul-* (älter *Cyl-*) in *Culcheth* stellen verschiedene Substitutionen für einen akymr. aus einem gekürzten *i* entstandenem Mittelzungenvokal dar. Vortoniges akymr. *i* wird bekanntlich zu einem *y* geschriebenen Laut, der heute [ə] gesprochen wird, aber gewiß früher vom Vokal in kymr. *dyn* nicht allzu fern stand. Einen entsprechenden ae. Laut gab es nicht und allerlei Substitutionen kamen vor, wie *e*, *u*, *y*. Vgl. hierzu auch Förster S. 231 f. *Culcheth* (mit *y*) ist mit ae. *Cynete* (aus *Cunetio*) zu

<sup>1)</sup> Daß der Übergang zu *i* früh erfolgte, geht auch daraus hervor, daß *ū* aus abrit. *ou* sehr früh bestand. Vgl. z. B. „*eructan*, apud nos *crybeorh*“ 680 BCS 62 (heute Creech, Som.), wo akymr. *u* mit ae. *y* wiedergegeben wird.

<sup>2)</sup> Die von Förster benutzte Schreibung *Cülchet* (für *Culgaith*) kann leicht irreleitend sein. Eine Aussprache *y* ist in *Culgaith* nicht belegt.

vergleichen. Betreffs Culgaith vgl. Monmouth (*Monemude* DB), *Monnow* (kymr. *Mynwy*, akymr. *mingui*). Was die vorgeschlagene alte Kürzung von *i* betrifft, so glaube ich, dafs analoge Beispiele zu finden sind. So ist wohl Colquite in Cornwall (*Kilcoit* 1308 IPM) nicht anders als durch frühe Kürzung des *z* zu erklären. Dunveth in Cornwall (*Dynvegh* 1306 FA) enthält wohl *din* 'Stadt'. Schreibungen wie *Blanculcoyt* 1325 IPM für Blaencilgoed (Pembroke), *Culcudyn* Liber Land. 320 (Kilgiden, Monmouth) sind vielleicht auch hierher zu stellen.

Auf S. 234 setzt Förster auf Grund der ne. Namen Dungeness, Sheerness (Kent), Langness (Suss.), Blackness, Sharpness (Gloucester) eine ae. Form *\*ness* 'Vorgebirge' neben *nass* an. Aus diesen modernen Formen möchte ich keinen so weitgehenden Schlufs ziehen. Erstens scheiden die kent. Beispiele wohl aus, da im Kent. ae. *æ* zu *e* wurde. Von Blackness und Langness kenne ich keine älteren Belege; <sup>1)</sup> die Namen könnten ganz jung sein. Sharpness begegnet in einer Urkunde aus 956 als *scarpnasse* (BCS 967), in einer anderen aus 956 (BCS 964) dagegen als *scarpnasse*. In der letzteren aber finde ich neben *-ness* auch Schreibungen wie *gres* für *cærs*, *hesl* für *hesl*, *streate* neben *strat*. Da im Westsächs. die Form *nass* sonst sehr häufig belegt ist, müssen wir wohl der Form *-nasse* den Vorzug geben. Hier scheint also *-ness* aus *-nass* entstanden zu sein. Schwächung in unbetonter Silbe läfst sich unbedenklich annehmen. Vgl. *Horspeth* TN für Horsepath in Oxf.

Wie vorsichtig mit modernen Namenformen umzugehen ist, wird das folgende Beispiel zeigen. Es gibt in Essex einen Ort namens *Wrabness*, das ja wie ein Beispiel von *-ness* aussieht. Aber im Domesday Book heifst der Ort *Wrabnasa*, was eine Form mit ae. *æ* oder *a* und kurzem *s* voraussetzt. Dafs das richtig ist, erhellt aus dem Namen *Naze* in Essex: *Aedulvesnasa* im Domesday Book. Hier ist der alte Vokal bewahrt. Die ae. Formen des Namens (*Eadolfes nasse* 1049 Ags. Chron. C, *Eadolfes nasse* 1050 ib. D, 1052 ib. F) stellen wohl nicht die lokale Aussprache dar. Vermutlich ist *Naze* ae. *nase* 'Nase', hier in der übertragenen Bedeutung 'Vor-

<sup>1)</sup> Blackness wird von Baddeley ohne älteren Beleg aufgeführt. Langness wird von Roberts übergangen

gebirge' gebraucht. Vgl. Sharpnose (Cornwall), Hopes Nose (Devon), Namen von Vorgebirge. Hier ist offenbar ursprüngliches *-nasu* durch *-ness* ersetzt worden.

An und für sich habe ich nichts dagegen, eine ae. Nebenform *\*ness* anzunehmen, vorausgesetzt, daß ae. *næss* auf *\*nasja* zurückgeht. Das ist aber nicht so selbstverständlich: das männliche Genus und das *æ* statt *e* sprechen dagegen. Sehr möglich ist, daß ae. *næss* eine alte Form mit langem *s* ist, Zu vergleichen ist lat. *nāssus* neben *nāsus* (Walde, Lat. et. Wbch.).

Die vorstehenden Bemerkungen geben nur ein sehr unvollständiges Bild von dem reichen Inhalt des Buches. Ich habe davon abgesehen, eine ausführliche Übersicht von dem Inhalt der Arbeit zu geben, da ich wohl voraussetzen darf, daß diese allen Lesern des Beiblattes leicht zugänglich sein wird. Unter den Umständen schien es mir richtiger zu sein, nur einige besondere Punkte herauszugreifen und zur näheren Diskussion aufzunehmen.

Lund.

Eilert Ekwall.

**Karl Wildhagen, Das Kalendarium der Handschrift Vitellius E XVIII (Brit. Mus.). Ein Beitrag zur Chronologie und Hagiologie Altenglands.**

A. u. d. T.: **Texte und Forschungen zur Englischen Kulturgeschichte, Festgabe für Felix Liebermann.** Halle (Saale), Max Niemeyer. 1921. S. 67—118.

Der bekannte Herausgeber der verdienstlichen Ausgabe vom Cambridger Psalter bietet hier eine Neuauflage von einem altenglischen Kalendarium, das zwar schon früher veröffentlicht worden ist (von R. T. Hampson, *Medii Aevi Kalendarium*, 1841), aber in so unvollständiger und fehlerhafter Weise, daß ein Neudruck geboten war.

Die Ausgabe enthält, aufser einer Einleitung, in der über Ahfassungszeit, Quellen, Schreiber u. dgl. gehandelt wird, und dem Text, noch sehr dankenswerte Zusammenstellungen von den Einträgen im Kalendarium, von den Festen, den Heiligen (mit Angabe des Todesjahrs u. dgl.) u. a. m.

Die Handschrift wurde im 11. Jahrh. in Winchester geschrieben. Der Kalender war für ein Benediktinerkloster bestimmt: Benedictus erhält zwei Feste und seine Schwester



Scolastica wird auch gefeiert. Dafs der Kalender aus Winchester stammt, geht daraus hervor, dafs 14 Feste spezifisch Winchester-Heiligen geweiht sind, während Namen, die bestimmt auf einen andern Ort hinweisen, fehlen. Terminus a quo für die Niederschrift sei das Jahr 1012, in dem der am 19. April eingetragene St. Ælfheah gemartert wurde. Terminus ad quem sei 1080, in welchem Jahre Lanfrancs liturgische Reform durchgeführt worden war. Gewisse Umstände deuten nach dem Herausgeber darauf, dafs die Abfassung wahrscheinlich in die dreifsigsten oder vierzigsten Jahre des 11. Jahrhunderts fällt. Jedoch gibt es, wie in einem Nachtrag mitgeteilt wird, möglicherweise Andeutungen davon, dafs sie eher zwischen 1060 und 1087 zu setzen ist.

Die Nenausgabe scheint mir, soweit ich ohne Kenntnis der Handschrift urteilen kann, mustergültig zu sein, und ist eine sehr dankenswerte Leistung.

Lund.

Eilert Ekwall.

**Exameron anglice or The Old English Hexameron ed. by S. J. Crawford.**

A. u. d. T.: **Bibl. der ags. Prosa**, X. Hamburg, Henri Gand, 1921. 85 SS. 8<sup>o</sup>.

Durch diese neue, auf die sieben Hss. des Textes gestützte Ausgabe eines Schülers von Napier, wird diejenige Normans vom Jahre 1849 endlich ersetzt. Der Verf. beschreibt in der Einleitung die Hss., ihre grammatischen Eigentümlichkeiten<sup>1)</sup> und Beziehungen untereinander, führt die Beweise für Älfrics Verfasserschaft vor und zeigt, welche Quellen er hauptsächlich benutzt hat. Es sind dies aufser der Bibel besonders Beda, daneben gelegentlich Gregor, Isidor, Alcuin, Augustin und vielleicht noch Ambrosius und Basilius. Dem Texte, der in alliterierenden Langzeilen gedruckt ist, folgen in Fußnoten die Lesarten, eine englische Übersetzung und schliesslich Parallelstellen aus Älfrics übrigen Schriften; den Schluss bilden Quellennachweise. Das bereits 1912 als These für die Erlangung des Bachelor-Titels zu Oxford verfasste Büchlein ist

<sup>1)</sup> In *efre, nefre* steckt doch nicht wgerm. *a*, wie S. 10 oben behauptet wird! Die beste Erklärung scheint mir \**ā in feore* zu sein.

als eine willkommene und wertvolle Bereicherung unserer Wissenschaft mit Dank zu begrüßen.

Kiel.

F. Holthausen.

**The Stonyhurst Pageants** edited with Introduction by **Carleton Brown**, Professor of English in the University of Minnesota.

A. u. d. T.: **Hesperia**, **Ergänzungsreihe: Schriften zur engl. Philologie**, herausg. von **J. W. Bright**. **Ergänzungsreihe**, 7. Heft. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1920. Baltimore, The Johns Hopkins Press. — 30\* u. 302 S. 8°. — Preis: 12 Mk. = 2 § oder 8 sh. 6 d.

Der Umstand, daß ein amerikanischer Professor während des Krieges ein englisches Buch bei einem deutschen Verleger drucken und erscheinen läßt, ist so auffallend, daß der Verf. ihn in einem kurzen Vorwort erklären zu müssen glaubt. Er hatte die Handschrift i. J. 1913 in der Bibliothek des Stonyhurst College in Lancashire gefunden, im Britischen Museum photographieren lassen und abgeschrieben und das Manuskript im Juni 1914 nach Göttingen geschickt, als der Krieg ausbrach. Dieser verzögerte dann das Erscheinen des Buches um fünf Jahre. Der Text der Stücke ist noch auf gutem weißem Friedenspapier gedruckt, die Einleitung dagegen auf dem bekannten dünnen, grauen, elenden Stoffe, den wir u. a. dem von Amerika herbeigeführten Versailler Schandfrieden verdanken.

Obgleich die Handschrift schon seit 1872 durch eine kurze Notiz von Jos. Stevenson in dem Hist. Mss. Com. Report III, Appendix p. 338a bekannt gemacht war, hatte die Forschung von ihr bis dahin keine Notiz genommen. Bei einem Besuch des Stonyhurst College im Sommer 1913 entdeckte der Herausgeber das Werk zum zweiten Male und wir sind ihm für den Entschluß, es herauszugeben, aufrichtigen Dank schuldig. Die Einleitung beschreibt zunächst die Hs., die der ersten Hälfte des 17. Jahrh. angehört. Leider ist sie unvollständig, da die ersten 55 Blätter und 5 weitere zwischen fol. 120 und 126 fehlen, ein weiteres, fol. 186, ist nachträglich ausgeschnitten worden; wieviel am Ende verloren gegangen sind, ist nicht mehr festzustellen. Die früheren Besitzer des Buches haben sich auf verschiedenen Seitenrändern verewigt, sie reichen bis 1686 zurück und alle vier Familiennamen sind in Lincolnshire

nachzuweisen. Der Herausgeber hält die Hs. für das Autogramm des Verf., obgleich der Text voller Fehler und Nachlässigkeiten ist. Er schließt dies besonders aus den zahlreichen Änderungen, Korrekturen und Rasuren. Mir scheint seine Beweisführung nicht überzeugend.

Nun zu den Stücken selbst! Erhalten sind 8740 paarweis gereimte Septenare; mit Einrechnung der sicheren Lücken dürften es c. 13000 gewesen sein. Es sind alttestamentliche Dramen, beginnend mit dem 6. "pagean", dem zu Anfang verstümmelten Jakobsspiel. Ganz verloren ist das 13., das die Geschichte von Ruth behandelt haben muß. Der Inhalt der erhaltenen Stücke ist in Kürze folgender:

1. (6). Das Jakobspiel, beginnend mit der Rache der Söhne Jakobs an Sichem für die Schändung Dinas. Jakob zieht nach Bethel und trifft seinen Bruder Esau. 12 Personen.

2. (7). Das Josephspiel. Die Geschichte Josephs, zum Schluß Abrahams Tod und Bestattung. 25 Personen, dazu Ägypter und Chor.

3. (8). Das Mosesspiel. Die Schicksale der Juden in Ägypten, die 12 Plagen, der Auszug, Zug durch die Wüste, Moses Tod, Josua wird sein Nachfolger. 44 Personen, dazu Volk und Chor.

4. (9). Das Josuaspiel. Der Zug durch den Jordan, die Eroberung Kanaans, Josuas Tod. 24 Personen und Volk.

5. (10). Das Gedeonspiel. Die Geschichte von Debora, Barak, Jael und Sisara, Gedeons Sieg. 15 Personen nebst Chor und Volk.

6. (11). Das Jephthaspiel. Das Opfer der Tochter Jephthas. 10 Personen.

7. (12). Das Samsonspiel. Die Taten und der Tod des Helden. 15 Personen und Bote.

8. (14). Das Saulspiel. Der Anfang ist verloren, es beginnt mit Samuels Geburt und bringt dann die Geschichte von Saul und David und Sauls Tod. 36 Personen, dazu Volk, Soldaten und Diener.

9. (15). Das Davidspiel. Die Geschichte Davids vom Ende Sauls bis zu seinem eignen Tode. 30 Personen und Volk.

10. (16). Das Salomonspiel. Sein weiser Richterspruch wegen des toten Kindes, der Besuch Hiram und der Königin von Saba. 10 Personen und Volk.

11. (17). Das Eliasspiel. Die Taten des Propheten, sein Nachfolger Elisens. 18 Personen nebst Fürsten, Volk, Ältesten und Jugend.

12. (18). Das Naamanspiel. Die Geschichte der Heilung des Syrers vom Aussatz durch den Propheten Elisens. 15 Personen.

Der Dichter der Spiele ist nicht bekannt, doch schließt der Herausgeber mit Recht, daß er ein römischer Katholik war, denn die Grundlage der Texte bildete die englische Douay-Version der Vulgata, die 1609—10 erschien. Aus ihr hat er sogar die Randnoten und die Anmerkungen zu den einzelnen Bibelkapiteln entlehnt, mit denen er seine Dichtung erweitert. Daneben kannte er Plautus und Shakespeare, von diesem wenigstens Heinrich V. und Othello. Die Chöre zeigen nämlich Anklänge an diejenigen des genannten Königsdramas und aus Othello stammt der Name *Brabantio* für den Hofbäcker im Josephspiel. Leider hat er aber wenig von seinen Vorgängern gelernt, denn die Stonyhurst Pageants zeichnen sich (bis auf eins) durch einen erstaunlichen Mangel an dramatischer Kunst und Gestaltungskraft aus: in langen und langweiligen Reden ist der Stoff ganz äußerlich für die Bühne hergerichtet und immer wieder erscheinen Chöre oder Boten, die das übrige ausführlich und breit erzählen, vergleichbar dem *Doctor* der alten geistlichen Spiele. Man glaubt am Anfang, nicht am Ende einer künstlerischen Entwicklung des englischen Dramas zu stehen. Dazu der ermüdende, paarweis gereimte Septenar, in dem alle Stücke geschrieben sind, oft mit schlechten und ganz primitiven Reimen oder Assonanzen! Ein paar Beispiele mögen genügen (S. 97 oben):

A perfect view both of this land and city we haue taken,  
and with a terrible feare th'inhabitants there-of are strycken,  
so that they may be onercome with ease, and quickly conquerd,  
for sooner will the souldiers flye then fight, that are faynt-hearted.

Das ist allerdings abschreckend. Nur zwei Oasen erscheinen in dieser Wüste: das Spiel von Jephtha und das von Naaman, besonders das letztere. Hier scheint der Dichter wie ausgewechselt, offenbar hat er kurz vorher den Plautus gelesen und sich von diesem begeistern lassen. Nicht nur die Namen der Mägdle *Bromia* und *Phronesium*, des Knechtes *Sosia* und

des Lord *Leonidas* stammen daher, sondern vor allem die häuslichen Szenen zwischen Mann und Frau, Frau und Dienerin, Magd und Knecht mit ihrem zuweilen recht grobkörnigen Witz und Humor verraten deutlich das antike Muster. Wenn der Dichter mit diesem Stück, wie es fast scheint, eine neue Stufe in seiner Kunst erreicht hat, ist der Verlust der folgenden Dramen um so mehr zu beklagen.

Aus sprachlichen Gründen sucht der Herausgeber (S. 14\* f.) die Heimat des Zyklus in Nord-Lancashire nachzuweisen, jedoch ohne besonders tiefes Eindringen in den Gegenstand. Reime wie *know : law* sind natürlich für den Norden charakteristisch, aber solche wie *grow : saw*, *do : straw*, *draw : narrow* nicht; ebenso beweisen die zahlreichen  $\bar{e} : \bar{i}$ -Reime (*bee : cry*) nichts. *Dawn* für *down* ist einfach ein Schreibfehler! Auch was Brown aus dem Wortschatz erschließen will, ist vielfach nicht stichhaltig, z. B. ist *eyne* gerade eine südliche Form, *fitters* „Stücke“ wird im NED. von 1532—1639 bei Th. More, Raleigh und Fuller belegt, *meeres* „Grenzen“ ist in älterer Zeit ein allgemeines Wort und wird noch 1600 in Hollands Liviusübersetzung gebraucht, *brab(b)le* findet sich im 16. und 17. Jahrh. bei Udall, Raleigh, Greene, Holcroft, Cotton, Shakespeare, Milton, Holinshed, um nur einige Zitate zu geben, desgl. *ken* bei Peele und Shakespeare; *kinred* war bis ins 17. Jahrh. gebräuchlich, *bledder* = *bladder* findet sich auch in andern Mundarten, für *prittle-prattle* gibt das NED. Belege von 1552 an; es ist überhaupt kein Dialektwort. Selbst *neen* „nine“ ist kein spezifisches Lancashirewort, wie man bei J. Wright sehen kann, dessen „Dialect Grammar“ und „Dialect Dictionary“ der Herausgeber überhaupt nicht zu kennen scheint! Die Beweiskraft von *childer* und *hill* „hüllen“ bezweifelt er selbst, und so bleibt herzlich wenig übrig, was auf Lancashire weist. Trotzdem möchte ich dieses als Heimat des Werkes nicht anzweifeln, da dort die Tätigkeit der Katholiken unter Jakob I. besonders groß war. In Douay wurden damals von den Jesuiten katholische Priester für England ausgebildet, die besonders aus Lancashire stammten; wahrscheinlich war der Dichter ein Student der Theologie oder schon Priester, der seine Stücke in Douay schrieb. Seiner Verehrung für den Orden gab er durch den Gebrauch des Namens *Loyolus* im „Saul“ deutlichen Ausdruck. Kontroverselemente hat er aber sorgfältig ver-

mieden, obgleich die Anmerkungen der Douaybibel dazu reichlich Gelegenheit gegeben hätten.

Als Entstehungszeit möchte Brown die Jahre 1610—25 ansetzen, besonders weil das Possessivpronomen *its* darin noch nicht gebraucht wird, wohl aber viermal dafür die Form *it* erscheint. In bezug auf dramatische Technik stand der Dichter (ausgenommen beim Naamann-Spiel) noch auf dem Standpunkt der alten geistlichen Spiele. Das Metrum hat er dem „Horestes“ John Pikeryngs entlehnt, die Stücke waren, wie sich aus vielen Stellen des Textes ergibt, offenbar für eine öffentliche Aufführung bestimmt (aber wo?) und in eine Reihe von Gruppen geteilt. Jedenfalls bilden sie ein merkwürdiges Phänomen in der Geschichte des englischen Dramas, indem sie zeigen, wie selbst ein gebildeter Dichter in der Entwicklung der Kunst hinter seiner Zeit zurückbleiben kann.

Für die Lesbarkeit des Textes hat der Herausgeber leider zu wenig getan. Moderne Interpunktion, Initialen bei Eigennamen, Markierung der verschiedenen Szenen und Schauplätze, Auf- und Abtreten der Personen. Hinzufügung der mehrfach fehlenden Personenverzeichnisse wäre doch für ihn eine kleine Arbeit, für den seufzenden Leser eine große Hilfe gewesen! Nur hin und wieder sind Schreibfehler verbessert<sup>1)</sup> und fehlende Verse markiert; Anmerkungen fehlen gänzlich, außer dem in der Einleitung Gesagten. Jedenfalls hat die Forschung an diesem Textband noch reichlich zu arbeiten, besonders auf sprachlichem Gebiete.

Kiel.

F. Holthausen.

**Fourteenth Century Verse and Prose** ed. by Kenneth Sisam. Oxford, Clarendon Press. 1921. XLVII u. 292 S. 8°. — Preis: 7/6.

Ein hübsch ausgestattetes und wohlausgeführtes mittelenglisches Lesebuch legt uns ein Schüler Napiers vor, das auch unsern Studenten warm empfohlen werden könnte, wenn unser Valutastand ihnen nur die Anschaffung ermöglichte!

<sup>1)</sup> Ob Schreib- oder Druckfehler vorliegen, ist nicht immer sicher, so steht z. B. S. 3, V. 60 *The* für *They*, S. 17, 346 fehlt *The* vor *fifth*, S. 81, 1123 steht *immoluted* für *immolated*, S. 227, 90 gehört *o king* ans Ende, S. 268, 166 l. *wretchedst*, S. 269, 193 *vouchsafe*, S. 270, 221 fehlt wohl *else* vor *mistres*, ib. 222 streiche *see thou* u. a. m.

Die Einleitung entwirft in großen Zügen ein Bild der Literatur und Kultur des 14. Jahrhunderts und gibt zugleich Winke für dessen Studium. Veranschaulicht wird die Lokalisierung der Dichtungen und Prosawerke durch eine Karte mit den eingeschriebenen Namen der betreffenden Denkmäler. Ein Glossar von Mr. Tolkien soll noch folgen, jetzt muß sich der Leser mit den ausführlichen Anmerkungen am Ende des Buches (S. 204 ff.) begnügen. Die Texte, ziemlich konservativ behandelt, beruhen z. T. auf eignen Kollationen; offenbare Fehler sind direkt beseitigt und notwendige Ergänzungen in Klammern eingefügt; Verderbnisse, deren Beseitigung nicht ganz sicher schien, durch zwei Kreuze gekennzeichnet. Die Lesarten der Handschriften finden sich in den Fußnoten.

<sup>1</sup> Unter den Texten finden wir eine Anzahl alter Bekannter, es sind 17 verschiedene Nummern. Natürlich läßt sich über solche Auszüge verschieden urteilen, aber der Herausgeber scheint mir im ganzen richtig und geschmackvoll gewählt zu haben. Zu einzelnen Stellen möchte ich einige Bemerkungen fügen: S. 5, 58 l. *as telleþ* (*us*) *þe Latyn tunge*. — 7, 109 l. *cch* (Hs. *euery*) *hand in ouþer so fast was loke*. — 14, 2 l. *as clerkes don us* (*for*) *to wyte*. — *ib.* 19 l. *þey toke her harpys wiþ* (*gret*) *game*. — 16, 82: *And was reuey*(*sed*) *out of hir witt* scheint mir keine glückliche Besserung der betr. Orfeo-Stelle. Das Ashmole-Ms. hat *rauysed*, was auch keinen Sinn gibt, ebenso wenig das *wode out* des Harl. Ms. Sollte nicht *remeued* das ursprüngliche sein (vgl. Notes)? Einenkels *wel nez* liegt doch zu weit ab. — 21, 258 l. *and berien boþe gret* (*and*) *lite* statt *bot gode lite*. — 178, 209 und 211 fehlt der Reim zwischen *ferde*: *grathed*; man lese statt dessen *fraid* (S. schlägt *flaid* vor): *graid*. Im übrigen verweise ich auf meine zahlreichen Bemerkungen zu diesen Texten, die teils in Rezensionen, teils in selbständigen Aufsätzen im Laufe der Jahre von mir veröffentlicht sind und die ich hier nicht wiederholen möchte.

Die Anmerkungen haben einen neuen Zug: sie geben zunächst eine kurze grammatische Analyse jedes Textes auf Grund der Reime und bestimmen danach die Heimat. Dies halte ich für besonders nützlich und nachahmenswert. Auch hier seien einige Berichtigungen beigelegt. S. 204: me. *sō* hatte doch nicht geschlossenes *ō* wegen ae. *swā*, da das *w* ja schon geschwunden war, ehe *ā* > *ō* wurde. — 207, 254: Der

Reim *trod*: *God* erinnert an ne. *fled* und *shod*; vielleicht darf auch schwed. *trod* (zu *tro*) hier erwähnt werden, da *trod* zu skand. *tro* gehören könnte. — 209, 57: Im King Orfeo ist vielleicht *time* st. *comessing* zu lesen; V. 247 würde *gin* st. *comsi* den Vers bessern. — ib. 157 f.: Der sinnlose Reim *palays*: *ways* ist nicht durch *palys*: *wys* zu beseitigen, sondern durch Einsetzung von *alle ways* st. *ich ways*. — 210, 215 l. *se* st. *understond*. — 258, ist. *Sent Kasi* ist offenbar der heilige *Nicasius* von Rheims oder von Rouen, s. Stadlers Heiligenlexikon.

Den Schlufs bildet eine klare und übersichtliche Darstellung der englischen Laut- und Flexionslehre des 14. Jahrhunderts. Zu S. 288 möchte ich auf den Aufsatz Lindkvists, *Anglia* 45, 1 ff., hinweisen, der me. *shō* „sie“ aus ae. *heō* erklärt, dessen Anlaut satzphonetisch mit vorhergehendem -s zu *š* verschmolz, vgl. ne. *šīū* < *sjūr* u. ä.

Kiel.

Ferd. Holthausen.

**Kurt Urlau, Die Sprache des Dialektdichters Will. Barnes.** Berliner Dissertation 1921. 54 S. 8°.

Nachdem der Verfasser eine Seminararbeit über die Schreibweise in den Gedichten von W. Barnes vollendet hatte, studierte er im Herbst 1913 den Dialekt von Dorsetshire an Ort und Stelle, nahm sogar vier Schallplatten davon auf. Deren Inhalt teilt er in genauer phonetischer Umschreibung mit — es sind drei Gedichte von Barnes, eins von Young — darunter steht die von den Dichtern angewandte Schreibform. Eine Bibliographie und Lautbeschreibung schliessen sich an. Den eigentlichen Inhalt der Arbeit bildet aber eine historisch gehaltene Lautgeschichte, wobei Urlau die Sprache Chaucers zu Grunde legt. Dies ist ja bequem und erleichtert die Orientierung, ist aber insofern nicht ohne Bedenken, als der Londoner Dialekt des 14. Jahrh. ja nicht die Vorstufe des heutigen Dorseter bildet. Aber wenn man etwa das Poema Morale oder Eule und Nachtigall als näherliegend vorziehen könnte, liegen diese doch zeitlich wieder sehr weit ab!

Die historische Lautlehre ist mit Umsicht und Methode abgefaßt und bietet recht viel des Interessanten, zeigt aber auch wieder, wie wenig einheitlich die heutigen englischen Mundarten sind. Hier scheinen starke Mischungen und fremde Einflüsse zu herrschen. — Beim Vokalismus unterscheidet der



Verf. quantitative und qualitative Veränderungen, wodurch natürlich manches zusammengehörige auseinandergerissen wird, obgleich sich auch die Vorzüge dieser Betrachtungsweise nicht leugnen lassen. Zu den Ausführungen des Verf. gebe ich einige Bemerkungen.

Sollte *kaudl* 'confusion' S. 20, § 1 nicht = *quarrel* sein? Es hätte dann die französische Aussprache von *qu-* erhalten. — *gaadən* <sup>1)</sup> S. 22, § 4 zeigt schriftsprachliche Form, während *lærd* neben *lurd* 'Lord' ib. die unbetonte aufweist. — S. 23, § 5 l. *lritš* st. *kritš*. — S. 24, Z. 3 wird *drid*, S. 46, § 34 dagegen *dred* als Äquivalent von ne. *thread* angegeben. Ist beides richtig? — S. 25, § 6 unten. Ich würde eher sagen: anl. *j* verschmilzt mit *i* zu *ī*; die Neueinsetzung erfolgt wohl unter Einfluss der Schriftsprache. — S. 26, § 8, 3). Fälle wie *brân* 'brand' und *känkrcz* [l. *käykrz*] 'cankers' würde ich von *nâts* und *grätən* trennen, da hier kein Nasal folgt. — Zu *rädžr* S. 29, § 10, 3 vgl. ne. *ridgel*. — S. 31, 1: *jækrcz* 'acres' kann auch frz. Lehnwort sein! — S. 32, § 15, 1. Gehört *spiëkr* [l. *spükr*] vielleicht zu norw. *spæk* 'Spahn'? — S. 35, 3 l. *oonli* st. *onli*. — S. 38, § 21. *tšee* 'chew' soll seinen Vokal vom Prät. bezogen haben! Abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit, müßten wir dann nach § 24 *oo* oder *ââ* erwarten. — S. 39, 2 l. afr. *mande*. — § 26, S. 42. Zu *mid* 'might' vgl. § 35. — § 29. *trmits* 'turnips' beruht zuerst auf Assimilation von *n—p* > *m—p*, worauf Dissimilation von *m—p* > *m—t* eintrat. — S. 44, § 30. Zu *aatr* 'after' vgl. schwed. *äter*, sowie saterländ. *æter*, silter *ecðer* < *efter*. — S. 45, § 31 l. *əguəin* st. *əgəin*. — § 33. Beruht *zâmpl* 'supple' vielleicht auf Einfluss von *simple*? — S. 46, § 34. In *dret* 'thread' für *dred* liegt wohl Dissimilation vor, während bei *ærtšit* 'orchard' und *ritšit* 'Richard' Einfluss von Wörtern wie *basket*, *limit*, *summit* u. ä. vorliegen dürfte. — § 35. In *bærkən* 'barton' erscheint Dissimilation von *t—n* > *k—n*. — Ib. *worrit* ist auch schottisch und beruht nach Schröer auf Kreuzung mit *ferret*. — § 36. *əəiv* 'scythe' zeigt Dissim. von *z—ð* > *z—v*. — Ib. Ist *gâs* 'girth' etwa der Plural? — S. 49 oben: den Übergang von *holn* > *holm* würde ich eher als Dissimilation bezeichnen. — S. 49, § 40. Bei *zlent* 'slit' kommt wohl Mischung mit *vent*

<sup>1)</sup> Ich habe die Schreibung etwas vereinfacht.

in Betracht. — § 41. *vænən* 'flannel' zeigt vielleicht Einfluß der Stoffadjektiva wie *golden* etc., sonst wäre Assimilation möglich. — S. 50: in *muorst* liegt Einfluß von *mur* 'more' vor, vgl. das nhd. dialekt. *mehrste*. — S. 51. Ist *scruff* = ae. *sc̄orff*? — S. 52, § 43. *kræmr* 'grammar' scheint an *to cram* angelehnt zu sein. — § 44. In *græbstok* ist anl. *k* wegen des ausl. *b* zu *g* geworden; vielleicht liegt auch Assimilation an den Auslaut vor. In *guku* liegt Dissim. vor.

Leider hat der Verf. wegen der hohen Herstellungskosten von einer Hinzufügung der Formenlehre Abstand nehmen müssen. Aber auch in der vorliegenden Gestalt ist seine Arbeit ein höchst willkommener und wertvoller Beitrag zur englischen Dialektforschung.

Kiel.

F. Holthausen.

**Otto Jespersen, Engelsk Fonetik.** Udarbejdet til brug for lærere og studerende med hjælp av H. Helweg-Møller. Anden gennemsigtede udgave. Kopenhagen und Kristiania, Gyldendalske boghandel, Nordisk Forlag. 1921. Kl. 8°. 143 S. Mit einer Tafel.

Jespersen vermehrt die Reihe seiner viel benutzten und allgemein geschätzten phonetischen Lehrbücher um ein neues. Seine dänisch geschriebene *Fonetik* erschien in den Jahren 1897—99. In der deutschen Ausgabe wurde der Inhalt auf zwei Bände verteilt. Der erste, Jespersens Meisterwerk: *Lehrbuch der Phonetik* erschien im Jahre 1913 in zweiter Auflage (Leipzig und Berlin, Teubner). Der zweite Band unter dem Titel *Phonetische Grundfragen* (1904) enthält die Behandlung allgemeiner Fragen. Der wesentlichste Inhalt der großen Phonetik ist wiedergegeben in dem vortrefflichen kleinen *Elementarbuch der Phonetik* (Leipzig und Berlin, Teubner, 1912, kl. 8°, 187 S.). Eine zusammenfassende Darstellung der Phonetik des Dänischen bietet *Moderstidets Fonetik* 1906.

Der Phonetik des Englischen wird in dem *Lehrbuch* ein breiter Raum gewährt. Die *Modern English Grammar I* (Heidelberg 1909) hat einen besonderen Abschnitt: Present English Sounds. Das vorliegende Buch bietet nunmehr eine planmäßige Darstellung der englischen Phonetik in dänischer Sprache für Lehrer und Studierende. Das Buch zeichnet sich

aus durch dieselben Vorzüge wie die andern phonetischen Lehrbücher Jespersens: scharfe und selbständige Beobachtung, klare und wohlgeordnete Darstellung.

Von Einzelheiten seien nur zwei herausgegriffen, die neuerdings behandelt worden sind. A. Schröer hat darauf aufmerksam gemacht, daß ein Unterschied zwischen dem *o* in *was*, *what* und *God*, *not* besteht (GRM. 4, 273 und Aussprachwörterbuch S. 522). J. erwähnt diesen auch schon vom NED. beachteten Unterschied nicht. Nach Curtis, Anglia-Beibl. 26, 282 wird der Unterschied ohne Zweifel von einigen Sprechern gemacht: 'but it may be doubted whether the distinction is universal or even widely spread'. Jedenfalls ist die verschiedene Entwicklung von me. *ō* und me. *ǣ* nach *w* sprachgeschichtlich von großem Interesse. — Als Seitenstück zu der rhythmischen Regelung der Betonung in *fóurtéen*: *fóurteen yéars* u. dgl. nennt J. dänisch *madám*: *múdam Hánsen* (S. 129, vgl. auch Lehrbuch S. 220). Kürzlich hat H. Schröder, GRM. 8, 252 auf den rhythmischen Akzent im Deutschen aufmerksam gemacht, z. B. *Generál*: *Génral Lüúendorff*; aus Giefßen füge ich hinzu *die Káplansgáss'* gegenüber *der Kaplán*. E. Kruisinga, A Grammar of Present-Day English I, Utrecht 1909. S. 31<sup>3</sup> nennt ndl. Seitenstücke, z. B. *hij is een aartshértog*: *áartshertog Férdinand*.

Giefßen.

Wilhelm Horn.

**Leabhar Gabála, The Book of Conquests of Ireland. The Recension of Micheál O Clérigh. Part I.** Edited by R. A. Stewart Macalister and John Mac Neill. Dublin 1916, Hodgs, Figgis & Co. 285 S. 8°. 5 sh.

Das „Buch der Eroberungen“ ist eine im 12. Jahrh. n. Chr. entstandene, sehr umfangreiche gelehrte Abhandlung, die die Geschichte Irlands vom Anfang der Welt bis zum letzten unumstrittenen Oberkönig erzählen will und deren Hauptteil die genaue Schilderung der angeblichen sechs „Eroberungen“ der Insel durch verschiedene, zum Teil mythische Völkerschaften bildet. Da dieser Text die Hauptquelle von Keatings Geschichte und der Annalisten, indirekt auch moderner Historiker für die vorchristliche Zeit der grünen Insel darstellt, muß man sich wundern, daß er der Allgemeinheit nicht früher zugänglich gemacht worden ist, die bisher auf eine ungenaue

und schwer erreichbare alte französische Übersetzung angewiesen gewesen war.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu bemerken, daß der Abhandlung nur ein sehr geringer historischer Wert zukommt, da sämtliche „Eroberungen“ Erzeugnisse mittelalterlicher Gelehrtenphantasie sind, die an der Hand von Landkarten und Autoren, wie Eusebius, Orosius, usw. eine Urgeschichte Irlands fabriziert haben. Das schließt natürlich nicht aus, daß sie auch wirklich wertvolles Material mit verarbeitet haben, und darin liegt für uns das Hauptinteresse des Buches, von dem bisher vorläufig nur der erste Teil erschienen ist. Er bringt nur die jüngste Textversion, die 1630 von dem berühmten Gelehrten O'Clery kompiliert wurde. Die älteren Versionen samt vollständigem kritischem Apparat und, wie wir hoffen wollen, eingehenden erklärenden Anmerkungen, sollen den zwei folgenden Bänden vorbehalten bleiben. Ein abschließendes Urteil über das Werk ist daher heute naturgemäß noch nicht möglich. Im Allgemeinen sind Text und Übersetzung gut und zuverlässig, wenn auch namentlich bei den oft schwierigen, eingesprengten Gedichten mancherlei zu bessern ist.

S. 46, Z. 2 lies: gnmh n-ole n-edraid „evil deed of lust“. S. 65, Z. 6 lies: for which every very subtile druid composes. S. 110, Z. 3 lies: tairlech „the slaughter“. S. 111, Z. 5 lies: All who have been sent, fight. S. 133, Z. 6 lies: Senghann of the spears. S. 147, Z. 8 lies: men you shall slay. S. 157, Z. 1 lies: Enough of a host, what has restrained them? S. 165, Z. 14 u. S. 181, Z. 12 lies: in form of the milk. S. 213, Z. 18 lies: when the fair freckled one died.

Berlin.

J. Pokorny.

---

### Wēalhþeo(w).

Der Name der Gemahlin Hroðgars muß auffallen. *Wēalh* = Kelte, *þeow* = Magd, Dienerin. got. *þiwi*. Der Name würde also bedeuten: Die Dienerin des Kelten.

Mit dieser Wiedergabe vermag ich mich nicht zufrieden zu geben.

Wie Björkman<sup>1)</sup> betont, kann die Gemahlin Hroðgars nicht als Unfreie gelten. Im Beowulf (613) heißt es:

*cwen Hroðgāres, cynna gemyndig.*

<sup>1)</sup> *Anglia*, Beiblatt XXX 180, Anm.

Die Gemahlin Hroðgars war sich bewußt, was sie ihrer Familie schuldig war; sie wußte, wie sie sich als vornehme Frau zu benehmen hatte.

Beowulf 615 nennt sie *freolic wif*,

Beowulf 2174 *ƒeodnes dohtor*,

Ganz abgesehen davon, daß man sich eine ursprünglich Unfreie kaum als Gemahlin Hroðgars vorstellen könnte, bezeugen die zitierten Stellen ihre vornehme Abkunft. Woher stammt sie?

Nur Beow. 620 scheint eine Aufklärung zu geben. Hier wird sie als *ides Helminga* bezeichnet. Ein Geschlecht der Helminge begegnet uns sonst nirgends. Nur Widsið 29 nennt einen Helm als Herrscher der Wulfingas: *Helm Wulfingum*.

Björkman <sup>1)</sup> möchte *Helmingas* mit „die Helme tragenden“ übersetzen und will Helm als ein dazu erfundener Eponymus gelten lassen.

Pflichtet man dieser Auffassung bei, so bleibt zu erwägen, warum der Widsið-Dichter diesen Helm in Verbindung mit den *Wulfingas* bringt. Es scheint mir, als ob die *Wulfingas* den beischmückenden Namen *Helmingas* = die Helme tragenden trugen und Widsið sie als die *Wulfingas* = *Helmingas* kannte. Der Alliteration zuliebe setzte er ihnen nicht einen Wulf, sondern einen Helm als Fürsten an die Spitze.

Die *Helmingas* wären demnach mit den *Wulfingas* zu identifizieren, und diesem Stamme wäre *Wæalhƒeow* zuzuteilen.

Eine andere Frage ist es, ob die im Beowulf (461, 471) erwähnten *Wylfingas*, die man jetzt <sup>2)</sup> wohl als skandinavischen Stamm betrachten muß, den *Wulfingas* des Widsið gleichzusetzen sind, wie Chambers <sup>3)</sup> es tut.

Björkman <sup>4)</sup> betont, daß es nicht der Fall zu sein braucht, zumal die *Wulfingas* des Widsið mit den *Hocingas*, *Woingas* und *Þyringas*, also mit kontinentalen Stämmen, zusammen genannt werden. Wir hätten nach Björkman also zu unterscheiden zwischen den *Wylfingas*, die nach den im Beowulf (456 ff.) erzählten Begebenheiten zu schliesen, in der Nachbar-

<sup>1)</sup> Studien über die Eigennamen im Beowulf, 59.

<sup>2)</sup> Björkman, Studien, 120 ff.

<sup>3)</sup> Chambers, Widsið, 198.

<sup>4)</sup> Studien, 122.

schaft der Gauten zu suchen sind, und den Wulfingas = Helmingas, die ihre Sitze auf dem Kontinent gehabt zu haben scheinen.

Die nächste Frage ist, wo die Sitze der Wulfingas zu suchen sind. Meiner Ansicht nach darf man sich von der Gröfse dieses Stammes, wie überhaupt von derjenigen der vielen im Beowulf und Widsið erwähnten Völker, deren Namen uns weniger geläufig sind, keine allzu grofse Vorstellung machen. Wie die Hocingas m. E.<sup>1)</sup> nur als Unterstamm der Jüten zu betrachten sind, so muß man sich auch wohl die Wulfingas etwa als die Angehörigen der Sippe eines gewissen Wulf vorstellen, die einem der auf dem Kontinent wohnenden germanischen Stämme angehörte.

Die Tatsache, dafs wir in England einem Ortsnamen *Wulfingestlaew*<sup>2)</sup> begegnen, läfst vielleicht die Vermutung zu, dafs wir es mit einer Sippe zu tun haben, die sich an der Auswanderung nach England beteiligte, zumal wir im Beowulf nirgends mehr auf Stammesangehörige der *Wǣlthpew* treffen. Dann hätten wir die Sippe der Wulfingas einem der Stämme der Angelsachsen zuzuteilen, und wir müßten erstaunt sein, eine Angehörige dieser Sippe mit dem Namen *Wǣlthpew* belegt zu finden, denn die Wulfingas konnten dann den Dänen nicht als Fremdlinge erscheinen.

Vielleicht vermag uns der Ortsname *Wulfingestlaew* näheren Aufschluß über die Stammeszugehörigkeit der Wulfingas zu geben. Wie ich dargetan habe,<sup>3)</sup> scheinen die in England sich sehr spärlich findenden Siedelungsnamen auf *lew* und *laew* auf warnischen Ursprung zurückzugehen. Sie entsprechen den Ortsnamen auf *leben* im Nordthüringgau, wohin, wie ich annehme, grofse Teile der Warnen auswanderten. Demnach könnte man wohl annehmen, dafs das Geschlecht der Wulfingas ein warnisches Geschlecht war und zu den geringen Teilen dieses Volkes gehörte, die sich der Auswanderung der Angelsachsen nach England anschlossen.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Beiträge zur Geschichte der Eroberung Englands durch die Angelsachsen, 23.

<sup>2)</sup> Chambers, Widsið, 198.

<sup>3)</sup> op. cit. 23; vgl. auch Chambers, Widsið, 245.

<sup>4)</sup> Was den bei Chambers, Widsið, 198 ebenfalls erwähnten Siedelungsnamen Wylfingaford anbelangt, so möchte ich diese Siedelung für eine

Wenn man ferner in betracht zieht, daß schon frühzeitig zwischen Warnen und Thüringern tiefgehende innere Beziehungen bestanden haben müssen — *lex Anglorum et Werinorum hoc est Thuringorum* —, so erklärt es sich auch, warum Widsid die Wulfingas und Dyringas zusammen aufführt.

Zusammen mit den Wulfingas nennt Widsid die Hocingas, die in der Episode vom Friesenkönig Finn eine Rolle spielen, und gerade diese Episode ist es, die m. E. uns weiteren Aufschluß über die Königin *Wealhþeow* zu geben vermag.

Bevor ich auf den Inhalt der Finnepisode eingehe, möchte ich die Frage aufwerfen, wie die Situation ist, bevor der Scop am Dänenhofe die Kämpfe in Friesland besingt.

In der Halle herrscht Jubel beim Trinkgelage. Hroðgar läßt den Scopen ein Heldenlied vortragen. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß die Ereignisse, die der Scop nun schildern wird, den Zuhörern bekannt sind, daß sie ferner in irgend einen Zusammenhang zu bringen sein müssen mit Angehörigen des Dänenhofes. Einen den Zuhörern gleichgültigen, fremden und sie nicht berührenden Stoff kann man sich wohl kaum an einem Königshofe vorgetragen denken.

Wer ist der Held des Liedes, und wer am Dänenhofe soll durch den vom Scopen zum Vortrag gebrachten Gesang gefeiert werden?

Wie ich darzutun versucht habe,<sup>1)</sup> ist der Held des Liedes keineswegs Finn, sondern Hengist. Dieselbe Ansicht äußert neuerdings auch Björkman.<sup>2)</sup>

Hengist und seine Lente werden aber nicht als Dänen, sondern als Jüten (Eoten) bezeichnet. Angesichts der zweifelhaften, verräterischen Rolle, die Hengist und seine Sippe spielen, liegt es gewiß nicht in der Absicht des Scopen, ihn, den Jüten, zu besingen.

Gewiß ist Hengist der Hauptheld des Finnepisode, aber der Hauptinhalt des Epos, das von den Kämpfen in Friesland berichtete, und von dem uns in der Finnepisode und dem Finnsburg-Fragment nur Bruchstücke erhalten sind, kann nicht die Heldentaten Hengists zum Gegenstand der Ver-

langobardische halten; vgl. Beardineford bei Bruckner, Die Sprache der Langobarden, 32, Anmerkung.

<sup>1)</sup> op. cit. 53.

<sup>2)</sup> Studien, 22<sup>e</sup>.

herrlichung gehabt haben, sondern die Heimholung einer Frau: der Hildeburh.

Ich lasse es dahingestellt, ob man annehmen soll, die Hildeburh sei von Finn geraubt worden, wie Schücking es tut,<sup>1)</sup> ob man es also im letzten Grunde mit einer Entführungs- und Heimholungssage zu tun habe, wie bei Gudrun, und inwieweit schliesslich mißverständene poetische Ausmalung vorliegt,<sup>2)</sup> dafs aber das Motiv der Heimholung in dem erhaltenen Bruchstücke der Finnepisode eine gewichtige Rolle spielt, scheint mir unzweifelhaft und aus dem Schlusse der Episode (Vers 1157—59) hervorzugehen:

*Hie on sælāde  
drihtlice wif tō Denum feredon,  
læddon tō leodum.*

Um Hildeburh als Hauptfigur scheint sich der Inhalt des Epos, das die Kämpfe gegen Finn schilderte, zu gruppieren. Zwar gehört auch ihre Person dem verräterischen Stamme der Eoten an, aber der Scop behandelt sie von vornherein anders:

*Ne hūru Hildeburh herian þorfte  
Eotena treowe: unsynnum<sup>3)</sup> weward  
beloren leofum. Beo. 1071 ff.)*

„Die Hildeburh konnte sich zwar der Treue der Eoten (ihrer Sippe) nicht rühmen, aber sie selbst ward, ohne dafs sie eine Schuld traf, ihrer Lieben beraubt.“

Nicht ohne Grund scheint mir der Scop ihre Unschuld zu unterstreichen.

Wo aber sind die Fäden, die von der Hauptheldin der Finnepisode, deren Makellosigkeit der Scop bei Beginn seines Gesanges ausdrücklich hervorhebt, der Jütentochter Hildeburh, hinüberführen zum Dänenhofe?

Einen Anhaltspunkt gibt uns der Schlufs der Finnepisode: *tō Denum feredon*. Aber das genügt nicht. Die Stelle besagt zwar, dafs die Jütentochter Hildeburh zu den Dänen in Be-

<sup>1)</sup> Heyne-Schücking, *Beowulf*, Paderborn 1918, pag. 118, zu Vers 1157: Hildeburg ist wahrscheinlich eine von Finn im Kriege geraubte Dänin.

<sup>2)</sup> Imelmann, *Forschungen zur altenglischen Poesie*, 365.

<sup>3)</sup> *unsynnum* fasse ich mit Paul Grimm, *Beiträge zum Pluralgebrauch in der altenglischen Poesie*, Diss. Halle, 1912, 137 nicht als Adjektivform, sondern als Dat. Instr. Plur. auf und beziehe es auf Hildeburh.



ziehung tritt, bietet aber keine Erklärung dafür, daß nach einem Menschenalter — denn so viele Jahre sind nach ihrer Befreiung verflossen — die Erinnerung an ihre Person am Dänenhofe noch überaus frisch ist. Sie muß eine besondere Rolle am Dänenhofe gespielt haben.

Indessen glaube ich, der Lösung dieser Frage näher zu kommen, wenn man die Situation nach Beendigung des Scopengesanges beleuchtet.

Nachdem die letzten Worte des Scopengesanges verklungen sind, erhebt sich Wæalhþeow. Sie begibt sich zum Könige und überreicht ihm einen Trunk, wie ich annehmen möchte, als Dank für das dem Scopengesänger befohlene Lied über Finns Untergang und die Befreiung Hildeburhs. Sie fühlt sich also besonders geehrt, und der Inhalt des Heldengesanges geht sie in erster Linie an.

An und für sich liegt es nahe, anzunehmen, daß der Scop die Verherrlichung einer Frau auf eine andere Frau und nicht auf einen Helden zurückstrahlen lassen will. Man mag die Helden am Dänenhofe zudem der Reihe nach durchgehen, man wird kaum eine Gestalt finden können, die durch die Verherrlichung der Jütin Hildeburh geehrt werden soll. Die Art aber, wie Wæalhþeow nach Beendigung des Liedes auf den Scopengesang reagiert, macht es mir höchst wahrscheinlich, daß der Vortrag eine Ehrung für sie sein soll.

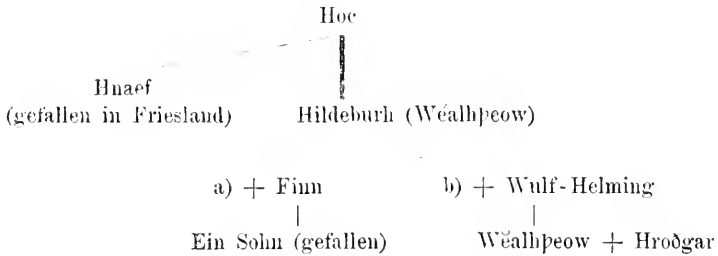
Zwischen ihr und Hildeburh muß also eine Brücke zu schlagen sein.

Es geht nicht an, sie selbst mit der Hildeburh zu identifizieren. Die Kämpfe am Hofe Finns haben sich etwa um 445 abgespielt. Der Zeitpunkt, wo der Scop die Ereignisse besingt, liegt etwa um 515. Es liegt auf der Hand, daß man in Wæalhþeow nicht die Hildeburh zu erblicken hat. Hildeburh muß inzwischen verstorben sein. Die Gesamtumstände scheinen mir dafür zu sprechen, daß wir Wæalhþeow als eine Verwandte der Hildeburh, und zwar, so möchte ich annehmen, als ihre Tochter anzusprechen haben, zumal die Zeitumstände nicht dagegen sprechen. Das würde auch eine Erklärung dafür sein, daß der Gesang des Scopengesängers, der eine fremde, zum Dänenhofe anscheinend in keinen Beziehungen stehende Frau verherrlicht, großen Jubel bei den Zuhörern auslöst.

Da wir Wæalhþeow (Beowulf 620) als *ides Helminga* be-

zeichnet finden, unter den Helmingas aber die Wulfingas verstanden, so wäre daraus der Schluß zu ziehen, daß Hildeburh nach ihrer Heimholung sich einem Recken aus dem Geschlecht der kontinentalen Wulfingas (Warnen) vermählte. Beider Tochter ist Wëalhþeow, die Gemahlin Hroðgars.

Nach dem oben gesagten, kommen wir zu folgender Genealogie:



Wir kommen nunmehr der Erklärung des Namens Wëalhþeow näher.

Björkman beschäftigt sich<sup>1)</sup> eingehend mit der Person der Wëalhþeow und kommt zu dem Schluß, daß sie eine von den Dänen in einem fremden Lande geraubte Prinzessin sei. Die Schwierigkeit, die sich bei der Übersetzung des Namens ergibt, läßt allerdings leicht zu dieser Deutung kommen. Indessen kann ich mich dieser Meinung nicht anschließen. Man müßte sich wundern, hiervon im Beowulf auch nicht die leiseste Andeutung zu finden. Eine solche Gewinnung einer fremden Prinzessin durch die Dänen setzt gefährliche Fahrten über die See und ruhmreiche Kämpfe der Dänen voraus, auf die im Beowulfepos sicherlich angespielt wäre. Wëalhþeow ist eine *ides Helminga* (Beowulf 620), und das Geschlecht der kontinentalen Wulfingas-Helmingas kann den Dänen nicht als ein fremdes (Wëalh!) erschienen sein.

Andererseits hebt Björkman<sup>1)</sup> die Möglichkeit hervor, daß Wëalhþeow nach einer anderen Frau, die aus einem fremden Lande stammte, benannt sein könnte, und spricht diese Möglichkeit als die wahrscheinlichste an. Indem ich mir diese Auffassung zum Teil zu eigen mache, möchte ich folgenden Schluß ziehen.

<sup>1)</sup> Anglia, Beiblatt, XXX, 177 ff.

Wëalhþeow = Magd, Dienerin des Fremden.

(Vgl. die ähnliche Rolle Gudrums.)

Dieser Name bezog sich ursprünglich auf Hildeburh, die wahrscheinlich von dem Friesenkönig Finn geraubt wurde und lange Jahre am Hofe der Friesen zubringen mußte, bis sie schließlich von ihrer Sippe befreit und heimgeholt wurde.

Der Name Wëalhþeow rief die Erinnerung an die Leidenszeit der Hildeburh und die gigantischen Kämpfe der Jüten am Hofe Finns wach und hielt sie fest.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß schon zur Zeit dieser Kämpfe die Absorbierung von Teilen des Jütenstammes durch die Dänen einsetzte — die Jüten erscheinen schon im Beowulf als Halbdänen —, so läßt sich wohl annehmen, daß die Kämpfe am Friesenhof bei den Dänen nicht nur bekannt waren, sondern die Erinnerung an sie auch gepflegt wurde. Das vornehmste Beispiel für diesen Assimilierungsprozeß ist die Heirat zwischen Hroðgar und der Tochter der Hildeburh selbst. Der Beiname der berühmten Mutter, mit dem sich die von den Scopen besungenen Heldentaten der Halbdänen in Friesland verknüpften, verdrängte bald ihren ursprünglichen Namen Hildeburh und wurde nach Erscheinen ihrer Tochter am Däneahofe auf diese übertragen.

Halle.

Willy Meyer.

### Understanded.

G. Wendt, *Syntax des heutigen Englisch*, I (Heidelberg 1911), S. 8, erklärt die neue Form *understanded* für „biblisch“. E. Ekwall, *Historische ne. Laut- und Formenlehre* (Sammlung Göschen), S. 131, schreibt: „*understanded* kommt als Zitat aus der Bibel 1611 in der Literatur nicht selten vor“. Es handelt sich um das geflügelte Wort *understanded of the people*. Da sich die Angabe des biblischen Ursprungs in diesen vielbenutzten Handbüchern findet, ist es wohl angebracht, darauf hinzuweisen, daß die Wendung in der Authorized Version der Bibel nicht vorkommt, daß sie vielmehr den Religionsartikeln der anglikanischen Kirche vom Jahre 1562 entstammt und zwar den Artikeln 24 und 35. Die Religionsartikel sind im *Book of Common Prayer* abgedruckt.

Auf diese Quelle des Wortes ist in der vorliegenden Zeitschrift schon früher aufmerksam gemacht worden: von J. Klapperich XI, 171 und von F. Flügel XIV, 47. Schon in seinem Wörterbuch hatte Flügel angegeben, daß Todd, der Bearbeiter von Johnsons Wörterbuch (1818), das Zitat aus den Glaubensartikeln bietet. Auch S. Pegge, *Anecdotes of the English Language*, London<sup>2</sup> 1814, S. 67. Anm. 57, führt *understanded* aus dem 35. Artikel an.

Das Part. Praet. *understanded* begegnet auch außerhalb unserer Formel in der früh-ne. Literatur, auch *withstanded* kommt vor, nicht aber das Simplex *standed*. Vgl. H. T. Price, *A History of Ablaut in the strong Verbs from Caxton to the End of the Elizabethan Period*, Bonn 1910, S. 146—148. Auch im Französischen können wir beobachten, daß zusammengesetzte Verba, besonders solche, deren inhaltliche Beziehung zu den einfachen gelockert ist, 'regelmäßige' Flexion annehmen, während die häufig gebrauchten Simplicia ihre alte Form bewahren: *vous dites* und *vous redites*, aber *vous médisez*, *contredisez*, *prédisez*; *je verrai* und *je reverrai*, *j'entreverrai*, aber *je prévoirai*, *pourvoirai*.

Giefßen.

Wilhelm Horn.

---

### Zum Physiologus.

#### 1. Der armenische Physiologus.

Die Freunde der Physiologus-Dichtungen möchte ich auf eine leicht übersichtbare Arbeit von Dr. W. Lüdte: „Zum armenischen und lateinischen Physiologus“ in der Festschrift *Huschardzan* der Mechitaristen (Wien 1911) hinweisen, durch welche die Arbeiten Manns,<sup>1)</sup> Laucherts, Karněsevs, Marrs, Goldstaubs und Strzygowskis in dankenswerter Weise ergänzt werden. Die armenische Übersetzung stammt nach Marr von c. 600, darauf beruht auch eine georgische von c. 800.

#### 2. Physiologusspuren im älteren englischen Drama.

Lauchert hat *Engl. Stud.* XIV, 205 f. (Anm.) Nachklänge des Physiologus bei Beaumont und Fletcher zusammengestellt.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Beiblatt X, 274 ff. und XII, 13 ff.; Verf., *ib.* 338 f.

Ich kann dazu einige gelegentlich bei der Lektüre gefundene Nachträge liefern:

In „The Maids Tragedy“ IV, 1 sagt Evadne zu Amintor gegen Schluß der Szene:

*All the creatures,  
Made for Heaven's honours, have their ends, and  
good ones,  
All but the cozening crocodiles, false women!*

In „Rule a Wive and have a Wife“ V, 2 meint Perez zu Anfang der Szene von den Frauen:

*They have so many lives, there is no hanging 'em;  
They are too light to drown, they're cork and feathers;  
To burn too cold, they live like salamanders.*

Bei Massinger „The Greatduke of Florence“ IV, 1 am Ende sagt Lidia, nachdem sie Giovannis Brief gelesen:

*Were I more deaf than adders, these sweet charms  
Would through my ears find passage to my soul.*

und III, 1 fragt Cosimo mit Beziehung auf sie:

*Say, friend, have you seen  
This phoenix of our age?*

In der „City Madam“ desselben Dichters erwidert Luke in der 3. Szene des 4. Aktes:

*While I, like the adder, stop mine ears.*

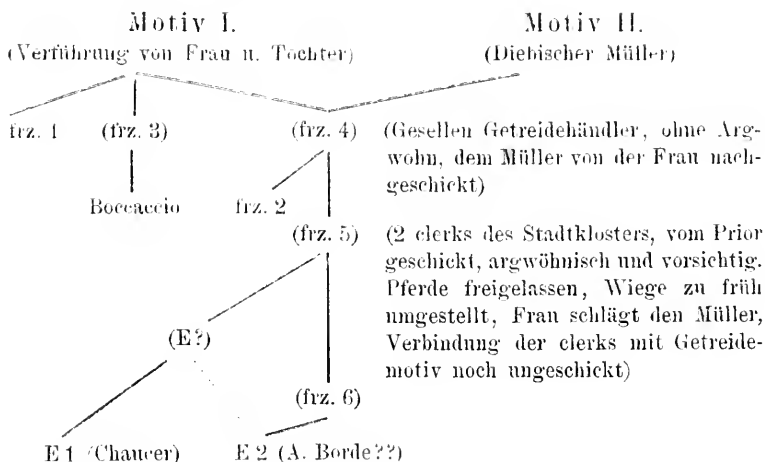
Kiel.

F. Holthausen.

### Zu Chaucers 'Reeves Tale'.

Im neunten Bande der Engl. Stud. S. 240 ff. hat Varnhagen die ihm bekannten Fassungen der 'Erzählung von der Wiege' eingehend verglichen und S. 266 einen Stammbaum der verschiedenen Versionen gegeben. Danach hätte Chaucer das französische Fabel 2 benutzt, das in einer Berner und einer Berliner Hs. überliefert und von V. nach letzterer a. a. O. S. 241 gedruckt ist. Gegen diese Ansicht erhebt aber Stehmann in seinem Buche 'Die mhd. Novelle vom Studentenabenteuer' (Palästra LXVII) S. 87 ff. begründete Einsprüche und stellt S. 112 einen ziemlich abweichenden Stammbaum auf, wonach Chaucer eine andere frz. Fassung der Erzählung benutzt hat.

Derselbe sieht bei Weglassung der für uns nicht in Betracht kommenden Dichtungen so aus:



Für E 2 kommt noch das in frz. 6 auftretende Nebenmotiv vom Liebhaber der Tochter hinzu, wozu St. bemerkt: 'Zwei Brüder, clerks, Söhne einer Witwe, von dieser geschickt, Pferde freigelassen, Sack geklopft, Wiege zu früh umgestellt, Frau schlägt den Müller.'

Wenn, wie ich glaube, Stelmann das Verhältnis der verschiedenen Fassungen richtig dargestellt hat, ist Chaucers Umgestaltung des Stoffes nicht so zu beurteilen, wie dies V. S. 261 seiner Abhandlung tut; der Dichter ist vielmehr seiner Vorlage treu gefolgt.

Kiel.

F. Holthausen.

[7. 1. 22.]

### I N H A L T.

		Seite
1a. Förster, Keltisches Wortgut im Englischen . . . . .	} (Ekwall)	75
Wildhagen, Das Kalendarium der Handschrift Vitellius E XVIII (Brit. Mus.)		82
Exameron anglie or The Old English Hexameron ed. by S. J. Crawford . . . . .	} (Holthausen)	83
The Stonylhurst Pageants, edited by Charleton Brown . . . . .		84
Fourteenth Century Verse and Prose, ed. by Sisam . . . . .		88
Ullau, Die Sprache des Dialektdichters Will. Barnes . . . . .		90
Jespersen, Engelsk Fonetik (Horn) . . . . .		92
Leabhar Gabála, The Book of Conquests of Ireland. The Recension of Michael O Clérigh. Part I. Ed. by Stewart Macalister and MacNeill (Pokorný) . . . . .		93
1b. Meyer, WéalBeowulf . . . . .		94
Horn, Understanding . . . . .		101
Holthausen, Zum Physiologus . . . . .		102
Holthausen, Zu Chaucers 'Reeves Tale' . . . . .		103

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

---

---

XXXIII. Bd.

Mai 1922.

Nr. V.

---

---

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Jessie L. Weston, From Ritual to Romance.** Cambridge, University Press, 1920. XV u. 220 S. 12/6 sh. net gebunden.

Die vielen Probleme, die sich an die literarische Überlieferung der Gralsage knüpfen, haben früher wie heute vor allem die Romanisten, Keltisten und Germanisten, in geringerem Maße die Anglisten, beschäftigt; ihre vorliterarischen Probleme haben in immer steigendem Maße die Aufmerksamkeit der vergleichenden Mythen- und Religionsforscher auf sich gelenkt. Auch das vorliegende Buch will die letzten Wurzeln der Gralsage auf dem Wege vergleichender Religionsforschung bloßlegen und stellt in gewissem Sinne eine abschließende Erweiterung und Zusammenfassung der Anschauungen dar, die die bekannte Verfasserin schon in vielen Schriften und Aufsätzen, vor allem in ihrem wichtigen zweibändigen Werke *The Legend of Sir Perceval* (London 1906, 1909, Grimm Library No. 17 und 19), niedergelegt hat. Namhafte Gelehrte, wie Bédier, Lot und Nitze, haben schon damals das Bedeutsame ihrer früheren Hypothesen zugegeben, aber auch gewichtige Stimmen dagegen, sei es gegen die ganze Theorie, sei es gegen wesentliche Einzelheiten, haben sich geltend gemacht (vgl. vor allem die ausführliche Besprechung von J. F. D. Blöte in *Anz. f. deutsches Altert.* 32 (1908) S. 24 f. und 34 (1910), S. 242 f., sowie von E. Brugger in *Ztschr. f. franz. Spr. u. Lit.* 31 (1907), S. 122 f. und 36 (1912), S. 7 f.).

Im 2. Bande ihres erwähnten Werkes lehrte die Verf., daß die Urform der Gralsage, die sie in der Erzählung des Chrestienfortsetzers Wauchier (V. 19655 f. der Ausgabe von Potvin, Mons 1866) erblickt, auf einem aus einem Vegetationskult erwachsenen, mit dem Adoniskult wesensähnlichen Mysterienritus beruhe. Der Hauptschwierigkeiten ihrer damaligen Erklärung scheint sie sich immer mehr bewußt geworden zu sein. Sie fußte allzu sehr auf den gläubig hingenommenen Erklärungen auch jetzt noch geübter okkultur Bräuche, und in Einzelheiten waren einige der aufgestellten Be-

ziehungen so phantastisch, daß sie unvoreingenommener Prüfung kaum standhielten. Außerdem war kein Dokument vorhanden, jene alten Bräuche glaubhaft mit der christlichen, keltischen Welt des Mittelalters zu verbinden, die doch als die eigentliche Wiege der Gralsage in ihrer gangbaren literarischen Gestalt angesehen werden darf. In vorliegendem Werke nun, das z. T. auf Anregungen des vergleichenden Mythenforschers und Sanskritisten Leopold von Schroeder<sup>1)</sup> fußt, besonders aber den z. T. schon im 2. Bande der *Legend of Sir Perceval* genannten Büchern des im Okkultismus wohlbewanderten G. R. Mead über alte Mysterienbräuche viel verdankt, glaubt Verf. die ihrem Hypothesengebäude bisher fehlenden literarischen Unterlagen gefunden und ihre Theorie bis zur Unwiderleglichkeit gestützt zu haben. Da die neuen Aufstellungen der Verfasserin, auch wenn sie, wie die früheren, in wesentlichen Dingen zur Kritik herausfordern und keine allgemeine Zustimmung finden werden, auf jeden Fall anregend und interessant sind, so möge hier eine gedrängte Inhaltsübersicht ihres Buches Platz finden. Die einzelnen Kapitel sind in der Form von Monographien über die einzelnen Elemente der Gralsage zu verschiedenen Zeiten abgefaßt — eine Entstehungsweise, die die vielen Wiederholungen und etwas Unorganisches an dem Buche erklärt und entschuldigt. Doch kommt gerade durch die beharrliche Wiederholung der Grund- und Leitgedanke höchst deutlich zum Vorschein.

Nachdem Verf. im ersten Kapitel (*Introductory*) ihren Standpunkt im allgemeinen dargelegt, teilt sie in Kapitel II (*The Task of the Hero*) die Überlieferung der einzelnen Gralversionen betreffs des verödeten und vom Helden wieder zu belebenden Landes mit, in welchem Zug sie einen der allerwesentlichsten Bestandteile der Gralsage erblickt. Da dieser Zug tatsächlich in den hauptsächlichsten Versionen als konstant erscheint, dürfte der Einwand Blötes (*Anz. f. d. Altert.* 34, 252—53), man habe hierbei nur an einen großartigen Fluch zu denken, vielleicht doch unberechtigt sein. Als Kern ergibt sich, ähnlich wie im 2. Bande der *Legend* (S. 252f.): die Verödung des Landes hängt mit der geheimnisvollen Krankheit des Königs (Verlust der Mannbarkeit) zusammen; die Frage des Helden soll König und Land neu erblühen lassen. Zu diesem Grundmotiv werden in Kapitel III (*The Freeing of the Waters*) altindische Parallelen (*Rig-Veda* und *Mahabharata*) namhaft gemacht, in denen die Aufgabe des Helden (hier meist der Gott Indra) in der „Befreiung der Wasser“, d. h. der Herbeischaffung des Regens, besteht. Gerade hier hätte Verf. mit Vorteil noch den erwähnten Aufsatz v. Schroeders heranziehen können, der hier u. a. die von ihr S. 27 angeführte Geschichte von Rishyaṅginga (*Mahabharata*) seinerseits mit dem „uralten, magisch-kultischen Zauber des Generations-

<sup>1)</sup> Vor allem *Mysterium und Mimus im Rig-Veda*, Leipzig 1908. Beiläufig (S. 81) führt sie an *Vollendung des urischen Mysteriums in Bayreuth*, München 1911; dagegen zitiert sie nicht v. Schroeders allerdings über das Ziel hinauschießenden, gleichwohl aber mit ihrer eigenen Auffassung z. T. sich deckenden Aufsatz *Die Wurzeln der Sage vom Gral*, Sitzungsber. der phil.-histor. Klasse d. Akad. d. Wiss., Wien 1910.



aktes“ zusammenbringt, der regenspendende Kraft hat. In Kapitel IV (*Tammuz and Adonis*) werden die Überlieferungen und Zeremonien, die sich an die Verehrung des sumerisch-babylonischen Gottes Tammuz und der phönizisch-griechischen Gottheit Adonis knüpfen, aufs neue (vgl. *Legend* II, 252 f.) als Kulte erwiesen, in denen das Regen, Fruchtbarkeit und Leben spendende Prinzip sich ausdrückt, und gewisse Parallelen zwischen diesen Kulthandlungen (Auferstehungsritus im Adoniskult) und der Gralserzählung festgestellt: der tote Ritter auf der Bahre; der verwundete, auf Genesung harrende König; die Klage über ihn; die Gralsträgerinnen; die Nähe des Wassers. Man wird nicht aufser acht lassen dürfen, daß in den von der Verf. unabhängigen, ähnlich orientierten Studien Nitzes<sup>1)</sup> und v. Schroeders mit ihren teilweise sich berührenden Ergebnissen eine gewisse Stütze ihrer auf den ersten Blick so fremdartig anmutenden Hypothese zu erblicken ist; inwieweit freilich die von der Verf. aufgestellten Gleichungen im einzelnen stichhaltig sind, darüber wird sich eine Einigung vorerst schwer erzielen lassen. Das 5. Kapitel (*Medieval and Modern Forms of Nature Ritual*) liefert weitere russische, deutsche, indische, keltische und afrikanische Parallelen von Volksbräuchen und Ritualhandlungen, in denen die Fruchtbarmachung des Landes jeweils mit der Gesundung (Tod und Wiederauferstehung) eines Gottes oder eines ihn vertretenden Symbols, bzw. des Volksoberhauptes selbst, in engem Zusammenhang steht.

In Kapitel VI (*The Symbols*) werden die methodischen Grundsätze der Verf. des näheren dargelegt: Die in der Gralüberlieferung erzählten Vorgänge nebst den in der Erzählung auftretenden symbolischen Gegenständen sind als ein zusammengehöriges Ganzes zu betrachten. Denn wenn der Kern der Überlieferung wirklich als *“the fragmentary record of the secret ritual of a Fertility cult”* (S. 63) angesehen werden darf, so müssen sich alle für einen solchen Ritus in Betracht kommenden Symbole (Gralkegel oder -schale, Lanze, Schwert, Gralstein) dem Rahmen eines solchen hypothetischen Ritus leicht einfügen. Mit andern Worten: was in der Vorzeit den Kern des Ganzen bildete, das müsse sich auch jetzt noch als solcher herauschälen lassen; es handle sich also hier um eine Umkehrung der alten Untersuchungsmethode. Ganz so neu ist dieser Weg aber doch nicht: gerade der öfters erwähnte Aufsatz v. Schroeders verfolgt ja dasselbe Ziel; aber auch die Forschungen Nitzes und vor allem die glänzenden, ungemein scharfsinnigen und überzeugenden Darlegungen Burdachs<sup>2)</sup>, sowie, von

<sup>1)</sup> Vor allem: *The Fisher King in the Grail Romances*, Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America 24 (1909); vgl. die z. T. zustimmende Anzeige von E. Brugger, *Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 36, S. 71 f.

<sup>2)</sup> Vgl. *Deutsche Literaturzeitung* 24 (1903), Sp. 2821 f., Bericht über Burdachs Vortrag *Der Ursprung der Gralsage* und ebd. Sp. 3050 f. Burdachs teilweise zustimmendes Referat über W. Staerk, *Über den Ursprung der Grallegende*, Tübingen 1903. Auch in seiner letzten Veröffentlichung *„Der Judenspiels und die Gralsage“* (Neue Jb. f. d. klass. Altert., Geschichte u. deutsche Lit., 19. Jahrg., 1916 [37. Bd.], S. 25 f.) wird das Problem kurz gestreift: die heilige Lanze erscheint hier in doppelter Funktion: „einer-

spezielleren, aber weniger scharf erfaßten Gesichtspunkten aus, die Schriften W. Staerks<sup>1)</sup> und selbst L. I. Iselins<sup>2)</sup> haben bei ähnlichen Methoden den Zweck einer Gesamterklärung im Auge.

Dafs es sich bei Schale (Becher, Kelch) und Lanze um phallische Symbole handle, die bei einem Vegetationskultus unschwer auftreten, das ist ein Gedanke, den Fräulein Weston schon kurz in *Legend* I, 330 f., ausführlicher in einem Aufsatz in *Folklore*, Bd. 28 (*The Grail and the Rite of Adonis* [mir nicht zugänglich]) und besonders nachdrücklich in *Legend* II, 252 f. ausgesprochen hat. Hier wird dieselbe Anschauung wiederholt und aufs neue begründet. Verf. bekämpft hier die bekannte, von Burdach a. a. O. geäußerte Vermutung, dafs die Verbindung von Speer und Kelch aus der Liturgie der byzantinischen Messe in die Gralsage gekommen sei. Nach ihr gäbe es in dieser Liturgie überhaupt keine Lanze, sondern nur ein kleines, speerähnliches Messer, das zum Schneiden des Brotlaibs dient (der im griechischen Ritus die Oblate vertritt), welche Zeremonie die Wunden Christi versinnbilde. Dem ist aber doch die klare, eindeutige Darstellung jenes feierlichen Aufzugs der sog. Messe des Chrysostomos entgegenzuhalten, die Burdach aus zeitgenössischen Quellen schöpfte und in deren Anfangsteilen die eindrucksvolle Prozession mit Kelch, Patene, Lanze und anderen Reliquien eine so eindrucksvolle Rolle spielt. Man wundert sich, dafs Fräulein Weston nicht bemerkt hat, dafs Burdach ihre eigene Lösung in gewissem Sinne schon vorweggenommen hat, wenn er die Gralsprozession „aus der byzantinischen Messe oder der dieser zugrunde liegenden Mysterienzeremonie“ (a. a. O., Sp. 2823, von mir durchschossen herleitet).

Den Versuchen A. C. L. Browns<sup>3)</sup> (und anderer, z. B. auch v. Schroeders), den Ursprung des Grals in der keltischen Überlieferung vom Wunschgefäß oder Zauberkessel zu suchen, mißt Verf. insofern Bedeutung bei, als es sich ihrer Ansicht nach tatsächlich um einen gemeinsamen Ursprung der primitiven Vorstellung (p. 71) handle, die sich aber dann nach verschiedenen Seiten hin entwickelt habe. Wiederum berührt sie sich mit dem erwähnten Aufsatz v. Schroeders, der gleich ihr den Standpunkt vertritt, es handle sich bei diesen Gefäßen „nicht um Analogie, sondern um genealogische

seits Longinus- und Abendmahls-(Grals-)Lanze, andererseits Konstantinslanze . . . [und als solche] ein staatskultliches Symbol des abendländischen, mit dem Namen Konstantin sich deckenden Imperialismus“ (Ebd. S. 30 f.).

<sup>1)</sup> Vgl. darüber die vorhergehende Anm.

<sup>2)</sup> *Der morgenländische Ursprung der Gralsage*; vgl. darüber [ablehnend]: E. Brugger, *Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 37, 162 f. und L. Jordan, *Litbl. f. germ. u. rom. Philol.*, 1910, sowie [zustimmend] L. v. Schroeder im Eingang des erwähnten Aufsatzes.

<sup>3)</sup> *The Bleeding Lance*, in *Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America* 25 (1910) und *Notes on Celtic Cauldrons of Plenty* in „*Anniversary Papers . . . G. L. Kittredge*“, Boston 1913; vgl. Bruggers Anzeiger der letzteren Schrift in *Zs. frz. Spr. Lit.* 34 (1917), 100 f.

Verwandtschaft“; um „Varietäten derselben Grundvorstellung“. <sup>1)</sup> Nach Westons schon öfters geäußelter Ansicht „ist das Wesentliche an jener Urvorstellung, das Becher (Schale) und Lanze, als weibliches und männliches Geschlechtssymbol, von allem Anfang an zusammengehören und das diese Symbole durch Teller und Schwert gelegentlich erweitert werden; dabei macht sie allerdings später (S. 94) das Zugeständnis, „*the exact value [of these symbols] as a group we cannot clearly determine*“. Ob freilich die von der Verf. hier als neue Entdeckungen angeführten Parallelen aus japanischen Volksbräuchen und den bei den Zigeunern üblichen „Tarot“-Karten stichhaltige Parallelen sind, das wage ich bis auf weiteres noch zu bezweifeln, trotz der Zeugenschaft des auch von mir hochgeschätzten W. B. Yeats, „*whose practical acquaintance with Medieval and Modern Magic is well known*“ (S. 75).

Im 7. Kapitel (*The Sword Dance*) wird gezeigt, wie die sog. „Schwerttänze“ mit ihren späteren Abkömmlingen der Morristänze und allerlei Mummenschau ursprünglich keine kriegerischen Übungen, sondern sakrale Handlungen darstellen, die mit irgendwelchen Vegetationskulten verbunden waren. Verf. weist hin auf die indischen Maruts, die griechischen Kureten und Korybanten und die römischen Salier. Sie glaubt auch hier eine Spur gefunden zu haben, die direkt zur Gralsburg führt; die Gralsritter, Krieger und Priester zugleich, seien gewissermaßen christianisierte Salier. In Schlüssen wie in diesem letzteren wäre der geschätzte Verf. etwas mehr Zurückhaltung dringend zu wünschen; hier nähert sie sich m. E. bedenklich jenen „Hirngespinsten einer verwerflichen Spekulation“ vor denen Burdach so eindringlich warnt: Von den Templern, die sie in diesem Zusammenhange erwähnt, zu den Gralsrittern sehe ich einen Weg, von den Templern zu den Saliern keinen. Auch das 8. Kapitel (*The Medicine Man*) hat mich wenig überzeugt. Hier weist Verf. auf die wichtige Rolle hin, die der Arzt in gewissen Vegetationskulten spielt, und bemüht sich auch hierzu eine Parallele in der ursprünglichen Gralsüberlieferung aufzuspüren. Da Gawain, nach Weston ja der ursprüngliche Gralsheld, in der Dichtung Chrestiens und anderswo Kenntnis von Heilkräutern zugeschrieben wird, folgert sie kühn, das er den kranken König ursprünglich mit einem Heilkraute kuriert habe!

Lehrreicher ist dagegen Kap. IX (*The Fisher King*), das eine der umstrittensten und dunkelsten Figuren der Gralssage bespricht. Nachdem Verf. die einzelnen, vielfach sich widersprechenden Gestaltungen der Überlieferung vom Fischerkönig und vom kranken (verwundeten, in anderen Versionen [*Dieu Créne*] nur ein Scheinleben führenden) König angeführt hat, wiederholt sie die schon eingangs (vgl. Kap. II) dargelegte Ansicht, das die Urform dieser Erzählungen mit dem Auferstehungsritus alter Vegetationskulte zusammenhänge: die primitivste Fassung war die einfache

<sup>1)</sup> Diese letztere ist ihm allerdings, im Gegensatz zu Miis Weston, die Vorstellung eines wunderbaren, himmlischen Gefäßes; zur Sache vgl. noch E. Brugger, *Z. frz. Spr. Lit.* 37, S. 162 f., der hier v. Schroeder entschieden entgegentritt.

Wiederbelebung des toten Königs, ein Motiv, das in den erhaltenen literarischen Bearbeitungen dann verschiedentlich begründet, verwirrt und verdoppelt (Chrestien, Wolfram) wurde. Bei der mimischen Darstellung des Mysteriums, die Verf. für ihre Urform voraussetzt, habe der rettende Held nach vollzogener Tat die Rolle des verjüngten Königs übernommen. Dem Beinamen „Fischerkönig“, für den eigentlich nur Borron (im *Joseph von Arimathia*) eine plausible Erklärung bringt, wurde in *Legend* II 258 eine ziemlich unklare, höchst phantastisch-okkulte Auslegung gegeben — der Name sollte mit der übrigens literarisch nicht zu belegenden Fabel zusammenhängen, dafs das oberste Lebensprinzip, im Stern Alkyone fixiert, in der Fülle der Zeiten ein goldenes Fischnetz durch den Weltenraum geworfen und sich so mit einem Körper vereinigt habe. Dafür tritt jetzt eine andere Deutung, die in der Form, wie Verf. sie bringt, wohl anfechtbar ist, die sich im Grunde aber doch der gangbaren Vorstellung vom christlichen Fischsymbol anschliesst. Sie will nämlich den Fisch, ein uraltes Lebenssymbol, das in orientalischen Mysterienkulten und insbesondere auch in der jüdischen Überlieferung eine so wichtige Rolle spielt,<sup>1)</sup> nicht direkt mit dem christlichen Ichthys-Anagramm, dem neutestamentlichen „Menschenfischer“ und ähnlichen orthodoxen Vorstellungen zusammenbringen, sondern nach ihr liegt hier eines jener unorthodoxen, aus jenen Mysterienriten in das volkstümliche Christentum eingedrungenen Elemente vor, dessen tatsächliches Vorhandensein als unorthodoxer Bestandteil durch die mystische Grabschrift des phrygischen Bischofs Aberkios (= Avercius von Hieropolis, † um 200) bezeugt werde. Es ist jedoch unter Theologen von Fach keineswegs ausgemacht, ob die fragliche Grabschrift wirklich nicht orthodox sei;<sup>2)</sup> jedenfalls aber war die Gleichung des Abendmahls mit dem Fischessen unter den Christen des 2. und 3. Jahrh. durchaus verbreitet<sup>3)</sup> und es ist somit sachlich unrichtig, wenn Verf. (S. 128) behauptet: „*Orthodox Christianity knows nothing of a Sacred Fish-meal*“. Aus welchen Quellen auch immer das Fischsymbol geflossen sein mag, dafs es innerhalb der Gralüberlieferung ein unorthodoxer Bestandteil sei, ist m. E. von Verf. nicht bewiesen worden. Noch weniger überzeugend sind die folgenden Ausführungen über die Gralstaube, der Verf. gleichfalls die christliche Provenienz absprechen möchte.

<sup>1)</sup> Vgl. vor allem Scheffelowitz, *Die Fischsymbolik im Judentum und Christentum* (Arch. f. Religionswiss. Bd. 14).

<sup>2)</sup> Gegen irgendwelche Zusammenhänge mit dem Kybele- und Attiskult und für völlige Orthodoxie spricht sich aus Th. Zahn (*Realencycl. f. prot. Theol. und Kirche*, hg. von A. Hauck, I 316 f. unter 'Avercius'); Harnack scheint an der Orthodoxie zu zweifeln (vgl. Verf. S. 125); für Orthodoxie tritt auch ein Wandering in Wetzer und Welles [kath.] *Kirchenlexikon* I 1235 unter 'Arcandisciplin'.

<sup>3)</sup> So Th. Zahn, a. a. O. Desgl. Wandering, a. a. O., wo auch eine griechische Grabschrift aus Autun (etwa 2. Jahrh.) angeführt wird, in der die Christen geradezu das „Geschlecht des göttlichen Fisches“ genannt werden; denn diese Vorstellung war auch im christlichen Abendland weit verbreitet.

In Kapitel X und XI, die sich im einzelnen mit dem 'Secret of the Grail' befassen, wendet sich Verf. zunächst gegen Nitzes Auffassung (a. a. O.), als ob zwischen den Gralzeremonien und den Eleusinien ein Zusammenhang bestünde.<sup>1)</sup> Alle Elemente des Gralmysteriums findet sie vielmehr wieder in den phrygischen Kybele-Attismysterien, die zur Zeit des Kaisers Claudius (241—54) in Rom öffentlich anerkannt wurden und an denen sich auch gewisse gnostische Sekten beteiligten (S. 137). Die populäre Soldatenreligion des späten Kaiserreiches, der persische Mithrakult, der mit dem Attiskult gewisse Ähnlichkeit hatte und mit ihm vermischt wurde, half dann weiter, diese Mysterien mit ihrem sakramentalen Mahl und ihrer Feier des toten und des aufgestandenen Gottes weiter ins Abendland zu verbreiten. Verf. legt nun den allergrößten Wert darauf, daß sie ein „Dokument“ entdeckt habe, das in ihren Augen das letzte Glied der Kette ist, die die Entwicklung vom heidnischen Mysterium zum christlichen Zereemoniell der Gralslegende darstellt, und ein unumstößlicher Beweis für die „wider significance“, die sie für das Gralproblem annimmt (*Introd.*, S. VI). Ich muß gestehen, daß die hochgespannten Erwartungen, die man an diese Ankündigung knüpfen konnte, durch die Art dieses Dokuments einigermaßen enttäuscht wurden. Es handelt sich hier um den Anfang des 5. Buches der *Philosophumena* oder *Refutatio omnium haeresium* des christlichen Bischofs und Märtyrers Hippolytus von Portus († nach 235). Hier berichtet der gelehrte Bischof von den gnostischen Sekten seiner Zeit und gibt u. a. auch Aufschluß über die sog. Naassener (Buch V, Kap. 1—11).<sup>2)</sup> Die Anhänger dieser Sekte, die übrigens hohe asketische Ideale vertrat, bezeichneten sich selbst als die einzig wahren Christen und lehrten (wie alle Gnostiker und ähnlich den Neuplatonikern) das dreifache Prinzip der Schöpfung, den Gegensatz der geistigen und materiellen Welt, zwischen denen der Mensch — d. h. ein Produkt aus Geist und Materie — hin und her

<sup>1)</sup> Fachleute mögen entscheiden, ob die Gegengründe der Verf. wirklich stichhaltig sind; jedenfalls waren auch die Eleusinien ein 'Life Cult' im Sinne der Verf., und ihre Herkunft aus nichtgriechischem, ja nicht-arischem Bereich ist durchaus wahrscheinlich (vgl. *Encycl. Brit.*<sup>3</sup> unter 'Eleusinia').

<sup>2)</sup> Verf. zitiert nach dem mir unzugänglichen Buche G. R. S. Meads, *Thrice-Greatest Hermes*, der aber keine durchaus wörtliche Übersetzung der fraglichen Stellen zu bieten scheint; einiges Material auch bei Mead (deutsche Übers. von A. v. Ulrich), *Fragments eines verschollenen Glaubens*, Berlin 1902. Die Angabe, daß in Reitzensteins bewunderungswürdigem Buche, *Die hellenistischen Mysterienreligionen*, Leipzig 1910 (= 1920), das „Dokument“ im Original zu finden sei, ist irrig. Deutschen Lesern am besten zugänglich ist das griechische Original mit lateinischer Übersetzung in *S. Hippolyti Refut. Omn. Haeres. Libr. X.*, rec. L. Duncker et F. G. Schneidewin, Gottingae, 1859. Über den berühmten Naassenerhymnus, „unzweifelhaft das älteste Dokument des ophäistischen Gnostizismus“ [den Verf. nicht erwähnt], vgl. Harnack, *Sitzungsber. der Berl. Akad.* 1902, S. 542 f., sowie Haucks *Realencyclopädie* unter 'Ophiten'.

geworfen werde. Sie besuchten auch die heidnischen Mysterien der Kybele, weil sie darin die klarste Einsicht in das große Weltgeheimnis zu erlangen glaubten. In diesem Berichte des Hippolytus glaubt nun Verf. das langgesuchte, unwiderlegliche Zeugnis der vorchristlichen Elemente der Gralüberlieferung in ihrer Verbindung mit dem Christentum gefunden zu haben, und nun türmt sie ihre Hypothese aufs neue auf (S. 149—154; vgl. unten), ganz ähnlich wie in den Schlufskapiteln der *Legend* II. M. E. ist jedoch dieses Zeugnis beweisend nur für Zustände des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, und die Erkenntnis, daß in das frühe Christentum paganische Bestandteile eindringen, ist fast ein Gemeinplatz neuerer Religionsforscher geworden. Für die mittelalterliche Gralsgeschichte ist dagegen daraus nichts zu gewinnen.

In Kap. XII (*Mithra and Attis*) sucht Verf. es wahrscheinlich zu machen, daß die Elemente des von ihr vorausgesetzten Mysteriums auch im alten Britannien ihren Eingang gefunden hätten durch Vermittlung syrischer Kaufleute, asiatischer Sklaven und vor allem durch die römischen Legionäre. Tatsache ist, daß Spuren der Mithraverehrung in Pembrokeshire und bis hinauf zum Hadrianswall gefunden wurden (vgl. Cumont, *Mystère de Mithra*, Brüssel 1902, mit Karte aller nachgewiesenen Kultstätten des Gottes). Ist aber all das für die mittelalterliche Gralgeschichte beweisend? Verf. geht jedoch so weit, die Erzählung in der *Elucidation*, der Einleitung zu Chrestiens *Perceval*, nach der die Öde des Landes als eine Folge der Schändung der Bergmädchen durch König Amangons erklärt wird, historisch-symbolisch zu fassen: "*May [this wildly picturesque tale] not be simply a poetical version of the disappearance from the land of Britain of the open performance of an ancient Nature ritual?*" — Kap. XIII (*The Perilous Chapel*) beschäftigt sich mit Gawains (bezw. Percevals) Abenteuern in der gefährlichen Kapelle und will die Einzelheiten dieser gruseligen Geschichte als eine Einweihungserzählung erklären: um zu den Quellen des Lebens zu gelangen, muß der Novize erst die Schrecken des Todes bestehen lernen (vgl. *The Quest*, Oct. 1916, wo die Verf. in einem "*The Ruined Temple*" betitelten Aufsatz "*a hypothetical reconstruction of the Grail Initiation*" (S. 172 Anm. 2) versucht hat [mir nicht zugänglich]). Schon in *Legend* II 261 f. hat Verf. diese Anschauung vertreten, und schon damals hielten ihr ihre Kritiker entgegen, daß das Zauberhafte, die reine Freude am Gruseligen, die sich in der Erzählung ausdrückt, eine genügende Erklärung für ihre Existenz sei;<sup>1)</sup> die Gründe, die Verf. jetzt für ihre Ansicht anführt, haben mich nicht mehr überzeugt wie ihre früheren.

Im Schlufskapitel geht Verf. nochmals auf die Person des Autors jenes Komplexes von Gralserzählungen ein, die sie als die „Gawaingeste“ bezeichnen möchte. Wauchier, der Fortsetzer Chrestiens, beruft sich bekanntlich auf einen wallisischen Gewährsmann Bleheris, der diese Dichtungen einem Grafen von Poitiers unter besonderem Beifall vorgetragen. Dieser Bleheris wird nun, ähnlich wie in *Legend* II 250 (und I 288 f.) mit

<sup>1)</sup> Vgl. Blöte, *Anz. f. d. Alt.* 34, 253; ähnlich Brugger, *Z. f. Spr. u. Lit.* 36, S. 67, der von einem Märchen spricht.

dem Gewährsmanne der *Elucidation* 'maistre Blihis', sowie dem Ritter Blihos-Bliheris (ebd.), die beide in der Dichtung eine wissende Rolle spielen, zusammengebracht. Ferner wird auf „Bréri“, die Quelle des *Tristan* von Thomas,<sup>1)</sup> und den „*famosus ille fabulator Bledhericus*“, den Giraldus Cambrensis, der um 1194 schrieb, als „kurz vor seiner Zeit“ blühend erwähnt. Verf. glaubt nun auf Grund einer schon *Legend* II 250 kurz angeführten Vermutung E. Owens (vgl. jetzt *Revue Celtique* 1911), die sie im Prinzip annimmt, alle Bedingungen, die für den ursprünglichen Galautor in Betracht kommen können, erfüllt zu sehen in der Person des geschichtlich nachweisbaren Walliser Edelmannes Bledri ap Cadivor aus West Wales (Pembrokeshire-Carmarthen), der etwa um 1070 bis 1150 geblüht haben mag. Er muß mit den Normannen auf bestem Fusse gestanden haben und wird auf Urkunden als *Latinarius*, Dolmetscher, bezeichnet.<sup>2)</sup> Als weitere Stütze ihrer Ansicht führt Verf. noch die Mitteilung des Berner Germanisten Prof. Singer an, nach welchen Bleheris-Formen auch in deutschen Tristan-Versionen (*Pfeherin*: bei Heinrich von Freiberg, *Pleherin*: bei Eilhart von Oberge), als Name eines Ritters an König Markes Hofe vorkommen: Bledhericus habe sich vielleicht hier in untergeordneter Rolle selbst eingeführt. Auf die Gefahr hin, den *advocatus diaboli* zu spielen, möchte man die Frage aufwerfen, ob es sich hier nicht um einen der literarischen Überlieferung angehörigen Namen handelt; denn daß Bledhericus (und seine Ableger) ein nicht unhäufiger wallisischer Name ist, ergibt sich auch aus *Legend* I 289 f. Zwei ähnliche Parallelen wurden der Verf. von Alfred Nutt aus der keltischen Literatur (*Llywarch Hen*-Zyklus und *Finn*-Sage) namhaft gemacht. Gleichwohl ist Verf. in ihrem Gesamturteil über diese Frage mit Recht sehr zurückhaltend und sieht die genannte *Bleheris*-Identifikation als noch unerwiesen an.

Auf den letzten Seiten folgt eine nochmalige Zusammenfassung ihres Standpunktes, die die Ausführungen von Kap. XI, S. 149—54 wiederholt und erweitert. Nach ihr wären in dem ganzen Werdegang der Galüberlieferung drei Stufen zu unterscheiden: Zunächst ein Vegetationsmythus, der schon früh mit einem Mysterium, das dem Attis-Adoniskulte ähnelte, zusammengebracht wurde. Der Vegetationsmythus enthält die rein menschlichen, sowie die folkloristischen Elemente der Sage: den leidenden König, das verwüstete Land, die Aufgabe des Helden und die ganze Gruppe der Gralsymbole; hierin erblickt sie zugleich die exoterische Seite des vermuteten Mysteriums. Aber die esoterische Seite des Kultes, der Geheim-

<sup>1)</sup> Dieses Moment scheidet dann für die weitere Diskussion aus. Leider setzt sich Verf. weder in *Legend* II noch hier mit Bruggers (und Bédiers) Einspruch gegen die Identification von *Bréri* und *Bledhericus* (vgl. Z. frz. Spr. Lit. 31, 151 und Anm.) auseinander.

<sup>2)</sup> Während W. *Legend* II 251 auch den erwähnten Grafen von Poitiers als Wilhelm IX., den Toubadour (1087—1127), identifizieren wollte, wird die Person dieses Grafen hier nicht weiter erwähnt; doch würde gerade die Feststellung dieses Punktes wesentlich zur Klärung der chronologischen Verhältnisse beitragen.

dienst, in den nur völlig eingeweihte Augen spähen durften, enthielt das mystische Mahl, die Lebensspeise, die in hoher Symbolik an Schale und Lanze geknüpft war; sie lehrte die eigentlichen Quellen des niederen und höheren Lebens und führte mimisch die Heilung des Königs vor. Diese Lehren, zum Teil vermischt mit einem nicht orthodoxen Christentum, wurden schon früh nach Britannien gebracht und lebten dort im Verborgenen weiter. Aus diesen Elementen erwuchs hier die Urform der Gralgeschichte, von deren eigentlicher, ursprünglicher Bedeutung Bleheris noch eine Vorstellung besaß (S. 150). Unter dem Einfluß der Kreuzzüge und der Longinus-Legende treten dann rein christliche Elemente in den Vordergrund: der Gral wird zum Abendmahlskelch, die Lanze zum Speer des Longinus. Die Benediktinerklöster Fécamp in Frankreich und Glastonbury in England -- jenes so stolz auf seine Blutreliquie und dieses die überlieferte Grabstätte Arthurs -- trugen weiter viel zur Verschmelzung der Gralsage mit der Arthursage bei,<sup>1)</sup> und Robert von Borron, der von der ursprünglichen Bedeutung der Gralidee immer noch Kenntnis hatte, formte in bewußter Kunstübung das „christliche Mysterium“ vom heiligen Gral, zu dessen Helden inzwischen die Volkssage schon eine beliebte, diesem Gedankenkreis ursprünglich gar nicht angehörige Gestalt, Perceval, den „Sohn der Witwe“, gemacht hatte. In Chrestien endlich, seiner Quelle und seinen Nachfolgern,<sup>2)</sup> werden die romantischen Elemente immer vielgestaltiger, zahlreicher; irische Sagenüberlieferung, byzantinische Liturgie, Tempelritter-Ideen -- sie alle setzten sich an die Urform an und trugen zu ihrer Ausgestaltung bei. Die ursprüngliche Bedeutung des Mysteriums aber ist völlig vergessen -- „die Tore des Tempels bleiben verschlossen“.

Wenn man nun die Ergebnisse dieses Buches mit den Aufstellungen in den Schlußkapiteln von *Legend II* vergleicht, so wird man feststellen können, daß der Standpunkt der Verfasserin in der leitenden Idee durchaus derselbe geblieben ist; dagegen fehlen hier erfreulicher Weise jene okkulten, mystischen Spielereien, die jene frühere Veröffentlichung verunziert hatten, zum größten Teil oder treten doch sehr in den Hintergrund. Wertvoll und durchaus wahrscheinlich ist m. E. der erste Punkt ihrer Theorie, die Aufstellung, daß es sich beim „verödeten Land“ und den damit in Beziehung stehenden Begebenheiten um einen uralten Vegetationsritus handelt, der hier in märchenhafter Ausgestaltung erscheint. Und es wird immer ein hohes Verdienst Fräulein Westons bleiben, diese Erkenntnis eröffnet zu haben. Aber der zweite Punkt ihrer Hypothese, die Erklärung der

<sup>1)</sup> Gegen die Rolle, die Verf. in allen ihren Schriften der Abtei Fécamp zuweist, sprechen sich Bölte, *Anz. f. d. A.* 32, S. 30 f. und Brugger, *Z. frz. Spr. L.* 31, 135 f. und 36, 68 f. mit Gegengründen aus, deren Stichhaltigkeit zu prüfen Sache der Romanisten ist.

<sup>2)</sup> Verf. (S. 196) hält an der von ihr *Legend II* 283 aufgestellten Stammtafel fest. Dagegen haben Brugger (a. a. O.) und A. B. Woods (*Publ. Mod. Lg. Ass.* 27, 524 ff.) mehrere Einwände erhoben; letzterer nimmt u. a. an, daß nicht der englische *Sir Perceval* sondern Wolfram der ursprünglichen Form der „Enfances“ des Helden am nächsten stehe.



eigentlichen Gralgeheimnisse als ein eigentliches, ursprünglich heidnisches Mysterium, das bis etwa zur Zeit der Kreuzzüge als solches weitergelebt habe, bis es endgültig christianisiert wurde — dieser Teil ihrer Beweisführung scheint mir auf ziemlich schwachen Füßen zu stehen, und ich halte eine so phantastische Hypothese auch nicht zur Erklärung der Gralsage für notwendig. Mit Brugger, Burdach und anderen glaube ich durchaus, daß das Weihevollle, Geheimnisreiche, das dem katholischen Ritus an sich innewohnt und das gerade die keltische Phantasie mächtig beflügeln mußte, eines der wesentlichsten Elemente war, die hier mythenbildend wirkten; ferner erscheint mir der von Burdach gezeigte Weg über Byzanz, der ja auch vorchristliche, aber als solche nicht erkannte und nicht empfundene Elemente einschließt, als eine weit gangbarere, ja als die überzeugendste Lösung des Gralrätsels, soweit dieses mit dem vorhandenen Material überhaupt zu lösen ist. Denn der große Vorzug, den Miß Weston ihrer Hypothese nachrühmt, daß sie ziemlich alles erkläre, scheint mir im gewissen Sinne geradezu als ein Nachteil, der allerdings vielen ähnlichen Versuchen anhaftet. Bei sagengeschichtlichen Forschungen ergeben sich oft irrationale, nicht weiter erklärbare, ja widersprechende Züge. Alles was die Forschung dann tun kann, ist, auf die Tatsache hinzuweisen, daß sich hier irgend etwas unserer Kenntnis entzieht, daß eine bestimmte Entwicklung nicht, oder nicht wie man erwarten könnte, stattgefunden hat, daß mit unbekanntem, neuen Faktoren zu rechnen ist. Tritt jedoch bei derartigen — geschichtlich zu fassenden — Problemen (wie Burdach so schön hervorhebt) eine Hypothese auf, die zwar „alles erklärt“, aber in ihren geschichtlichen, chronologischen und synchronistischen Fundamenten einigermaßen fraglich erscheint, und bringt diese Hypothese Faktoren ins Treffen, die — gleichfalls aus geschichtlichen Gründen — als Anachronismen erscheinen können, so ist die Glaubwürdigkeit der Hypothese von vorneherein schwer gefährdet. Man muß auch hier den Mut der bruchstückweisen Erkenntnis haben — „es ist unwissenschaftlich, jeden Torso ergänzen zu wollen“.

Dresden.

Walther Fischer.

**Posies.** Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald vorgelegt von **Anna H. Metger**. Langensalza (Julius Beltz) 1921.

Mit ihrer Abhandlung über *posies*, ein interessantes Wort und ein interessanter Begriff, der uns allen wohl zum ersten Male in Sara Coleridge's Gedicht *The Months* begegnet ist: *June brings tulips, lilies, roses, Fills the children's hands with posies*, hat uns die Verfasserin auch ein schönes *posy* beschert. Daß *posy* auf *poesis* zurückgeht, wird jetzt ziemlich allgemein

angenommen; merkwürdig ist nur, daß die sekundäre Bedeutung = *nosegay* heute die bekanntere ist. Die Abschnitte Art der Posies (III), Posy-Sammlungen (IV), Anspielungen auf Posies in der Literatur (V) zeigen, daß Metger die weite und nicht immer leicht zugängliche Literatur fleißig benutzt und den Stoff geschickt gegliedert hat. Der wertvollste und anziehendste Teil der Dissertation ist Abschnitt II: Posy-Ringe, den man vielleicht als angenehmen Beitrag zur Folklore bezeichnen kann, ein historische Darlegung über diese Ringe vom Altertum bis zu ihrem Verschwinden im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. — Auffällig ist eine Bemerkung auf S. 16, die entweder ein Schreibfehler ist oder auf einer irrümlichen Auffassung der englischen Quelle selbst beruht, die Metger leider nicht angibt: „Auf dem Zauberringe König Salomos stand das geheimnisvolle Wort *shemham plorash*“. Erstens muß es *shem hamphorash* heißen. Aber auch diese Worte standen der Sage nach nicht auf dem Ringe, sondern der aus vier Buchstaben bestehende Namen Gottes, das Tetragrammaton, das eben durch die zwei Worte *shem hamphorash* umschrieben wird, die nichts besagen als „eigentlicher Gottesnamen“. Also geheimnisvoll ist das Wort durchaus nicht, im Gegenteil sehr klar, was der ursprüngliche Sinn von *m'phorash* ist; *shem* = Namen. Vgl. Jewish Encyclopædia XI, 448 Sp. 1 und 262 Sp. 2.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

---

### O. E. *Gyrwe*.

The form of this name usually found in dictionaries and philological works is *Gyrwas* (e. g. Bosworth-Toller, Miller, Place-Names of the English Bede etc.). The correct form is no doubt *Gyrwe*, that given by Kluge in his Nominale Stammbildungslehre § 5 National and tribal names in Old English are much more often *i*-stems than *a*-stems (of course, with the exception of names in *-ingas*); cf. e. g. *Engle*, *Myrce*, *Dene*, *Dere*, *Nordanhymbre* etc. The O. E. word, so far as I know, is only found in the gen. (and dat.) plur: *Gyrwa* Transl. of Bede, *Norþgyrwa*, *Supgyrwa* Birch 297, etc. In the same way

*Hwicce* is no doubt to be preferred to *Hwiccas*. It is important that Bede writes *Gyruii*, *Gyruiorum*, *Hwiccorum*.

The etymology of O. E. *Gyrwe* is clear so far as meaning goes. The name means 'marsh-dwellers'; cf. Bosworth-Toller s. v., Hoops, Reallexikon s. v., etc. The *Gyrwe* were a tribe dwelling in the fen country round Peterborough. The name belongs to O. E. *gyr*<sup>1)</sup> 'fen', cognate with O. E. *gor* 'mud' etc., M. L. G. *gor* 'mud'; M. Du. *goor* 'swamp' etc. But derivation of *Gyrwe* and O. E. *gyrwe*(*fen*) from a base \**ǵurwia-*, as suggested by Torp (Fick, Vgl. Wbch.) at least for *ǵyrwe*, is out of the question, for *Gyrwe* had palatal *ǵ*. This is perhaps suggested by *Yarwell*, the name of a place near Peterborough (cf. Miller *l. c.*), which very likely contains either O. E. *Gyrwe* or the common noun *gyr* (*gyrwe*). But it is proved by the name *Jarrow*, which designates a place in Durham and is found in Bede in the form *Gyruum* (O. E. transl. *Gyrwum*). This may be a tribal name identical with *Gyrwe* in Northamptonshire, but may also mean simply 'the fens'. *Jarrow* is on the bank of the Tyne. *Jarrow* presupposes an O. E. form with palatal *ǵ*. But O. E. *Gyrwe* from \**ǵurwī* would have given a mod. form with *G-*.

The only possible base is \**ǵerw-*, which is actually found in O. N. *giǝr* n. 'mud'. *Gyrwe* goes back to a base \**ǵirwī-* from \**ǵerwī*. But then it will be necessary to formulate a new sound-law. The O. E. form is as a rule *Gyrwe*, *gyrwe-fen* etc. (once *Girwan fenn*; see foot-note). Bede has besides *Gyruii* also *Guruiorum* (IV. 19). The form with *y* is easily explained in West Saxon, but Bede's form cannot be West Saxon. In Anglian dialects, according to the generally received theories, *i* before *r* + a cons. would become either *iu*,

<sup>1)</sup> The group of words to which *gyr* belongs offers peculiar difficulties. There is an O. E. gloss *gyrwe fenn* 'palus'. One of the MSS. of the O. E. translation of Bede has *on Gyrgan laude* instead of *in Gyrga lande* in the other MS. In *Die Heiligen Englands* (ed. Liebermann) we find *on middan Girwan fenne*. It is difficult to see how a form *gyr* can have arisen either from a base \**ǵirwia-* or \**ǵirwī-* or \**ǵerwa-*. We expect a dissyllabic form from all three bases. Possibly *gyr* is due to analogical shortening of \**ǵyru* (from \**ǵirwī-*). *ǵyrwe* in *ǵyrwe fenn* may be the genitive of this. *Gyrgan* (*land, fenn*) can hardly be a corruption of *Gyrwa* or *Gyrwena*. Perhaps it represents a place-name *Gyrwe*, denoting the fen or a river in the neighbourhood.

whence *io*, *eo*, or else *i* (Bülbring, El. § 187, Luick, Hist. Gr. §§ 136, 139).

We have therefore to assume the following development: \**ǰirwī* > \**ǰiurwī* > \**ǰurwī* > \**ǰyrwī* (owing to *i*-mutation). The first element of the diphthong was absorbed by the *ǰ* before the operation of the *i*-mutation, just as Prim. Engl. \**wirdia-* > became \**wiurdi* > \**wurdi* > Anglian *wyrðe* (Bülbring, El. § 262, Luick, Hist. Gr. § 155). Of course, the two developments \**wiur-* > \**wur-* and \**ǰiur-* > *ǰur-* are phonetically distinct phenomena, but the result was the same.

It is doubtful if there are any other examples of this "soundlaw", as there are few words containing the same sequence of sounds. O. E. *gyrnan* (*girnan*) might be expected to become Anglian *gyrnan*, but I know of no examples of this word in Anglian texts; *gyrnissæ* Erf. 527, however, may quite well belong here. But even if there are no other examples than *Gyrwe*, *gyr(we)*, the sound development is not without interest, and it deserves a place in O. E. grammars.

Lund.

Eilert Ekwall.

### Schauspielerinnen in London um 1600?

In den beiden Dramen des Jahres 1921, in welchen Shakespeare als Hauptfigur erscheint, ist seine Geliebte, die 'Dark Lady', unter anderm in ihrer Unaufrichtigkeit und Koketterie dadurch besonders charakterisiert, daß ihr ein unbezähmbarer Hang zum Komödienspielen im wahrsten Sinn des Wortes eignet. Bei Rubinstein und Bax ist sie stolz auf ihr Talent und läßt sich durch Will's Zweifel und Lächeln über eine so unmögliche Sache nicht aus dem Konzept bringen: sie spielt ihm, ohne sein Vorwissen, seine eigene Gattin vor und macht ihm die Hölle gehörig heiß. Damit gewinnt sie eine echt höfische Wette. — Mifs Dane geht noch einen Schritt weiter. Nicht genug daran, daß Mary Fitton als Bursche verkleidet ins Wirtshaus nach Deptford reitet und dort Ursache von Marlowes Tod wird, springt sie schon früher bei der Erstaufführung von „Romeo und Julia“ für den Knabendarsteller der Juliarolle ein, als dieser sich den Arm bricht, und spielt die Sterbeszene mit durchschlagendem Erfolg — ohne daß das Publikum von dieser Stellvertretung etwas weiß oder

merkt. In beiden Stücken wird das Aufsergewöhnliche, Unerhörte des Auftretens einer Frau auf einer öffentlichen Bühne Englands in bester Übereinstimmung mit der namentlich Rubinstein und Bax sehr wohl vertrauten kritischen Anschauung betont. Dafs aufser bei höfischen Darbietungen, namentlich bei den stets nur vor geladenen Gästen gegebenen Maskenspielen, vor Davenant keine Frau auf einer englischen Bühne auftrat, gilt als ausgemacht. In der Tat sind die Beweistellen dafür überwältigend.

Dennoch wird man eine Bemerkung vielleicht noch überprüfen müssen, die der herrschenden Lehrmeinung krafts zu widersprechen scheint. Sie steht in Thomas Coryat's 'Crudities' (1611) p. 247, wo er von seinem Besuch venezianischer Theater erzählt, und lautet: 'I was at one of their Play-houses where I saw a Comedie acted. The house is very beggarly and base in comparison of our stately Play-houses in England: neyther can their Actors compare with vs for apparrell, shewes and musicke. Here I obserued certaine things that I neuer saw before. For I saw women acte, a thing that I neuer saw before, though I haue heard that it hath beene sometimes vsed in London, and they performed it with as good grace, action, gesture, and whatsoeuer conuenient for a Player, as euer I saw any masculine Actor.'

Spricht der Landedelmann aus Somerset auch nur vom Hörensagen, so ist es doch erstaunlich, dafs die Stelle bisher so wenig beachtet worden ist oder, wo sie zitiert wird, wie z. B. von P. Simpson (in Shakespeare's England, 1917, II, p. 246), gerade der Passus über London weggelassen ist. Es könnte ja sein, dafs der Provinzler schon über die Maskendarstellerinnen erstaunt war, von denen man ihm erzählte (wie sich die Puritaner ja auch darüber ebenso wie über die Knaben in Weiberrollen aufhielten). Der Zusammenhang der Erwähnung Coryats legt aber eher nahe, an Spielerinnen der italienischen Wandertruppen zu denken, von denen ja M. J. Wolff (Sh.-Jb. 46, 1 ff.) drei als zu Shakespeares Lebzeiten in England gastierend nachgewiesen hat. Die Möglichkeit, dafs dieser italienische Brauch ganz ausnahmsweise<sup>1)</sup> auch auf die

<sup>1)</sup> Th. Nashe rühmt ja gerade die Abwesenheit von Dirnen unter der englischen Schauspieler-schaft 1592.

Volksbühne der Engländer übergreifen habe, ist aber jedenfalls nicht gänzlich ausgeschlossen.

Graz, am 2. März 1922.

Albert Eichler.

## II. MITTEILUNGEN.

### Notiz zu Beiblatt Dez. 1921 (ten Brink und Skeat).

In seiner Besprechung der dritten Ausgabe (1920) von ten Brinks „Chaucers Sprache und Verskunst“ hat Kaluza mit Recht bemerkt, daß eine „etwas empfindliche Äußerung ten Brinks über ‚Herrn‘ Skeat“ aus dem Jahre 1884 nicht noch 1920 einen Wiederabdruck verdiente, sondern „jetzt, wo beide um Chaucer hochverdiente Gelehrte längst im Grabe ruhen, unbedingt gestrichen werden mußte.“ In diesem Zusammenhange sei darauf verwiesen, daß Skeat den Sachverhalt schon vor 30 Jahren geklärt hat. Ten Brink hatte 1884 (S. 205<sup>3</sup>) seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Skeat in seiner Ausgabe der *Prioresses Tale* 1874 eine Reihe von Dingen als eigene Entdeckungen vortrage, die ten Brink schon in seinen Chaucerstudien 1870 gesagt und begründet hatte. Dazu äußerte sich Skeat in seiner Ausgabe von ‚Chaucer’s Minor Poems‘ (Oxford, 2. ed. 1896, p. LXXXV, vermutlich schon in der 1. Ausgabe 1888): ‚It is quite true that Prof. Ten Brink’s *Studien* appeared in 1870, but I never saw a copy of it till 1887, when my attention was drawn to it by observing the above remark. Hence my results were obtained independently, being conclusions from honest work at the subject. I admit I ought to have consulted a book so important as the *Studien*, but I did not so; and the loss was mine.‘ Es war ten Brink († 1892) nicht mehr vergönnt, eine 2. Auflage seines Buches selbst zu veranstalten; falls ihm Skeats Erklärung bekannt geworden war, hätte er selbstverständlich den Passus gestrichen, der sich leider in die 2. (1899) und 3. Ausgabe fortpflanzte, da Skeats Richtigstellung in einer in Deutschland selten gebrauchten Sonderausgabe nur allzuleicht der Beachtung entgehen konnte. Es ist daher ein Gebot der Gerechtigkeit, sie ausdrücklich hervorzuheben, damit diese ephemere und längst gegenstandslos gewordene Polemik nicht noch in eine weitere Auflage fortgeschleppt wird und der jüngeren Anglistengeneration eine falsche Vorstellung von Skeat erweckt.

Würzburg.

O. L. Jiriczek.

[2. 4. 22.]

## INHALT.

	Seite
Ia. Weston, From Ritual to Romance (Fischer) . . . . .	105
Posies, Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald, vorgelegt von Anna H. Metzger (Caro) . . . . .	115
Ib. Ekwall, O. E. <i>Gyruce</i> . . . . .	116
Eichler, Schauspielerinnen in London um 1600? . . . . .	118
II. Mitteilungen: Notiz zu Beiblatt Dez. 1921 (ten Brink und Skeat) (Jiriczek)	120

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

Juni 1922.

Nr. VI.

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**R. W. Chambers, Beowulf.** An introduction to the study of the poem with a discussion of the stories of Offa and Finn. — Cambridge at the University Press 1921. XII u. 417 S. — 30/-.

Dazu vgl.: **Beowulf with the Finnsburg Fragment**, edited by **A. J. Wyatt**, new edition revised with introduction and notes by **R. W. Chambers**. Cambridge at the University Press 1914 (Reprinted 1920). XXXVIII u. 257 S. — 13/6.

Nachdem uns Chambers 1912 eine vorzügliche Widsithausgabe beschert hat,<sup>1)</sup> erstaunt er uns heute mit einer noch größeren Leistung, einer monumentalen Beowulfausgabe. Über das bequem eingerichtete, mit Anmerkungen unter dem Strich reichlich versehene Textbuch, das schon 1914 veröffentlicht wurde, will ich mich hier nicht näher aussprechen. Ich verweise auf die wertvolle Anzeige eines guten Sachkenners, Schücking, in den Englischen Studien 55 (1921), 88—100. Hier seien nur ein paar Worte dem großen kommentierenden Begleitband gewidmet.<sup>2)</sup> Chambers geht mit peinlicher Ge-

<sup>1)</sup> Vgl. meine Bespr. in dieser Ztschr., XXVI, 289—95.

<sup>2)</sup> Die Einteilung des Stoffes: — *Part I: Chap. I: The Historical Elements*, Section I. The Problem, Sec. II. The Geatas — their Kings and their Wars, Sec. III Heorot and the Danish Kings, Sec. IV Leire and Heorot, Sec. V The Heathobeardan, Sec. VI Hrothulf, Sec. VII King Offa. *Chap. II The Non-Historical Elements*, Sec. I The Grendel Fight, Sec. II The Scandinavian Parallels — Grettir and Orm, Sec. III Bothvar Bjarki, Sec. IV Pa-

nauigkeit allen Beowulfproblemen nach, faßt die bisherigen Forschungen zusammen, legt ihre Einzelstücke eines nach dem

---

ralls from Folklore, Sec. V Sceaf and Scyld, Sec. VI Beow, Sec. VII The house of Scyld and Danish parallels — Heremod-Lotherus and Beowulf-Frotho. *Chap. III Theories as to the Origin, Date and Structure of the Poem*, Sec. I Is Beowulf translated from a Scandinavian original?, Sec. II The dialect, syntax and metre of Beowulf as evidence of its literary history, Sec. III Theories as to the structure of Beowulf, Sec. IV Are the Christian elements incompatible with the rest of the poem? *Part II: Documents illustrating the Stories in Beowulf, and the Offa-Saga*, A. The early Kings of the Danes, according to Saxo Grammaticus: Dan, Humblus, Lotherus and Scioldus; Frotho's dragon flight; Haldannus, Roe and Helgo; Raluo (Rolf Kraki) and Biarco (Bjarki); the death of Rolf, B. The Extracts from Hrólfs Saga Kraka, with translation, C. Extracts from Grettis Saga, with translation: (a) Glam episode (caps. 32–35); (b) Sandhaugar episode (caps. 64–66), D. Extracts from Bjarka Rimur, with translation, E. Extracts from Þáttir Orms Stórvölssonar, with translation, F. A Danish Dragon-slaying of the Beowulf-type, with translation, G. The Old English Genealogies. I. The Mercian Genealogy. II. The stages above Woden: Woden to Gear and Woden to Sceaf, H. Extracts from the Chronicle Roll, I. Extracts from the Little Chronicle of the Kings of Leire, K. The Story of Offa in Saxo Grammaticus, L. From Skiold to Offa in Sweyn Aageson, M. Note on the Danish Chronicle, N. The Life of Offa I, with Extracts from the Life of Offa II. Ed. from the Mss. in the Cottonian Collection, O. Extracts from Widsith, ll. 18, 24–49. *Part III: The Fight at Finnsburg*. Sec. I The Finnsburg Fragment, Sec. II The Episode in Beowulf, Sec. III Möller's Theory, Sec. IV Bugge's Theory, Sec. V Some difficulties in Bugge's theory, Sec. VI Recent Ellucidations. Prof. Ayres' Comments, Sec. VII Problems still outstanding, Sec. VIII The Weight of Proof: The Eotans, Sec. IX Ethics of the Blood Feud, Sec. X An Attempt at Reconstruction, Sec. XI Gefwulf, Prince or the Jutes, Conclusion, Note: Frisia in the heroic age. *Part IV: Appendix*. A. A Postscript on Mythology in Beowulf. (1) Beowulf the Scylding and Beowulf son of Ecgtheow. (2) Beow, B. Grendel, C. The Stages above Woden in the West-Saxon Genealogy, D. Grammatical and literary evidence for the date of Beowulf. The relation of Beowulf to the Classic Epic, E. The "Jute-question" reopened, F. Beowulf and the Archaeologists, G. Leire before Rolf Kraki, H. Beowulf and Bear's son, I. The date of the death of Hygelac. *Bibliography of Beowulf and Finnsburg*. *Index*. *Plates*: I. Drida (Thryth) reproached for her Evil Deeds, II. Leire in the 17th century, III. Offa, miraculously restored, vindicates his Right. At the side, Offa is represented in Prayer, IV. Drida (Thryth) arrives in the land of King Offa, "in nauicula armentis carente", V. Riganus (or Aliel) comes before King Warmundus to claim that he should be made King in place of the incompetent Offa, VI. Drida (Thryth) entraps Albertus (Aethelberht) of East Anglia, and



andern vor uns hin, mißt und wägt jedes von ihnen aufs sorgfältigste, lehnt ab, nimmt an, legt den Finger auf die Schwächen einer Theorie, macht gelegentlich neue Vorschläge, kurz, löst jeden Faden in dem verwickelten Netz der ganzen Beowulforschung los und läßt uns so erkennen, wie die Verschürzungen entstanden sind. Dazu kommt in einem besondern Teile — Seite 129 bis 244! — der Abdruck einer reichlichen Auswahl von Dokumenten, die man bei den Beowulforschungen zum Vergleich heranzieht. Fürwahr, bequemer kann man es dem Studierenden nicht mehr machen. Chambers hat durch diese bedeutende Gelehrtenleistung alle Anglisten zu großem Dank verpflichtet. Freilich, überraschend Neues wird nicht zu Tage gefördert. Es handelt sich hier um Sichtung und — dies sei besonders betont! — um stets anständige und gerechte kritische Wertung des bis jetzt Erreichten. Chambers ist nicht Bahnbrecher, sondern Führer. Viele Fragen werden bei des Verfassers Neigung zu einem gewissen Negativismus offen gelassen. Zu andern Fragen aber nimmt Chambers klar und deutlich Stellung. Die *Gēatas* sind für ihn die altnord. *Gautar* und sicherlich nicht die Jüten, was wohl feststehen dürfte. Immerhin wäre es denkbar, daß man in Altengland in historischer Zeit die *Gēatas* irrtümlich mit den Jüten identifizierte, daß also der Beowulfdichter selber diese irrige Auffassung hatte. Liebermann verwendet diese Annahme in interessanter Weise in seinem kulturhistorisch hochwertigen Aufsatz über „Ort und Zeit der Beowulfdichtung“ (S. 275, 1) den Chambers nicht mehr benutzen konnte. Mit Bestimmtheit tritt Chambers dafür ein — hierin Deutschbein stützend —, daß Beowulf kein historischer König, sondern eine fiktive Gestalt sei, deren Abenteuer zwangsmäßig mit den historischen Namen der Gauten verbunden wurden. — In seiner Stellung zur Bärensohnmärchentheorie Panzers, dessen Buch als ein Markstein der Beowulforschung bezeichnet wird, scheint mir Chambers in seiner Übervorsicht zu weit zu gehen, wenn er

---

causes him to be slain, VII. The Gokstad Ship. The Oseberg Ship, VIII. Southern Scandinavia in the Sixth Century. English Boar-Helmet and Ring-Swords.

1) Nachrichten der K. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse 1920.

(S. 68) es ablehnt, die Beowulfsage als eine „Version“ des Bärensohnmärchens gelten zu lassen. Das Märchen habe dem Beowulfdichter nur die ihm zweckdienlichen Elemente geliefert usw. Gewiß! Aber, wenn wir des Dichters Abwandlung einen möglichst weiten Spielraum lassen, so kommen wir doch dazu, daß seine Vorlage, d. h. das, was er uns als Sage gibt, eine Version des Bärensohnmärchens gewesen sein muß; welche Version unter den ewig wechselnden Märchenstadien es war, wissen wir natürlich nicht. Daß allerdings die Grettirerzählung und der Beowulf unabhängig von einander auf das Märchen zurückgegriffen hätten, ist, wie Chambers 68<sup>1</sup> richtig bemerkt, nicht wahrscheinlich. — In der Scyld-Sceaf-Frage und was drum und dran hängt — Chambers erörtert das Problem an zwei Stellen: in seinen Kapiteln über Scyld und Scyld und über Beow und im Appendix A, der nachträglich unter Björkmans Einfluß hinzugekommen sein dürfte —, scheint mir das fast abschließend zu sein, was Björkman in seinem schönen gelehrten Aufsatz in den Englischen Studien 52 (1918) dargelegt hat. (Die Erkenntnis von Beow als einem Getreidedämon, urnord. \*Beggwuz, dem finnischen Pekko, ist das Verdienst des Gelehrten Axel Olrik.) Chambers erbringt hier ergänzend interessante Belege für die volkstümlichen Überreste des Ährenkults in England (vgl. *the crying of the neck*).

In Kapitel III spürt Chambers den Gründen nach, die den Beowulfdichter bestimmten, eine Sage mit skandinavischem Hintergrund zu behandeln. Er sieht darin nichts Eigentümliches; denn damals wurde unter den verschiedenen Stämmen jede germanische Dichtung als national empfunden. Wäre uns statt des Beowulf der ganze Waldere überliefert, so hätten wir eine burgundische Sage in ae. Gewande<sup>1)</sup> und wir würden uns daran nicht stoßen. (Ja! aber das wäre nach den uns zur Verfügung stehenden Berichten über Sagenkenntnis der Angelsachsen genau das, was wir erwarten; denn die berühmte Burgundersage war dem ae. scop, wie wohl jedem germanischen

---

<sup>1)</sup> und — fährt Ch. weiter — kein Mensch würde deshalb annehmen, der Waldere sei aus dem Burgundischen übersetzt. Dies als Widerlegung der längst aufgegebenen Theorie, das Beowulflied sei aus dem Skandinavischen übertragen.

Sänger bekannt. Der Beowulfdichter aber tischt uns etwas Obskures auf, ein verbreitetes Märchenmotiv und ein Drachenabenteurer, das er einer fiktiven Gestalt anhängt, die uns glaubhaft gemacht werden soll, indem man sie in skandinavisch epische Zusammenhänge bringt. Diese Dichtung hat — so nehme ich mit Schücking, P. B. B 42 (1917) 399 an — dem Angelsachsentum nicht viel bedeutet. Deshalb bleibt es doch auffallend, daß das Dänentum immer wieder vorgeschoben wird).

Sehr verdienstlich sind die Finnsburgkapitel. Hier scheint mir Chambers eine Deutung gefunden zu haben, die über mehrere bis jetzt unüberbrückbare Schwierigkeiten hinweghilft. Die Reihenfolge ist: Bruchstück + Episode im Beowulf. Die *Eotenas* sind eine schreiberische Verunstaltung von *Eote* (*Yte*), Jüten, über die Durchgangsstelle *cotenas*, Riesen. Diese *Eotenas*, Jüten, sind aber nicht ein Sammelname für die Friesen, d. h. für Finns Untertanen. Sie stehen blofs mit den Friesen zusammen unter Finns Kommando. Sie und nicht die Friesen oder Finn haben Verrat begangen. Durch sie aber wird Finn in den Kampf gegen die Halbdänen verwickelt, so daß er zum *bana* (nicht zum „Mörder“, wie man gewöhnlich mit einem ethisch gefärbten Begriff übersetzt, sondern zum Todbringer) des Dänenfürsten Hnæf wird, aber deshalb nicht des Verrats bezichtigt werden kann. In diesem Lichte betrachtet nimmt sich Hengists nachträgliches Abkommen mit Finn ganz anders aus. Er verhandelt nicht mit einem Mörder. Eine zweite Schwierigkeit: Finnsburg ist nicht Residenz und *heahburh*, Hauptstadt, Finns, sondern eine auferhalb Frisias gelegene Burg. Jetzt wird uns die Stelle 1125—7 verständlich, wo es heißt, daß die Friesen von der Finnsburg nach ihren Wohnsitzen zurückkehrten, um Heim und *heahburh* zu sehen, wo dann Hengists Rache über sie hereinbricht. Ein dritter Punkt: Finns Gefolgsmann, der die Halle bestürmende Garulf des Fragments, ist wahrscheinlich identisch mit dem Gewulf in Widsith 26, wo er als Fürst der Jüten erscheint. In Gewulf ist ein korrektes *r* in *f* verschrieben. Garulf würde dann im Fragment als Anführer der Eotena (Jüten) wohl ohne Finns Wissen den Kampf gegen die Halbdänen begonnen haben. Die Schlußstragik ergibt sich aus der Grund-

spannung in Hengists Innerm: Zögern und Rachetrieb (das letztere nach Ayres Deutung, J. E. G. Ph. XVI, 291 u. ff.).

In einem besondern Abschnitt (Appendix D) nimmt Chambers Stellung zu Schückings wichtiger Abhandlung „Wann entstand der Beowulf?“ (P. B. B. 42 (1917), 347—410), wo er sich für die alte Datierung (also ca. 725) entscheidet. Ein Abschnitt, der uns hoch willkommen ist, ist den archäologischen Fragen gewidmet. Reichliche Literaturangaben ebnen uns hier den Weg zu weiterer Forschung. Diesen Zweck erfüllt auch die mächtige Bibliographie am Schluss des Bandes (S. 383 bis 414!). Lobend gedenken wir auch der acht schönen Bilderbeigaben in diesem glänzenden Buche, das uns nicht nur wertvolle Belehrung bringt, sondern auch Freude bereitet.

St. Gallen.

Bernhard Fehr.

**Androcles and Pygmalion.** Two Plays by **Bernard Shaw.** Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1921. 275 S.

A. u. d. T.: **Tauchnitz Edition** Vol. 4548.

*Androcles and the Lion* ist ein Märtyrerdrama, das freilich einen anderen Ausgang nimmt als Corneilles *Polyeucte*, es endet ganz gemächlich. Auf der Bühne macht es eher den Eindruck eines Lustspiels, besonders im *Prologue* und in der Schlussszene. „I thank your worship“, sagt der Tierfreund und Märtyrer Androcles zum Kaiser und seinem Hofstaat, „I thank you all, ladies and gentlemen. Come, Tommy. While we stand altogether, no cage for you: no slavery for me“ und entfernt sich mit seinem Löwen. Und der grimme Ferrovius, das Haupt der Märtyrer, tritt in die Prätorianergarde ein: „In my youth I worshipped Mars, the God of War. I turned from him to serve the Christian god; but to-day the Christian god forsook me; and Mars overcame me and took back his own. The Christian god is not yet. He will come when Mars and I are dust; but meanwhile I must serve the gods that are, not the God that will be. Until then I accept service in the Guard, Cæsar.“ Lavinia, die auf den Captain einen tiefen Eindruck gemacht hat, bleibt sich treu: „I'll strive for the coming of God who is not yet“, in ihr wirkt der neue Glauben nach, aber auch nicht immer: „You know, Ferrovius, I am not al-

ways a Christian. I dont think anybody is. There are moments when I forget all about it, and something comes out quite naturally as it did then." Was Shaw mit dem Stücke bezweckt, sagt er im *Appendix to the Play*: "In this play I have represented one of the Roman persecutions of the early Christians, not as the conflict of a false theology with a true, but as what all such persecutions essentially are: an attempt to suppress a propaganda that seemed to threaten the interests involved in the established law and order, organized and maintained in the name of religion and justice by politicians who are pure opportunist Have-and-Holders." Es wurde 1912 geschrieben, erschien aber 1916, also während des Krieges, daher lesen wir an der gleichen Stelle: "The second (sc. weapon of the Have-and-Holders) is by leading the herd to war, which immediately and infallibly makes them forget everything, even their most cherished and hardwon public liberties and private interests, in the irresistible surge of their pugnacity and the tense preoccupation of their terror." Und ferner: "But the most striking aspect of the play at this moment is the terrible topicality given it by the war . . . . . Great numbers of our clergy have found themselves of late in the position of Ferrovius and Anthony Anderson (der presbyterianische Geistliche in *The Devil's Disciple*). They have discovered that they hate not only their enemies but every one who does not share their hatred, and that they want to fight and to force other people to fight. They have turned their churches into recruiting stations and their vestries into munition workshops."

Die eigentliche Gedankenarbeit Shaws, deren äußeres kunstvolles Gepräge nur das Stück ist, zeigt sich, wie fast immer bei ihm, in der (93 S. langen) Vorrede: *Preface on the Prospects of Christianity*, Gedanken über die Religion. Der Verfasser hat es sich nicht leicht gemacht, ernste Studien sind ihr vorausgegangen, die neuesten kritischen Forschungen über die Evangelien, über das Neue Testament hat er verfolgt, freilich keine trockene wissenschaftliche Abhandlung, sondern alles ins Shawsche umgewandelt, mit Shawschem Geiste zersetzt. An dieser Stelle auch nur andeutungsweise den reichen Inhalt zu geben, ist schier unmöglich, es mögen einige wenige herausgegriffene Sätze genügen, die den Standpunkt unseres Iren veranschaulichen: If Jesus could have worked out the

practical problems of a Communist constitution, an admitted obligation to deal with crime without revenge or punishment, and a full assumption by humanity of divine responsibilities, he would have conferred an incalculable benefit on mankind, because these distinctive demands of his are turning out to be good sense and sound economics (im Kapitel *Why not give Christianity a Trial?*). — The doctrines in which Jesus is confirmed are, roughly, the following: 1. The kingdom of heaven is within you. 2. Get rid of property by throwing it into the common stock. 3. Get rid of judges and punishment and revenge. 4. Get rid of your family entanglements. Every mother you meet is as much your mother as the woman who bore you. Every man you meet is as much your brother as the man she bore after you (*The Alternative to Barabbas*). — The gospels as memoirs and suggestive statements of sociological and biological doctrine, highly relevant to modern civilization, though ending in the history of a psychopathic delusion, are quite credible, intelligible, and interesting to modern thinkers. In any other light they are neither credible, intelligible, nor interesting except to people upon whom the delusion imposes (*The Secular View Nature, not Rational, therefore Inevitable*). — Now at this moment (1915) a vast European war is being waged, in which the French are using Senegalese soldiers. I ask the French Government, which, like our own Government, is deliberately leaving the religious instruction of these negroes in the hands of missions of Petrine Catholics and Pauline Calvinists, whether they have considered the possibility of a new series of crusades, by ardent African salvationists, to rescue Paris from the grip of the modern scientific "infidel", and to raise the cry of "Back to the Apostles: back to Charlemagne!" (*Christianity and the Empire*). — Shaw schließt die Vorrede mit dem Satze: Jesus said that God was better than Mammon; but he never said that Tweedledum was better than Tweedledee; and that is why it is now impossible for British citizens and statesmen to follow him, though they cannot possibly follow either Tweedledum or Tweedledee without bringing the empire down with a crash on their heads. And at that I must leave it (ib.).

Kürzer fassen wir uns über das zweite Stück: *Pygmalion*. Das Blumenmädchen Eliza Doolittle wird vom Sprachlehrten

Higgins in sein Haus aufgenommen, als Modell, an dem er seine Kunst erweisen, dessen abscheulichen Dialekt er in die gebildete Umgangssprache umwandeln will. Der Versuch gelingt. Aber der Lehrer wird Liebhaber. Ob er Gegenliebe findet, ob Eliza nicht eher den jungen, feschen Teddy wählt, läßt der Dichter dahingestellt. Aus dem Nachwort zu schließen, ist das letztere der Fall: When it comes to business, to the life that she really leads as distinguished from the life of dreams and fancies, she likes Freddy and she likes the Colonel; and she does not like Higgins and Mr. Doolittle. Galatea never does quite like Pygmalion: his relation to her is too godlike to be altogether agreeable.

Den Philologen wird die kurze Vorrede interessieren, in der Shaw von Phonetik und ihrem Hauptvertreter in England spricht, Henry Sweet; in der Gestalt Higgins' hat er ihm ein Denkmal gesetzt. Freilich: "Pygmalion Higgins is not a portrait of Sweet, to whom the adventure of Eliza Doolittle would have been impossible; still, as will be seen, there are touches of Sweet in the play." In warmem Tone — ein nicht häufiges Ereignis bei Shaw — spricht er von dem Gelehrten, dem er auch als Menschen hohes Lob zollt.

Es sei mir gestattet, hier zu bemerken, daß Shaw sich schon einmal mit phonetischen Fragen beschäftigt hat. In den *Notes zu Captain Brassbound's Conversion* erwähnt er Sweets *Elementarbuch des gesprochenen Englisch*, "the most accessible standard work on the subject"; von Sweet selbst heißt es: "Academic authority in the matter of English speech is represented at present by Mr. Henry Sweet, of the University of Oxford." Um die Sprechweise Drinkwaters darzustellen, dessen "dialect, apart from its base nasal delivery, is not unlike that of smart London society in its tendency to replace diphthongs by vowels (sometimes rather prettily) and to shuffle all the traditional vowel pronunciations", mochte sich Shaw nicht Sweets Transcription bedienen, "the niceties of Mr. Sweet's Romic alphabets", und so machte er sich seine eigene Umschreibung.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

### Some Notes on Elfric's Festermen.

In the Festschrift to Lorenz Morsbach, which was published in 1913 (*Studien zur Englischen Philologie* L), the late Professor E. Björkman gave a reprint of the well-known List of Elfric's Festermen, with an excellent facsimile of the MS. and a number of comments, from a philological point of view, on its name material. A couple of months later he added, in *Anglia Beiblatt* 1913, p. 281 f., a few brief notes on the same subject, principally founded on some suggestions communicated to him privately by Prof. F. Liebermann. In the introduction to his reprint Björkman noted two previous editions of the list: those of G. Stephens and J. Stefansson; a third one, which had appeared about a year before his own, seems to have escaped his attention. The editor of this was Mr. W. H. Stevenson, who printed the list together with various other contemporary documents from the same MS. in the *English Historical Review*, 1912, p. 11 f. <sup>1)</sup>

On looking through the two latest reprints I have come across several points on which I feel inclined to disagree with the learned editors. I have also found that some suggestions might be hazarded with regard to the historic identity of the festermen recorded. This side of the matter was incidentally touched upon by Liebermann, who pointed out that some of the festermen may be identical with certain witnesses to a charter of Cnut (Kemble, *Codex Diplomaticus* no. 749). It will presently be shown that a large percentage of the festermen may also be traced among the host of landholders whose names have been preserved in *Domesday Book*.

It seems more than probable that the original MS., from which the text before us seems to have been copied about 1100, was drawn up in the earlier half of the 11th century. Bishop Stubbs was the first to point out that the Elfric who is referred to at the head of the list, was apparently the same person as Archbishop Ælfric, who held the see of York

---

<sup>1)</sup> Mr. Stevenson's reprint was not accessible to me until I had all but finished the present notes, which had therefore to be rewritten in part. In those cases in which I have depended on his authority, this is duly acknowledged; occasionally we have arrived at the same conclusions separately and independently of each other.



1023—1051. As far as I am aware, this view has been unanimously accepted by subsequent writers on the subject, although strictly speaking the matter can by no means be proved. Accepting this view, the original deed from which the MS. extant has been copied, must have been composed at some time during Ælfric's archiepiscopal period, presumably at an early date. It is, then, very tempting to guess that several of the festermen were alive in the days of Edward the Confessor, and that their names have been recorded in the pages of the great Survey. Turning to that record, we find in the return for Yorkshire nearly all the names we expected. Since, however, both the survey and the list of festermen confine themselves to giving the names of the persons concerned, it is clearly most difficult to fix their identity on such grounds. Moreover, if we pick out from the list e. g. the name *Arctel* and search for it in the Yorkshire Domesday, we find about half a dozen persons of that name (written *Archil*). Which of them was the festerman? Similarly, the two festermen called *Ulf* have here at least a dozen namesakes. That is not at all surprising, as *Archil* and *Ulf* were both extremely common among the Scandinavians of the period. Clearly, in such cases the particular festerman or festermen can hardly be singled out from among so great a number.

Nevertheless, there exists one means of getting a step nearer to the solution of the identification problem, and that is by utilizing the evidence of the place-names mentioned in the list. They are not many, being only nine in number, and may be described as follows:

*Barnabi*. This is either Barnby House in the parish of Bossal 9 miles NE. of York, or Barmby-on-the-Marsh 15 miles SSE. of York, or possibly Barnby-upon-Don 5 miles NE. of Doncaster. All three places are called *Barnebi* in Domesday Book.

*Bernebi*. Probably the present Barmby-on-the-Moor, near Pocklington 9 miles east of York, which occurs in Domesday Book as *Bernebi* and *Barnebi*. It goes without saying that *Barnabi* may also represent one of the places just mentioned under *Barnabi*.

*Braiþatun.* Now Brayton, about 12 miles south of York.

*Broðortun.* Now Brotherton, 8 miles SW. of Brayton.

*Burhtun.* Now Burton Hall, a farm in the parish of Brayton.

[*Alfectel in*] *Ha*<sup>s</sup>. As for the abbreviation mark <sup>s</sup>, which is frequently used in our MS., this was taken by Stephens and Björkman to represent the ending *er* in every case. Stevenson is of opinion that it may stand for any kind of abbreviation by suspension, so that the mark will practically correspond to any ending, or final syllable or syllables, of a word. In accordance with this general view, Stevenson intimates that the form under notice is part of a longer name, perhaps *Ha[raucude]*, the present Harewood. Stevenson's general explanation of this abbreviation sign is certainly correct. Only in the present case it seems preferable to read *Ha[meltun]*, which is the spelling of this name in Domesday Book. The place is now called Hambleton and lies a couple of miles west of Brayton. That this extension of the abbreviation is correct is proved beyond all doubt by the fact that the festerman in question, viz. *Alfectel*, re-appears in Domesday as *Alchel*, who had a manor in Hambleton in the days of Edward the Confessor.

*Hillum.* Now Hillam, not very far from Brotherton.

*Ca*<sup>s</sup>. Stevenson reads *Ca[wuda]*, which seems to be right. The same place-name occurs as *Cawuda* as early as about 980 in a deed of Archbishop Oswald (Gray Birch, Cart. Sax. 1278). The place is now called Cawood; it is situated about three miles NW. of Brayton.

[*Grim in*] *Cir*<sup>s</sup>. According to Stevenson this is abbreviated from *Circebi*, which seems very credible indeed. If that is so, we can scarcely be mistaken in assuming the place to be the present Kirkby Wharfe, which lies only a few miles NW. of Cawood in the same old wapentake.

If we now look up the nine places thus identified in the returns of the *Nomina Villarum* (A. D. 1316) and in the map, we shall find that no less than seven are situated in the ancient wapentake of Barkston Ash in the West Riding. Only the two places called Barnby or Barmby, at the head of the list above, lie outside this district, but they are at no considerable distance from it and from York. In other words,

the nine festermen whose places of residence are known to us, all came from practically the same region. It seems, then, a likely guess that the rest of the festermen, or most of them at any rate, lived, or had estates, in the same part of the shire, i. e. the eastern half of the West Riding and the country round the city of York. And, indeed, in the Domesday returns for the same parts, arranged as they are under the names of the several tenants-in-chief, we can track the vast majority of the festermen and identify them, with more or less certainty, as holders of land in the time of King Edward the Confessor. Not a few of them, e. g. *Barað*, *Lizolf*, *Osulf*, *Wulfeh*, *Elewine*, and, more particularly, *Merleswain*, the well-known sheriff of Lincolnshire, were among the largest landholders of the period. Others held one manor or a couple of manors of diverse size and situated at varying distances from one another. It is a noteworthy fact that a very considerable number of them are recorded in Domesday under the name of Ilbert de Laci, to whom the bulk of their estates seem to have been given after the Conquest. Geographically, most of them are to be found in the wapentakes of Barkston Ash, Ainsty, and Osgoldcross.

In the following pages I give a few brief suggestions intended to improve some of the readings of Björkman which seem to me either questionable or altogether wrong. To these will be added some hints about the possible identity of most of the festermen. It need not be emphasized that these attempts at identification are ventured upon with all possible reserve; they are in many cases purely conjectural.

---

MS. line 2. Björkman is unable to decipher the last name, which is very faint and partly effaced. It is impossible to say anything with certainty, but I feel inclined to read *Elfric*; the *c* has been lost owing to the right-hand margin of the MS. having been cut off. Without pretending to identify the bearer of the name, I may mention that a certain *Ælfric* attested the charter of Cnut in which several others of the festermen occur as witnesses.

l. 3, second name. This must be *Aldsceorl*. Björkman reads *Adsceorl*, which is evidently quite wrong. The *A* is somewhat faded, but still perfectly clear; it is of the same

type as the *A*'s in *Ailaf* l. 9, and *Alfcetel* l. 8. Again, *Ald-sceorl* is apparently a scribal error for *Aldceorl*, which is well instanced in literature. A witness of this name attested a charter of Æthelbald, King of the Mercians, A. D. 749 (Gray Birch 179, Kemble 99). *Ealdceorl* occurs in the Liber Vitæ of Durham; the survey of Devonshire in Domesday has *Alcherl* (3 ×), *Alcerl* (2 ×), and *Alcher* (3 ×), probably the same name.

l. 3 *ros*<sup>s</sup>. Stevenson thinks this stands "for Roscetel or a nickname of Asmund". Very likely it represents the former name or its shortened form, OWS cand. *Roskell*. Two persons called *Roschil* figure among the Yorkshire landholders in Domesday; see further below, under *Roscetel*.

l. 3, last name. Björkman and Stevenson read *Grimcetel*. Should be *Grimcitel*.

l. 5. *Ræwen*, according to Björkman. To be read: *Ræwn*.

l. 5 *Arn*<sup>s</sup>. Björkman reads *Arner* < OSwed. *Arnar*. According to Stevenson, it stands for "Arngrim, Arnolf, or some other compound of Arn". Of the OSwed. man's name *Arnar* there are a very few, more or less doubtful, instances on record from the 14th century onwards; properly speaking, there exists only one instance whose authenticity is beyond all doubt. That being so, we are probably on the safe side if we accept Stevenson's reading. I would then suggest that the name is *Arngrim* < OWS cand. *Arngrímr*, which was not infrequent among the early Scandinavian settlers in England. The person mentioned here is apparently identical with *Arnegrim* or *Aregrim* in the Yorkshire Domesday, who was one of the King's thegns. In the time of the Confessor he had lands in Huntington, not very far from York, and also in Painsthorpe and Kirkby Underdale in the East Riding (Domesday Book, fol. 300 b, 331), which he retained after the Conquest. Towards the end of his life he gave most of his estates in these parts to St. Mary's, York. See further The Victoria History of the Counties of England, Yorkshire II, pp. 202, 287.

l. 6 *ul*<sup>s</sup> (first word). Björkman reads *uel* (Latin), which idea is discarded by Liebermann. Yet, as far as I can judge, we have here the conventional abbreviation of this Latin word, so from a paleographic point of view no objections can be raised against the reading. But another possibility should

not be left out of consideration. *ul*<sup>b</sup> might stand for *Ul[chil]* or *Ul[chel]* with the same kind of contraction as we have seen above in the case of *Roschil* (l. 3). In the days of Edward the Confessor there were several persons of that name living in the part of Yorkshire with which we are concerned here. See below, under *Ulfcetel*.

l. 6 *fre*<sup>b</sup>. Björkman reads *Freer*, while Liebermann thinks it is miswritten for *presbyter*. Stevenson suggests, with some hesitation, that it may stand for 'a compound name in *Freo-*', but he gives no further comments. In all probability Stevenson is right in the main. Perhaps we have to read *Fredgist*, or some variant of it. This was the name of a Yorkshire landholder in the time of Edward the Confessor; he possessed manors in Welbury, Stilton, and (together with *Arnegrim*, cf. this name above) in Huntington, not far from York. — For the etymology of the name *Fredgist* cf. T. Forssner, *Continental-Germanic Personal Names in England*, p. 93.

l. 7 *hap*<sup>b</sup> (first name). Björkman reads *Hawer* < OWScand. *Hāvarr*, Stevenson *Hāw[ærð]* < OWScand. *Hāvarðr*. It is hard to determine which of them is right. However, if Björkman's surmise were correct, this would be the only place in English literature where the OWScand. name *Hāvarr* has been preserved to posterity. This seems almost incredible. Stevenson's alternative should be preferred, the more so as there actually existed two persons named *Haward* or *Hawart* among the landed people in Yorkshire at the middle of the 11th century. See also this name below.

l. 8, last names. Björkman reads: *þorcetel . unbain . asi*. This is obviously erroneous. The last two words form parts of one and the same name, which should be read: *unbainasu[na]* 'son of *Unbaini*'. Björkman has overlooked the fact that the *s* in *su[na]* is of exactly the same shape as those in (*asbeornmas suna* l. 10 and (*sæfuzala*)*suna* l. 11, and differs markedly from the other symbols used for *s* in our MS. As for the etymology and meaning of the name *Unbaini* or *Unbain*, see Björkman, *Nordische Personennamen in England*, p. 169.

l. 9. *Róc in hillum*, Björkman; *Rót in Hillum*, Stevenson. I cannot help thinking that the former reading is the correct one. The final letter of the first name is effaced in part, but what remains of it points to a *c* rather than to a *t*.

l. 10 first name: *Worr ána*, according to Björkman. Stevenson has . . . *orfana*, which conveys no sense whatever. The first part of the name is practically illegible, since the MS. is badly torn in that place. Nevertheless I feel almost convinced that *Morfara* (or *Morfare*) is the name the copyist found in his original; and in all probability *Morfara* is the name he wrote himself, which seems pretty clear, though unfortunately only the right-hand half of the initial has been preserved. The *M*, if reconstructed, presents a type of the letter which is by no means unknown in the 12th century and is commonly used in the next few centuries. It is not found elsewhere in our MS., whose other *M*'s are of a different type. However, that does not cause any difficulty, as the copyist sometimes makes use of varying types of one and the same letter. For other instances of this practice of his, compare e. g. his *A*'s in *Alfctel* l. 7, *Asmund* l. 3, *Arðolf* l. 4, *Ascetel* l. 7, *Alfctel* l. 8, *Ailaf* l. 9 &c.; cf. also his *E*'s in *Elfricas* l. 1, *Edric*, *Eðastan*, *Elnod* l. 6, and the initials of *Ulfctel* l. 1, *Vlfctel* l. 8.

The festerman named *Morfara* is obviously identical with the *Morfare* who, according to Domesday fol. 315, had six carucates of land for geld in Halton (near Leeds) and also possessed land in *Snitertun*, now Potter Newton, about four miles from Halton. This is apparently the same man as *Morfare* or *Morfur*, who held with *Archil* six carucates of land for geld in Holbeck and Armley, and, with *Turstan*, land in Beeston, all three places being situated not far from Leeds (fol. 317 b, 318). These statements of Domesday all refer to the time of Edward the Confessor.

When collecting materials for his work *Nordische Personennamen in England*, Björkman noted this name in Domesday and made some comments on its etymology in a short foot-note on page 190. Moreover, in the same place he quotes the form *Morfarius* from the *Liber Vitæ* of Durham. He thinks it is of Scandinavian origin and explains it from a hypothetical OWScand. surname \**Mordfari*, a supposed derivative of *morðfor* 'a journey undertaken in order to commit a murder'. This seems a somewhat rash attempt at solving a riddle which involves far greater difficulties than one might expect at first sight. Firstly, it may be objected that OWScand. *morðfor* is a purely poetical word, which seems to be recorded only once

in literature (see Fritznér's Dictionary). Secondly, no surnames containing the word *morð* have so far been traced in OWScand. literature, if we may rely on F. Jónsson's and B. Kahle's collections of OWScand. surnames and nicknames. Furthermore, if such considerations should seem of minor importance, it must be said that a name of that form and meaning is most unlikely from a semological point of view. On the other hand, it is all but certain that the name is entirely Scandinavian in origin, as it cannot very well be associated with the OE. word *mōr*, NE. moor.<sup>1)</sup>

There is, indeed, still another possible derivation, which should not be passed over in silence. The ONorw. language had a compound *mörlandi*, which occurs in several places in ancient sagas as a nickname given to Icelanders. That being so, there may have existed, too, a formation \**Morfari* as a surname or nickname, coined on the analogy of *Mörlandi* and originally signifying a man who has travelled to Iceland. It may perhaps also have meant one who comes from Iceland, but this alternative seems less likely. It is true that most OScand. formations terminating in *-fari* have the name of a country or a place as their former element, as e. g. *Englandsfari*, *Hlymreksfari*, *Hölmgarðsfari*, *Jörsalufari*; they were, however, not infrequently compounded with other words, as may be seen from the materials brought together by F. Jónsson, *Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie* 1907, p. 279. See also Björkman, l. c. Everything considered, a compound \**Morfari* cannot be said to be inconsistent with what else we know of this category of words nor with the general conditions of the language. Nor does the *ø* of the first syllable, which is an *u*-mutated *a*, cause any difficulties. In Scandinavian

---

<sup>1)</sup> Theoretically speaking, it is just possible that *Morfari* or *Morfara* is composed of OE. *mōr* and OScand. *fari* (hardly OE. *fara*). It would then signify a man who (often) goes to, or who comes from, the moor, possibly one who lives on the moor. Though a hybrid formation, it would thus be a parallel to the OSwed. word *græs-fari* in the ancient law of the province of Östergötland. This *græs-fari* is somewhat ambiguous in sense but probably means a man who has gone to, or settled down in, a pasture or grass-land. Another instance in point would then be the OSwed. man's name *Räm-fari*, provided the explanation put forward by H. Lindroth is right (*De nordiska ortnamnen på -rum*, 1916, p. 111).

words that had been adopted in ME. this sound is generally found in its non-mutated form, i. e. as *a*; but, as I propose to show elsewhere, not a few instances may be pointed out which have the mutated vowel, written *o*.

l. 12 first name, in the torn portion of the MS. Björkman reads *þolf* (presbyter), which cannot possibly be right; he seems to have overlooked the apparent fact that this is a part of a longer name. The letter which precedes the *o* is clearly a *d*, and not a *ð*. In all likelihood the copyist wrote here the name *Aldolf*, which seems almost certain, if we compare the mutilated beginning of the name with the first letters of the name *Alfcetel* l. 8. — *Aldulf* was a commonly used name in the OE. period. In the Domesday return for the city of York there occurs a certain *Aldulfus*, who had a house in the city in the time of Edward the Confessor (fol. 298); it is doubtful whether he was identical with the *Aldulf* who held land in Rufforth, four miles west of York, together with the great landholder *Alwin* or *Elewine* (fol. 329).

---

*Ailaf* [*in braipatum*]. The Yorkshire Domesday contains no such name. A namesake of his was *Eilaf* who had a manor in Osmotherley, perhaps identical with *Eilaf* or *Elaf*, who had lands in Ellerby and Easton, East Riding.

*Alfcetel* [*in ha'*] l. 7, *Alfcetel* l. 8. Domesday records, as it seems, three different persons of this name, viz. *Alchel*, who had a manor in Hambleton, which passed on to Ilbert de Laci. He must be identical with the former of these two festermen. The second, whose name is given as *Alchetel*, had lands in Little Langton, N. Riding; the third, *Alchil*, had lands in Barmston, E. Riding, with *Torchil*, *Sivard*, and *Bonde*, all three bearing Scand. names. This *Alchil* was perhaps the other festerman of the name under notice.

*Arcetel*. Several landholders called *Archil*, which is the same name, are mentioned in Domesday. One *Archil* held lands in Haggenby (near Easdike); another in Ryther and, together with *Morfur*, in Holbeck and Armley. In all probability it was a third *Archil* who had manors in Stutton (with *Ulstan*), Colton (with *Goduin*, *Tor*, and *Ulstan*), and in



Steeeton (par. Bolton Percy) with *Goduin* and *Ælwin*. One of these three must be the *A.* of our MS.

*Ardolf*. Probably the same man as *Arulf* who in the days of the Confessor had a big manor in Langthwaite, a few miles north of Doncaster (Domesday Book fol. 308). Doubtful if he was identical with *Ardulf*, who had estates in East and West Morton and Riddlesden, W. Riding, or *Ardul* who is mentioned as a landholder in Asenby, N. Riding.

*Arðor*. Probably identical with *Artor*, who held lands in Hickleton, Kirk & Little Smeaton, and Brampton-en-le-Morthen. — Another *Artor* ('the priest'), one of the King's thegns, had lands in West Melton and Brampton Bierlow (fol. 330 b).

*Asbeorn*. — *Osber* had lands in Leckonfield and Raven-thorpe (now vanished, the site one mile south of Leckonfield) E. Riding; he may be the same man (fol. 306 b, 322 b).

*Ascetel*, *Ascetel greua*. The Yorkshire Domesday gives the name *Aschil* in several places, and there is no means of separating the bearers of the name. One *Aschil* had properties in Thormanby, Dale Town, Morton (near Hawnby), Hutton Sessay, Swainby, Scawton, &c. and might possibly be one of the two in our MS. Another *A.* had lands in Thornton-le-Clay and (?) in Allerthorpe (par. Burneston).

*Asmund*. The MS. has two persons of this name. One of them was apparently the *Osmundus* who had lands in Little Fenton (Domesday Book fol. 315 b), which he retained under Ilbert de Laci after the Conquest. With regard to the form of the name in Domesday compare *Osmundus danus* (fol. 227, Northamptonshire).

*Barað*. Obviously identical with *Baret* who according to Domesday fol. 315 b held manors in Burton Hall, Brayton, and Thorpe Willoughby. In fol. 316 b he re-appears as *Bared* or *Baret* and is stated to have held, in the time of the Confessor, estates in Roall, Egborough, Kellington, Knottingley, Beal, Darrington, Stapleton, Kirk & Little Smeaton, Hensall, Rothwell, Lofthouse, Carlton, &c., all in the same part of the shire. He was in fact one of the largest landholders in Yorkshire; of all his lands he seems to have been allowed to retain only his possessions in Roall, Egborough, and Kellington, as an under-tenant to Ilbert de Laci.

*Elwine.* Another of the largest landowners in the shire. In Domesday Book he figures as *Ælwin*, *Abwin*, and *Elwin*; he had large properties in Steeton (par. Bolton Percy), Marston and Knapton (just west of York), Hutton Wandesley (par. Long Marston), and — together with *Aldulf* — in Rufforth (4 miles west of York). Domesday fol. 329. Cf. *Ælfwine dux* Kemble no. 749 (A. D. 1033).

*Elnod.* This name is, strange to say, not recorded in the Domesday return for Yorkshire, but is found in almost every other county in Domesday under the forms *Elnod*, *Ælnod*, and *Alnod*.

*Eðastan.* Probably identical with *Adestan* or *Estan*, who held lands in Swinton and Wickersley in the W. Riding (fol. 319, 326 b).

*Farþain.* The same person as *Fardan*, who had a manor in Appleton Roebuck or Nun Appleton (fol. 329). *Faryem* Kemble 749.

*Folcer.* Apparently identical with *Fulcher* or *Fulchri*, who held lands in Moreby, Helsington, and Buttercrambe, within a few miles of York.

*Forna.* One *Forne* had a manor at Kirkby Wharfe. Another *Forne*, who was one of the King's thegns, had a house at York (fol. 298) and large estates in Bugthorpe, Barthorpe, Fridaythorpe, Swaythorpe, Skirpenbeck, and Kilham in the E. Riding (fol. 329 b). For further details cf. Ellis, *Some Account of the Landholders of Yorkshire* named in Domesday, *Journal of the Yorkshire Archæol. and Topogr. Association*, IV p. 395. Compare *Forna* Kemble no. 749.

*Gamal* (presbyter). One *Gamel* had lands in Ryther and Birkin, which passed on to Ilbert de Laci. Another had a manor in Arkendale and Lofthouse. Whether it was one of the two, or a third person of the same name, that possessed a house at York (fol. 298), cannot be decided with certainty.

*Godwine* and *Godwina.* One of them probably identical with the *Goduin* who held large estates in Steeton (with *Archil* and *Ælwin*), Colton (with *Archil*, *Tor*, and *Ulston*), and Thorp Arch (with *Orm* and *Tor*) within a few miles of York. In Steeton and Colton there were two landholders of that name (fol. 329).

*Grim* (two persons). In the city of York there were two persons of this name who had houses there in the days of the Confessor. It is uncertain whether either of them was identical with the *Grim* who held lands in Huggate, Raisthorpe, Welburn, and Griff in the N. Riding, or the one who had estates in Stillingfleet and West Cottingwith, a few miles south of York. The *Grim* who held a manor in Harewood, W. Riding, was perhaps one of the festermen.

*Grimcotel* (two persons), [*Morfare and*] *Grimcotel* [*his mah*], *Grimcotel* [*in barnabi*]. One *Grimchil* had a manor in Sturton Grange (fol. 315) and was identical with the third *G.* above, provided we are justified in forming such a conclusion from the fact that *Morfare* had estates in Potter Newton and Halton, not many miles from Sturton. *Grinchel* held lands in Holmpton and Sutton, E. Riding; if it was the same *G.* who had the manor at Thwing, cannot be determined. In the days of Edward the Confessor *Grimchetel* had a house at York (fol. 298), which was subsequently taken over by Robert Malet.

*Gunner*. Apparently identical with *Gunner*, who had a manor at Lead, south of Tadcaster (fol. 315). — Another (?) *Gunre* had a manor at Hauxwell, N. Riding (fol. 311 b).

*Halwærd*. Perhaps the same person as *Aluward*, described in Domesday, fol. 315—317, as holding lands in the neighbourhood of Roundhay Grange, in Birkby Hill (par. Thorner), Newton Wallis, and Hessele (par. Wragby).

*Haw[ærð]*. See above. p. 135. *Haward* or *Hawart* held lands in Worsall, Kirk Leavington, Castle Leavington, and Yarm in the North Riding. Another *Haward*, a King's thegn, held lands in Great Ayton, Easby, and Battersby (fol. 300. 300 b).

*Cetel* (presbyter). Domesday Book (fol. 298) says that Ketel the priest possessed two dwellings in York in pre-Conquest times, which were subsequently usurped by Waldin, a Norman. Uncertain whether *Chetel* who held a manor in Acaster Selby (fol. 301 b, 331 b) and Allerton Mauleverer (?) was the same person.

*Colbrand* (clericus). Domesday, fol. 300 b, records a certain *Colebrand* who had three carucates of land in Malton in the neighbourhood of York.

*Leofnoð* [*in broðortun*]. Domesday does not mention any person of this name in connection with Brotherton. One

*Leucnot* had a manor in Liversedge, W. Riding, another in Lazenby, N. Riding.

*Lisolf*. In the time of the Confessor *Ligulf* was one of the largest landowners in the West Riding. He had manors in Bolton Percy, East Tadcaster, Ackton, Whitwood, Bramham, Clifford, &c. After the Conquest he became a vassal of Ilbert de Laci, under whom he held Fairburn and two manors in Riston and Armley (fol. 315 b, 317 b). — There were apparently some other, less significant, bearers of the name in Yorkshire, none of whom need be considered here.

*Merlesuain*. This can be no other person than the famous sheriff of Lincolnshire during the last years of Edward the Confessor. He was one of the most considerable possessors of land in the country, owning manors in several southern counties, and, more especially, in Lincolnshire. In Yorkshire he seems to have held about a dozen manors in different parts of the shire. In the Yorkshire Domesday his name is variously written: *Merlesuain*, *Merlesuen*, and *Merlesuan*.

*Osulf*, In the days of the Confessor a certain *Osulf* or *Osul* held extensive lands in the south-eastern corner of the West Riding, namely in Barnby-upon-Don, Bolton-upon Dearne, Bentley, High Hoyland, Barnbrough, Bilham, Little Houghton, Goldthorpe, Thurnscoe. Very likely he was identical with the festerman of the same name. It was apparently another *O*. who possessed lands in Ackworth and Methley.

*Rauwn*. The Domesday return for Yorkshire gives only one *Raven*, who had a manor in *Torp*, in Halnaby (N. Riding).

*Raganald* [*asbeornmas suna*]. Surely identical with *Ragenal*, *Ragnald* or *Rainald* who possessed manors in Adwick-on-Deerne (together with *Ulfac*), Todwick, and Wheatley (near Doncaster). In spite of the differing spellings one and the same person seems to have been meant. Another *Ragenald*, one of the King's thegns, had lands in Whitley, par. Kellington (fol. 330 b).

*Roscetel* (two persons; cf. above, p. 134). According to Domesday (fol. 301, 315 b) *Roschel* or *Roschil* had manors at Ryther (together with *Archil* and *Gamel*), Alwoodley, and in the parish of Harewood (Stockton Farm and Lofthouse Farm), all of them situated nor very far from one another. Another

*Roschil*, as it seems, held estates in Kirklington and Wath, N. Riding (fol. 312 b).

*Siuerð*. This was presumably not the celebrated Siward, Earl of Northumberland, who died in 1055, since his estates would seem to have been situated solely in the North Riding, Lofthouse, Whitby, Sneaton, Acklam, and Barwick being the most important. More probably identical with a Yorkshire landowner *Siuuard* (fol. 301. 316 b), who had manors in North Elmsall, Goldthorpe, and Hemsworth, in the West Riding.

*Por* (*in Cawuda*). Several holders of land in Yorkshire in the time of the Confessor bore this name. One *Tor* had lands in Colton, perhaps also in Harewood and East Keswick, a few miles west of Tadcaster.

*Porcetel* (*unbainasuna*). *Torchil*, *Torchel*, and *Turchil* are mentioned in numerous places in the Yorkshire Domesday, which renders it impossible to determine how many individual persons were represented. One *Torchil* had two carucates of land within the circuit of the city of York. Perhaps he was the *Torchil* who had large estates in Lockington, Asselby, Kirk Ella, Hotham and other places in the south part of the East Riding, and identical with the festerman.

*Ulf* (*U*. and *U*. presbyter). One of the most frequently used names in Scandinavia and Scandinavian England. One *Ulf* had large lands in Habton and Great & Little Barugh, N. Riding; another *U*. had properties in Boynton, Burythorpe, Yapham, and Tibthorpe, in the East Riding. *U*. presbyter was perhaps the same person as 'Ulf the deacon', who according to Domesday, fol. 374, had one carucate of land in Askham Richard, near York, in the time of the Confessor.

*Ulfer*. Probably identical with the *Uluer* who had large lands in Thorner, a few miles west of Tadcaster, together with *Ulchil*, *Berguluer*, and *Ulstán* (fol. 315).

*Ulfcetel* (*cyninges reue* and *U*. presbyter). Perhaps identical with *Ulchel* who had lands in Stapleton and (together with *Gamel*, *Morcar*, *Baret*, and *Artor*) in Kirk & Little Smeaton. Another *Ulchil* had estates in Kiddal and Parlington and (together with *Uluer*, *Berguluer*, and *Ulstán*) in Thorner. It is uncertain whether it was one of these two, or a third *U*.

who had a house in York in the time of the Confessor (fol. 315, 298).

*Weḡsa*. Perhaps the same person as *Wege*, who had a manor in Womersley, a few miles from Snaith (fol. 316).

*Wulfeh.*<sup>1)</sup> In all probability identical with *Vlfac*, one of the most important landholders in Yorkshire in the days of the Confessor. He held manors in Ravenfield, Hooton Roberts, Newhall (par. Wath), Mexborough, Adwick-on-Deerne, all situated in the same part of the West Riding. It was perhaps the same *Vlfac* who had manors in Royston and Ecclesfield. — The name, which goes back to OE. *Wulfhēah*, is recorded elsewhere in Domesday as *Vlfacus* (Chesh.), *Vlfah* (Suff.), *Vlfec* (Hunt.), *Vlfeih* (Ess.), *Vlfeg*, *Vlfegh* (Glouc.).

*Wulfric*. Perhaps the same person as *Vluric* who had lands in Sicklinghall, near Wetherby, together with *Eghebrand*; another *Vluric* had lands with *Ulchil* in Laverton, W. Riding.

*Wulstain*. Apparently the same man as *Vlstan*, who held manors in Thorner (together with *Ulchil*, *Uluer*, and *Bergulu*, cf. above), Acaster Selby, Stutton, Colton (together with *Archil*, *Tor*, and two men called *Goduin*, cf. above), and North Milford. Domesday Book, fol. 315, 329. Another *Vlstan* held lands in Marr and Lockington, East Riding.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Stevenson prints, erroneously, *Wulfeh*.

<sup>2)</sup> At the moment of printing I am informed that the MS. has been printed again, this time by William Farrer, the well-known editor of ancient English deeds and records, in vol. I of *Early Yorkshire Charters*, 1914—16. I understand that his edition is a reprint of that of Stevenson.

Linköping (Sweden), March 1921.

Harald Lindkvist.

[4. 5. 22.]

## I N H A L T.

	Seite
Ia. Chambers, <i>Beowulf</i> . — Dazu vgl.: <i>Beowulf</i> with the Finnsburg Fragment, edited by A. J. Wyatt, new edition revised with introduction and notes by R. W. Chambers (Fehr) . . . . .	121
Shaw, <i>Androcles and Pygmalion</i> (Caro) . . . . .	126
Ib. Lindkuist, <i>Some Notes on Elfric's Festermen</i> . . . . .	130

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietzsche in Halle.

# Beiblatt zur Anglia. 145

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

Juli 1922.

Nr. VII.

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Ehrentreich, Alfred, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen (Auf Grund experimenteller Untersuchungen).**

A. u. d. T.: **Palaestra** Bd. 133. Berlin, Mayer & Müller. VII, 112 S. 1920.

Bei der Beurteilung vorliegender Studie befindet sich der Referent insofern in misslicher Lage, als er bisher nicht die Möglichkeit hatte, ähnliche Experimentiermethoden wie jene, durch die das Material für die Arbeit geschaffen wurde, selbst kennen zu lernen. Die primären Ergebnisse der Versuche, insbesondere zahlenmäßige Aufstellungen über absolute Quantität, sind demnach als gegeben hinzunehmen. Eine allfällige Kritik könnte erst bei der mittelbaren Auswertung der Versuchsergebnisse, bei ihrer Sichtung und den daraus gezogenen Folgerungen, sowie für gewisse prinzipielle Momente in Frage kommen.

Die interessante Arbeit zerfällt inhaltlich in vier Hauptteile. Kapitel I gibt einen geschichtlichen Überblick über die Quantitätslehre bei den Phonetikern. Kap. II beschreibt die experimentelle Methodik. Im Kap. III werden die experimentellen Ergebnisse übersichtlich dargestellt, während im Schlußteil, Kap. IV, die Folgerungen für die Quantität der ne. Tonvokale zur Sprache kommen. Der Anhang bietet zwei Tafeln, die einige Versuche aus dem zweiten Teil der Arbeit zur Veranschaulichung bringen.

Nun zu den einzelnen Abschnitten. Die geschichtliche Übersicht des ersten Teiles beginnt mit einer Darlegung der bekannten Quantitätslehre Sweet's, dessen phonetische Zwecke in zeitlicher Abfolge (vom 'Handbook' 1877 bis 'The Sounds of English' 1908) an uns vorüberziehen. Bedenken habe ich nur beim Versuch des V., den Begriff 'Zweigipfligkeit' in die Sweet'schen Darlegungen hineinzutragen.<sup>1)</sup> Allzu kurz wird Sievers'

<sup>1)</sup> Wenn Sweet den Längen *aa*, *oo*, *oo* gelegentlich (z. B. Handbook p. 111; S. of. E. p. 32, 35) diphthongische Neigung zuschreibt, so hat er

Phonetik abgetan.<sup>1)</sup> V. hebt hier aus dem reichhaltigen Fragenkomplex des Buches über Quantität (Phonetik<sup>5</sup> Kap. 34) den Begriff der Zweigipfligkeit heraus, der für ihn später eine bedeutende Rolle spielt; weiterhin Sievers' Bemerkungen über englische Quantität. Bei dem Vergleich der von Sievers praktisch angesetzten vier Lantquantitäten entspricht der Begriff Länge und Halblänge im allgemeinen der Sweetschen Halblänge. Hervorgehoben zu werden hätte weiters verdient, wie Sievers Dauerschwankungen im Typus *god* beurteilt (Sonant möglicherweise halblang, lang, überlang § 699). M. E. wären auch die Begriffe etymolog., phonet., rhythmisch bedingte Quantität zu erläutern gewesen.<sup>2)</sup> V. mischt weiterhin Zweigipfligkeit der Sonanten und der Silben, soweit an eine Wiedergabe der Si.'schen Ausführungen gedacht ist. In den Beispielen mit *man*, *dog*, *good* (p. 8; Si. § 718) handelt es sich um Zweigipfligkeit der Silbe (vgl. bei Si. die Bezeichnung *mān*, nicht *mān!*). Das Verhältnis von Dauer und Zweigipfligkeit im Engl. ist nach Sievers derart, daß sich Überlänge mit Zweigipfligkeit paart. Hingegen finde ich bei Sievers keinen deutlichen Hinweis, daß engl. Länge zweigipflig auftreten könne, wie V. angibt. Er hat dies wohl aus den Beispielen *man* etc. abstrahiert. Zur historischen Erklärung der Zweigipfligkeit bei Sievers (Reduktion eines zweisilbigen Sprechaktes zu Einsilbigkeit) sei bemerkt, daß auch die Entstehung der

---

hierbei gewiß nicht den dynamischen Akzentfaktor im Auge. V. hätte nach seiner eigenen, später zu besprechenden Terminologie höchstens von 'qualitativer' Zweigipfligkeit sprechen dürfen. — Zur Qualitätslehre Sweets sei bemerkt: im allgemeinen steht bei ihm das zweisilbige, isolierte, betonte Wort im Vordergrund und dabei handelt es sich um das Verhältnis zwischen Quantität und Silbenbau (freier Anslaut, Einwirkung folgender Konsonanz). Andere Faktoren, welche die Quantität beeinflussen können, treten bei ihm zurück (Bemerkungen über mehrsilbige Wörter im El. Buch d. gesp. E.; über Dauer, Stärke im Hdb., über Dauer und Tempo im Pr. of Ph.). Sweet setzt theoretisch 5, praktisch 3 Quantitätswerte an, deren relativer Wert ausdrücklich betont wird: Länge (*faa*, *haad*); Halblänge (*haat*, *baedd*); Kurze (*hitt*, *bede*).

<sup>1)</sup> Wenn V. bemerkt, es handle sich bei Sievers mehr um allgemeine als speziell englische Phonetik, so ist dies zwar inhaltlich richtig; aber ich meine, daß bei derartig schwierigen Fragen gerade die Prinzipien herausgearbeitet werden müssen. So vermissen ich unter der angegebenen Literatur das Buch von Saran, Deutsche Verslehre (seine geistvollen Ausführungen sind m. E. für jeden Phonetiker, der mit zusammenhängenden Texten arbeiten will, von Bedeutung); weiter auch Luicks einschlägige Ansichten.

<sup>2)</sup> Von Wichtigkeit scheint insbesondere die Bemerkung, daß zum Unterschied von älteren idg. Sprachen in vielen modernen Sprachen das etymologische Prinzip der Quantitätsscheidung mehr oder weniger verdrängt worden sei durch ein phonetisches, insofern sich hier der Unterschied der Quantität oft wesentlich nach der Gestalt der Silbe richtet (Si. § 700<sup>5</sup>).



engl. Überlängen historisch aus den einfachen Längen gedeutet wird (§ 698<sup>1)</sup>). Viëtor nimmt praktisch Sweets Lehre an, theoretisch jedoch erhebt er auf Grund 'objektiver' Messungen Zweifel an Sweets und Sievers' Aufstellungen (Phon.<sup>6</sup> p. 325).<sup>1)</sup> Western, Soames, Grandgent, Kaluza schloßen sich teils Sweet, teils Sievers an; Kaluza nimmt für ne. *i*, *u*: Zweigipfligkeit an. Es folgt eine Besprechung der experimentellen Messungen Scripture's, der zuerst zusammenhängende Texte aufgenommen hat. So wertvoll einzelne Andeutungen Scriptures über Relativitätswerte der Dauer, über gegenseitige Beeinflussung verschiedener Sinneseindrücke u. dgl. sind, so muß ich doch V. durchaus bzgl. der Unzulänglichkeit des Materiales für weitreichendere Schlüsse beistimmen.<sup>2)</sup> Ausführlich würdigt V. die grundlegenden Untersuchungen von E. A. Meyer (1903). Man mag sich zu experimentellen Methoden wie immer stellen, so wird man das eine zugeben müssen, daß hier in möglichst objektiver Weise der Einfluß phonetischer Verhältnisse auf die etymologische Quantität, vor allem in einsilbigen engl. Wörtern dargetan wurde. Auf Verkürzung der Silbendauer im mehrsilbigen Sprechtakt — bei Meyer handelt es sich um zweiseilbige Wörter — hatte übrigens schon Sievers (§ 714) hingewiesen. Die Folgezeit bringt wenig Neues; manche geistvolle Bemerkungen bei Jespersen, auch historischer Art (M. E. G. I, 16. 362), Zusammenfassung der neueren Anschauungen bei Jones (Outlines, p. 104 ff.), wo instruktiv auf mannigfache individuelle Schwankungen und wiederum auf Einfluß der Silbenzahl des Sprechaktes hingewiesen wird. Gegenüber V. glaube ich, daß Jones doch, wenn auch von melodischer Seite her, gelegentlich von Zweigipfligkeit spricht (§ 728).

V. schließt das I. Kap. mit einem kurzen kritischen Überblick: die ältere Betrachtungsweise stelle in den Mittelpunkt das isolierte Einzelwort (Höhepunkt: Meyers 'Lautdauer'). Da handle es sich um 'abstrakte' Wortausprache, um unindividuelle Texte. Eine zweite Richtung (Scripture, Effenberger) ginge vom Satze als Primärem aus und leite sekundär das Wort ab. Dieser individuellen Methode schliesse sich V. an. Hierzu

<sup>1)</sup> Daraus möchte ich auf ff. hinweisen: *bide* bleibt in allen drei Versuchen auf dem von Viëtor bezeichneten Stand der Überlänge; *pad* hingegen, dessen Sonant beim ersten die Überlänge von *bide* übertrifft, sinkt bei rascherem Tempo über die Stufe der Länge bis zur Halblänge.

<sup>2)</sup> Scriptures Buch ist mir gegenwärtig nicht zur Hand; daher kann ich auch nicht beurteilen, wie weit die Textinterpretation des V. Eigenes gibt. Wie dem auch sei, so habe ich doch bei derartiger Auslegung schwere Bedenken. Bei zusammenhängender Rede muß doch gerade auch der Zusammenhang d. h. die Redegliederung in Rücksicht gezogen werden (z. B. V. sagt p. 14: 'Übrigens ist das 'kurze' *i* in *θῆξ* länger als das 'lange' *ij* in *kip*'); nun steht aber *keep* im mehrsilbigen Redeglied; *thing* im einsilbigen Sprechtakt u. zw. am Schluß einer Reihe, wie wir mit Saran wohl sagen können. Zuerst, meine ich, mußte das, was Sievers rhythmische Einflüsse nennt, in Betracht gezogen werden, ehe aus zusammenhängender Rede Worte isoliert und verglichen werden können.

eine Bemerkung. Ich denke, daß wir bei dieser letzten Annahme aber keineswegs immer auf das Wort als phonetische Einheit stoßen. Das phonetische Fachwerk, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist nach Saran absteigend: Gesätz, Kette, Reihe, (Bund), Glied (nach Si. Sprechtakt), Silbe, Laut. Das selbständige Wort kann, muß aber nicht mit den niedrigsten phonetischen Einheiten zusammenfallen. Die oftmalsige Durchkreuzung von Sinneseinheit und Schalleinheit im Glied (Sprechtakt) müßte m. E. dabei in Rücksicht gezogen werden. Sollte man also nicht bei der 'individuellen' Methode die phonetischen Gebilde an erste Stelle rücken? V. bemängelt weiterhin den noch immer nach Sweet gebrauchten Ausdruck 'langer', 'halblanger', 'kurzer' Vokal im Englischen.

Ihm erscheinen als die beiden Hauptprobleme der ne. Quantität Stimmabsatz<sup>1)</sup> und Ein- bzw. Zweigipfligkeit. Die Eigenheit und das gegenseitige Verhältnis dieser Redeelemente will f. Arbeit studieren. Zu den vom V. ausgesprochenen Grundsätzen habe ich zunächst zu Punkt 3 zu bemerken: 'Stimmabsatz' und Ein- bzw. Zweigipfligkeit sind gewiß wichtige Faktoren der Quantität, aber doch nur ein kleiner Teil des un-  
gemein komplizierten Gesamtproblems (dieses ließe sich vielleicht allgemein gliedern: psychologische und physiologische Faktoren der Dauer vom Standpunkt des Sprechenden wie von dem des Hörenden). Zum Punkt 2 (Untersuchungsmaterial: längere Texte und Einbeziehung ausgesprochen rhetorischer) verweise ich auf Sievers (§ 719<sup>5</sup> ff.) und auf Saran (§ 5). V. zieht unter fünf von ihm selbst bearbeiteten Texten drei Shakespearetexte heran. Ich will hier nur die ketzerische Frage aufwerfen: ist es methodisch richtig, aus Shakespeare modern-engl. Quantität zu studieren? Ich hätte es für meine Person vorgezogen, einen tatsächlich modernen Text mit mög-

<sup>1)</sup> V. spricht von 'raschem' bzw. 'langsamem' Stimmabsatz. Man wäre für eine prinzipielle Begriffserläuterung dankbar, zumal diese Bezeichnung nicht als allgemein gebräuchlich gelten darf. Man könnte zunächst meinen, dieser Terminus decke sich mit der Benennung 'stark bzw. schwachgeschnittener Silbenakzent' (Sievers) oder 'fester bzw. loser Anschluß' (Jespersen); andererseits aber scheint V. (p. 42) 'Stimmabsatz' begrifflich gleichzusetzen 'reiner Zeitdauer' und aus den Ausführungen p. 90 ff. geht ein Schwanken der Terminologie hervor, insofern dort auch von 'Verkürzung' u. dgl. gesprochen wird, so daß wir annehmen könnten, der Begriff 'rascher' St. bedeute relative Kürze, 'langsamer' St. relative Länge oder die Tendenz hierzu. Schließlich wird (p. 101) von der experimentellen Beobachtung des Stimmabsatzes auf der Walze gehandelt. Bei allmählichem Stimmabsatz (z. B. *tax*, *mijnz*, *nouz* u. dgl.) sei ein allmähliches Abschwächen der Glypheneindrücke (akustisch 'Übergangslaut' wahrzunehmen, während bei raschem Absatz die Kurve mit einer gewissen Plötzlichkeit abbreche, bes. vor stimmloser Explosiva. Ich gestehe ganz offen, daß ich trotz wiederholter aufmerksamer Lektüre der Arbeit über die Eindeutigkeit dieser Bezeichnung nicht ins Reine gekommen bin. Im übrigen vermissen ich im Literaturverzeichnis die sehr wertvollen Ausführungen E. A. Meyers zu diesem Fragenkomplex (N. Sprachen XXI; 1914).

hchst geringem traditionellen Einschlag zur Basis zu nehmen, soweit Poesie in Betracht kommt.

Kapitel II beschreibt die Methodik. V. will kein vollständiges Bild über sämtliche experimentellen Methoden zur Erforschung der Quantität geben. Er beschreibt nur jene Arbeitsweisen, die er selbst bei seiner Untersuchung kennen lernte oder verwendete. Letztere seien kurz besprochen. Drei Versuchsgruppen kommen da in Betracht: 1. Abhörversuche mit dem Doegen-Odeon-Sprechapparat; nach dem Gehörseindruck wird die Dauer der Tonvokale satzbetonter Wörter schriftlich fixiert; 2. direkte Beobachtung der Plattenrillen mit dem Mikroskop und Messung der Eingrabungen. Diese Methode liefert V. das Hauptmaterial. Englische Texte der Doegen-Grammophonplatten (Flachschrift) wurden mit Hilfe des Diktaphons auf eine Phonographenwalze (Tiefschrift) übertragen. Von letzterer wurde dann weiter mit Mikroskop abgelesen und die Vokaleingrabungen gemessen. Eine Vorstellung von diesen Versuchen geben Tafel 1 und 2 des Anhanges. V. hat den engl. Text aus Gründen leichter Lesbarkeit in kleine Abschnitte zerlegt (z. B. Hamlet I, 2 v. 57—80 in 47 Teile). Subjektive Grenzen der 'objektiven' Beobachtung betont V. selbst (insbes. Schwankungen der Kurvenformen nach Betonung und Tonhöhe). 3. Die Methode graphischer Übertragung; aus dieser Gruppe hat V. zum Teil vorgearbeitetes Material zur Verfügung (Effenbergers Aufnahmen im Berliner engl. Seminar). Er selbst hat mittelst des lichtphotographischen Verfahrens einen Prosateil der Doegenplatte aufgenommen. Prinzip ist: Photographieren eines Lichtstrahles, der von einem kleinen, entsprechend der Grammophonmembran schwingenden Spiegel reflektiert wird. Bei seinen Versuchen hatte sich V. der Anleitung und Unterstützung erfahrener Experimentatoren (so vor allem Gutzmanns und Doegens) zu erfreuen.

Das III. Kapitel sammelt nun die Ergebnisse. Stimmabsatz und Zweigipfligkeit sind die Quantitätselemente, die V. vor allem interessieren. Nach Abhörversuchen lesen wir zunächst die Rede des Antonius (J. C. III, 2 v. 78—112; 173—196) in phonetischer Umschrift;<sup>1)</sup> betonte Wörter sind durch Sperrdruck gezeichnet, die Tonsonanten tragen je nach beobachtetem 'allmählichem', 'raschem' Stimmabsatz, oder 'mittleren Wert' besondere Akzentformen (in gleicher Folge:  $\bar{a}$ ,  $\acute{a}$ ,  $\bar{a}$ ). Es folgen dann die mittelst direkter Beobachtung untersuchten Texte. Es sind dies: des Polonius Lehrrede (H. I, 3 z. 57—80) und 'As you like it' (II, 7 v. 139—166).<sup>2)</sup> Diese Texte werden tabellarisch dargestellt (erste Vertikalrubrik: die Silben des fortlaufenden Textes, die betonten gesperrt; zweite: Vokallänge in *mm*; dritte: Vokallänge in Sekunden). Weiters sind die Texte in Ableabschnitte eingeteilt (*Hamlet* in 47, *As you* 57), die in der Umschrift durch Horizontalstriche nach den betreffenden Silbengruppen kenntlich gemacht

<sup>1)</sup> Im wesentlichen nach Sweet. An Druckfehlern bemerkte ich p. 43, z. 6: lies  $\bar{sijm}$  statt  $\bar{eijm}$ ; p. 43, z. 21: *lost* statt *last*; p. 44, z. 8:  $\bar{bl\grave{a}d}$  statt  $\bar{b\grave{a}ld}$ , z. 47:  $\bar{m\grave{a}plij}$  statt  $\bar{m\grave{a}flij}$ . Sprecher: W. J. Holloway (London).

<sup>2)</sup> Phonetische Umschrift wie früher. Sprecher: W. J. Holloway (London).

werden. Die Tonstärke wurde beurteilt nach Ablhörversuchen und nach beobachteten Verbreiterungen der Eingrabungen in der Wachsschicht. Über sonstige Charakteristika der Redeart dieser beiden Texte erfahren wir später: 'getragenes Pathos', 'starker rhetorischer Akzent'.

Aus Effenbergers<sup>1)</sup> Material, gewonnen durch graphische Übertragung, wurde von V. benützt: der Beginn des Gedichtes *Past and Present* (Th. Hood) und ein engl. Prosasatz. Die von Effenberger gewonnenen Kurven wurden für die Vokale ausgemessen und in Sekunden umgerechnet. Leider gibt die tabellarische Darstellung die Vokaldauer aus den einzelnen Silben nur für zwei Sprecher (Buckeridge und Delmer), weiters den gewonnenen Durchschnittswert aller vier Sprecher. Die schriftliche Anordnung der Tabelle ist ähnlich wie früher; betonte Silben sind gesperrt. Die Tonstärke wurde nach der Amplitude der Kurven und durch Vergleich mit den Quantitätswerten (!) festgestellt. Über sonstige Charakteristika erfahren wir: Delmer gedehnteres, Buckeridge rascheres Tempo; im übrigen alle vier Sprecher verhältnismäßig beschleunigtes Tempo der Umgangssprache (p. 66), wenig rhetorischer Akzent. Aus dem Vergleich der von Buckeridge und Delmer angegebenen Vokaldauer geht schon bei flüchtiger Durchsicht der Zahlen eines klar hervor: der bedeutende Einfluß vom Sprechtempo auf die Quantität. Nach der lichtphotographischen Methode hat V. selbst eine Doegenplatte mit Sweet'schen Prosatexten (*My family* und *What the moon says*) bearbeitet.<sup>2)</sup> Die schriftliche Darstellung ist prinzipiell gleich jener der Shakespearetexte. Tonstärke wurde beurteilt nach der Schwingungsweite der Kurven, Redetempo ist das der Umgangssprache (verhältnismäßig rasch).

Die in den einzelnen Tabellen gegebenen Zahlreihen werden nun nach A. E. Meyers Vorgang nach einzelnen Tonvokalen gruppiert. Zunächst sind dann Ein-, Zwei- und Mehrsilbige getrennt zusammengestellt.<sup>3)</sup> Innerhalb dieser Untergruppen sind die Texte *Hamlet*, *As you like it*, Effenbergers Material und die photographische Aufnahme geschieden und mit I—IV bezeichnet. Grund: verschiedenes Sprechtempo der einzelnen Aufnahmen. Diese Tabellen sind mit großer Sorgfalt angelegt und umfassen S. 71—83. Hat es sich bisher um die 'reine' Lautdauer, die V. auch als Stimmabsatz begrifflich zu fassen scheint (p. 42), gehandelt, so folgen nun interessante Ausführungen über den Begriff Zweigipfligkeit. Vom Standpunkte der Auffassung einer phonetischen Differenz innerhalb der Vokaldauer will V. drei Formen von Zweigipfligkeit unterscheiden: a) qualitative Zwei-

<sup>1)</sup> 'Über den Satzakkzent im Englischen' Berl. Diss. 1908 (I. Teil); es ist sehr zu bedauern, daß diese Arbeit nur unvollendet vorliegt. Über das oben erwähnte Material vgl. diese Diss. p. 5. Diese Texte wurden von vier Sprechern gesprochen (Delmer, Wells, Buckeridge, Hamilton).

<sup>2)</sup> Sprecher: ein engl. Knabe aus London.

<sup>3)</sup> Die ein- und zweisilbigen Wörter werden dann nach dem Vorbild Meyers nach dem Tonvokal folgenden Konsonanten (bei einsilbigen auch vokal. Auslaut, bei zweisilbigen Vokalfolge) gruppiert. Auch 'Even Stress' wird bei mehrsilb. berücksichtigt.

gipfligkeit (alle Diphthonge); b) Intensitätszweigipfligkeit (nach Sievers); c) melodische Zweigipfligkeit. Qualitative Zw. kann durch Abhören ohne weiteres sichergestellt werden (*ai, ei* etc.; auch *aə, əə*); ebenso meist auch melodische Zw. Nach den Erfahrungen des V. ist hingegen Intensitätszw. im allgemeinen nicht mit dem Ohre festzustellen. Doch sei Zweigipfligkeit deutlich zu sehen. Zunächst bei direkter mikroskopischer Beobachtung an der Wachswalze: qualitative Zweig. durch Änderung der Glyphenform (z. B. *a — i*); intensive Zweig. durch zu- oder abnehmende Breite der Eingrabungen (p. 85); melodische Zw. konnte in solchen Fällen gleichzeitig mitbeobachtet werden (kleine Zwischenfelder zwischen den sonst sich unmittelbar aneinanderreihenden Grübchen der Eingrabungen wiesen auf Abnahme des Schwingungszahlen hin). V. konnte auf diese Weise intens. und melod. Zweigipfligkeit des Tonvokals im *Hamlet* Text bei *nijðar, əl*, im Text von *As you like it* bei *mjuwliŋ, kriŋŋiŋ, səz, wəld* feststellen; aber auch in den Worten *tʃaɪldiʃ treɪbəl*, die das Überschlagen der Greisenstimme nachahmen.<sup>1)</sup> In den Aufzeichnungen mit Kurven (Methodengruppe 3) zeigt die Amplitude der Wellen Intensitätsschwankungen an (Abnahme innerhalb einer Lautkurve). V. bespricht hier vor allen Kurventafeln von *Scripture*, nicht eigenes Material. Bei den lichtphotographischen eigenen Aufnahmen konnte intensive Zweigipfligkeit beobachtet werden in: *faadə, əlsou* (erste Silbe), *lɪtl (!),<sup>2)</sup> fəməli* (erste Silbe), *grændmædə (æ)*; auch tonstarkes *səz* (says). In *səz* und *fəməli* scheint Verbindung mit qualitativer Zweigipfligkeit möglich. Am wichtigsten sind natürlich nun die Folgerungen, die V. aus diesen Ergebnissen der Experimente für die ne. Quantität im Kapitel IV zieht.

Hierzu einige Vorbemerkungen. V. hat einleitend erklärt, er schliesse sich der individuellen Textbehandlung an, er gehe vom Satz aus und leite sekundär daraus das Wort ab. Ich habe a. a. O. hierzu bereits Bedenken geäußert. Diese Bedenken erhalten Berechtigung durch die Art und Weise, wie V. nun das Material betrachtet. Es läßt sich nicht leugnen, daß hier und da Bemerkungen einfließen über Einfluß rhythm. Akzentfaktoren, aber im großen ganzen muß gesagt werden, daß V. ebenso, wie E. A. Meyer sein von vornherein möglichst objektiv gestaltetes Material (isolierte Wörter), nun seinen doch ganz anders gearteten Stoff nach dem Silbenbau beurteilt. Daran kann auch die Gliederung der besprochenen Tabellen nach Ein-Zwei- und Mehrsilbigen nichts ändern. Es hätte zunächst nichts geringeres vorgenommen werden sollen als eine metrisch-rhythmische Analyse der poet. Texte und eine akzentuelle Analyse der Prosa.<sup>3)</sup> Wenn wir z. B. ein einzelnes, einsilbiges Wort aus dem lebendigen Zusammenhang

<sup>1)</sup> V. bemerkt, daß die Walze des zweitgenannten Textes besonders starke rhetorische Färbung aufweist; deshalb seien hier diese Erscheinungen besonders deutlich sichtbar.

<sup>2)</sup> Vgl. Wyld, *History of M. Colloquial English* p. 207: [litl] still used facetiously in the sense of 'very little'. Im vorliegenden Text handelt es sich aber anscheinend tatsächlich um 'Kürze'.

<sup>3)</sup> Vgl. z. B. Saran § 26.

herausgreifen und nur nach der phonetischen Seite des Tonsonanten im engeren Wortsinn betrachten, so ist doch Vorbedingung der richtigen Quantitätsbeurteilung die Beantwortung der Frage, in welchem rhythmischen bzw. akzentuellen Gesamtkomplex steht denn dieses Wort? Ist es ein einsilbiger Sprechtakt (Glieder), wie viele Sprechakte reihen sich aneinander? Wie steht es mit der Gruppengliederung, wo haben wir Pausen und welcher Art sind sie? Wie verhält es sich mit akzentueller Schwere, Melodieführung, Sprechtempo gerade an dieser Stelle und in welchem Verhältnis stehen diese Faktoren im Gesamtkomplex? Wie weit sich solche m. E. gerechte Forderungen experimentell erfüllen lassen, kann ich nicht beurteilen. Es erscheint mir aber unzumutbar, von zum Teil sehr stark ethisch gefärbter Rede auszugehen, Worte daraus zu isolieren und nun aus der gewonnenen absoluten Quantität der Tonvokale solcher Worte weiterreichende Schlüsse zu ziehen. Hierzu seien gleich einige Beispiele gegeben:

V. will (p. 93) an einigen Stellen dartun, wie willkürlich die alte Bezeichnung 'Länge' und 'Kürze' sei, wie wir statt von der Quantität von der Qualität bei Einteilung der Vokale auszugehen hätten;<sup>1)</sup> er gibt u. a. als Beispiel: *teik* (= 0·116 sec.) und *ækt* (= 0·126 sec.),<sup>2)</sup> wobei er von gleichen lautlichen Vorbedingungen spricht. Sehen wir uns aber diese Wörter im rhythmischen Zusammenhang an:

v. 68: *Give every man thine ear, but few thy voice:  
Take each man's censure, but reserve thy judgement*

und

v. 59: . . . . . *Give thy thoughts no tongue,  
Nor any unproportioned thought his act.  
Be thou familiar . . . . .*

Diese Wörter stehen doch unter gänzlich verschiedenen rhythmischen Bedingungen; man kann sie nicht ohneweiteres in Parallele stellen. Oder *pīpl* (= 0·115), *ap* (= 0·1265) und nun den Zusammenhang:

p. 65: *People will always remember the way they  
were brought up how they were delighted . . . . .*

Der Vergleich solcher absoluter Qualitäten ohne genaueste Beobachtung anderer Faktoren des Redezusammenhanges läuft an Wert ein; zu mindest steht *people* im dreisilb. Sprechtakt, *ap* im einsilbigen, nach *will* folgt noch eine längere Silbenreihe wohl ohne grössere Pause, nach *ap* hingegen sicher auch Pause. Dies nur das Größte. Es genügt aber, um zu zeigen, daß auf diese Weise Individuelles nicht objektiviert werden kann, ebenso wenig, wie sich etwa bei syntaktischen Problemen in solcher Weise isolieren läßt.

Demnach sind nun auch die vom V. gezogenen Folgerungen schwierig

<sup>1)</sup> Ob dies prinzipiell leichter ist, lasse ich dahingestellt. Man sehe die Ausführungen E. A. Meyers ein: *Untersuchung über Lautbildung* (Munich 1911), wonach die Qualitätsverhältnisse im Grunde sicher nicht weniger kompliziert liegen als jene der Quantität.

<sup>2)</sup> Ich sehe hierbei ganz davon ab, daß V. qualitativ ungleiche Vokale in Parallele setzt.

im einzelnen zu beurteilen, soweit die Frage der Zeitdauer in Betracht kommt. Es ist aber ein deutliches Zeichen der außerordentlich starken phonetischen Einflüsse auf die Quantität des Tonsomanten im Ne., daß sich selbst durch diese individuellen Texte hindurch, auch bei Vernachlässigung rhythm. Einflüsse, die von E. A. Meyer beobachteten Erscheinungen im allgemeinen bestätigt finden. Der früher aus Sievers zitierte Satz hat für das Ne. volle Gültigkeit. Es würde nun den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten, sollte ich die Ausführungen des V. bis ins Detail behandeln. Ich hebe nur besonders Wichtiges hervor.

Zunächst zum Stimmabsatz.

Aus dem abgehörten Text (Antoninsrede) werden die einzelnen betonten Wörter herausgehoben. I. Einsilbige: V. findet 'raschen' Stimmabsatz: a) im Typus<sup>1)</sup> *spijk, þrais, haat; bæk, dis, nót*. Ausnahmen nach mittlerem Wert hin rhetorisch bedingt. b) Im Typus: *fæst, bijsts, fælt, wept, tent* (mehrfache Konsonanz mit stimmlosem zweiten); hierher auch *mæntl*. Ausnahmen rhetorisch bedingt. 'Allmählicher' St. zeigt sich im vokal. Auslaut (*duv, sou, bij*), bei einf. stimmh. oder mehrf. stimmh. Schlußkonsonanz (*preis, æl, men, sez, kam; frændz, tould*. Leichte Einschränkung des allmähl. Überganges infolge ausgehender Liquida oder Nasal mitunter hörbar: *houm, æl, taim, fæl* u. dgl.; weiter bei hentigem Tempo oder geringerer Tonstärke in *nau, ai, dei*. 'Kürzende' Wirkung mitunter vor *d* (*gud, fæd*) und *v* (*lav, livz*). Bei *blad æv* wird auf den Satzrhythmus hingewiesen. II. Zweisilbige: V. scheidet zw. solchen mit Flexionsuffix und Bildungssuffix. Ersteres bringt gegenüber Einsilbigkeit des gleichen Wortes keine Veränderung des Stimmabsatzes, letzteres wirkt verkürzend 'infolge Verlängerung des Sprechaktes' (z. B. *riþæn, samaz, foloud, treitæz*). Durch emphatische Betonung oder Tempoverzögerung findet V. im letzten Falle mitunter 'allmähl.' Stimmabsatz: *triþæn, iþæn, iþæl, maiti* u. dgl. Vereinzelt æ Dehnung: *ræmsæmz, vænkwiþt*. In Fällen von Adv. auf *-li* bleibe der 'allmähliche' Stimmabsatz des Grundwortes: *kaindl, kiþli*, 'sogar beim dreisilbigen *griþæsl*'.<sup>2)</sup> Fremdwörter schwanken; level stress unter rhetor. Akzent erfahre rhetor. Dehnung: *eiudzæl* u. ä. III. Dreisilbige: meist nur 'rascher' Absatz; bei bes. starker Betonung durch Akzent oder Tempo mittlerer Wert ansetzbar (z. B. *ænræþl*).

Für mich bildet dieses Material ein ähnlich primäres Ergebnis wie die absoluten, zahlenmäßigen Quantitätsangaben. Ich muß betonen, daß Verf. hier relativ bedeutend individuelle Momente ins Auge faßt, ohne jedoch konsequent zu sein. Wie steht es z. B. mit den einsilbigen Worten? Sind sie rhythmisch gleichwertig? Durchwegs einsilbige Sprechakte? Über den m. E. schwankenden Terminus 'Stimmabsatz' habe ich bereits gesprochen. Hier handelt es sich wohl um den akustischen Eindruck kür-

<sup>1)</sup> Ich gebe nur Typen; man vgl. zu diesen Ausführungen E. A. Meyer, N. Spr. XXI p. 154 ff.; bes. p. 164 ff. (1914).

<sup>2)</sup> Text: *ænd griþæsl* hæþ siþær aansæd it; haben wir hier tatsächlich dreisilbigen Sprechakt? Wie weit kann *-li* mit Dehnung an Stelle einer dynam. Hebung treten?

zerer oder längerer Dauer sowie um plötzliches oder allmähliches Abklingen des Sonanten.<sup>1)</sup> Kann aber hierzu mit Vorteil eine stark ethisch gefärbte, rhythmische Rede als Beobachtungsbasis genommen werden?

Nun zu den experimentellen Ergebnissen direkter Beobachtung und Übertragung. V. macht einleitend einige Bemerkungen über die Relation von Dauer und Stärke. Gedehte Lautdauer trotz Schwachtonigkeit in unbetonten Endsilben (Sweet's drawing out of unaccented syllables). Sweet läßt dies für langsames Tempo charakterisch sein. V. spricht sich für seine Texte darüber nicht aus. Mir scheinen dabei folgende rhythm. Pausen (wohl verbunden mit Tempoabnahme vgl. *fæmiljə*, *velgə* u. a. im Hamlettext) von Einfluß zu sein; weiter auch Längung an Stelle von Betonung auf metrische Hebung (im Sinne Sarau's vgl. *awiliŋli* in 'As you like it'). Wenn auch nicht durchwegs, so sei doch zunehmende Stärke mit Zunahme der Dauer verbunden. V. kommt hiermit zur Besprechung der früher erwähnten Worttabellen. Hier fließt die früher an zwei Beispielen erläuterte Ausführung ein über die Unzweckmäßigkeit der Bezeichnung 'Länge' und 'Kürze'. V. führt hier nun weitere Belege dafür an, das 'unter gleichen Bedingungen' zuweilen der 'kurze' Vokal länger sei als der 'lange', z. B. *sæðən* 0·143 sec., *biðid* [*i* = 0·127]. Ich sehe ganz ab vom rhythmischen Komplex, von dem man sich ohne eingehende Schallanalyse kein genaues Bild machen kann, und verweise nur auf die frühere Tabelle (p. 57): *biðid* (*i* = 0·127 sec.; *a* = 0·350 sec.). Das kann demnach nicht in dieser Weise zusammengestellt werden. Das weiter 'kurzer' Vokal vor Stimmhaftigkeit länger sein kann als 'langer' vor Stimmlosigkeit hat schon Sievers hervorgehoben und auch Viëtor gezeigt. Ich kann aber dem V. nicht durchaus beipflichten, wenn er erklärt, daß damit die Grenze zwischen 'kurzen' und 'langen' Vokalen überaus falle, soweit sie Quantitätsgrenze ist, und wenn er weiter sagt: 'können wir uns also nicht mehr an die alte Einteilung 'lang — kurz' halten, so muß die Einteilung der Vokale nach Qualität erfolgen'. Es handelt sich hierbei um den Standpunkt des Betrachters. Gehen wir den geschichtlichen Weg von der alten Zeit her, so haben wir für die Vergangenheit überhaupt nur Mittelwerte. Das wird man aber zugeben, daß für den historischen Grammatiker die Quantität in den älteren Sprachepochen annäherungsweise sicherer zu erschließen ist als die Qualität. Wer nur einigermaßen die frühe. Grammatiker kennt, wird zugeben, daß für diese Epoche ein Haupteinteilungsgrund nach Qualität eindeutig (ich meine: synchronistisch) so gut wie undurchführbar ist; wir müssen uns da mit Näherungswerten begnügen und gliedern noch immer sicherer nach den erschlossenen etymolog. Quantitäten der me. Zeit. Daß sich diese sehr bedeutend bereits in me. Zeit zu verschieben beginnen, ist bekannt, und dem wird gebührend auch während der frühe. Ära Rechnung getragen. In Bezug auf Qualität

<sup>1)</sup> Von einem Stimmabsatz kann aber doch eigentlich vor stimmhaften Lauten nicht gut gesprochen werden (vgl. Larynxkurve bei Jones p. 178 'maiden'); anders wenn wir bei gewissen Konsonanten (Verschlusl., Nasalen) nur die orale Artikulation ins Auge faßten.



aber beginnen wir erst klarer in der Epoche der wissenschaftlichen Phonetik zu sehen. Diese liegt nicht allzuweit zurück. Und von Bell-Sweet an ist denn auch die Qualität oberstes Einteilungsprinzip geworden. Erst in der Gegenwart entfaltet sich vor unseren Augen ein nendlich reichhaltiges, fluktuierendes sprachliches Leben und, wenn wir näher zusehen, stoßen wir überall auf Relativitätswerte. So steht es auch mit der Qualität. Die letzten mir bekannten Untersuchungen von Meyer (Lautbildung 1911; N. Spr. 1914) zeigen dies in überraschendem Maße. Er sagt in ersterer Schrift (p. 21): „‘Ein und denselben’ Vokal, auch in derselben Umgebung, sprechen wir nie genau in der gleichen Weise aus. Eine gewisse Schwankungsbreite ist für die Aussprache der Laute als normal zu betrachten.“ Dasselbe scheint mir nun grundsätzlich auch für die Quantität zu gelten. Auch hier ist alles Relation. Wir können gewisse Tendenzen feststellen und die sind fürs Ne. großenteils sichergestellt; sobald wir aber das individuelle Leben festhalten wollen, beginnen die Schwierigkeiten, den ganzen Zusammenhang zu erfassen und zu entwirren. Was in rascher Rede als ‘Länge’ erscheint, kann in getragener Pathos als ‘Kürze’ gelten; sinnstarke Wörter werden unter Umständen überdehnt u. dgl. m. Wir müssen uns auch da mit Durchschnittswerten begnügen, und ich sehe nicht ein, weshalb wir bei richtigem Verständnis nicht von ne. Längen, Kürzen und Mittelwerten reden sollen, ähnlich wie V. von allmählichem, raschem und mittelwertigem Stimmabsatz spricht. Ist doch auch dieser Begriff ein Beziehungsbegriff und in ihm die quantitative Relation mit enthalten, wie des V. Ausführungen gezeigt haben und weiterhin zeigen. Selbst E. A. Meyer scheut sich nicht, diese alten Termini zu gebrauchen, ja er baut darauf sogar seine Theorie der Ausbildung des ne. Vokalismus, wonach ‘kurzer’ und ‘langer’ Vokal qualitativ völlig verschieden sich gestaltet hätten (N. Spr. XXI, 154 ff.).

Im folgenden gelangen nun die qualitativen Vokale nach den früheren Tabellen zur Besprechung. Im allgemeinen findet V. Meyers Ergebnisse über Lautdauer durchaus bestätigt. In rhetorischer Rede scheint Liquida und Nasal (bei Einsilbigkeit) längend zu wirken (dies etwas abweichend gegenüber Meyer), Zweisilbigkeit scheint V. kürzend zu wirken, wobei Flexionssuffixe aber gewöhnlich ohne Wirkung bleiben; Mehrsilbigkeit bedingt weitere Kürzung. Bei Besprechung dieser Verhältnisse stellt sich V. fast rein auf den objektiven Standpunkt der isolierenden Bewertung. Hervorgehoben sei hier etwa folgendes: unter *ei* treffen wir auf die Beispiele *feis* (0·171 sec.) und *teist* (0·220).<sup>1)</sup> V. meint nun weiter, daraus zeige sich, daß Verdopplung (!) der stimmhaften oder stimmlosen Konsonanten keine kürzende Wirkung auf den Tonvokal hat. Nun findet sich aber *teist* am Schlusse der ‘*As you like it*’ Stelle, wozu V. die Anmerkung machte (p. 63): ‘Bedeutende Tempoverlangsamung’. Somit sagt uns diese Paarung gar nichts objektiv giltiges aus. Ähnlich, wenn auch nicht so krafts, steht es bei *pleiz*, *seivd*. Später (unter *aa*) werden *paat* (0·236 sec.) und *paats* (0·164 sec.) gegenüber gestellt. V. sagt dazu, die Zahlen

<sup>1)</sup> Ähnlich: *pleiz*, *seivd* (z. B. 0·360, 0·440).

würden für Kürzung infolge Doppelkonsonanz entscheidend sein, wenn nicht dem die gerade entgegengesetzte Beobachtung bei *ei* widerspräche. Trifft schon dies nicht zu, so stimmt auch die Gleichung *paat*, *paats* nicht. Im Text handelt es sich um ganze verschiedene rhythmische Gruppierung. *paat* steht am Schlusse eines Gesätzes, *paats* am Schlusse einer Reihe. So kann uns also diese Art der Materialauswertung nicht befriedigen. Zu *sez* (*says*) sei noch bemerkt, dafs ich es historisch lieber aus proklitischer Stellung (*säys hé*) ableiten möchte.

Bedeutend wichtiger sind nun des V. Bemerkungen zur Zweigipfligkeit. Hier wird zunächst in interessanter Weise von der qualitativen Zweigipfligkeit der Diphthonge gehandelt. Im allgemeinen hat sich dem V. aus der Kurvenbeobachtung ergeben, dafs das erste diphthongische Glied das quantitative Übergewicht hat. Allmählicher Stimmabsatz vernag das Verhältnis zugunsten des zweiten diphthongischen Gliedes zu verschieben (vgl. *mei*, *fainiq*); rascher Stimmabsatz trifft bes. das zweite Glied. Das stimmt im Prinzip zu Meyers Bemerkungen (N. Spr. XXI, 73 ff.). Was Intensitäts-Zweigipfligkeit betrifft, hat V. durch Ablesen von der Walze für *oal* und *njucliq* die Intensitätsverhältnisse der Gipfel (3:1; 1.8:1) festgestellt. Im Kurvenbild hat *faada* im ersten Gipfel Übergewicht an Intensität, in der Dauer jedoch zeigt das Verhältnis 1:2. In *lil*, *grænd*, *föomeli* zeigt der zweite Gipfel ein Plus in beiden. V. beobachtet auch mehr als einen Nebengipfel in *sez*, *scu*. Bezüglich melodischer Zweigipfligkeit erweisen die Gipfel gegenüber der mittleren Abschwächung höhere Tonlage.

Die Zweigipfligkeit an Intensität und Melodie ist im wesentlichen an Starkeiten gebunden. Sie erkläre allein den diphthong. Charakter der engl. 'Längen'; denn sie sei die Vorstufe der qualitativen Diphthongierung. Verfasser glaubte dies (p. 88) aus der Kurvenform bei *föomeli* (vielleicht *föomeli*) zu erkennen. Das scheint mir in der Tat eine wichtige Beobachtung durch das Experiment. V. verweist auch hierbei auf den bisher theoretisch beurteilten Vorgang der frühne. Diphthongierung. Unverständlich aber ist mir der Schluß daraus: „Daraus folgt aber eindeutig, dafs Verbindungen von Vokal + Liquida oder Nasal, die Sievers und Kaluza u. a. zu den Diphthongen rechnen möchten, weder lautgeschichtlich noch phonetisch zu den Diphthongen zu zählen sind.“ Soll das heißen, dafs echte Diphthonge nur auf dem Wege über zweigipflige Längen entstehen können? Das Verhältnis von Stimmabsatz und Zweigipfligkeit denkt sich V. so, dafs allmähl. St. eine bessere Vorbedingung für Zweig. bietet. Allerdings würde sein Beispiel *lil* zeigen, dafs auch rascher St. sich mit Zweig. verbinden könne (das vom V. aus Scripture's Kurven gegebene *fish* [p. 87] ist fraglich). Darüber wünscht er weitere Untersuchung. Eine Zwischenfrage: Wie steht es mit dem Problem der Vokalspannung und Zweigipfligkeit? Gibt es auch da Zusammenhänge? V. fährt nun fort: „Eine solche Untersuchung kann auch erst endgültig beurteilen, ob die Vokale, die man früher zu den 'Längen' im Englischen rechnete, also *o*, *ö*, *ij*, *uw*, *aa*, regelmäfsig mit Zweigipfligkeit verbunden sind, oder nur unter Akzent, vielleicht nur unter starkem Akzent. Bestätigte sich das, so wären Wörter wie *broot* und *brood* so zu unterscheiden: zweigipflig, aber rasch — zwei-

gipflig, allmählich; *brōt* und *hōt* als zweigipflig rasch — gegenüber eingipflig rasch; *hōt* und *tōd* als eingipflig rasch — gegenüber eingipflig, allmählig. Diese Einteilung würde aber bereits bedenklich werden in der Gegenüberstellung von *bit* und *bijt*, da *i* und *ij* nicht allein als Länge und Kürze korrespondieren, sondern phonetisch nahezu zwei verschiedene Vokale sind, ihrer Qualität nach. Außerdem haben die Kurven *wei*, *fi*(?), *lil* gezeigt, daß auch die 'Kürze' *i* zu Zweigipfligkeit neigt. Damit fällt aber die Möglichkeit, die alten 'Längen' jetzt mit dem Begriff der zweigipfligen Laute zu identifizieren, da außer *i* auch noch *æ*, *ε* zuweilen zweigipflig werden. Die Zweigipfligkeit ist demnach eine phonetische Erscheinung, die, in der rhetorischen Rede wenigstens, die Klassifizierungen des Stimmabsatzes und der alten Längeneinteilung schneidet. Auf alle Fälle ist die Einteilung der engl. Vokale in lange und kurze nach den Ergebnissen der experimentellen Phonetik nicht mehr haltbar; es ist dringend zu wünschen, daß die engl. Schulgrammatiken dem endlich Rechnung tragen und die Bedeutung des Stimmabsatzes im Englischen hervorheben." Dazu ist zunächst zu bemerken, daß der Unterschied, den V. für *i* und *ij* auch für *o* und *oo* in ähnlicher Weise gelten dürfte (vgl. Meyer, N. Spr. XXI). Weiter scheint mir nichts dagegen zu sprechen, daß wir in obiger Paarung für 'rasch' 'kurz' oder 'relativ kürzer', für 'allmählich' 'lang' oder 'relativ länger' einsetzen. Andererseits weiß ich nicht, ob es für engl. Schulgrammatiken ratsam wäre, mit dem Ausdruck 'Stimmabsatz' zu operieren. Wenn wir in der Schule als oberstes Einteilungsprinzip das der Qualität festhalten und dbzgl. Tonvokale wie *seed* und *peak* paaren, weiter hinzufügen, daß die Dauer der Sonanten im zweiten Fall eingeschränkt wird, so kann ich den praktischen Nachteil gegenüber dem anderen Terminus nicht einsehen.

V. korrigiert schließlichs Sievers' Angaben über engl. Zweigipfligkeit; sie begegnet nicht nur bei Überlänge, nicht nur im einsilbigen Sprechakt; auch die Verteilung des Gewichtes der Gipfel schwanke. Zum Abschluß werden die besprochenen Ergebnisse nochmals in klarer Form zusammengefaßt, wobei insbesondere beim Stimmabsatz Sondererscheinungen ausführlich berücksichtigt werden. Bei der Zusammenfassung über Zweigipfligkeit treffen wir einleitend auf die Anschauung, daß qualitative, intensive und melodische Zweig. zugleich in der Lautlehre verschiedene Stufen der Entwicklung darstellen. Das ist mir nicht recht verständlich. Ist im Falle der frühen Diphthongierung die qualitative Zweigipfligkeit das Primäre? In den Einzelbemerkungen zur intensiven und melodischen Zweigipfligkeit wird noch behauptet: Sievers' Theorie, daß Zweig. historisch durch Reduktion eines zweisilbigen Taktes entstanden sei, falle mit dem Nachweis von Zweigipfligkeit in Mehrsilbigen. Ich kann diesen Schluß nicht zwingend nennen. Wenn eine Sprechart in ihren Akzentfaktoren überhaupt einmal Zweigipfligkeit besaß, warum soll dieser Akzenttypus unter bestimmten rhythmischen Verhältnissen nicht auf Formen übertragbar sein, denen er von Haus aus nicht zukam: *mevl* — *mevling*, wo V. doch selbst den Satz verfißt, daß Flexionssuffixe in der Regel auch die Quantität nicht beeinflussen?

Fast muß ich fürchten, den Leser allzulange aufgehalten und vielleicht den Eindruck von Kleinlichkeit erweckt zu haben. Wenn die Aus-

führungen den Rahmen einer gewöhnlichen Begutachtung überschritten haben, so liegt dies vor allem in dem Interesse, das mir der Gegenstand bereitet hat. Der Verfasser der Arbeit gehört zu denjenigen, die den Weg bereiten. Er hat sich mit großer Sorgfalt und Entsagung seiner Aufgabe unterzogen und hat kaum die vielen Schwierigkeiten hervorgehoben, die ihm das Einarbeiten in die Methoden und die Schaffung des Materials gewiß bereitet hat. Das primäre Ergebnis ist sicherlich eine bedeutende Leistung zu nennen. Die zahlenmäßigen Angaben gewähren uns überraschende Einblicke in die unendlich feine, veränderliche Welt der Dauerwerte individueller Rede. Wenn ich mit der Art der Auswertung dieses Stoffes nicht immer einverstanden sein könnte, so mögen meine 'theoretischen' Anforderungen daran Schuld sein. Das Wertvollste erblicke ich in den Ausführungen der Arbeit über Zweigipfligkeit, die einwandfrei experimentell sicherzustellen war. Und so möchte ich zum Schlusse noch betonen, daß mir meine Beurteilung weit mehr als Selbstkritik galt denn als Kritik der achtungsgebietenden Leistung eines Anderen.

Prag, im Januar 1922.

Otto Funke.

---

**England im Zeitalter des Individualismus (1830—1880).** Gesellschaft, Weltanschauung und Schrifttum in ihren Wechselwirkungen. (Wissenschaftliche Beilage zum 21. und 22. Jahresbericht der Handels-Hochschule St. Gallen.) Von **Dr. Bernhard Fehr.** St. Gallen 1921. Zollikofer & Co. 53 S.

Wer *Fehrs Streifzüge durch die neueste englische Literatur* (1912) kennt, wer seine mannigfachen Arbeiten auf dem Gebiete der neueren englischen Literatur, seine Besprechungen in dieser und anderen Zeitschriften, u. a. *die Erforschung des modernen Englands* (Beiblatt XXIX) verfolgt hat, hegte schon längst die Hoffnung und Erwartung, daß er sich zu einer Neuauflage der *Streifzüge* entschließen werde. Er will, und mit Recht, mehr geben; er verspricht uns ein größeres Werk: *Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts mit einer Einführung in die englische Vorromantik*. Aus ihm ist die vorliegende wissenschaftliche Abhandlung ein Kapitel, allerdings ein höchst bedeutungsvolles. Wir erinnern uns, daß Oliver Elton diesen Abschnitt in einem Standard Work behandelt hat: *A Survey of English Literature 1830—1880* (vgl. Beiblatt XXXII, 87 ff.). Fehr ist nicht nur als Schweizer in der betr. Bibliographie vollkommen heimisch — wie könnten wir uns bei unserer Valuta dieses riesige Material beschaffen?! —, sondern mit einem feinen ästhetischen Gefühl begabt, das ihn für Dichter wie Keats, Shelley, Blake, Pater, Browning,

Swinburne Deutungen finden läßt, die dem gewöhnlichen Leser entgehen. Fehr, teilweise im Sinne Cazamians (*L'Évolution psychologique et la Littérature en Angleterre 1660—1914*), bietet keine trockene Literaturgeschichte, sondern beweist, wie der Untertitel der Abhandlung zeigt, daß die sogenannte schöne Literatur, es sei nun Drama oder Roman oder lyrisches Gedicht, aus der Gesellschaft, der Weltanschauung herauswächst; und so finden wir eine organische Entwicklung, ein fast selbstverständliches Resultat. Wirtschaftslehre im weitesten Sinne wird gegeben und dann die gleichsam zugehörigen dichterischen Erscheinungen eingegliedert. Daß dieses 17. und 18. Kap. des größeren Werkes den Wunsch nach dem ganzen rege werden lassen, ist nach dieser Probe begreiflich. Wir werden dann ein deutsches Buch über die neuere englische Literatur besitzen, das nicht durch Namen, Titel, Zahlen besticht, das vielmehr ein lebendiges, anschauliches Bild von dem Werdegang des Schrifttums ist, ein Buch, das auf genauer Kenntnis der inneren und äußeren Vorgänge beruht. Möge es nicht allzu lange auf sich warten lassen. Für heute sind wir für die kleinere Gabe dankbar. In den *Literaturangaben und Anmerkungen* finden wir neuere und neueste Bibliographie, die wir leider nur zu einem Teile besitzen, von der wir aber jetzt wenigstens Kunde erhalten. Das ist immerhin etwas.

Frankfurt a. M.

J. Caro.

**Stories and Ballads of the Far Past.** Translated from the Norse (Icelandic and Faroese) with Introductions and Notes by **N. Kershaw.** Cambridge. At the University Press 1921. 8°. VII u. 256 Ss.

Im ersten Teile dieses Buches sind vier der ältesten und für die germanische und nordische Heldensage sehr wichtigen Fornaldarsögur übersetzt (Nornagests pátttr, Sörla pátttr, Hrómundar saga und Hervarar saga), von denen bisher nur der Sörla pátttr ins Englische übertragen war. Die Übersetzung der Hervara saga folgt dem Text der Hauksbók, doch ist die genauere Schilderung des Kampfes auf Samso und Hjalmar's Sterbelied, die nur die andere Hauptrezension der Saga (Cod. Regius) bietet, anhangsweise beigelegt. Der zweite Teil bringt einige färöische Balladen, die die gleichen Stoffe wie die Sagas

des ersten Teiles behandeln und mittelbar oder unmittelbar auf diese zurückgehen (die Balladen von Nornagest, von Hjalmar und Angantyr, von den Arngrimssöhnen und die Rätselballade [Gáta ríma]). Zum Vergleich sind auch eine Probe aus den isländischen Griplur, die dänische Ballade von Angelfyr und Helmer und einige Strophen der Shetlanbsballade (Hildina Kvadet) übertragen. Diese letzte hat allerdings nichts mit der Hilde-Gudrunssage zu schaffen, wie man früher gemeint hat und der Verfasser S. 39 noch annimmt, vgl. bes. Fr. Panzer, Hilde-Gudrun S. 175 ff., auch Jiriczek, Die deutsche Heldensage<sup>1</sup> S. 200 Anm. 1.

Jedem Teil ist eine 'General Introduction' vorausgeschickt; die Einleitung zu den Sagas ist etwas reichlich knapp, und vor allem wäre eine wenn auch nur kurze Charakteristik der Fornaldarsaga und ihrer verschiedenen Stilarten angebracht gewesen. Ausführlicher ist die Einleitung zu den färöischen Balladen, sie orientiert gut über das Wichtigste: die Aufzeichnung der Lieder, ihr Wesen und die literarhistorischen Fragen. Jede Saga bez. Ballade ist noch mit einer besonderen Einleitung versehen. Die Übersetzungen sind, soweit ich sie mit den Originalen verglichen habe, zuverlässig und gewandt. Freilich wäre für die Übersetzung der alten Heldenlieder, besonders des Liedes von der Hunnenschlacht die stabreimende Form besser beibehalten worden. Ihre Wiedergabe in endreimenden Versen verwischt den starken Unterschied zwischen den wuchtigen Rhythmen des altgermanischen Heldenliedes und den leicht beschwingten Takten der mittelalterlichen Ballade. Den Beschluß bilden eine Reihe von Anmerkungen und Erklärungen zu den Texten. Dankenswert sind auch die Notenbeigaben in mehreren färöischen Liedern nach Thurens Folkesangen paa Færoerne.

Heidelberg.

Franz Rolf Schröder.

[4. 5. 22.]

#### I N H A L T.

	Seite
1. Ehrentreich, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen (Fünke)	145
Fehr, England im Zeitalter des Individualismus (1830–1880) (Caro)	168
Kershaw, Stories and Ballads of the Far Past (Schröder)	159

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karra, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

URP

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

Preis: Für den Jahrgang des Beiblattes 50 Mark.

XXXIII. Bd.

August 1922.

Nr. VIII.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**The Corpus, Epinal, Erfurt and Leyden Glossaries** by **W. M. Lindsay**,  
F. B. A. Oxford University Press 1921. VIII + 121 pp. 15 sh.

A. u. d. T.: **Publications of the Philological Society**. Vol. VIII.

**The Corpus Glossary**, edited by **W. M. Lindsay**, F. B. A., *with an  
Anglo-Saxon Index* by **Helen Mc M. Buckhurst**. Cambridge at  
the University Press 1921. XVI + 291 pp. 40 sh.

The author and editor of the above volumes, the former of which serves as Prolegomena to the latter, is the famous Latinist W. M. Lindsay, Professor of Humanity in the University of St. Andrews, a Fellow of the British Academy, and author of a great number of important works on classical philology.

The old English glossaries, which belong to the earliest English texts extant, have naturally been the object of much interest from Anglicists and have been repeatedly published in whole or in part. The edition of Corpus now published by Professor Lindsay, however, is an edition in the strictest sense. It is no mere apograph; it aims at nothing less than tracing each gloss to its source. In this field something has no doubt been attempted before, but what has been accomplished by previous scholars is small in comparison with the safe results of the present brilliant study. Professor Lindsay, in the two volumes here under discussion, actually succeeds in tracing the majority of the eight or nine thousand glosses in the Corpus glossary (and incidentally those of the Epinal-Erfurt glos-

saries) to their sources. The way in which this task is accomplished is too interesting not to be recounted at some length.

The four old English glossaries, the Leyden glossary, the Epinal and the Erfurt Glossaries (which are nearly related to each other), and the Corpus glossary represent three successive stages in English lexicography. The Leyden glossary contains only "glossae collectae", i. e. glosses culled from glossed Latin MSS. and not arranged alphabetically. The Epinal-Erfurt arranges most of its material in a primitive alphabetical order, all words beginning in the same letter being given together; but in the second part of each section a more advanced alphabetical order is adopted, words beginning in the same two letters being given together (a so called AB-order). The same AB-order is followed in the Corpus glossary, as well as in the so called Second Erfurt glossary. It has long been seen that the material in the Leyden, Ep.-Erf., and Corpus glossaries is to some extent the same.

Fortunately the Leyden glossary gives its items in sections arranged after the source of the glosses. In a great number of cases this renders it possible to point out the exact passage in a Latin work to which a gloss belongs. The importance of this in the case of glosses containing an Anglo-Saxon interpretation need hardly be pointed out. And of course, to the same source glosses in Ep.-Erf. and in Corpus that can be identified with Leyden entries are to be referred. Now Professor Lindsay shows that in Ep.-Erf. the Leyden glosses, though arranged in sections under the different letters, still retain their original order, and that under the different letters batches of glosses taken from various sources, e. g. Phocas's grammar, Jerome, Orosius etc. can still be clearly distinguished. But the Leyden glossary was only a selection of glossae collectae, which in Ep.-Erf. have been made much fuller use of. In these latter glossaries there occur mixed up with the Leyden batches numerous glosses which can be shown to come from the same source as their neighbours. This has rendered it possible to trace a great proportion of the Ep.-Erf. glosses to their sources. A very neat example of how well the original order is preserved in Ep. is given on p. 4. Here it is shown that in the Phocas batch under *m* the glosses



are found exactly in the order in which they were excerpted from the MS. The excerpter started at the beginning of Phocas' Noun-lists and went as far as the Verb-pages, culling glosses as he went along. But then he retraced his steps and selected a few more items, whose order is naturally now inverted.

In Corpus, of course, the items have been a good deal reshuffled, but even here there are clear traces of the original order. The glosses dealt with so far are those found in the earlier portions of Ep.-Erf. Among these we find a very considerable (perhaps the chief) portion of the bilingual glosses (those with Anglo-Saxon translation) in Ep.-Erf. and Corpus. It is of great importance that so many Anglo-Saxon glosses can be traced to a definite source.

The chief sources of the first portions of Ep.-Erf. are Phocas' grammar, Orosius (here the material in Ep.-Erf. is much fuller than in Leyden), the Bible. There are also Rufinus and Jerome batches, and Prof. Lindsay has been able to trace a further source, which cannot, however, be definitely identified. This is a source of the so called Hermeneumata type, i. e. a Graeco-Latin schoolbook, in which Greek words with Latin translation are given. These batches correspond to a section in Leyden, whose source has not been discovered. It contains a number of Greek and Latinised Greek words, especially names of fishes, birds etc.

The batches from these sources are given in full pp. 16—35. It is a matter for regret that the original plan of providing the volume with indexes had to be abandoned. Indexes to the Anglo-Saxon words would have been extremely welcome.

The glosses dealt with so far are glossae collectae. There are, however, also other sources of the first parts of Ep.-Erf., viz. the continental so called Abstrusa and Abolita glossaries, published by Goetz in Corp. Gloss. Lat. IV 3—198 (1889). Already Sweet suspected that there were such sources, but at the time when his edition of the Epinal glossary and his Oldest English Texts appeared the glossaries mentioned had not yet been published. Abstrusa-Abolita batches in the first portions of Ep.-Erf. are collected p. 38—43.

The second portions of the Ep.-Erf. glossary mostly consist of borrowings from the Abstrusa and (to a smaller extent)

from the Abolita glossary. The Corpus compiler made a much fuller use of this material. So did the compiler of the second Erf. glossary. In this latter each section offers (1) a collection of Abstrusa items, (2) a collection of Abolita items, (3) some Virgil items, some Bible items, and at the end some bilingual glosses. The material in Erf. drawn from these various sources is collected on pp. 53—79. This part (II) offers less interest to the Anglicist than the first because the Anglo-Saxon glosses are few in the second portions of Ep.-Erf. and Erf.<sup>2</sup>

The sources remaining (dealt with in Part III) are few. Glossary items are often split or recast. A typical case of splitting is discussed p. 51, where it is shown that the four Corpus glosses *Ponebus: sol*, *Panibus: sol*, *Phebe: sol*, *Sol: Phoebi* all go back to an original gloss *Phoebus: Sol*, which was first misspelt *Poebus: Sol*, then corrected by the addition of an *h* above the line, which was mistaken for *n* and wrongly placed and so on. A favourite form of recasting in Corpus is the addition of an Anglo-Saxon interpretation, which might oust the Latin. It is very likely that many bilingual items in Corpus may be identified with all-Latin items in the earlier glossaries; a list of such cases is given pp. 88—94. Such splits and recastings make glosses productive of other glosses, and Professor Lindsay remarks p. 95 that an investigator who traces fifty per cent. of a glossary's items to their source may be sure that he has in reality accounted for seventy-five per cent.

But some material is peculiar to Corpus. There are not a few Aldhelm glosses. Professor Lindsay was apparently at first sceptical as regards Aldhelm glosses, as the material common to Ep.-Erf. and Corpus must be too early for such. Aldhelm is indeed himself in several cases a borrower from the old glossaries. His *arcister* seems to be taken from *Arcister (: strælbora)* in Ep., Corp., a mistake for *arcistes* pl. His *poalum* 'a pair of bellows' is due to a curious mistake. The Bible word *poa laventium* 'fullers' soap' was run into one word and wrongly divided as *poala ventium*, which was mistakenly glossed by 'folles fabrorum'. However, Dr. Bradley has shown that Corp. A 580 *Anastasis: dilignissum* must come from a gloss on Aldhelm's panegyric on Virginity, where "de sco. Athanasio" occurs as a marginal note in some MSS. and *of digelnissum* in some MSS. glosses *de recessibus* (falsi pec-

toris) in the same chapter. This discovery was corroborated by the discovery of an Aldhelm batch in Corpus S 41 ff., and other unmistakable Aldhelm glosses occur. As a result a considerable list of Aldhelm glosses has been made up (pp. 101—104). But it is pointed out that these Aldhelm items need not have belonged to the original Corpus.

The volume winds up with a discussion of the more or less probable sources of other Anglo-Saxon glosses. The author himself says this comes very near guess-work.

There are in the book numerous interesting, often amusing, instances of ridiculous mistakes resulting in extraordinary glosses. These are a warning against taking the entries in the old glossaries too seriously. A few illustrative cases may find a place here. On p. 13 the gloss *Percommoda matutinos: suacendlic morgenlic* is shown to belong to Orosius "siquis e mollissimis stratis cubiculoque percommodo matutinus egrediens". In the second volume *suacendlic* is explained by Dr. Bradley as meaning *swā cenlic* (= *cynlic*).

Vitelli: *suehoras* is due to a misunderstood annotation on Oros. ii, 5, 1: "duos filios suos adulescentes totidemque uxoris suae fratres, Vitellios iuvenes (p. 13).

The Corpus items *Stilio: hraedemus* S. 554 and *Vespertilio: hraedemus* U 105 reflect "vespertilio et (s)tilio unum est" in Erf.<sup>2</sup>, no doubt due to a marginal note in Phocas' Grammar to the effect that vespertilio and stilio had the same declension.

It may seem presumptuous to suggest any addition to the sources pointed out by the learned author, who remarks p. 95 that there is hardly room for any new sources. In reading the second volume I have been struck by the fairly large number of Anglo-Saxon glosses that are not referred either to the first or the second group of sources (i. = the first portions of Ep.-Erf.; ii. = the second portions of these and Erf.<sup>2</sup>), and by the fact that these Anglo-Saxon glosses are particularly common at the end of sections. It is true there are some sections in which this is not very apparent, but long sections generally end up with some Anglo-Saxon glosses. I will take a few obvious cases. The items enumerated, unless the contrary is stated, are not referred either to i. or ii. The figures between brackets are added to show the extent of sections.

Section AD (A 174—289). Of the glosses 277—289 only 286 and 289 are referred to ii; of the remaining ones 280, 281, 283, 287, 288 are Anglo-Saxon. — BA (I—59): 48—59. All except 59 are Anglo-Saxon. — BU (B 197—229): 226—9 are Anglo-Saxon. — CA (C 1—267): Of glosses from 239 on only 253 and 257 are referred to i. or ii. Of the remainder only five are not bilingual. — CE (C 268—359): Of glosses from 349 on only 355 is referred to i.; 6 are bilingual. — CI (C 379—439): 433—9; only 437 is all-Latin. — CU (C 922—971): 966—71; only 967 all-Latin. — IN (I 58—469): 455—69 (except 461), 6 Anglo-Saxon. — LI (L 156—253): 244—252 (except 247); 5 are bilingual. — ME (M 124—200): 191—200; 195, 197—200 bilingual. — PA (P 1—188): Of 174—88 only 184 may be referred to i.: 12 are bilingual. — SE (S 209—303): 297—303; 297, 299—302 are bilingual. — ST (S 489—578): 568—78 bilingual. — TA (T 1—47): 39—47: 40—7 bilingual. — VE (V 55—149): 144—9 bilingual.

It cannot well be due to chance that so many items that cannot be referred either to i. or ii. are to be found at the very end of sections and that so many bilingual items are among these. To me it seems probable that they point to a fresh source, which contained numerous Anglo-Saxon glosses and which the Corpus compiler laid under contribution after he had used up the material in the other sources. The majority of these glosses are not referred to a definite source. Some, however, are dealt with in pp. 105 ff. and some are referred to a Hermeneumata source (e. g. B 54—7, 226—9, C 265 f., 438—9, 966—70, L 91).

Of the new Corpus edition little need be said except that it is a brilliant piece of work, alike interesting and important to Latinists and Anglicists. Professor Lindsay is not an Anglicist, and he has therefore refrained from dealing thoroughly with the Anglo-Saxon items, but he has had the expert assistance of no less a scholar than Dr. Bradley, who has not only looked after the Anglo-Saxon part, but also offered a great number of valuable suggestions on the Latin part. Professor Lindsay goes so far as to say that Dr. Bradley should properly be mentioned as co-editor, and that if readers will ascribe to him nearly everything in the book that is good (and new), they will not be quite wrong. Dr. Bradley's

name is mentioned again and again as the originator of ingenious and convincing emendations or suggestions.

In the text a Roman numeral i. or ii. is placed before each item that can be referred to Ep.-Erf. first portions or to Ep.-Erf. second portions and Erf.<sup>2</sup>. It is remarkable how few items have no numeral prefixed. The ultimate source is indicated in a vast number of cases. I am not here referring chiefly to such indications as Abstr. or Abol., but to items for which a definite passage in a Latin work is indicated.

The critical apparatus draws attention to glosses containing the same lemma or gloss, specially Anglo-Saxon gloss. The Leyden items found in Corpus are given in the apparatus, as also numerous references to illustrative material in other collections of glosses. Some points calling for more detailed treatment are dealt with in Notes p. 190 ff.

At the end of the volume are an Index of lemma-words and an Anglo-Saxon Index compiled by Miss Helen McM. Buckhurst. The latter, so far as I have been able to make out, is complete and useful. The aim is to enable readers ignorant of Anglo-Saxon to know the meaning of words and to find them in Bosworth-Toller.

Incidentally I remark that some words are not translated, e. g. *āfigen*, *aðegen*, *awel*, *baest*, *bcow*, *bunc*, *cccil*, *ceolor*, *cofincecl*, *himming*. Some quantities, especially in the first few pages, do not seem to be correct, as *ābracian*, *adum*, *acwern*, *geonung*, *cēlan* (under *kælið*, the O. E. form of the vb. is *calan*), *isernsccar* (for *-seccar*). The following slight inadvertencies may be noted: *ætgar* A 603 'javelin', *-ro* F 67 (nom. pl.). It is rather the other way; cf. *ætgar*: *ansatæ* A 603, *ægtæro*: *falarica* F 67. In F 344 *ætgeru* is sing. (framea). — *ætrinan* cannot be neuter. — *ahæfd* belongs to *āhabban*, not to *āhebban*. — *astyntid* belongs to *astyntan*, not to *āstinlan*. — *athied*: cf. Bosworth-T. Suppl. — *āwenian* means 'to wean', not 'to accustom to'. — *berex* is probably sing.; cf. Bosworth-T. Suppl. — *chrou*, *croha* cannot surely belong to *crocc*; cf. O. E. *erōg*. — *iesen*: cf. *gesen* in Bosworth-T. Suppl.

Lund.

Eilert Ekwall.

## C. Alphonso Smith, "You all" as used in the South.

A. u. d. T.: *The Kit-Kat*, vol. IX, Jan. 1920, S. 27—39, Columbus, Ohio.

Vorliegender Aufsatz ist ein unveränderter Abdruck aus *Uncle Remus's Magazine*, Atlanta (Georgia), Juli 1907. Da der Hauptinhalt schon von O. Jespersen, *Modern English Grammar, Syntax* I 2. 88 kurz zusammengefaßt wurde, sei hier nur auf einen Punkt hingewiesen, den Verf. in dem kurzen Vorwort, das er dem Abdruck voranstellt, als Ergänzung beibringt. Im Texte selbst scheidet er scharf zwischen *you all*, mit betontem *all*, gleichbedeutend und gleichwertig mit *all of you*. Der Provinzialismus ist dagegen *you all*, mit betontem *you* und einfacher Pluralbedeutung, wobei der Sprecher sich auch an eine einzige Person wenden kann, wenn ihm nur die Vorstellung einer eng zusammengehörigen Gruppe vorschwebt; z. B.: Ein Kunde zum Verkäufer: *Do you all* [d. h. *you men who compose the firm, or you fellows behind the counters*] *keep fresh eggs here?* In dem Vorwort aber stellt Verf. jetzt fest, daß in dem provinziellen Ausdruck satzphonetisch das *you* die Betonung auch verlieren könne, so daß dann der ganze Ausdruck unbetont wird. Als Beispiel führt er an: "*Boys, I want you all to stop that noise*", das man sich nach seiner Beschreibung etwa so zu denken hätte: [ai 'wɒnt jə:ɪ tə 'stɒp ðæt 'nɔɪz].

Würzburg.

Walther Fischer.

**Essays by Ralph Waldo Emerson.** *In one Volume. Specially selected for the Tauchnitz Edition by Edward Waldo Emerson.*

Authorised Edition. Tauchnitz Edition, Collection of British and American Authors vol. 4510. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1915. — 285 S.

Es kommen hier von den 21 Essays der Gesamtwerke Emersons die folgenden 13 zum Abdruck: *History, Self-Reliance, Compensation, The Oversoul, Spiritual Laws, Friendship, Heroism, Circles, Intellect, The Poet, Character, Manners, Gifts*. Mehr denn je fühlt der Mensch heute das Bedürfnis, in die Tiefen des Transzendentalismus, dessen feuriger Vertreter Emerson war, herunterzusteigen, um dort, ferne vom starren wirtschaftlichen Materialismus, an den lebendigen Kraftquellen des Geistes zu trinken.

Z. Zt. Basel.

Bernhard Fehr.

## Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde.

### 4. Der Teufel und Noahs Frau.

In Nr. IV, Jg. XXXI des Beiblattes habe ich auf altfranzösische und schwedische Zeugnisse für die Sage vom Teufel und Noahs Weib hingewiesen, welche für die in dem me. Mirakelspiel von Newcastle dramatisierte Fabel von Wichtigkeit sind. Jetzt kann ich ein weiteres Zeugnis aus dem Osten beibringen, dessen Kenntnis ich Herrn Dr. F. Schröder verdanke. In O. Dähnhardts „Natursagen“, Bd. I, S. 258 ist eine Erzählung aus einer spätrussischen Redaktion der Revelationes des Pseudo-Methodius von Olympos (oder Patara) mitgeteilt, mit welcher die Volkssage der Russen, Polen, Ungarn, Wotjaken und Irtytsch-Ostjaken in allen wesentlichen Zügen übereinstimmt. Sie lautet:

„Ehe der Herr die Sündflut schickte, befahl er Noah insgeheim eine Arche zu bauen und selbst seiner Frau nicht zu erzählen, was er schaffe. Während Noah auf einem Berge im Walde arbeitete, kam der Teufel zu ihm und fragte, was er mache; aber Noah wollte es ihm nicht sagen. Da ging der Teufel zu Noahs Frau und beredete sie, ihrem Manne ein berauschendes Getränk vorzusetzen und ihm das Geheimnis zu entlocken. Nachdem Noah sich an dem Tranke erlabt hatte, fing die Frau an, ihn auszufragen, und er berichtete ihr alles. Als er aber am anderen Tage wieder auf die Arbeit ging, fand er die Arche kurz und klein geschlagen, alles durcheinander und auseinander gebracht. Der Teufel hatte sie zerstört. Noah weinte Tag und Nacht und bereute seine Sünde. Da verkündete ihm ein Engel Vergebung und hiefs ihn die Arche wieder aufbauen.“ —

Im Folgenden wird berichtet, wie es dem Teufel gelang, mit in die Arche zu kommen, was aber für das englische Spiel belanglos ist. Dähnhardt führt die Sage schliesslich auf parsischen Ursprung zurück. Indische Parallelen bringt neuerdings J. Hertel: „Indische Märchen“, Jena 1919, unter Nr. 7 und 8, aber auch diese haben zu der Fabel des englischen Noahspiels keine nähere Beziehung.

Kiel.

F. Holthausen.

### Macaulay und Milton.

In meinem Buche *Der andere Milton* (Bonn und Leipzig 1920) sage ich: „Milton der große Politiker, der angeblich große Theologe, der — ebenfalls angebliche — fromme Puritaner, wurde erst von dem neuen Liberalismus aus der Zeit der Reformakte entdeckt“ (S. 8). Ich weise in diesem Zusammenhang auf Macaulay und Carlyle hin, mit deren Werken die heute noch ziemlich allgemein geltende Idealisierung Miltons bzw. Cromwells einsetzte. Im letzten Heft des Jahrganges 1920 der *Englischen Studien* (S. 449 ff.) tritt Metz meiner Darstellung entgegen. Macaulay habe nur die bestehende Tradition „pietätvoll“ zusammengefaßt, nicht aber etwas Neues geschaffen. Metz gibt keinerlei Begründung für seine abweichende Auffassung, sondern nimmt die tendenziösen Erfindungen der „neupuritanischen Propaganda“ unbesehen als wahr an. Es sei mir deshalb erlaubt, wenigstens einen Teil des Materials vorzulegen, auf das sich meine Auffassung stützt.

C. H. Firth, ein gewiß unverdächtig Zeuge, der gänzlich im neupuritanischen Fahrwasser schwimmt, sagt in seiner Ausgabe von *Johnsons Life of Milton* (Clar. Press 1907), diesem sei es gelungen, den Ruf des Dichters für mindestens zwei Generationen zu schädigen (S. VIII). Er unterschreibt damit die Anschauung von Pattison. Also behielt Johnsons Auffassung die Oberhand bis etwa 1840. Es wurde zwar ein entschiedener Versuch gemacht, die Johnsonsche Tradition zu brechen, jedoch ohne Erfolg. Es lohnt sich aber durchaus, diesen Versuch näher zu betrachten, weil dabei sehr viel Licht auf die geschichtliche Entwicklung der Vorstellung vom wahren Charakter Miltons fällt.

Zwischen *Johnsons Life* (1780) und *Macaulays Essay* (1825) liegt die Biographie von Hayley (1794), die ich nach der festländischen Ausgabe anführe: William Hailey (sic), *The Life of John Milton*, Basil and Strasburgh 1799. Hayley hatte Beziehungen zu Cowper und Blake. Bei ihm macht sich deutlich der Umschwung zur romantischen Stimmung bemerkbar, die auch Wordsworth zu einer seltsamen Verkennung des wahren Charakters Miltons veranlafte. Man fängt an, mehr als bisher den „Dichter“ zu schätzen. Gänzlich im Gegensatz zum Zeitalter des Rationalismus wird von Hayley sein „enthusiasm“ gelobt (S. 151, 240, 315), wozu der Artikel „enthusiasm“ 2 im *NED.* zu vergleichen ist; ebenso wird seine



„sublimity“ (S. 259) hervorgehoben. Diese Begeisterung für den Dichter und Künstler ist also auch hier der Ausgangspunkt für den nun folgenden Versuch, den persönlichen Charakter Miltons zu idealisieren (vgl. Der andere Milton, S. 7). Um Milton als Menschen schätzen zu können, unternimmt Hayley es, ihm von Cromwell zu trennen. Dieser ist ihm noch ganz und gar der Verbrecher, „a bold bad man“, dessen „unvergleichliche Verstellungskunst“ den harmlosen Dichter täuschte (S. 151). Dieses scheint auch Wordsworths Ansicht gewesen zu sein, worüber zu vergleichen wäre *The Excursion* V 190—200. Auf politischem Gebiete wäre also Milton das Opfer eines Betrugs gewesen, obgleich Hayley nicht umhin kann zuzugeben, daß einige Stellen seiner Streitschriften „must be read with concern by his most passionate admirers“ (S. 78). Nicht dem kühl abwägenden Verstande folgend, sondern ausschließlich von seinem Gefühl geleitet, unternimmt Hayley es, den „Menschen“ Milton zu verteidigen. Für die ganze Entwicklung der Vorstellungen über Milton, wie ich diese in meinem Buche zu skizzieren versuchte, ist folgende Stelle äußerst bezeichnend: „The powers of Milton are, indeed, so irresistible, that even those, whom the blindness of prejudice has rendered his enemies, are constrained to regard him as an object of admiration. In this article posterity, to whom he made a very interesting appeal, has done him ample justice; still he is more admired than beloved; yet in granting him only admiration, we ungenerously withhold the richest half of that posthumous reward for which he laboured so fervently: we may be confident that he rather wished to excite the affection than the applause of mankind“ (S. 260). Hayley stellt sich deshalb die Aufgabe, die persönlichen Vorzüge seines Helden zu entdecken: „But equal justice has not hitherto been rendered to the personal virtues of the author; it has, therefore, been my chief aim, in a delineation of his life, to make Milton rather more beloved than more admired“ (S. 263). Dieser Versuch Hayleys, die von Johnson formulierte Auffassung des Charakters Miltons zu ändern, war nicht von Erfolg gekrönt. Es war besonders die enge Verbindung mit Cromwell, die dem Ansehen des Dichters schadete. Erst der Umschwung in den politischen Anschauungen, erst das Aufkommen des „neuen Liberalismus aus der Zeit der Reformakte“, mit seiner Vergötterung Cromwells, bot die Möglichkeit,

Milton unbeschadet seines Rufes mit dem Protektor zu identifizieren. Dadurch wurden die Klippen, an denen Hayley (und in einem gewissen Sinne auch Wordsworth) scheiterte, vermieden. Die starke politische Leidenschaft bemächtigte sich dieser beiden Gestalten aus dem Zeitalter der Rebellion, um sie für die Zwecke der Parteipolitik auszubeuten.

Besonders in dem Essay von Macaulay kommt dieses zum Ausdruck. In seiner Ausgabe dieser Schrift (Clar. Press 1912) sagt P. T. Cresswell: „It must be remembered that his interest in the fierce contest between Charles I and the Parliamentary party was as much that of a politician immersed in the controversies of his day as that of an historian studying those of a previous century. ‘He attacked Toryism indirectly, by writing on the great Liberal leaders of the seventeenth and eighteenth centuries’ . . . . And it must be borne in mind that he was writing at a time when condemnation of the Parliamentary side, as ungenerous and unfair as Johnson’s picture of Milton . . . had long been the rule, and that the juster attitude that prevailed since his day is in no small measure due to his championship“ (S. XVI). Nach Cresswells Ansicht ging also Macaulay in direktem Gegensatz zur „Tradition“ vor; er war weit entfernt davon, „pietätvoll“ die herrschende Auffassung zusammenzufassen.

Macaulay selber stand in vorgeschrittenem Alter seinem Essay sehr skeptisch gegenüber. Er enthielte kaum einen Abschnitt, so meinte er in rückhaltloser Selbsterkenntnis, den seine gereifte Urteilskraft gutheissen könnte (Cresswell S. VIII).

Cresswell, der im allgemeinen das nepuritanische Zerrbild verteidigen zu müssen glaubt, deckt trotzdem in anerkannter Weise die Schwächen von Macaulays Stellungnahme auf. Er findet in dem Essay „overpraise both of the man and of his worth“; das gezeichnete Bild ist „one-sided and incomplete“; Macaulay wird beherrscht von „the animosity of the party politician“ (S. XI). An anderer Stelle spricht er davon, Macaulay habe als zum Liberalismus (Whiggism) Bekehrter mit starkem Parteivorurteil geschrieben. Unter dem Druck dieser Parteileidenschaft sei er sogar zur Fälschung geschritten — „the falsification of some of the facts“, und „the suppression of others“ (S. XV).

Ich habe es gewagt, aus dem vorgelegten Material die Schlüsse zu ziehen, zu denen Cresswell und zahlreiche andere

unter dem Druck eines Vorurteils oder der neupuritanischen Propaganda nicht den Willen oder den Mut fanden. Wer aber in einer wissenschaftlichen Zeitschrift meinen Folgerungen entgegentritt, darf sich nicht mit dem bloßen Widerspruch begnügen, sondern muß seinerseits ebenfalls mit Gründen hervortreten.

Dorpat.

H. Mutschmann.

## II. UNTERRICHTSWESEN.

1. **Grammatik der englischen Sprache** (Ausgabe A). Im Anschluß an das Lehrbuch der engl. Sprache für den Schulgebrauch bearbeitet von **Prof. Dr. Oskar Thiergen**, weiland Studiendirektor am Königl. Kadettenkorps zu Dresden. Neubearbeitet von **Dr. Bernhard Schulze**. 5. Aufl. 210 S. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1918.
2. **Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache**, Ausgabe A, von **Thiergen-Schulze**, *ibid.*
3. **Grammatik der engl. Sprache** von **Prof. Dr. Oskar Thiergen**, Ausg. C, für Realschulen und verwandte Anstalten bearbeitet von Oberstudienrat **Prof. Dr. Otto Schöpke**. 6. Aufl. *ibid.*
4. **Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache** von **Börner-Thiergen**, Gekürzte Ausgabe C, bearbeitet von **Schöpke**. 6. Aufl. *ibid.* 1920.
5. **Grammatik der engl. Sprache für Handelsschulen**. Auf Grund der Gramm. der engl. Spr. von **Prof. Friedr. Uebe** und **Prof. Dr. Moritz Müller**. 2. Aufl. *ibid.*

Das weitverbreitete „Engl. Unterrichtswerk“ von Börner-Thiergen ist in den letzten Jahren für mehrere besondere Schularten umgearbeitet worden. So liegen von der Grammatik drei Bearbeitungen vor: für Lateinschulen, für Realschulen und für Handelsschulen. Ich gebe zu, daß die Zweckmäßigkeit und erfolgreiche Gebrauchsfähigkeit eines sprachlichen Übungsbuches durch die Zustützung auf eine besondere Schulart wesentlich gesteigert wird, von einer Grammatik aber vermag ich dasselbe nicht gleichermaßen einzusehen. Die gedächtnismäßige Aneignung der Regeln und Erscheinungen der Laut- und Formenlehre wird sowohl der Gymnasiast als auch der Handelsschüler aus derselben allgemeingehaltenen Grammatik gewinnen können, und die Gestaltung der doch einfachen und kurzen Beispielsätze der Satzlehre rechtfertigt und begründet kaum eine Sonderbearbeitung, die an einer zweiten oder dritten Anstalt nicht gebraucht wird. Für die Verleger mag etwas Gewinnbringendes darin liegen, wenn jüngere Geschwister die Bücher der ältern nicht verwenden können, aber es paßt keineswegs in die Zeit unserer Knappheit und Teuerung.

Die fünfte Auflage der Ausgabe A (für Lateinschulen) weist so viele und durchgreifende Verbesserungen auf, daß sie schwerlich ohne empfindliche Störung neben den frühern im Klassenunterrichte gebraucht werden kann; die äußerlichen Veränderungen sind derart, daß mit Ausnahme der Einleitung (§ 1—10) keine einzige Nummer, und es gibt deren 341, mit der in der vierten Auflage übereinstimmt. Unbegreiflich ist mir, wie man die schauerhafte Lautbezeichnung durch Bogen, Striche, Punkte und Akzente, die dem Worte etwa das Aussehen eines interpungierten hebräischen Gebildes geben, in einer modernen Bearbeitung beibehalten hat. Recht anregend für Lehrer und Schüler wird die Zugabe vieler historisch-biologischer Hinweise auf die Entwicklung von sprachlichen Eigentümlichkeiten an besonders bemerkenswerten Beispielen wirken. In der zweiten Fußnote auf S. 16 stört die Einzahlform *king's* = der Könige. Die verneinte Befehlsform *be not* (S. 35) würde ich dem Schüler gar nicht vordringen; denn er wird in der Tat nur *don't be* hören. *Abide, abode, abode* (S. 44) zu den Verben mit nur einer Stammform zu rechnen, ist wohl kaum angängig. In dem Verzeichnisse der starken Zeitwörter lassen alle drei Neubearbeitungen der Grammatik von Thiergen dem Verb *to smite* die Bedeutung schmeißen, anstatt treffen, schlagen, vernichten; hier wäre eine Fußnote am Platze gewesen. Auf S. 55 würde ich die Wortstellung *we went to church twice a week* vorziehen; ebenso S. 80: *He knows English. — So do I.* Das neutrale *it* ist durch *so* zu ersetzen. S. 82: *I am inclined to think it.* Bei der Erklärung von *shall* und *will* in der indirekten Rede geht man am sichersten von der direkten Rede aus; das „gleiche Subjekt“ ist nur äußerliches Merkmal, das den begabten Schüler nicht befriedigt. Im Beispiele *d* auf S. 84 fehlt *every morning*. Der Mustersatz *She was seen to come by him* (S. 101) ist hart und gezwungen; ebenso bedürfen zwei Sätze auf S. 104 der Berichtigung. Die Bedingungssätze werden mit zwei Beispielen der Nichtwirklichkeit abgefertigt, S. 111: *If I was in his place, I should not give a penny for it*; mit dem Gebrauch des Indikativs wird nicht jedermann einverstanden sein. Ich habe jüngst bei der Lektüre von drei modernen Romanen auf den Modus in irrealen Sätzen der Gegenwart besonders geachtet; neben ungezählten *were* ist mir nur ein einziges *was* begegnet. Und wie steht es mit den andern Bedingungssätzen?

Die Bearbeitung für lateinlose Anstalten hat an manchen Stellen zu einer glücklichen Kürzung und schärfern Fassung der Regeln geführt, aber weshalb soll der Realist sich weniger an sprachgeschichtlichen Erläuterungen bilden und erfreuen? Wenn der Bearbeiter sich damit begnügt, durchweg nur die schwer betonte Silbe zu bezeichnen, so kann ich ihm darin nur beipflichten; die richtige Färbung der übrigen Vokale wird sich dann meist mühelos erzielen lassen. Die Stoffordnung der Formen- und Satzlehre ist im wesentlichen nicht geändert worden, da sich ja die Grundgrammatik auch an Realanstalten bewährt hatte.

Die Handelsschulausgabe unterscheidet sich von den andern Bearbeitungen insofern, als es sich die Verfasser haben angelegen sein lassen, eine große Anzahl von Beispielsätzen zu bieten, die sich auf das Alltagsleben und den Berufszweig beziehen, dem die Schüler sich zu widmen gedenken. Das ist entschieden zu billigen; wenn aber die Verfasser empfehlend andeuten, man möge mit Handesschülern Sprechübungen über grammatische

Stoffe anstellen, so vermag ich dem nicht zuzustimmen. Es konnten also die langen Übersetzungen der Überschriften S. 107 u. a.: *Participle groups used as equivalents of dependent clauses* getrost wegbleiben. Die zweiseitige Tabelle (S. 4f.) will eine Übersicht der englischen Vokale geben, in dieser Fassung ist die Anordnung aber zu beanstanden; denn ich kam doch die Vokale in *they, hand, daughter* u. a. nicht als *a*-Laute bezeichnen. In der zweiten Kolonne mußt es übrigens *ju* heißen, und *capture* [*tu* = *tsche*] ist auch nicht einwandfrei. Auf S. 114 dürfte es angemessen sein, das günstige „Offert“ durch Angebot zu ersetzen. Bei *to return something* würde ich die Bedeutung zurückgeben hinzufügen.

Wenn schon die aus dem Jahre 1894 stammende Grundgrammatik von Thiergen sich trotz des gewaltigen Wettbewerbes behauptet und bewährt hat, so werden die drei von kundigen Händen getotenen Umarbeitungen auf ihrem Sondergebiete noch mehr Anklang und Erfolg finden müssen.

Zu den Grammatik-Ausgaben A und C liegen außerdem die entsprechenden Übungsbücher für die Oberstufe zur Besprechung vor. Beide bieten einen äußerst lehrreichen, fesselnden Lesestoff; 22 Lese- und Übersetzungsstücke entrollen anschauliche Bilder aus der Geschichte und Erdkunde sowie aus dem wirtschaftlichen und sozialen Leben Englands. Sie zeigen die einschneidenden Folgen der Niederlage bei Hastings, wir sehen die englische Freiheit im 13. Jahrh. aufkeimen, wir erleben die industrielle Umwälzung mit, kein wichtiges Gebiet ist unberücksichtigt gelassen, und überall Belehrung, überall Anregung in gerütteltem Maße. Dabei neigt die Ausgabe für reale Anstalten zur Bevorzugung von den sog. Realien und zur Bereicherung des Stoffes durch *proverbs and sayings*; außerdem ist hier der größeren Wochenstundenzahl entsprechend ein viel reichhaltigerer Anhang beigelegt, der 2 engl. Prosastücke, 12 Gedichte und 12 zusammenhängende Übersetzungsstücke enthält. Druck und Ausstattung mit Bildern und Karten sind des Verlages würdig, dasselbe kann ich von der Fehlerlosigkeit leider nicht behaupten; in dieser Hinsicht stehen diese Ausgaben hinter den lateinischen und griechischen desselben Verlages bedauerlicherweise zurück.

**Lehrgang der englischen Sprache von Dr. Kurt Reichel und Dr. Magnus Blümel.** Teil I: Elementarbuch; 2. umgearb. Aufl., 173 ss. Teil II: Lese- u. Übungsbuch; 2. umgearb. Aufl., 233 ss. Teil III: Schulgrammatik (Satzlehre); 2. Aufl. 154 ss. Breslau 1919, Trewendt & Garnier.

Das Elementarbuch beginnt mit einer ziemlich ausführlichen phonetischen Unterweisung und einem sehr brauchbaren Lautierkursus, der seinen Stoff vorzugsweise den ersten Lesestücken entnimmt. Da auf diese Weise dem folgenden Unterrichte vorgearbeitet wird, ist es vielleicht möglich, die sämtlichen 23 Kapitel des Lesebuches in einem Jahre zu bewältigen. Ähnlich wie bei Hausknecht sind die Lesestoffe inhaltlich durch eine Rahmenerzählung in Zusammenhang gebracht, wodurch die Anschaulichkeit und der Reiz erfahrungsgemäß gesteigert wird. Daneben sind viele Sprichwörter, Anekdoten und Gedichte eingestreut. Auf die Aneignung eines angemessenen Wortschatzes ist hinreichend Bedacht genommen worden,

auch werden die Haupterscheinungen der Satzlehre propädeutisch vorweggenommen. Bei den Aufgaben vermisse ich wiederholende Übungen und Zusammenstellungen aus der Lautlehre. Dafs ein deutscher Offizier seinen Kindern englische Namen (*Charles, Mary*) gibt, klingt unglaublich. Auch ein Übungsbuch sollte das Selbstgefühl des deutschen Knaben nicht abstupfen. Auf die Richtigkeit und Gleichmäfsigkeit im Gebrauche der grossen Anfangsbuchstaben wird nicht viel Wert gelegt (S. 61, 101 u. a.). Die deutschen Übungssätze enthalten mehrere Anglizismen. Das Wörterverzeichnis enthält manche Wiederholungen und Ungenauigkeiten, besonders in der Lautschrift. Im allgemeinen ist der erste Kursus recht brauchbar.

Dasselbe darf man von den 15 Kapiteln des zweiten Kursus sagen, nur empfinde ich es nicht als einen glücklichen Griff, wenn allzuviel geschichtlicher Stoff und insbesondere religiöse Streitigkeiten herangezogen und ausgeschlachtet werden. Allerdings ist der gebotene Stoff so reichhaltig, dafs man getrost einige Stücke, die nicht zusagen, überschlagen darf; sie mögen dann später als Wiederholung grammatischer Einzelheiten ihre Dienste tun.

Am besten von den drei Bänden gefällt mir die Satzlehre. Durch die Entfernung der Formenlehre wurde ein Raum frei, der sehr geschickt ausgenutzt worden ist. Die Verwendung verschiedener Druckarten erhöht die Übersichtlichkeit. Durchweg gehen die Verfasser vom Englischen aus, nur selten werden die Regeln zu Übersetzungshilfen. Sprachgeschichtliche Erläuterungen und Hinweise werden nur in beschränktem Mafse geboten. Besonders anschaulich ist die Lehre von dem Gebrauche des Konjunktivs und des Infinitivs geraten. Auf S. 102 hätte auf den Unterschied hingedeutet werden können, der zwischen *I heard her sing* und *singing* besteht. Schliesslich wird auch der Gebrauch der englischen Verhältniswörter, nicht der deutschen, wie viele Grammatiken tun, mustergültig veranschaulicht.

Die drei Bände, zusammen mit dem im gleichen Verlage erschienenen Lesebuch für die obern Klassen, bilden einen durchaus empfehlenswerten Lehrgang der englischen Sprache für Realanstalten.

Münsterberg i. Schl.

J. Mellin.

[19. 7. 22.]

### I N H A L T.

		Seite
1a. Lindsay, <i>The Corpus</i> , Epinal, Erfurt and Leyden Glossaries Lindsay, <i>The Corpus Glossary</i> , with an Anglo-Saxon Index by Helen McM. Buckhurst . . . . .	} (Ekwall)	161
Smith, "You all" as used in the South (Fischer) . . . . .		168
Essays by Ralph Waldo Emerson (Fehr) . . . . .		168
1b. Holthausen, <i>Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde</i> Mutschmann, Macaulay and Milton . . . . .		169
II. Thièrgen, <i>Grammatik der englischen Sprache</i> (Ausgabe A). Neubearbeitet von Dr. Bernhard Schulze . . . . .	} (Mellin)	173
Thièrgen-Schulze, <i>Lehrbuch der engl. Sprache</i> , Ausgabe A . . . . .		173
Thièrgen, <i>Grammatik der engl. Sprache</i> , Ausgabe C, bear- beitet von Prof. Dr. Otto Schöpke . . . . .		173
Börner-Thièrgen, <i>Oberstufe zum Lehrbuch der engl. Sprache</i> , Ausgabe C, bearbeitet von Schöpke . . . . .		173
Uebe u. Müller, <i>Gramm. der engl. Sprache f. Handelsschulen</i> Reichel u. Blümel, <i>Lehrgang der engl. Sprache</i> . Teil I: Elementarbuch, 2. ungearb. Aufl. Teil II: Lese- und Übungsbuch, 2. ungearb. Aufl. Teil III: Schulgram- matik (Satzlehre), 2. Aufl. . . . .		173
		173
		175

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

---

---

XXXIII. Bd.

September 1922.

Nr. IX.

---

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**R. W. Chambers, Beowulf.** *An Introduction to the Study of the Poem with a Discussion of the Stories of Offa and Finn.* Cambridge, at the University Press 1921. XII + 417 pp. and 8 plates. 30 s.

A whole library has been written around Beowulf, and it becomes increasingly difficult for any but the specialist in the strictest sense to keep abreast of the literature on the subject, especially as important contributions are frequently published in more or less out of the way places. It is true very valuable bibliographies have been published, notably those of Brandl in his *Englische Litteratur* (Paul's Grundriss) and of Holthausen in his Beowulf edition. However useful, these cannot claim to be exhaustive, and they cannot be expected to give much more than titles. An Introduction such as Mr. Chambers's may be said to have been a long felt want, and it is a pleasure to be able to state at once that it meets this want in an admirable way. This was of course to be expected from a scholar like Mr. Chambers, who in his *Widsith* and in his edition of Beowulf has done such excellent work in this field. The book will for many years to come be an indispensable help to every Beowulf student. The volume, by the way, is magnificently got up and a pleasure to handle.

Besides a full bibliography, arranged systematically and provided with brief remarks concerning the various items, the book contains discussions of practically all the more important

Beowulf problems and reprints of the documents illustrative of the stories in Beowulf. This last-mentioned section, which forms Part II (pp. 129—244) and contains extracts in the original language (sometimes with English translation) from Saxo, Hrolfs Saga Kraka, Grettis Saga, Bjarka Rimur, the Old English Genealogies, the Lives of Offa I. and II., etc., is quite particularly welcome, as it renders the important documents easily accessible. This part will always retain its value. It may be added here that a great deal of valuable illustrative material is embodied in the other parts. Thus on pp. 304 ff. the examples of the name Grendel in Old English place-names are fully enumerated.

The bibliography is wonderfully exhaustive and reliable. I have taken some trouble to spot omissions, but without success. Nothing seems to have escaped Mr. Chambers. The only work missing that I might have expected to find mentioned is Grönbech's monumental *Vor Folkeæt i Oldtiden*. It is true the work does not primarily deal with Beowulf, but it offers many remarks on the poem and it throws new light on the old Germanic civilization and view of life. I have no doubt Mr. Chambers knows the book, so that the omission is intentional.

In a review the chapters that deal systematically with Beowulf problems claim first attention. They are Part I. (pp. 1—128), which forms the chief portion and is devoted to the various Beowulf problems proper, Part III., the Fight at Finnsburg (pp. 245—289), and Part IV., Appendix (pp. 291—382), which takes up for fresh discussion a number of problems and examines certain others not dealt with in the first part. The length of this appendix is somewhat out of proportion, but is explained by the fact that the printing of the book was begun before the war. In the intervening years some important new contributions have appeared, in which questions have been reopened. Also the author's opinions have no doubt had time to undergo some change. This seems to be the case at least in regard to the question of a connection between Beowulf and the old folktale of the Bear's son. This problem is discussed pp. 62—68 in the chapter *Parallels from Folklore*, and a good deal more fully on pp. 369—381 in the chapter *Beowulf and Bear's son*. I cannot help the impression that



in the latter place Mr. Chambers accepts somewhat more unreservedly Panzer's theory as regards the origin of the Beowulf story than in the former place. In a forthcoming new edition I have no doubt the first part and the appendix will be more perfectly balanced against each other than, for unavoidable reasons, they have come to be in this, the first edition.

The chief object of the book, I take it, is rather to sum up the results of Beowulf study than to give original contributions. So many first-rate scholars have been at work on Beowulf, that it is not easy to find a plausible theory that has not been already suggested by someone or other. Of course, the author has an opportunity of advancing his own opinions on special points and of contributing fresh arguments to the discussion. But to a great extent the task of the author of a work like this necessarily becomes one of judicious selection. Some parts of the book are more original than others, as those on the story of Offa and the Finnsburg story.

The task before Mr. Chambers in this book has apparently been one highly congenial to him. His way of marshalling the evidence for and against a theory is always admirably clear, logical and intelligent. Some of his elaborate pieces of criticism are masterly, as the section Schücking on the Date of Beowulf (p. 322 ff.), which shows a good deal of resemblance to Liebermann's article (of which it is of course independent), or Beowulf and the Archæologists (p. 345 ff.), which seems to prove definitely that no conclusions can be drawn from the antiquities in Beowulf as to a Scandinavian origin of the *poem*, and which contains extremely useful archæological material, which has not, I think, been hitherto generally known.

In Ch. I (pp. 2—13) and in the Appendix (pp. 333—345) Mr. Chambers deals fully with the question of the nationality of the Geatas. In this discussion the philological side is elaborated in a skilful and convincing manner, and I do not see that that part of the argument could be bettered. But the historical and geographical side is not equally convincing. Some of the arguments will hardly hold water, or will at any rate not convince historians. Of course I know that the arguments brought forward have been used before. Thus

the arguments in favour of the theory that the Gautar were once a maritime people are hardly sufficient, though I do not doubt that the theory itself may be correct. The statements of Adam of Bremen and the *Heimskringla* are not satisfactory evidence. The name *Väderöarna* (cf. *Weder-Geatas*) should no longer be adduced as evidence. The established opinion that the Gautic kingdom was conquered by the Swedes in the sixth century or thereabouts may have to be revised. The question of *Beowulf's* Geatas has recently been taken up for discussion by the able young historian Dr. Curt Weibull<sup>1)</sup> (of Lund university), who has made the early history of Scandinavia the object of special study. He identifies the Geatas with the Jutes. In his opinion, the fusion of the Swedish and the Gautic kingdoms did not take place until after the Viking age proper (ab. 1000). So far from admitting that the intimate relations between the Sweon and Geatas in *Beowulf* speak in favour of identifying the latter with the Gautar, Dr. W. holds that the Swedes were in the old days in reality nearer the Jutes than the Gauts, because it was easy to reach Jutland by sea, but a long journey over land from Sweden to Gautland. I have no doubt Dr. W. considerably exaggerates the difficulty of communication between Swedes and Gauts, but at any rate the argument that the Jutes were too far off from the Swedes for the two peoples to come into frequent contact must be dropped. On the whole the historical and geographical arguments in favour of Geatas = Gautar will have to be revised.

I do not think Dr. Weibull has proved his point, but he has certainly succeeded in disposing of some of the arguments of the opposite side. Dr. Weibull fails to account for the fact that the supposed Jutes are called Geatas<sup>2)</sup> (= Gautar).

---

<sup>1)</sup> On det svenska och det danska rikets uppkomst. *Historisk tidskrift för Skåneland*, vol. VII, pp. 300—360.

<sup>2)</sup> Dr. Weibull only remarks (p. 311) that linguistic arguments are not conclusive and points out that *Geatas* is used in the O. E. translation of Bede to render Bede's *iuti*. This latter argument is reduced by Mr. Chambers to its right proportions. In a foot-note p. 314 Dr. Weibull points out the fact that in Alfred's *Orosius's* *Gottland* is used of Jutland. This form *Gottland* has been frequently adduced by advocates of the Jute theory

So long as it has not been proved that the Jutes were Gauts, the identification of Geatas with the Swedish Gautar must in my opinion be upheld.

The Grendel story is very fully discussed, as indeed it has always received the lion's share of attention from scholars. Mr. Chambers, like the majority of modern scholars, rejects a mythological interpretation. He thinks the Beowulf-Grendel story and the Biarki story are versions of the same tale. Likewise this story is related to well-known episodes in Grettis saga. All three are connected with the folk-tale of the Bear's son. Everyone, I think, will readily admit that there is a good case for all these identifications, but the question is if they go well together. There is much similarity between the Grendel-Beowulf episode and the two Scandinavian tales, but there is not the slightest resemblance between the Scandinavian tales themselves. If it had not been for Beowulf

---

in favour of identification of the Geatas with Jutes. This argument, however, should be dropped.

It would be extremely remarkable if in Alfred's time Jutland should have had a name otherwise unknown in history, as the other Scandinavian territorial names mentioned are still in use or at least well evidenced in early sources: *Langaland, Leland, Falster, Sconeg, Burgenda land, Blecinga eg, Meore, Eowland, Gotland*, etc.; *Sillende* is evidenced in early sources. The solution of the difficulty was found long ago. *Gotland* is to be read *Jotland*. O. E. *G* denotes both *j* and *g*. The correct explanation has been last put forward by Björkman, *Englische Studien* XXXIX.

Chambers, *Widsith*, p. 255, says it is not quite the case that there is no philological difficulty in taking *Gotland* as Jutland; *Jotland* should have been written *Geotland*; a similar statement is found *Beowulf*, p. 333. I do not think this is correct. Spellings such as *ȝoe, ȝunȝ*, it is true, are rare, but *ȝunȝ* occurs e. g. in the translation of Bede and in the Anglo-Saxon Chronicle.

Chambers's contention that Alfred would have written *Geotland*, if he meant *Jotland*, is right only on the supposition that O. E. *ȝe* was merely a spelling for *j*. This theory has had its advocates, but is surely untenable. Spellings such as *ȝeong, ȝeomor* may to some extent denote *jung, jomor*, but often at least they signify a pronunciation with a real diphthong *eo*. This is proved conclusively by M. E. forms such as *ȝeng, ȝeȝeþe, ȝemer* etc. (see also Luick, *Hist. Gr.* § 169). If Alfred wanted to render a Scand. form *Jotland*, he could hardly use the spelling *Geotland*, for that would be read with a diphthong *eo*. He had the choice between *Gotland* and *Iotland*. Both could be misunderstood one way or the other, but for some reason Alfred preferred *Gotland*.

hardly anyone would have dreamt of comparing the Biarki and the Grettir sagas. On the other hand, the likeness between the Grendel saga and Grettis saga is so striking that it is somewhat difficult to believe the two to be independent developments from a common base. I do not see any impossibility in the theory that the Beowulf story may have been carried over to Iceland from England. There was sufficient opportunity for that.

While the mythological interpretation is rejected for the Grendel story, it is unreservedly accepted in the case of the Scaef-Scyld-Beow pedigree. A mythological background, I take it, must also be assumed for the Breca incident, which is not dealt with in the book — perhaps because it is discussed by Mr. Chambers in his *Widsith*. This latter story seems to be of a character similar to the stories of Thor's feats in *Utgarðr* (the fights with Elli and the huge cat and the drinking feat). Like some other scholars, Mr. Chambers thinks the story of Scyld's arrival in a boat was originally told of Scaef. He looks upon Scaef and Beow as old corn-divinities. This is a reasonable theory, because if Scaef is the original hero, the origin of the story may be sought in old customs connected with the cult of the last sheaf. But it is a serious objection, which is hardly satisfactorily disposed of, that the authorities that make Scaef the hero are so much later than Beowulf. In support of the theory accepted Mr. Chambers adduces Scaefa, the name of the king of the Longobards in *Widsith*. But surely it is very doubtful if there is any connection between Scaefa and Scaef. It is by no means certain that the name had the form *Scēafa*: *Scēafa* would suit the verse even better, and is a conceivable name. Moreover, in explaining Scaef (and Scaefa) we must not necessarily start from O. E. *scēaf* in the sense 'sheaf'. In Old Norse *skauf* means 'a tuft, a bushy tail', and cognate words frequently have meanings such as 'hair' (O. H. G. *scopf*, Goth. *skuft*, O. N. *skopt*); O. E. *scyfel* means 'a woman's head-dress'. So it is not absolutely impossible that *Scaefa* meant something like 'the man with the bushy hair', and a similar meaning might be thought of for the epithet *Scēfing*. This is not meant as a definite suggestion, but I want to lay stress on the fact that the meaning of *Scaef* and *Scaefa* cannot be looked upon

as settled. The whole problem offers difficulties which await clearing up. A genealogy in which Beow is made the son of Sceaf 'the sheaf' is easy to understand, but it is not obvious how Scyld got in between. The often quoted story of the Abingdon monks is a slender thread to use as a connecting link.

As regards the structure of the poem, Mr. Chambers, like most recent scholars, rejects the composite theory, also in the form supported by Schücking. Likewise he refuses to accept the theory that the Christian elements are interpolated. I have no doubt that this is in the main correct. At the same time it seems to me there is now — as a natural reaction against the earlier habit of rejecting passages that did not suit interpreters — a tendency to go too far in conservatism, so that every passage in Beowulf must necessarily be looked upon as genuine. To me it seems quite plausible that there are interpolated passages also in this poem; a very probable case is, in my opinion, the passage ll. 105 ff.

Part III. deals fully with the fight at Finnsburg, and Mr. Chambers tries to piece together the original story from the episode in Beowulf and the Finnsburg fragment. He takes the Eotens, whose treachery is alluded to, to be Jutes. Finn, he suggests, is free from treachery against his Danish guests. The Frisian king, he submits, had a band of Jutish retainers, or a Jutish clan belonged to his kingdom. These Jutes committed some treacherous act, which gave rise to the fight at Finnsburg, in which Hnæf, the king of the Danes, and the son (or, sons) of Finn were killed. As Finn himself was not guilty of treachery, the Danes led by Hengest could enter his service without violating the code of honour of an ancient Germanic warrior. Mr. Chambers takes some trouble to clear the characters of Finn and Hengest. The latter is made the central figure of the poem and is held to be a tragical figure torn between the impulse and duty to avenge his slain lord and the duty of keeping his oath towards Finn. He is egged on to action by Hunlafing, a young Danish prince, who places a sword in his bosom, which he accepts. "The placing of the sword, by a prince, in the bosom of another, is a symbol of war-service. It means that Hengest has accepted obligations to a Danish lord, a Scylding, a kinsman of the dead Hnæf, and consequently that he means to break the

troth which he has sworn to Finn." He then makes a great slaughter of Jutes, but "perhaps he so far respects his oath that he leaves the simultaneous attack upon Finn to Guthlaf and Oslaf [Ordlaf]". For Finn is not mentioned as present at the slaying of Finn.

The story hangs together, but it has its vulnerable points. There is the difficulty involved by ll. 1087 f., in which it is said that the Danes were to have "healfre geweald wið Eotena bearn". The most natural interpretation is no doubt that the Danes were to enjoy the same privileges as Finn's own people. But of course there may have been something in the lost parts of the poem that might account for the stipulation that the Danes were to have the same position as the Jutes. The interpretation may on the other hand give a good meaning in l. 1145. Unfortunately, so many of the vital passages in the Finnsburg poems are obscure that even the general outlines of the story cannot be looked upon as definitely settled.

The picturesque story of the young Danish prince and the tragic conflict of Hengest strike me as somewhat fanciful. Hunlafing is supposed to be a nephew of Ordlaf and Guthlaf, mentioned in the story, and son of a hypothetical Hunlaf. All four are taken to be princes belonging to the Scylding house. This theory is based on a statement in the Icelandic *Skiqldunga* saga, in which mention is made of a Danish king Leifus and his three sons Hunleifus, Oddleifus and Gunnleifus. The combination of the same (or practically the same) names in the saga and in the Finnsburg poems is certainly remarkable, but it is hardly wise to take the late Icelandic statement too literally. There is nothing in the poem to suggest that Ordlaf and Guthlaf were anything but Danish warriors. And how could the Danish band of warriors be said to be *peodenleasc*, if they had three or even four princes of the blood among them? And does not the alliteration test apply to these names? If it may be relied on, Guthlaf, Ordlaf and Hunlaf cannot have been related to each other or at any rate not brothers, and the first two cannot belong to the Scylding family. The theory of Mr. Chambers as regards the Eotens is well worthy of serious consideration, but he has somewhat

weakened his case by rather fanciful and elaborate theories concerning details in the story.

It is naturally impossible to enter upon all the various problems discussed in Mr. Chambers's book. There is no doubt it will give rise to a good deal of discussion, probably also criticism, but this I am sure the author will be the first to welcome. The book is meant as an introduction to the study of Beowulf; I have no doubt it will for a long time to come form the chief starting-point for the discussion of the old poem.

One thing will probably strike many readers of the volume. It is curious, after all the ingenuity and learning that have been spent on the old epic, how little we really know with absolute certainty about it. Except for rather periferic details, there are very few points on which scholars agree. Unfortunately it is difficult to see from what quarter fresh material calculated to throw light on all the complicated problems is to come from. The material at present available has been so frequently sifted and examined that I have not much hope it will yield a final solution, unless some fresh material is added from some unexpected source.

Lund.

Eilert Ekwall.

---

**Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur.** Herausgegeben von **Wilhelm Dibelius.** **Die Englische Wirtschaft** von Prof. **Dr. Hermann Levy.** Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig. Berlin. 1922. 153 Seiten.

Mit dem vorliegenden, der modernen englischen Wirtschaft gewidmeten Bande beginnt eine encyclopädische Fassung der anglistischen Wissenschaft, deren grundsätzliche Einstellung — in einigen Leitsätzen in der Verlagsankündigung formuliert — verdient von vorne herein beachtet zu werden. Sie wird bezeichnet durch die Hinwendung von der Sprach- und Literaturwissenschaft zur Kulturwissenschaft im Sinne der Forderung des ehemaligen Kultusministers Becker von 1917 und der Grundthese der Beschliefungen des Hallenser Philologentages von 1920. Für diese Forderung ist das von Dibelius herausgegebene Handbuch als Erfüllung beabsichtigt. In ihm sollen Volkswirtschaft, Staat, Kirche, Kunst und Philosophie etc. als

gleichberechtigte Teilgebiete einer zusammenfassenden Disziplin, einer nur regional begrenzten „Auslandskunde“ behandelt werden.

Der unmittelbare praktische Nutzen dieser Zusammenfassung für alle an England irgendwie Interessierten, welchen Berufen und Ständen sie immer angehören, ist einleuchtend. An Stelle einer fachlichen Spezialisierung ist eine gegenständliche getreten. Die uns lebendig als Einheit sich darbietende Gesamtkultur des fremden Volkes ist als maßgebend für die Wissenschaft erkannt, nicht die einem sekundär abgesonderten Teilgebiet des Lebens zugewandten Spezialistenorgane. So ergibt sich dem Praktiker, der den aus dem Leben gewonnenen Anreizen zur theoretischen Belehrung folgt, die ihm nötige gegenständliche Zusammenfassung, eine Befreiung von dem früheren Zusammensuchen der Belehrung aus fachspezialistischen Einzelwerken.

Aber auch für den Forscher stellt sich aus dieser Orientierung an der Gesamtheit der Nationalkultur, als der die Disziplin abgrenzenden Kategorie, ein methodisch neues Ergebnis heraus. Aus der Ermöglichung und Erleichterung eines Überblicks über die Teilgebiete einer Fremdkultur folgt das Zusammensehen dieser, die Ineinschau des Ganzen. Und in dieser synoptischen Betrachtung stellt sich dann alles das heraus, was hinter den einzelnen Kulturgebieten steht und in ihnen sich bekundet. Diese Synopsis zeigt sich z. B. in der jüngsten Schrift von Fehr über das „England im Zeitalter des Individualismus 1830—1880“, St. Gallen 1921, wo das Problem gestellt wird, in welchem Verhältnis der tatsächliche Zustand des Kapitalismus, seine lebendige gesellschaftliche und wirtschaftliche Auswirkung am Anfang des 19. Jahrhunderts zu der gleichzeitigen nationalökonomischen Theorie und der religiösen und geistigen Literatur stand. Fehr kommt zu der Feststellung, daß die nationalökonomischen Theoreme von Malthus, Cobden etc. den in der Wirklichkeit sich ausprägenden Individualismus bejahten und rechtfertigten, während aus den religiösen Motivationen der Oxforder Bewegung, Carlyles und in gewisser Weise auch von Dickens und der sozialen Tendenzliteratur eine Bewegung gefördert wurde, die ihn überwand. Hier ist also Gegenstand nicht mehr die Literatur im engeren Sinne, ebensowenig die Volkswirtschaftslehre,



sondern diese werden benutzt, um im Zusammenhang mit den übrigen Geistesgebieten die Entwicklung des englischen Gesamtlebens zu verstehen. — Die hinter den einzelnen Kulturgebieten stehende Ganzheit, die gegenüber der wechselnden Erscheinungsformen ihrer Manifestationen etwas Dauerndes darstellt, erweist sich nun aber bei näherem Zusehen als von wesentlich verschiedenen Fundamenten getragen. In der Ankündigung des vorliegenden Handbuches wird vor allem der Volkscharakter als dasjenige genannt, zu dessen Erforschung es selbst mit seiner Nebeneinanderstellung der einzelnen Kulturgebiete die Möglichkeit bietet. Und hiermit wird zweifellos eine Gröfse berührt, die an ihren durch den Wechsel der Epochen beharrenden Merkmalen erkennbar, nur aus der Gesamtheit der Kulturgebiete zu fassen und andererseits als sie bestimmend, zum Verständnis ihrer Struktur eine ideale Voraussetzung ist. In der Blickrichtung auf den Volkscharakter, die der Weltkrieg mit Recht auch für die Wissenschaft in den Vordergrund rückte, haben wir dann ferner einen selektiven Gesichtspunkt, der geeignet ist, aus der positivistischen Aneinanderreihung von Tatsächlichkeiten, die zur Unübersehbarkeit führt und zu einer völlig schiefen Auffassung von historischer Kausalität,<sup>1)</sup> hinüberzuleiten zu einem systematischen Verständnis der bisher und neu herausgestellten Fakten. Wie gerade die phänomenologische Methode geeignet ist, diese geisteswissenschaftliche Einordnung zu leisten, ist schon von Deutschbein mit Recht hervorgehoben<sup>2)</sup> und soll von Verf. dieses Referats an anderer Stelle ebenfalls und im Einzelnen gezeigt werden. Angedeutet mag hier nur noch sein, daß aufser dem Nationalcharakter, der aufserhalb der Zeitgeschichte steht, selbstverständlich noch andere geschichtlich-kausal irreducible, aufserhalb der Geschichte überhaupt stehende Faktoren in Betracht kommen, die den Ablauf der Geschichte eingreifend bestimmen und in ihm zu erkennen sind: z. B. der persönliche Charakter und der Rassencharakter (als die Einheit der somatisch fundierten Merkmale im Gegensatz

---

<sup>1)</sup> Vgl. zur Aufzeichnung eines falschen Kausalbegriffs in Quellenuntersuchungen meinen Aufsatz: Swifts Gulliver's Travels und die Curiosity-Kultur, Neophilologus, Amsterdam 1922.

<sup>2)</sup> Die Hilfe, Nr. 36, 5. Okt. 1920.

zum Volkscharakter, der eine Gemeinsamkeit verschiedener Rassen sein kann).<sup>1)</sup> Ist es hier gerade das Menschlich-Singuläre, das in einem wechselvollen Ablauf des historischen Geschehens sich als dauernd behauptet, so ist es andererseits das Menschlich-Allgemeine, das in den großen religiösen und künstlerischen Genies in Erscheinung tritt und das in einem übergeschichtlichen Grunde wurzelnd sich im Medium der Geschichte entfaltet. Bei Shakespeare oder bei Rolle de Hampole heben sich an ihrer Gesamterscheinung die Schichten des spezifisch Englischen und des spezifisch Individuellen ab von jenen, die in das Gebiet des „Ewigen im Menschen“ ragen.

Doch wenden wir uns nun dem ersten Teil, dem uns vorliegenden des Handbuches, zu, dessen programmatische Grundsätze wir besprachen: Levy behandelt zunächst als Grundlagen der englischen Wirtschaftsentwicklung: Territorium und Volkscharakter, den Einfluss von Ideen des Puritanismus und Utilitarismus und die Besonderheiten der geschichtlichen Ausgestaltung der Wirtschaft seit Beginn des 17. Jahrhunderts. In weiteren fünf Kapiteln wird dann England als Handelsmacht, als Industriestaat, die Entwicklung seiner Landwirtschaft, seine soziale Bewegung und die neubritische Wirtschaftspolitik dargestellt; nicht nur im letzten Kapitel wird dabei stets die neuere Zeit ins Auge gefasst. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der gründlichen Behandlung der Wirtschaftsorganisationen der letzten Dezennien unter selbständiger Benutzung von Quellenmaterial (amtlichen Gutachten etc.) und scharfsinniger Heraushebung der Entwicklungstendenzen auch der Nachkriegszeit. Dieser Hauptinhalt, verbunden mit zweckmäßigen bibliographischen Hinweisen vor jedem Kapitel, macht das Buch zu einem sehr empfehlenswerten Hilfsmittel im Rahmen jenes praktischen und theoretischen Interesses, der eingangs für das Handbuch im allgemeinen abgegrenzt wurde.

Es sei mir gestattet, zum Einzelnen die folgenden Bemerkungen hinzuzufügen, die zum Teil zu den von Levy berührten Problemen Stellung nehmen, zum Teil die Bedeutung der ganzen Fülle des von L. behandelten Sachgebietes für

---

<sup>1)</sup> Bezgl. Volkscharakter vgl. meine Besprechung von S. B. Liljegrens Schrift „American and European in the Works of Henry James“, Engl. Studien 1922.

eine synoptische Kulturbetrachtung exemplifizieren sollen. — L. läßt dem Typus des merry old England seit der Mitte des 17. Jahrhunderts den modernen englischen „homo oeconomicus“ entgegentreten. Es ist sicherlich richtig, vom 17. Jahrh. an von einer Vorherrschaft des ökonomischen Typus zu sprechen. Dagegen scheint mir durchaus deutlich, daß die Entstehung, das prägnante geschichtliche Hervortreten dieses Typus in das 14. Jahrh. zurückreicht. Damals löst sich markant in England bereits die Geldwirtschaft von der Naturalwirtschaft, und es zeigt sich an allen seinen Symptomen der „kapitalistische Geist“, der von da an den Kampf um die Vorherrschaft nie wieder aufgegeben hat. Ich kann hier, außer durch einen Hinweis etwa auf Lipson, *The Economic History of England, The Middle Ages*, London 1915, der diese Verhältnisse schildert, dieses nicht näher begründen, den ausführlichen kultur-synoptischen Beweis werde ich an anderer Stelle bringen. Es ist jedoch nötig, diese Entwicklungstendenz intern englischer Art zu kennen, um die eigenartig starke Befruchtung des puritanischen Engländers durch den Calvinismus zu verstehen. Es bliebe eine völlig rätselhafte Angelegenheit, daß der Calvinismus, der von der Schweiz aus gleichmäÙig auf Europa wirkte, gerade in England so begeistert und tief aufgenommen wurde, wenn nicht dort bereits die kapitalistisch-utilitarische Bewegung seit dem 14. Jahrh. die Disposition für die Aufnahme der kaufmännischen Erfolgsreligion geschaffen hätte. Levy scheint mir daher die Funktion der seit Cromwell nach England einwandernden kalvinistischen Flüchtlinge nicht richtig anzusetzen, wenn er von ihnen sagt (S. 16), daß sie den kapitalistischen Geist der Wirtschaftlichkeit mitbrachten und „einbürgerten“, der nach ihm (S. 5) erst im 18. Jahrh. siegte. Ihre Rolle ist nur eine Verstärkung der alten internen Tendenz. — Mit dieser Erwägung wird aber natürlich nicht der Wert der deskriptiven Analyse des Aufbaus der modernen englischen Wirtschaft durch L. eingeschränkt. Hier tritt vor allem die für England eigentümliche Verbundenheit individualistischer Wirtschaftsstruktur und Wirtschaftsprogramme auf allen ökonomischen Gebieten mit gemeinschaftsorganisatorischen Bindungen gewerkschaftlicher und schutz-zöllnerisch-imperialistischer Art klar hervor. Um aus der von

L. gebrachten großen Tatsachenmenge nur einige Hinweise auf diese beiden Pole, die die englische Wirtschaftsform noch vereinigt, zu bieten: Für die alte Neigung Englands zum individualistischen Unternehmen ist bezeichnend, daß das Gebiet der Schifffahrt, auf dem es bis in die letzten Jahre hinein konkurrenzlos gewesen ist, im Gegensatz zur organisierten Linienschifffahrt, die Tramp-Schifffahrt ist, d. h. Fahrten ohne Bindung an eine bestimmte Route, Zeitchartergeschäft. Diese Form des Betriebes „paßt sich an“, wie L. sagt, dem englischen Geschäftssinn. Sie entspricht aber darüber hinaus auch dem tradierten englischen Volkscharakter, wie er sich dem durch Heimatliebe geöffneten Blick Kiplings zeigt. Nicht zufällig ist es, daß Kipling z. B. im „Day's Work“, Bombay Edition, vol. XIII, in den zähen, unternehmungsfreudigen, abenteuernden Semannstypen dieses Zeitchartergeschäftes Repräsentanten echt englischen Wesens sieht und preist. Im letzten Grunde bleibt auch die individualistische Betriebsform in der engl. Textilindustrie, die eine Vereinigung getrennter Unternehmungen in einem Fabrikgebäude aufzuweisen pflegt, nicht allein durch Zufälligkeiten äußerer Entwicklung oder den altliberalen Zeitgeist, sondern darüber hinaus durch den Volkscharakter bestimmt. — Im Gegensatz zu dieser individualistischen Wirtschaftsweise, die sich, auch theoretisch, am klarsten im manchesterlichen Liberalismus ausgeprägt hat, stehen in England vom Anfang des 19. Jahrh. an genossenschaftliche Grundsätze und Bestrebungen, die zunächst nur einen Schutz des Einzelnen gegenüber der erdrückenden Macht des individualistischen Unternehmertums durch Koalitionsfreiheit, Arbeiterschutz, Anfänge einer gegen die bisherige Form des Grundbesitzes gerichteten Kolonisation bewirken wollten, allmählich aber, wie Levy sehr überzeugend ausführt, hintendierten auf den „genossenschaftlichen Gemein Staat“ im Sinne Sidney Webbs, eine „nationale Organisation der wirtschaftlichen Verhältnisse“ unter dem Eingreifen des Staates. Hierdurch ergibt sich die Verbeamtung des heutigen wirtschaftlichen Englands, ein Verwaltungssystem, daß L. mit der Regierung Karls I. vergleicht, wegen seiner Basierung auf Ausschüssen (Committees). — Es kommen da z. B. in Betracht die während des letzten Krieges sehr wichtig gewordenen

Shop Stewards Committees (etwa mit „Arbeiterräten“ zu übersetzen), Trade Committees, Insurance Committees, Poor Law Committees etc. — Wenn L. am Schlufs auf die Wirtschaftspolitik der jüngsten Vergangenheit eingeht, so ist er sich bewußt, hier Dinge zu schildern, zu denen wir noch nicht die nötige Distanz gewonnen haben, um ein abschließendes Urteil zu fällen. Auch erschwert uns ja der noch mangelhafte Kontakt mit England den Einblick in die dortigen Verhältnisse. Daher seien die folgenden Bemerkungen nicht als ein Vorwurf sondern als eine Ergänzung der Levyschen Darstellung aufzufassen. Levy entwirft folgendes Bild (S. 124): „An die Stelle der Altliberalen im englischen Parlamente sind die Radikalen getreten, die — an ihrer Spitze Lloyd George — für eine Umformung des Wirtschaftslebens nach Gesichtspunkten sozialer Art, den Beamtenstaat, die behördliche Kontrolle des Wirtschaftslebens usw. eintraten und deren Grundsätze — vor dem Weltkriege — nur noch das Freihandelsprinzip von den alten Parteigängern, wie etwa John Bright oder Gladstone es gewesen waren, mitnahmen. Die Konservativen dagegen (Unionists) sind es heute, die an den liberalen Ideen festhalten, deren Entstehung ihre Vorfahren, vielfach bis in die 70er und 80er Jahre hinein, bekämpften. Von ihnen wird der Fortbestand des Wettbewerbsystems gefordert, freier Spielraum für den Einzelnen verlangt, die Staatseinmischung abgelehnt. So sind in den für die innere englische Wirtschaftspolitik so entscheidenden Budgetjahren 1909/10 viele hervorragende Altliberale in das Lager der Konservativen abgewandert, weil sie dort — übrigens trotz des Schutzzollprogramms — die alten Grundanschauungen besser vertreten zu sehen glaubten als im „Sozialismus“ der Linken.“ An dieser Darstellung scheint mir das Wort „heute“ bei der Formulierung der konservativen Anschauung nicht berechtigt. Es wird der Zustand vor dem Kriege geschildert. Ls Quelle ist z. B. Lord Hugh Cecil mit seiner Schrift „Conservatism“ aus dem Jahre 1912. Demgegenüber scheint mir seit dem Kriege ein starker Frontwechsel in der konservativen Partei eingetreten zu sein. Ihr Gegner steht jetzt als die Plutokratie da, die sich ihr seit 1914 als die Hauptgefahr für Regierung und Staat erwiesen hat. Und sie greift diese Herrschaft des Geldes

in der Wurzel an, aus der sie hervorgegangen ist, nämlich in den Ideen des kapitalistisch-individualistischen Bürgertums. In seinem Buche: *Tory Democracy*, London 1918, ruft Lord Bentinck darum: Zurück zu der organischen Demokratie, zu der Idee des christlichen Staates, wie sie im Mittelalter vor der Auflösung durch das individualistische Bürgertum existierte! Zurück zu einer Demokratie, die nicht auf einer mechanischen Summierung von Individuen beruht, sondern wo alle dem Ganzen und damit einander dienen! Mit dieser Formel glaubt die tory-demokratische Richtung scheinbar deshalb im Gegensatz zu stehen zu den Radicals, weil diese nur halb dem Zuge zum genossenschaftlichen Gemeinstaat gefolgt wären, ganz noch nicht dem kapitalistisch-individualistischen Boden verlassen hätten. In diesem Gegensatze gegen die plutokratische Bedingtheit der Radicals versuchen sich auch jetzt, durchaus konsequent, die Tory-Demokraten mit dem genossenschaftlich gerichteten Arbeitertum zu verbünden. Nur wer diese geistige Konstellation versteht, vermag m. E. den Schlüssel zu finden zu der Stellung der führenden Persönlichkeiten im gegenwärtigen politischen Leben Englands. Scheint doch z. B. Lloyd George durch die Umgruppierung der Konservativen die innere Möglichkeit für sein bedingtes Zusammenarbeiten mit ihnen gefunden zu haben, obgleich er selbst innenpolitisch die Unentschiedenheit der Radicals wiederspiegelt, während andererseits eine Persönlichkeit wie C. F. G. Masterman mit seiner Kritik am individualistisch-kapitalistischen England z. B. schon in den Büchern: *In Peril of Change*, London 1905 und *The Condition of England*, London 1911, immer deutlicher sich der Idee der organischen Demokratie zuwendet.

Marburg a. L.

Gustav Hübener.

[18. 8. 22.]

## I N H A L T.

	Seite
I. Chambers, <i>Beowulf. An Introduction to the Study of the Poem with a Discussion of the Stories of Offa and Finn (Ekwall)</i> . . . . .	177
Dibelius, <i>Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur. Die englische Wirtschaft</i> von Prof. Dr. Hermann Levy (Hübener) . . . . .	185

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.

---

---

XXXIII. Bd.

Oktober 1922.

Nr. X.

---

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

Paul Weimann, **Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum.** Ein Beitrag zur historischen Syntax des Englischen. Diss. Kiel, 1920. 58 Ss. H. Jennes, O. Scheumann, Cöpenick-Berlin.

Die Arbeit bringt eine im Allgemeinen fleißige, jedoch nicht immer vollständige Zusammenstellung über die Anwendung des bestimmten und unbestimmten Artikels im Ormulum. Weimann gelangt zu dem Resultat, daß der Artikel nur erst in wenigen Fällen ausnahmslos sich durchgesetzt hat. Vielfach ist Schwanken oder noch Artikellosigkeit festzustellen. Einen Einfluß des Altfranzösischen in syntaktischer Hinsicht lehnt W. — gegen Einenkel — mit Recht ab. Der Materialausschüttung ist in den einzelnen Paragraphen ein knapper Überblick über das Verhalten des Ae. sowie der späteren Sprache auf Grund der bereits vorliegenden Arbeiten vorangestellt, der der historischen Beurteilung dienen soll. Versuche zu einer wirklichen psychologischen Durchdringung sind kaum gemacht; die Darstellung bleibt durchgehends an der Oberfläche der Tatsächlichkeit der Erscheinungen haften. Zweifellos hätte vielfach die bloße Statistik durch eingehende individuelle Betrachtungsweise belebt und das Ergebnis präzisiert werden können. Bei der Untersuchung der Einzelfälle hätte die Bedeutung des Rhythmus eingehend berücksichtigt werden müssen. Ferner hätte dem in den Notes bei Holt gebotenen Material über die Korrekturen in der Handschrift Beachtung geschenkt werden müssen. Trotz dieser Mängel behält die Arbeit ihren Wert als dankenswerte Materialsammlung. Eine weitere Er-

forschung der eigentlichen Übergangszeit wäre eine schöne Aufgabe, deren in dem Charakter der Überlieferung („Erneuerungen“) begründete Schwierigkeit indes nicht zu unterschätzen ist. — Im Verzeichnis der benutzten Literatur vermisste ich u. a.: Barbeau, *De usu articuli finiti Anglici*. Paris 1904; A. Biard, *L'article 'The' et les caractéristiques différentielles de son emploi*. Paris 1908; M. Schröter, der bestimmte Artikel bei Flusnamen im Ne., Diss. Halle 1915; Wallström, *Artikeln i engelske språket*, Stockholm 1881; Birger Palm, *Obestämda Artikeln vid ämnesnamn ock abstrakta i engelskan. Historik-syntaktisk undersökning*. Malmö 1916. Zu § 16, 2 vgl. die interessanten Ausführungen von Sigurd Holm, *Corrections and Additions in the Ormulum Manuscript* (Diss. Upps. 1922), p. 40—49.

Göttingen, den 13. August 1922.

Hermann M. Flasdieck.

**Moore, Samuel and Knott, Thomas A., *The Elements of Old English*.**  
George Wahr, Ann Arbor, Michigan. 1919. 8°. 209 Ss.  
Preis Doll. 1,50.

Das Buch zerfällt in zwei Teile: Die *Elementary Grammar* will in 24 Lektionen die Flexionslehre und die zu ihrem Verständnis notwendigsten Tatsachen der Lautlehre vermitteln. Die *Reference Grammar* bietet einen knappen Überblick über die Laut- und Formenlehre und soll auf die umfangreicheren Grammatiken vorbereiten.

Der Benutzer des Buches muß unbedingt den Eindruck gewinnen, als ob das Ws. das Ae. schlechthin sei. Zwar beabsichtigten die Verfasser nur eine Darstellung der intern-ae. Grammatik zu geben, aber auch hierbei sollten doch stets sprachhistorische Gesichtspunkte leitend sein, und um die Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung zu begreifen, ist vor allem Kenntnis des Angl. nötig. Die histor. Gramm. hat alle Maa. zur Darstellung zu bringen. Dadurch würde auch die historische Durchleuchtung der Tatsachen der ae. Gramm. wesentlich gefördert.

Dagegen gehört der Abschnitt, der über ganz elementare Dinge der Phonetik orientiert (z. B. stimmhafte und stimmlose Laute, Verschlusslaute und Spiranten u. ä.) nicht in eine



ae. Grammatik. Die Benutzer könnten zudem dadurch viel zu leicht verführt werden, die Phonetik lediglich als Anhängsel der histor. Gramm. zu betrachten. Ähnliche Bedenken habe ich gegen die knappe Zusammenfassung der Haupttatsachen der urgerm. Grammatik, zu deren Verständnis der Anfänger einer eindringlichen Darlegung bedarf, um zu wirklicher Klarheit zu gelangen.

Auch innerhalb des Gebotenen steht das Buch nicht ganz auf der Höhe der Forschung. In meiner ausführlicheren Besprechung in den Engl. Studien habe ich auf eine Reihe von Punkten hingewiesen, an denen die Verfasser bei einer eventuellen zweiten Auflage bessernd Hand anlegen müssen. Jedenfalls genügt das Buch den berechtigten Anforderungen des deutschen Universitätsunterrichtes nach mehr als einer Hinsicht nicht.

Göttingen.

H. M. Flasdieck.

**Thurneysen, Rudolf, Die irische Helden- und Königsage bis zum siebzehnten Jahrhundert.** Teil I und II. Gedruckt mit Unterstützung der Abteilung für irische Sprache der Dáil Éireanu. Halle a. Saale, 1921, Max Niemeyer. XI, 708 S. 80.

Der Verf., der durch sein Handbuch des Altirischen mit Recht an die erste Stelle der Keltologen gerückt ist, stellt hier jenem philologischen Werke ein an Bedeutung und Wert gleich wichtiges Werk auf dem Gebiete der literarischen Forschung zur Seite. Obwohl schon seit einiger Zeit alle wichtigen Sagentexte gedruckt vorliegen, hatte es noch nie jemand unternommen, Ordnung in das Chaos zu bringen und die literarische Abhängigkeit der einzelnen Versionen von einander sowie das Alter der Texte festzustellen. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich Th. mit ebensoviel Ausdauer wie Glück unterzogen und dem Keltologen ein Textbuch der irischen Literatur geschaffen, eine gefestigte Grundlage, auf der weitere Detailforschung aufzubauen im Stande sein wird. Dem Aufstehenden gibt es ein zuverlässiges Bild von der Reichhaltigkeit und dem Stoff der irischen Sagenliteratur.

In philologischer Hinsicht ist somit ein Meisterwerk ersten Ranges geschaffen worden. Nur der Sagen- und vergleichende

Literaturforscher wird gelegentlich anderer Meinung sein und sich mit der Ansicht, daß abweichende oder erweiterte Versionen ihre Gestalt der „Erfindung“ eines Schreibers verdanken sollen, nicht zufrieden geben. Mit einer solch mechanischen Erklärung wird man sehr vorsichtig sein müssen und es geht z. B. nicht an, die Geschichte vom Tode des Fergus (S. 575) als rein literarische, aus anderen Sagen geschöpfte Kompilation zu erklären, da die Analogie zum Tode Baldrs allzu deutlich alte Überlieferung verrät.

Derartige Ausstellungen tun aber dem Werte des Buches keinen Abbruch, da es jedem Sagenforscher ebenso unentbehrlich sein wird, wie sein Handbuch des Altirischen dem Sprachforscher.

Daß die irische Regierung dem Verf. einen namhaften Beitrag zu den Druckkosten gewährt hat, ist um so anerkennungswerter, als sich damals Irland in einem Kampf auf Leben und Tod befand; kaum ein anderes Volk würde zu einer solchen Zeit Geld für wissenschaftliche Forschungen eines Ausländers zur Verfügung gestellt haben.

Berlin.

J. Pokorny.

### **Die englischen Quellen der Philosophie Miltons und verwandtes Denken.**

Die Philosophie Miltons ist lange Zeit von der eigentlichen fachlichen Forschung unbeachtet, oder beinahe so, geblieben. Was in dieser Hinsicht z. B. von Masson geleistet worden ist, soll natürlich nicht verkannt werden, aber es ist ohne Weiteres klar, daß das Denken Miltons seinem Biographen nur einer der vielen Fäden gewesen, die zu verfolgen er bemüht war; daß er unzureichend befähigt zu dieser Aufgabe gewesen und vielfach darauf sich beschränken mußte, das Material für eine gründliche Untersuchung zusammentragen zu helfen.

Eine solche eingehende Untersuchung dürfte mit Saurats *La Pensée de Milton* vorliegen, wovon im Beibl. ausführlich gesprochen worden ist. Das große und scharfsinnige Werk Saurats war aber hauptsächlich darauf abgesehen, erst das System Miltons aus seinen verschiedenen Werken zusammenzustellen, einen Überblick und zugleich eine feste, durchge-

arbeitete Grundlage für den weiteren Ausbau zu gewinnen, weshalb zeitgenössisches oder früheres Denken nicht erschöpfend berücksichtigt werden konnte. Das in dieser Weise Versäumte hat aber Saurat sogleich nachzuholen begonnen, und er hat schon wenige Monate nach dem Erscheinen seines großen Werkes in *La Revue Germanique* einen Aufsatz veröffentlicht über *les Sources Anglaises de la Pensée de Milton*, dem in kurzer Zeit ein zweiter Artikel über Milton und die Kabbala folgen soll.

Die Überschrift des Aufsatzes ist irreführend, in so weit man eine Auseinandersetzung von Miltons Verhältnis überhaupt zum zeitgenössischen englischen Denken erwartet. Seiner Methode getreu, einen Teil nach dem andern der Gesamtaufgabe zu umgrenzen und sorgfältig durchzuarbeiten, hat Saurat eine bestimmte gedankliche Strömung des 17. Jahrhunderts, die der wenig bekannten Mortalisten, ins Auge gefasst und ist dabei zu Ergebnissen gekommen, die sehr wichtig sind, nicht nur für unsre Auffassung von Milton, sondern auch für unsre Kenntnis der englischen Gedankenwelt der bezüglichen Zeit im übrigen.

Die Mortalisten sind bekannt hauptsächlich durch die Schrift *Man's Mortality*, von der man Abdrucke oder Ausgaben datiert 1643, 1644, 1655 und 1675 kennt. Diese Abdrucke hat Saurat einer eingehenden Prüfung unterzogen, wobei es sich erstens herausgestellt hat, daß schon 1644 eine Neuauflage nötig wurde, was von einer gewissen Popularität des Buches zu sprechen scheint; daß weiter die Ausgabe von 1655 einen völlig revidierten und neu ausgebauten Text bietet, was dem Forscher es ermöglicht hat, die genauen gedanklichen Beziehungen zwischen Milton und den Mortalisten festzustellen. Übrigens ist man schon dessen mehr oder minder gewiß, daß Milton dem mutmaßlichen Verfasser von *Man's Mortality*, Richard Overton, und den übrigen führenden Mortalisten nahe getreten ist. Overton war der Freund John Lilburnes und zugleich einer der Urheber der Levellers-Sekte, die Cromwell und seinem Kreis so viel Kummer verursachte. Über gewisse von diesen Verhältnissen hatte sogar Milton in seiner Eigenschaft als Staatssekretär, Staatszensor und Staatspamphletist zugleich Bericht zu erstatten,

Viel interessanter als diese rein äußeren Beziehungen sind die aus einer Vergleichung der verschiedenen Auflagen von *Man's Mortality* erhellenden. Saurats Untersuchung der ersten Ausgaben, 1643—44, stellt fest, daß Milton um diese Zeit noch nicht die charakteristischen Ansichten der Mortalisten sich angeeignet, daß er aber später, durch Studium der Schrift und durch Diskussion mit den ihm persönlich bekannten Vertretern dieser Sekte, von der Richtigkeit ihrer Auffassung überzeugt worden ist. Weiteres Heranziehen der späteren Ausgaben — von 1655 und der damit identischen von 1675 — macht es wahrscheinlich, daß die Diskussion mit Milton an dem Verfasser oder den Verfassern von *Man's Mortality* nicht spurlos vorübergegangen, sondern modifizierend auf die spätere Textrevision gewirkt hat. Das von Saurat dargebotene Material an Parallelstellen und identischen Gedanken aus den bezüglichen Schriften berechtigt offenbar seine zusammenfassenden Thesen, 1. daß die Gedanken in der ersten Ausgabe von *Man's Mortality* sich später bei Milton, besonders in seinem *De Doctrina Christiana*, wiederfinden; 2. daß Gedanken, Ausdrücke, Zitate oder Theorien, die Milton eigentümlich, in die spätere Edition von *Man's Mortality* eingeführt worden sind.

Der Angelpunkt der fraglichen Teile von Miltons Gedankenwelt war das Problem von der Sterblichkeit oder Unsterblichkeit der Seele. Der Name *Mortalist* wurde den Anhängern der so genannten Sekte zuteil auf Grund ihres Glaubens, daß die Seele zusammen mit dem Körper sterbe. Bei einer Umschau auf diesem Gebiete der philosophischen Diskussion erinnern wir uns daran, daß die Streitfrage weder neu noch zur Zeit Miltons und der Mortalisten anderswo unbeachtet blieb. Wir sehen von der griechischen Philosophie, wo schon z. B. Sokrates dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit der Seele skeptisch gegenüber gestanden, wie auch vom mittelalterlichen Denken ab, wo, seit Duns Scotus, Thomisten und Scotisten, Alexandristen und Averroisten sich wegen dieser Frage tödlich gehaßt, um die Renaissance-Philosophie etwas zu beobachten, die ja in gewisser Hinsicht die nächste gedankliche Quelle für Milton und seine Zeitgenossen war. Die Renaissance sah, wie bekannt, solch ein lebhaftes Interesse für die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele entstehen, daß man erzählt, in Italien sei jeder neuantretende

Professor oder Gelehrte in der ersten Vorlesung von den Studenten aufgefordert worden, über die Seele zu sprechen. Besonders Pomponazzo, der berühmteste unter den damaligen Alexandristen, vertrat in seiner Schrift über die Unsterblichkeit der Seele (1516) den radikalsten Standpunkt dieser Richtung, die sowohl den Monopsychismus verwarf als folglich auch die Sterblichkeit des von den Averroisten geretteten Teiles der Seele behauptete. Ihm war die Unsterblichkeitslehre ursprünglich nur erfunden, damit solche Menschen, die weder durch Hoffnung auf Lohn noch Furcht vor Strafe geleitet wurden, regiert werden könnten.

Wenn Pomponazzo mit Hülfe der Lehre von der zweifachen Wahrheit seinen Standpunkt in die Philosophie hinüber zu retten versucht, *salva fide* — freilich ohne Erfolg, denn er mußte sich mit dem von Leo X. auf ihn losgehetzten Averroisten Agostino Nifo abfinden —, so hat die Frage doch keineswegs innerhalb der Kirche geruht. Über *ἐνδελέχεια* statt *ἐντελέχεια* bei Aristoteles ist z. B. Amerbach mit Melancthon auseinander geraten.

Die großen französischen Denker des Miltonschen Jahrhunderts bezeugen auch ein lebhaftes Interesse für dieses Problem. Ganz sauber herauszuschälen sind kaum die Linien bei Descartes. Sei es, daß er aus Furcht vor der Kirche seinen Standpunkt oft im Unklaren gelassen — De la Mettrie sieht ja im Seelenbegriff Descartes' eine unverhohlene Konzession an den Klerus —, sei es, daß der bei ihm nicht seltene, ausgesprochene oder involvierte, Widerspruch hier auch ohnehin bestanden hatte, so bietet doch sein System eben bezüglich der Lehre von der Seele dem Materialismus Anknüpfungspunkte in solch einem Maße, daß *L'Homme machine* als folgerechter Cartesianismus von seinem Verfasser erklärt werden konnte. Eine scharfe Auseinanderhaltung der organischen und der unorganischen Natur vermifst man bei dem französischen Rationalisten, nachdem Pflanzen und Tiere als Maschinen dargestellt worden waren; die Zustimmung Descartes' zu der Harveyschen Entdeckung von der Zirkulation des Blutes war materialistisch bedingt; seine Lehre von den Lebensgeistern steht völlig unter dem Banne seines mathematisch-physikalischen Denkens; der Tod folgt ihm nicht nur aus dem Lösen der Seele vom Körper, sondern auch aus der Zerstörung

der körperlichen Maschine selbst. Wenn man hinzufügt, daß die Tierpsychologie gerade zur Zeit Descartes' zuweilen den Tieren mehr Vernunft als den Menschen zusprach,<sup>1)</sup> so versteht man, daß es Elemente im Cartesianismus gab, die unsrer Problemstellung nicht fremd gegenüber standen.

Der Gegner Descartes', Gassendi, versucht es gar nicht zu verhehlen, daß sein eigenes Setzen eines unsterblichen Geistes ganz irrational, außerhalb seines Systems fallend, ist. Dieses System kann innerhalb seiner Grenzen nur eine materielle, atomistische Seele vertragen.

Die Kommentatoren Spinozas sind zu konträren Meinungen gekommen über seine Auffassung des Problems von der Unsterblichkeit der Seele. Wenn Camerer glaubt, Spinoza habe die Unsterblichkeit vindizieren wollen, so sind Sigwart, Pollock und andere gerade der entgegengesetzten Meinung. Es dürfte aber bei dem holländischen Philosophen eine Entwicklung vorliegen, die von seinem ausgesprochenen immortalistischen Standpunkt in *Cogitata Metaphysica* (II, c. 12), wo die Seele noch Cartesische Substanz ist, über z. B. die Schrift *De Deo* — hier ist die Seele wohl ein Modus des Attributs des Denkens geworden<sup>2)</sup> — zur Etik führt, die das Wort „unsterblich“ nicht

<sup>1)</sup> Nicht Descartes selbst, der z. B. im *Discours V* sagt: 'Et ceci ne témoigne pas seulement que les bêtes ont moins de raison que les hommes, mais qu'elles n'en ont point du tout.'

<sup>2)</sup> Laut *De Deo* II, Vorrede, sei die Seele die Kenntnis ihres Körpers, weshalb der Tod des Körpers die Vernichtung der Seele bedeute, insoweit diese die Kenntnis eines Körpers mit gewissen Proportionen von Bewegung und Ruhe sei. Aber die Seele bedeute mehr als Kenntnis des Körpers, sie sei zugleich ein Modus in der denkenden Substanz, weshalb sie auch diese Substanz als Gegenstand der Kenntnis und Liebe habe; und durch Vereinigung mit der denkenden Substanz könne die Seele ewig werden. Wir erinnern uns dessen, daß Kenntnis für Spinoza Vereinigung mit dem Gegenstand der Kenntnis bedeutet; die formale Essenz wird objektiv in unseren Gedanken, was auch Liebe mit einschließt als Befriedigung des *conatus* der Vernunft. Unter diesen Voraussetzungen hat Spinoza in der Kurzen Abhandlung über Gott den Satz aufgestellt, daß, wo der Gegenstand der Kenntnis und der Liebe ewig sei, müsse auch die Seele es sein. Es ist vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, daß hinter der Spinozistischen Entwicklung Averroistische Gedankenvorgänge liegen, wo ja „der vernünftige Teil der individuellen Seele, insofern er beim Tode in die allgemeine Weltvernunft zurückfiel, als unsterblich angesehen werden müsse“ (Windelband, *Gesch. d. neu. Phil.*, I, 16). Auf dem Punkte aber,

mehr verwendet, sondern statt dessen „ewig“. Die Linien sind hier außerordentlich verwickelt, man hat das Epithet „ewig“ als bewußtes Eliminieren von Anfang sowohl als von Ende deuten wollen. Dieses Attribut ist übrigens wohl nicht der individuellen Seele beigelegt. Mit Individuation meint Spinoza offenbar Negation, was ja ewiges Sein ausschließt. Sieh hierzu auch Windelband, Op. cit. 221.

Dieselbe lose hinzugefügte Konzession an Kirche, Glauben und zarte Gemüter bei wachsender Abneigung gegenüber der Unsterblichkeitslehre, deren man Spinoza in Verdacht hat, findet man in England, wo Bacon eine *anima sensitiva* folgerichtig in materialistischem Sinne angenommen, offenbar im Anschluß an antikes Denken. Die *anima rationalis* setzte er zwar aus religiösen Gründen an, hatte aber für sie keinen organischen Platz in seinem System. Robert Boyle fußte in dieser Hinsicht auf der griechischen und römischen Atomistik und legte die Richtigkeit des Descarteschen Satzes vom Zusammenhang zwischen Tod und körperlicher Zerstörung experimentell dar; dabei hatte er offenbar tiefe religiöse Bedürfnisse.

Wohin man auch sich wendet — gleichgültig ob zu Cudworths Platonistischem Behaupten der Präexistenz der Seele oder zum Materialismus Hobbes' — es ist klar, daß die Unsterblichkeitslehre mit der Renaissance praktisch stark in Fluß geraten, und daß man sich immer noch zur Zeit Miltons damit sehr viel abgab. Wir erinnern uns der Abhandlung Digbys, *A treatise declaring the operations and nature of man's soul, out of which the immortality of reasonable souls is evinced*, Paris 1644, London 1645, 1657, 1669, gleichzeitig mit *Man's Mortality*. Die Cambridger Platonisten, z. B. More und John Smith, beschäftigten sich viel mit der Unsterblichkeitslehre usw. Es lohnt die Mühe, die Bedingungen und Voraussetzungen des Miltonschen Ringens mit diesem Problem etwas näher anzusehen.

Erstens fragt man sich, ob mit dem Satze: die Seele stirbt mit dem Körper und ist bis zur Auferstehung tot, Milton dem katholischen Dogma vom Fegefeuer beikommen

---

wo oben Spinoza stehen geblieben, hat die Unsterblichkeit nichts zu tun mit der Geschichte des *Individuums*.

wollte. Es erhellt keineswegs unzweifelhaft aus seiner Darstellung: "for no one supposes that the souls of men are occupied from the time of death to that of resurrection in endeavours to render themselves acceptable to God in heaven; that is the employment of the present life, and its reward is not to be looked for till the second coming of Christ" (p. 283). Diese Bemerkung kann natürlich eine ganz bestimmte Destination haben, braucht es aber notwendig nicht. Die Vorstellung von einem Reiche der Toten wenigstens war aber doch nicht immer Milton so fremd gewesen, wie sie es offenbar später ward. Vor seinem dreißigsten Jahre rief er Plato in der Schattenwelt an:

"Or let my Lamp at midnight hour,  
Be seen in som high lonely Towr,  
When I may oft out-watch the *Bear*,  
With thrice great *Hermes*, or unspear  
The spirit of Plato to unfold  
What Worlds, or what vast Regions hold  
The immortal mind that hath forsook  
Her mansion in this fleshly nook:"

(Il Penseroso vv. 85—92.)

Seine Heterodoxie in dieser Hinsicht ist also ein Resultat seiner späteren Prüfung herkömmlicher Dogmen, die in Miltons Werken die meisten Ketzereien der Zeit hineintrug.

Milton hat sich aber nicht nur gegenüber der Annahme einer unmittelbar nach dem Tode fortgesetzten Individualexistenz der Seele ablehnend verhalten. Auch der Lehre von der Präexistenz der Seele wie ihr aus den dionysischen Mysterien auf Platon gekommen, z. B. von den Neuplatonikern mehr oder minder unverhehlt gehuldigt wurde,<sup>1)</sup> ist er ent-

<sup>1)</sup> Cudworth hebt immer mit dem größten Nachdruck hervor, daß Seele früher als Körper sei. Dagegen sagt er nicht ausdrücklich, daß die Individualseele schon vor dem Individualkörper existiere. Er stellt jedenfalls fest, daß sie geschaffen sei, also einen Anfang habe: "Now this Philosopher, that he may evince that Ethics, Politics and Morality are as real and substantial Things, and as truly natural as those Things which belong to Matter, he endeavours to shew that Souls and Minds do not spring secondarily out of Matter and Body, but that they are real Things in Nature, superior and antecedent to Body and Matter. His Words are these: 'These Men are all ignorant concerning the Nature of Mind and Soul, as



gegengetreten. Er behauptet — gerade gegen die Meinung Cudworths —, daß die menschliche Seele von der Kraft der Materie hervorgebracht sei: "It is acknowledged by the common consent of almost all philosophers, that every *form*, to which class the human soul must be considered as belonging, is produced by the power of matter" (De Doctrina Christiana, Bohn's Ed., vol. IV, S. 193). Oder wie er es anders ausdrückt: "body up to spirit works". Vgl. auch: "Your bodies may at last turn all to spirit". Das ist diametral entgegengesetzt der Platonistischen Lehre von der Reinigung und Befreiung der Seele von der Materie und vom Körper.

An anderen Stellen leugnet er, daß Gott neue Seelen unaufhörlich schafft. Dies ist durchaus Angelegenheit des Menschen. Wie der Samen die Substanz des Körpers fortpflanzt, so übermittelt er auch die der Seele oder die Seele, denn Milton leugnet energisch jede wesentliche oder substantielle Verschiedenheit zwischen Körperlichem und Seelischem. "It would seem, therefore, that the human soul is not created daily by the immediate act of God, but propagated from father

in other Regards, so especially in respect of its Original, as it is in Order of Nature before Matter and Body, and does not result out of it; but does command it, govern it, and rule it'.

And I have in like manner in this antecedent Discourse, endeavoured to shew that Wisdom, Knowledge, Mind and Intellect, are no thin Shadows or Images of corporeal and sensible Things, nor do result secondarily out of Matter and Body, and from the Activity and Impressions thereof; but have an independent and self-subsistent Being, which in order of Nature, is before Body, all particular created Minds being but derivative Participations of one Infinite Eternal Mind, which is antecedent to all corporeal Things." (A Treatise concerning Eternal and Immutable Morality, Book IV, Ch. VI, 7.)

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß, auf den folgenden Seiten, Cudworth auf die Philosophie Descartes' hinweist als eine mustergültige Darlegung der Grenzen der Atomistik, woraus besonders klar hervorgehe, daß die Materie etwas von der Seele ganz verschiedenes sei, so daß die letztere niemals aus der ersteren verstanden werden könne. "And here we can never sufficiently applaud that ancient atomical Philosophy, so successfully revived of late by Cartesius, in that it shews distinctly what Matter is, and what it can amount unto, namely, nothing else but what may be produced from meer Magnitude, Figure, Site, local Motion, and Rest; from whence it is demonstrably evident and mathematically certain, that no Cogitation can possibly arise out of the Power of Matter."

to son in a natural order" (S. 189) "man is a living being, intrinsically and properly one and individual, not compound or separable, not, according to the common opinion, made up and formed of two distinct and different natures, as of soul and body, — but that the whole man is soul, and the soul man, that is to say, a body, or substance individual, animated, sensitive, and rational;" (S. 188).

Es scheint also bezüglich der Präexistenz der Seele die Meinung Miltons zu sein, dafs die Seelen weder vom Anfang an von Gott geschaffen noch später nach und nach für jedes geborene Kind, sondern der erste Mensch erhielt ein einheitliches Wesen, Körper und Seele genannt, und ihm entstammen dann alle Menschen, Körper und Seele, durch den natürlichen Vorgang der Befruchtung. Daraus folgt, dafs der Tod den ganzen Menschen treffen mufs, Körper und Seele. Bei der Auferstehung mufs also die Partikel der Seele, wenn man es so ausdrücken darf, wieder zusammengefunden werden, ganz wie die des Körpers. Milton zitiert Euripides:

*"ὅθ' ἐρ' ὀψέσσεται εἰς τὸ γῶς ἀγίζετο,  
ἐρταῦθ' ἀπελθεῖν, πνεῦμα μὲρ πρὸς αἰθέρα,  
τὸ σῶμα δ' εἰς γῆν"*

und deutet dies etwas willkürlich folgendermassen: "That is, every constituent part returns at dissolution to its elementary principle ..", und erklärt später: "For why should not the spirits of the elect be as easily gathered together as the smallest particles of their bodies, sometimes most widely dispersed throughout different countries" (SS. 278—9). Im Zusammenhang mit einander verstanden, berechtigen wohl diese Stellen zur Annahme, dafs Milton sich die Seele als in Partikeln auflösbar vorstelle. So hat es auch Saurat aufgefaßt.

Dieses organische Einssein von Körper und Seele hat aber nicht nur zur Folge, dafs der Körper sozusagen potentiell vergeistigt wird, sondern auch, dafs das Seelische mehr am Wesen des Körperlichen teil hat. Die übersinnliche Welt wird Milton materiell greifbarer, der menschliche Körper ist ihm vom Anfang an, d. h. vor dem Sündenfall, unsterblich eben wie die Seele usw.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Anderweitige, hierher gehörige Fragen sind von Saurat ausführlich behandelt. (La pensée de Milton S. 146 ff.)

Das Gesagte dürfte die wesentlichen Punkte einer ersten Orientierung über das Miltonsche Denken hinsichtlich des Unsterblichkeitsproblems im Zusammenhange mit zeitgenössischen Lösungsversuchen hervorheben. Miltons Grundlage war offenbar mehr theologisch als philosophisch, aber seine Methode war überwiegend rationalistisch. Alle irrationalen Elemente, die er als solche erkannte, hat er ausgeschieden. Ihm gilt kein *Credo quia absurdum*. Wo die Bibel unvernünftig spricht, muß man sie vernünftig umdeuten. Auch die naturwissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit sind nicht ohne Einwirkung auf Miltons Seelenlehre geblieben.

Wo die philosophischen Grundlagen der bezüglichen Ansichten Miltons zu suchen sind, scheint keineswegs klar. Der Rationalismus Descartes' ist wohl jedenfalls nicht unter diesen Grundlagen. Das naturwissenschaftliche Element, das Milton mit Descartes gemeinsam hat, ist wohl eher aus der englischen Atmosphäre heraus zu erklären. Saurat hat auf Fludd hingewiesen. Auch Bacon könnte hier in Betracht kommen, wiewohl ein Einfluß m. E. nicht nachzuweisen ist.

Der pantheistische Zug bei Milton wäre eine Veranlassung, die Aufmerksamkeit auf Spinoza oder Bruno zu lenken. Über den Italiener soll anderswo gehandelt werden.<sup>1)</sup> Die metaphysische Realität des Spinozistischen Systems scheint mir aber Milton gegenüber ein gutes Kriterium, um festzustellen, nicht nur ob eine Beeinflussung durch Spinoza, sondern geradezu ob Kenntnis seines Denkens von Seiten des englischen Dichters vorliege. In beiden Hinsichten dürften wir uns ablehnend zu verhalten haben. Die Verschiedenheit ist nicht nur die zwischen Philosophie und Theologie — Milton war übrigens kein reiner Theologe —, sondern auch die zwischen einem innerweltlich orientierten und einem extrem transzendental orientierten System, zwischen überwiegendem Konkretismus und die Sinnenwelt zu Gunsten einer transzendentalen Wirklichkeit eliminierender oder wenigstens verunwirklichender Abstraktion. Der starke Individualismus Miltons dürfte übrigens, trotz seinem Pantheismus, eine Spinozistische Verwischung des Individuums ausschließen. Noch mehr, die Philosophie Miltons

<sup>1)</sup> In einem Aufsatz, *La Pensée de Milton et Giordano Bruno*, in *La Revue de Littérature Comparée*.

scheint mir nicht einmal eine auf Kenntnis beruhende Stellungnahme zu Spinoza zu verraten.

Die von Saurat nachgewiesenen Beziehungen zu den Mortalisten ausgenommen, steht also nichts fest hinsichtlich bestimmter Spuren philosophischer Systeme in Miltons Unsterblichkeitstheorie. Dem Geiste nach scheint mir — auf Grund gelegentlicher Ausdrücke und des Wortlauts der Ausführungen Miltons — seine Seelenlehre mit der Aristotelischen Entelechie verwandt. Woher das auf ihn gekommen, ist kaum zu entscheiden. Milton befragt ja meist religiöse Verfasser und die Kirchenväter. Vielleicht wird Saurats Untersuchung von Miltons Verhältnis zur Kabbala hier Aufschluß geben.

Lund.

S. B. Liljegen.

---

### Split Genitive.

Krüger, Vermischte Beiträge zur englischen Syntax, 1919, p. 31 ff. bespricht unter „Zwischenschiebung“ u. a. die als Split Genitive bekannte Erscheinung. Er sagt darüber: „Diese Einklammerung ist eine Art Vorwegnahme. Sie hat außer diesem Vorteil der Abrundung, der Stellung der wichtigsten Teile an den Anfang und Schluß der Gruppe, den, daß die nähere Bestimmung früher genannt, also dem Geiste des Hörers eher zur Verwendung geboten wird, wofür man den Nachteil, daß eng Zusammengehöriges, wenn auch nur für kurze Zeit, auseinander gerissen wird, in den Kauf zu nehmen hat.“ Als einzige Einschränkung für den Gebrauch wird die Rücksicht auf Klarheit angegeben; die denkrichtigere Ausdrucksweise sei nicht nur möglich, sondern auch üblich. Treten zu einem Substantiv mehrere andere präpositionale Verbindungen, die kein so enges Verhältnis zum regierenden Hauptwort haben, so könne keine von ihnen Anspruch auf Vortritt erheben; man ordne sie daher logisch und weiter nach ihrer Länge. — Wendt, Syntax d. heut. Engl., II, p. 83, sagt allgemeiner: „Wenn nachstehende Attribute miteinander oder mit Ergänzungen konkurrieren, so folgen sie im allgemeinen der im (vollständigen) Satz herrschenden Ordnung, soweit dieselbe für die Wortgruppe durchführbar ist. Oberstes Gesetz bleibt indessen, daß falsche oder unklare Beziehungen ausgeschlossen werden.“ — A. Schulze, E. St. 22, 259, erklärt den Split Genitive für „besonders dann beliebt, wenn der Genitiv einen näheren Zusatz hat“. — Ellinger, E. St. 23, 462, leitet die Erscheinung ab aus Analogie zur Stellung « Infinitiv + Adverb + Akkusativobjekt », wenn dieses zusammengesetzt oder durch einen Relativsatz erweitert ist. — Ihm schließt sich Einckel, Historische Syntax<sup>3</sup>, p. 190 f. („die adv. Best. des Regens eines analyt. Gen. tritt zwischen diese beiden, wenn der letztere von einem Relativsatz begleitet oder sonst sehr umfänglich ist oder in anderer Stellung dem Ganzen einen nicht gewollten Sinn geben

würde“) und Deutschbein, System d. neuengl. Syntax, p. 58 f., an, der die Trennung nur für möglich hält, wenn das Regens (gewöhnlich ein Verbalabstraktum) stark verbalen Charakter hat.

Alle diese Erklärungen treffen, glaube ich, nicht den Kern. Der heutige Gebrauch läßt sich auf Grund der zahlreichen Beispiele an den angeführten Stellen und meiner eigenen Beobachtungen dahin bestimmen, daß der Genitiv dann nachsteht, wenn er der schwerere Satzteil ist, zunächst der rhythmisch schwerere: *the celebrated picture by Gainsborough of the Duchess of Devonshire* (Krüger). Mindestens muß rhythmisches Gleichgewicht zwischen Einschüßel und Genitiv bestehen: *we regret the departure from among us of Doctor Alsopp* (Krüger). An die Stelle rhythmischer Schwere kann Tonschwere treten, die darauf beruht, daß der Genitiv das Wichtigste, ja, das einzig Wichtige der Mitteilung bringt. Das extremste Beispiel dafür, bei ungewöhnlicher Länge des Einschüßels, bringt Ellinger, E. St. 30, 349 ff.: *we have to announce, too, the death last week, at Wickham, Hants — wither he had gone for the benefit of his health, — of Mr. David Robinson*. Die Forderung der Klarheit (Krüger, Wendt) bleibt natürlich bestehen. Dagegen geht aus den Beispielen nicht hervor, daß das Regens stark verbalen Charakter haben muß; vgl.: *the line ... seems to be turning the flank, without knowing it, of the parliamentary forces; after an absence from Paris of nearly a fortnight* (Ellinger, *ibid.*).

Wenn die Erscheinung so ihre Grundlage im Satzrhythmus hat, liegt keine Veranlassung vor, sie mit Ellinger aus der entsprechenden Verbal-konstruktion herzuleiten, um so weniger, als nach den von Einenkel gegebenen Beispielen beide Erscheinungen mindestens gleich alt sind (a. a. O. § 64  $\varphi$  und  $\iota$ ); das dort gegebene Beispiel für den Split Genitive führt sogar etwas weiter zurück. Beide Erscheinungen sind vielmehr aus derselben Wurzel, den satzrhythmischen Verhältnissen, die die Verlegung des schwereren Satzgliedes ans Ende fordern, entsprungen.

Hirschberg, Schl.

Walther Preusler.

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**Pennsylvania.** *A Glympse of the University, its History, Equipment, and Advantages with some account of its Requirements.* Philadelphia. Published by the University (*The University Bulletins*. Fourteenth Series Nr. 3. Part I).

Der Titel dieses Heftes kennzeichnet seinen Inhalt hinreichend. Es ist eine Art Prospekt, ähnlich denen, die in der guten alten Zeit bei uns z. B. von technischen Lehranstalten oder Landerziehungsheimen ausgesandt wurden, nur ist er, dem Gegenstand entsprechend, umfang- und inhaltreicher. Wer seinen Schülern eine klare Vorstellung von dem Leben und Treiben in einer amerikanischen Universität vermitteln

will, wird die obige Schrift mit Nutzen verwenden können, zumal sie die älteste Hochschule der U. S. A. behandelt und mit vielen hübschen Bildern ausgestattet ist.

Frankfurt a/M.

Max Friedrich Mann.

**Lehrbuch der englischen Sprache** für Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten von **Dr. R. Dinkler, Anna Mittelbach** und **Prof. Dr. Th. Zeiger**. Grammatik, verkürzte Ausgabe. B. G. Teubner, Leipzig - Berlin, 1920. 109 ss.

Im Jahrgange 1916 d. Beibl. habe ich das vier Teile umfassende engl. Unterrichtswerk aufs beste empfohlen. Insbesondere traf dies für den 3. Teil, die Grammatik, zu, von der heute eine Neubearbeitung vorliegt. Trotz der Kürzung ist die §§-Zählung dieselbe geblieben, so daß oftmals mehrere, auf S. 94 sogar 32 §§ vereinigt wurden. Andere, so 48—57, sind in eine knappere, klarere, übersichtlichere Form gegossen worden. Durchweg umweht einen der Hauch der Treffsicherheit des letztgenannten Verfassers; es erfreut das zielbewußte Ausgehen vom englischen Texte, das die Übersetzungshilfen in das Übungsbuch verweist. Letzteres mutet besonders bei den Präpositionen wohl an. Grammatische Unterweisungen, nach solch einem Lehrbuche betrieben, müssen ein Genuß sein.

Münsterberg i. Schl.

J. Mellin.

### III. MITTEILUNGEN.

#### Angekündigte Schriften.

In Greifswald liegen fertig vor oder stehen unmittelbar vor dem Abschluß und werden in gekürztem Volldruck erscheinen die Dissertationen:

1. W. Last, Das Bahu-vr̥ihī-Kompositum im Englischen (ae. me. ne.).
2. W. Eichler, Wortschatz und Wirtschaft im großbritannischen Kriegsenglisch.
3. W. Rehfeld, Der Vergleich bei Dickens.
4. K. Westendorph, Das Prinzip der Verwendung des Slang bei Dickens.

[2. 9. 22.]

#### INHALT.

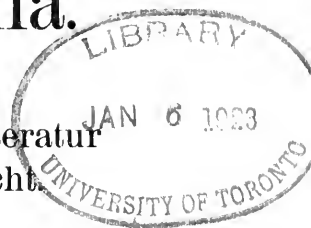
	Seite
Ia. Weimann, Über den Gebrauch des Artikels im Ormulum	193
Moore and Knott, The Elements of Old English	194
Thurneysen, Die irische Helden- und Königsage bis zum siebzehnten Jahrhundert. Teil I und II (Pokorny)	195
Ib. Liljegen, Die englischen Quellen der Philosophie Miltons und verwandtes Denken	196
Preusler, Split Genitive	206
II. Pennsylvania (Mann)	207
Dinkler, Mittelbach und Zeiger, Lehrbuch der englischen Sprache. Grammatik (Mellin)	208
III. Mitteilungen: Angekündigte Schriften	208

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht.



---

XXXIII. Bd.

November 1922.

Nr. XI.

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Walt Whitman, Ich singe das Leben.** Auswahl von Gedichten. Deutsche Übertragung von **Max Hayek**. Einleitender Aufsatz von **Hermann Bahr**. E. P. Tal & Co., Leipzig, Wien, Zürich 1921.

**Walt Whitman, Grashalme.** Neue Auswahl, deutsch von **Hans Reisiger**. S. Fischer, Berlin 1920.

**Walt Whitman, Gesänge und Inschriften.** Übertragen von **Gustav Landauer**. Kurt Wolff, München 1921.

Die Woge der Whitmanbegeisterung in Deutschland, die schon vor der Jahrhundertwende anhub und bei der 100. Wiederkehr des Geburtstags des Dichters (31. Mai 1819) ihre bisher stolzeste Kammhöhe erreichte, hat neuerdings drei Übersetzungen an den Strand geworfen, die zu eingehender Betrachtung auffordern. Reisiger hatte in eigenem lyrischen Schaffen Verwandtschaft mit dem großen Amerikaner bekundet, Landauer fühlte sich Whitman in seiner kosmischen Liebe, seiner Auffassung von Kameradschaft und Demokratie jüngerhaft verbunden. Befeuert wohl auch von dem als verschwistert empfundenen Fühlen der Revolutionszeit mögen sie wie Hayek an ihre Arbeit gegangen sein.

Dem Nachprüfenden wird die Arbeit von keinem von ihnen leicht gemacht. Weder Hayek, noch Landauer oder Reisiger geben darüber Auskunft, aus welchen Abteilungen der *Leaves of Grass* ihre Stücke entnommen sind. Landauer ist wenigstens in der äußeren Reihenfolge der Ordnung der Originalausgabe von Small, Maynard & Co., Boston gefolgt, während bei Hayek und Reisiger die aus den einzelnen Abteilungen gewählten

Stücke ganz durcheinanderlaufen. Macht man sich die Mühe einer planvollen Zusammenfassung, so ergibt sich, daß Hayek das Vorgedicht *Come, said my soul . . .*, den *Song of the Open Road*, *A Song of the Rolling Earth*, *Proud Music of the Storm*, *The Sleepers*, *Prayer of Columbus* ganz übertragen hat, dann die *Songs of Parting* bevorzugte (5 Beispiele und 1 Bruchstück aus *So long!*, das als selbständiges Gedicht figuriert). Dann folgen *Calamus*, *Whispers of Heavenly Death* und *Drum-Taps* (3), dann *From Noon to Starry Night*, *By the Roadside*, *Autumn Rivulets* (2), dann *Inscriptions*, *Sea-Drift*, *Children of Adam*, *Old Age Echoes* (je 1). Endlich bietet Hayek noch ein Bruchstück aus *Thou Mother with thy Equal Brood* und dem *Song of the Broad-Axe*. — Landauer hat seine Proben in erster Linie den *Inscriptions* (10) entnommen. *Calamus*, *Song of the Open Road*, *Drum-Taps* und *From Noon to Starry Night* liefern 2—3 Stücke; *Salut au Monde!*, *By the Roadside*, *Autumn Rivulets* and *Sands at Seventy* müssen sich mit einer Probe begnügen. Nirgends ist Zyklisches einmal ganz wiedergegeben. Aus *Starting from Paumanok* sind nur 11 von 19 Stücken da, aus *Salut au Monde!* nur 1 von 13, aus *Song of the Open Road* 3 von 15. Das ist, milde ausgedrückt, doch recht kurzatmig und bequem. — Demgegenüber hat Reisiger bei einer Anzahl zyklischer Gedichte die wünschenswerte Totalität gewahrt (*Salut au Monde!*, *Crossing Brooklyn Ferry*, *A Song of Joys*) und daneben aus *Calamus* (8), *Drum-Taps* (11), *Children of Adam* (9), *From Noon to Starry Night* (4), *Songs of Parting* (3), *Whispers of Heavenly Death* (5) hinreichende Proben gegeben.

Spricht hier schon Äufseres zu Ungunsten Landauers, so findet das Urteil seine Bekräftigung auch hinsichtlich der Qualität der Leistung. Sie ist nicht immer einwandfrei. Genauer Vergleich Zeile für Zeile lehrt das. Dabei soll es nicht schwer in die Wagschale fallen, daß hier und da bewußt verwandtes Kunstmittel (Stabreim!) unbeachtet bleibt, daß Mißverständlichkeiten oder leichtere Fehlgriffe vorkommen. Auf ihre Anführung sei verzichtet. Auch über Ungenauigkeiten und kleinere Nachlässigkeiten sei weiter kein Wort verloren. Wozu man aber nicht schweigen darf, das sind die an Zahl recht beträchtlichen Übersetzungsfehler, die den Text oft in Widersinn oder Sinnlosigkeit stürzen und die



man entweder auf Flüchtigkeit oder mangelnde Sprachkenntnis zurückzuführen gezwungen ist. Zum Beleg ein paar Stellen, in Klammer die Seitenzahl der Bostoner Ausgabe von 1898. In dem Gedicht *In Cabin'd Ships at Sea* wird 'the melancholy rhythm' (10) mit „das Mafs der Schwermut“ übersetzt. 'The great pride of man in himself' (11) erscheint bei Landauer als „die grofse Pracht des Menschen in sich“!! 'Not to-day is to justify me and answer what I am for' (18) lautet bei Landauer: „Nicht heut ist's an dem, mich zu rechtfertigen und gut zu sagen (?), wer ich sei“. Die klare Zeile 'I but advance a moment only to wheel and hurry back in the darkness' (18) wird zu dem unverständlichen: „Ich trete nur kurz vor zu Schwung (!) und in Hast zurück in die Dunkelheit“. 'Leaving it to you to prove and define it, Expecting the main things from you' (18) heifst recht unklar: „der euch Beweis und Erklärung vertraut, die Hauptsache euch vermacht“. In dem Zweizeiler *To you* (18) wird 'Stranger, if you passing meet me' willkürlich mit „wenn du mich flüchtig streifst“ wiedergegeben, was zudem gar nicht in den Zusammenhang paßt. Wenn man die Stelle 'I believe these are to found their own ideal of manly love' (21) wiedergibt mit „Ich glaube, diese sollen ihr eigenes Bild männlicher Liebe finden“, so bleibt keine andere Erklärung, als dafs 'to found' mit einem (hier ganz unmöglichen) 'to be found' durcheinandergeworfen wurde. 'Those being born' (24) sind nicht „die Neugeborenen“, sondern die noch Ungeborenen. Die Wiedergabe von 'I scan you with kindred eyes' (24) mit „ich banne (!) euch sanften (Verwechselung von kind und kindred!) Blicks in meine Verse“ (?) könnte recht gut von einem nicht ganz sattelfesten Sekundaner herrühren. Und überboten wird dieser Schnitzer durch den noch übleren 'the riches' (24) = „die Reichen“. Am Schlufs von *Starting from Paumanok* heifst eine Zeile: 'O a word to clear one's path ahead endlessly!' (29). Ihr entspricht in der Übersetzung die Zeile „O nun ein Wort zum Weiterschreiten, zwecklos klar!“ Hier ist weder Sinn noch Konstruktion verstanden, das Ergebnis ist barer Nonsens. — Daneben gehalten ist 'undemonstrable' (29) = „beweislos“ fast verzeihlich. Das Ende von *The Base of all Metaphysics* ist ganz mißverstanden. 'I see ... See the philosophies all, Christian churches and tenets see, Yet under-

neath Socrates clearly see, and underneath Christ the divine I see, The dear love of man ...' (102). Da schreibt Landauer: „Unterirdisch aber und hell sehe ich Sokrates, und unterirdisch Christus den Göttlichen seh ich, die Liebe des Menschen ...“ Was Landauer sich wohl bei diesem „unterirdischen“ Sokrates gedacht haben mag? Wenn in dem Gedicht *I Saw in Louisiana a Live-Oak Growing* (105) von der Eiche gesagt wird: 'Without any companion it grew there uttering joyous leaves of dark green' und wenn der Übersetzer dafür sagt: „Ohne Genossen wuchs sie und äufserte immergrün dunkel und froh ihre Blätter“, so könnte man sich zwar die Neuschöpfung „äufsern“ für hervorbringen ebenfalls gefallen lassen, wie man aber „immergrün dunkel und froh Blätter äufsert“, das sich vorzustellen, ist nicht ganz einfach. Amüsant ist auch die Stelle aus *The Song of the Open Road*: 'Here is realization, Here is a man tallied — he realizes here what he has in him' (124). Ein schwieriger Fall für den Übersetzer. Was meint das Wörterbuch dazu? — Es liefert: Auf das Kerbholz geschnitten. Ratlosigkeit. Aber mit leichter Hexerei wird ihr abgeholfen. Ein s statt eines f, ein n statt eines b, eine kleine Kasusretouche, und schon lächelt das Resultat: „Hier ist der Mensch aus dem Kernholz geschnitten“!! Neben solcher Probe wirkt 'you peering' (119) = „du Starrer“ statt „Starrender“, 'low life' (215) = „niederes Leben“ statt „Leben der niederen Stände“, 'attempted to be hid' (215) = „mit Mühe zurückgedrängt“ statt „vergeblich versteckt“, 'workings' (215) = „Werke“ anstatt „Wirkungen“ fast harmlos. In *Adieu to a Soldier* (= „Leb wohl, Soldat“) heift es 'Red battles with their slaughter, the stimulus, the strong terrific game, Spell of all brave and manly hearts' (253). Dafür sagt Landauer: „Die roten Schlachten mit ihrem Gemetzel, die Wut, das wilde, gräfsliche Spiel, Alles zeugt von tapferen, männlichen Herzen“. Was hat 'spell' mit „zeugen“ zu tun? — Noch schlimmer ist es in dem Gedichte *Turn o Libertad* (254). Dort wird die Freiheit angeredet: 'Turn from lands retrospective recording proofs of the past, From the singers that sing the trailing glories of the past'. Dafür steht bei Landauer der Galimatias: „Wende dich ab von nach hinten schauenden Ländern, die Abzüge des Gewesenen häufen, von den Sängern, die nachschleifend den Ruhm

des Gewesenen singen“. Wie man „Abzüge des Gewesenen häuft“ oder „nachschiebend Ruhm singt“, das zu sagen, wäre dem Verfasser dieser Nachdichtung wohl ebenso unmöglich gewesen wie dem unbefangenen Leser. ‘Grime-faced cannoneers’ (357) sind nicht Kanoniere „finsteren Blicks“, sondern „rufsgeschwärzte“; ‘denouements’ (370) bedeutet nicht „Schürzungen“ sondern gerade das Gegenteil. ‘With tender pride’ (372) heißt ebensowenig wie bei Hayek „mit zarter Pracht“, sondern „mit zärtlichem Stolz“. Zum Schluß noch die Zeile ‘Like a grand procession to music of distant bugles pouring, triumphantly moving, and grander heaving in sight’ (369). Sie lautet deutsch: „Wie ein gewaltiger Zug, der Musik ferner Signale zuströmend, im Siegerschritt und Herrlicheres vor Augen“ (!) und gibt ein artiges Beispiel für die Art, wie Landauer mit unverstandenen Stellen fertig wird: Er macht es wie ein Schüler. Weifs er nichts, so saugt er sich etwas aus den Fingern. — Genug der Beispiele. Sie waren nötig, um das Urteil zu begründen, daß Landauers Arbeit an sehr zahlreichen Stellen nicht anders als skrupellos zu bezeichnen ist. In ihrer unbekümmert schlampigen, gelinde gesagt fingerfertigen Methode gehört sie zu jener leider nur zu weit verbreiteten Gattung von Übersetzung, die man nicht unpassend die Übersetzung des „als ob“ benennen könnte, als ob — nämlich der Übersetzer den Text verstanden hätte. Man staunt über die Kritik der Tageszeitungen, die über das Ergebnis derart fragwürdiger Übersetzerei das Füllhorn überquellenden Lobes auszugiessen vermag. Man bedauert den Leser, der diese Sinnwidrigkeiten, Mißverständnisse und Vertuschungen als Whitmansche Poesie und Tiefe hinnehmen soll. Die Frage erhebt sich, wie Landauer, der doch auf literarische Reputation halten mußte, sich zu so unsolider Arbeitsweise verstehen konnte.

Landauer hat mit der Mehrzahl seiner Proben kein Neuland betreten. Das meiste, was er bietet, ist schon vor ihm von andern geboten worden. Worin also liegt der Gewinn seiner Arbeit? Er beruht in einer begrüßenswerten Neuprägung und Erfrischung des sprachlichen Ausdrucks, denen hübsche Einzelheiten gelingen, wie „ruppig“ für ‘rude’, „Sasse“ für ‘habitant’, „dwars“ für ‘athwart’ u. a. Daneben ist starkes Streben nach Gedrungenheit und Bändigung unverkennbar.

Landauer besafs den Sinn für das Pathos der Whitmanschen Prophetie. Was Intuition und Fähigkeit der Einfühlung erreichbar machten, ist erreicht; was Hingabe, Fleifs und Treue hätten hinzubringen müssen, fehlt. Einem an sich guten Wurf ist die Sorgfalt der Ausführung versagt geblieben. — Der einleitende Aufsatz präludiert und stimmt zum Geniefen. Whitmans Schaffen wird zu verwandtem Geist und verwandten Geistern in Beziehung gesetzt. Der Aufsatz ist geschickt und, an Vieles flüchtig regend, anregend im wörtlichen Sinne.

Mit Landauer verglichen, ist Hayeks Übertragung, die zeitlich vorausgeht — Reisinger steht in der Mitte —, zweifellos die verlässlichere. Hayek war, was Landauer anscheinend unterliefs, klug genug, sich bei Johannes Schlaf (Übersetzung der 'Grashalme', Reclam), dem er „reichen Dank zollt“, Rats zu holen. Indessen hätte er nicht zu betonen brauchen, dafs es ihm „nicht auf Philologenarbeit ankam“ (S. 92). Man sieht ohnehin nur zu bald, dafs es ihm an der wünschenswerten Akribie (worin sollte sonst die Philologenarbeit beim Übersetzen bestehen?) fehlt. Seine Behauptung, dafs er aufs innigste bemüht war, dem Original in jedem Worte getreu zu sein (was anderes ist, beiläufig bemerkt, „Philologenarbeit“?), scheint mir nicht ganz berechtigt. Als Beispiel gleich das Geleitgedicht *Come, said my soul* (17). Ist es etwa „getreu“, wenn man das Wörtchen 'such' in der zweiten Zeile, das für deutliches Verständnis unerläfslich ist, einfach wegläfst oder wenn man 'I may keep on' mit „bei ihnen verweilen möge“ übersetzt? Und übertrifft die nüchterne Wiedergabe von 'the chants resuming' mit „diese Gesänge wieder vorbringen“ philologisches (= bescheidenes) Vermögen? Der Philologe hätte, um aus der Fülle verfügbarer Beispiele nur ein paar herauszugreifen, 'well grain'd manhood' (216) wohl kaum mit „wohlbenarbtetes Mannestum“ wiedergegeben. Auch nicht 'for none more than you' (178) mit „für keinen gröfseren als dich“, und 'nothing is to be lost' (180) mit „nichts ist verloren“. Auch nicht 'drooping eyes' (326) mit „tränennden Auges“, 'truant lover' (327) mit „schweifender Geliebter“, 'weeping drops' (329) mit „klagenden Tropfen“, 'lowing cattle' (312) mit „gebeugtem Hornvieh“. Der Philologe hätte sich weder den Genitiv Plural „der Werfte“ (leider auch bei Schlaf!), noch das niedliche Femininum „deine Pré-

lude“ gestattet. Er hätte gewußt, daß das ‘native of the Mediterranean’ (330) keineswegs „der im Binnenlande geborene“ ist und daß ‘deific’ (339) nicht „vergöttlicht“, sondern „vergöttlichend“ heißt. Er hätte gewußt, daß Whitmans ‘I sing to the last’ in dem *Song at Sunset* (376) doch nicht heißen kann „ich singe dem Letzten“ — wobei dann Whitman offenbar die Rolle des Vorletzten hätte spielen müssen! —, sondern „bis zum letzten Atemzuge“. Der Philologe hätte ‘the bugle-calls of camps’ (315) zweifellos lieber etwa mit „militärischen Hornsignalen“ als mit „Stiergebrüll der Felder“ (!) wiedergegeben. Er hätte ‘I ... enter lists with thee’ (428) doch wohl lieber mit „ich trete mit dir in die Schranken“ übersetzt als „ich trage nun Verzeichnisse vor dich“ (!). Und wenn er an die Stelle der *Sleepers* gekommen wäre ‘Perfect and clean the genitals previously jetting, and perfect and clean the womb cohering’ (331), so hätte er, ehe er das mit „Vollkommen und rein zuvor das Geschlecht abwerfend und vollkommen und rein den Schofs in Einklang bringend“ (!) übertrug, sich sicher erst einmal die Frage vorgelegt: wie wirft man eigentlich Geschlecht ab und bringt dann Schofs in Einklang? Auch ohne des weiteren dichterisch oder nachdichterisch begnadet zu sein, wäre es dem Philologen nicht eingefallen, Whitmans „große, frei-flutende Rede, ... diese majestätischen Zeilen, die wie aus dem Herzen des Weltalls wellengleich heranrollen“ (Hayek, Nachwort S. 92) durch Reime eigener Erfindung zu „verschönern“, wie das in der Übertragung von *We two Boys together Clinging* (108) geschehen ist. Ihm wäre die Wendung „laß mich deine Tränen wegtun“ etwas ledern vorgekommen. Und er hätte es wohl kaum über sein (zaghafteres) Herze gebracht, einmal zwei Drittel eines Gedichtes (*Ashes of Soldiers*) zu streichen und den Krüppel Rest gleichwohl unter dem Titel des Gesamtgedichtes herumlaufen zu lassen, ein andermal (*Song of the Broad-Axe* 5.) die ganze Einleitung zu kassieren und damit den auf bewußte Kontrastwirkung zielenden Aufbau des Gedichtes zu zerstören.

Soviel (mit Auswahl) von den wunden Punkten dieser Übersetzung, die bei einer Neuauflage zu beseitigen wären. Im Übrigen kann sich die Arbeit recht wohl sehen lassen. Der Sprachgeist des Originals ist im allgemeinen recht glück-

lich getroffen. Besonders aner kennenswert ist die Neuübertragung manches prächtigen, von den Vorgängern ignorierten Gedichtes (ich denke an *A Song of the Rolling Earth*, *Proud Music of the Storm*, *Prayer of Columbus*). Alles in allem eine respektable Leistung. — Wertsteigernd für das Buch ist der einleitende Essai über Whitman, worin Hermann Bahr erneut seine glänzende Fähigkeit beweist, in fremde Wesenheiten zu schlüpfen. Die biographische Skizze, der Umriss des menschlichen und künstlerischen Problems Whitman ist von entzückender Leichtigkeit und reich an fesselnder Analyse.

Der Übertragung Reisigers ist nur Rühmliches nachzusagen. Den groben Übersetzungsfehlern anderer Übersetzer begegnet man bei ihm nicht. Auch kleinere Versehen laufen nur selten unter. (Ein Kuriosum in Klammer: von den *Sleepers* ist unter dem Titel „Die Schläfer“ nur das 1. und 8. Gedicht des Originals zu finden, während 3 und 6 herausgetrennt sind und an weit entfernter Stelle gebracht werden. Warum?) Aber das sind Schönheitsfehler. Die majestätisch andonnernde Woge des Whitmanschen Verses zerrinnt hier nicht an den Sandbänken sprachlicher Unfähigkeit. An Fülle des Gebotenen übertrifft Reisiger sowohl Hayek wie Landauer; er hat auch in den versteckteren Buchten des Ozeans Whitman mit Glück seine Netze geworfen. Treue Sorgfalt und dichterische Kraft sind ehrfurchtsvoll in den Dienst einer fremden großen Kunst gestellt. Die Aufgabe ist meisterlich gelöst. Man steht nicht an, diese Nachdichtung für die gelungenste zu erklären; in ihr braust wahrhaft Whitmanscher Atem und Whitmanscher Rhythmus.

Frankfurt a. M.

Gustav Noll.

---

**Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur**, herausgegeben von Wilhelm Dibelius.

**Religiöses und kirchliches Leben in England** von Otto Baumgarten. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1922. 122 S.

Die Bedeutung der von Dibelius bei der Herausgabe seines Handbuches angewandten Grundsätze sind an dieser Stelle bei der Besprechung des von Hermann Levy verfassten Bandes

über die englische Wirtschaft bereits gewürdigt worden. Der bekannte Theologe Baumgarten stellt sich nun nicht nur inhaltlich sondern auch schon in der äußeren Anlage der vorliegenden Schilderung durchaus auf den Boden dieser Grundsätze. Er schildert das religiöse England, nicht auf seine geschichtliche Entwicklung, auf die Abfolge und den kausalen Zusammenhang seiner kirchlichen und konfessionellen Formen eingehend, sondern seine typischen Erscheinungen heraushebend, deren Wesen beschreibend. Nach einem kurzen Abriss der englischen Kirchengeschichte ihrem äußeren Verlauf nach zeichnet B. in den ersten beiden Paragraphen den Typus der staatskirchlichen und der kleinkirchlichen Durchschnittsfrömmigkeit. Dann differenziert er diese beiden großen allgemeinen Gegensätze durch Darstellung eines hochkirchlichen, eines evangelikalen und eines bretkirchlichen Typus innerhalb des Staatskirchentums, eines methodistischen, puritanischen, lebensreformerischen, chiliastischen Typus innerhalb des Freikirchentums. Jenseits des organisierten Kirchentums scheidet B. dann noch den christlich-sozialen und den ästhetisch-religiösen Typus. Mit diesen Typen sind nicht in der Wirklichkeit ausgebildete religiöse Charaktere gemeint, sondern Idealtypen, wie sie seit Dilthey und auch schon von dem Kulturhistoriker Riehl, von Max Weber und Troeltsch angewandt wurden, Idealtypen, „die so, wie sie hier charakterisiert werden, in keinem einzelnen Exemplar restlos wiederzufinden oder aus einem einzelnen Lebensbild einfach abzulesen sind, aber doch die wesentlichen unterscheidenden Eigenschaften einer ganzen Gruppe charakteristisch zusammenfassen“ (Einführung S. 5). Die Fülle der Lebensbilder, aus denen B. diese Idealtypen herauszieht, gewinnt er erstens aus der Geschichte und zweitens vor allem aus der Dichtung. Er nennt selbst hierbei Sir Walter Scott, Dickens, Kingsley, George Eliot, Maclaren, Humphrey Ward als seine wichtigsten Quellen. In der Verschiedenartigkeit der Idealtypen aber sucht B. dann am Schluß nach dem gemeinsamen Englischen in ihnen. Und so erweist sich die ganze Untersuchung zuletzt auf den leitenden Gesichtspunkt des gesamten Handbuches hin geordnet: zum Verständnis des englischen Volkscharakters zu dienen. — Es ist unmöglich, hier mit wenigen Worten zu schildern, welche Lebendigkeit und Plastik sich in der Durch-

führung dieses Planes im einzelnen zeigt. In der Nebeneinanderstellung der verschiedenen Typen englischer Frömmigkeit gewinnen wir, zum ersten Male wohl, einen eindrucksvollen Überblick über die ganze Spannweite jedenfalls des modernen religiösen Erlebnisses dieses gerade hierin schwer durchschaubaren Insellokes. Durch längeren wiederholten Studienaufenthalt in England, ausgedehnte Belesenheit und ein starke religiöse Intuition voraussetzendes Wissen um die Art der verschiedenen Frömmigkeitsformen gelang es B., diese in ihren englischen Abwandlungen nicht nur äußerlich abzugrenzen, sondern auch bewundernswert weit in das Verständnis ihrer lebendigen Erscheinung einzudringen. Die vom Verf. erfüllte Bedingung für das Erfassen der Religionsformen des fremden Volkes liegt nämlich darin, daß er bei keinem seiner Typen außer Auge gelassen hat, vor allem in die absolute Sphäre allgemeinmenschlichen Gottes- und Christuserlebnisses einzudringen, und erst von dieser Tiefe her gleichsam nach außen hin die nationale Relativiertheit der Religion erlebenden Psychen abzugrenzen sucht. So gelangt er dann auch zuletzt dazu, die Gefahr einer zu starken Determinierung seiner religiösen Typen durch eben jene gewisse geistesgeschichtliche Epochen überdauernden Nationengeistesformen, die wir „Volkscharakter“ nennen, glücklich zu vermeiden. Er gibt ein Hauptergebnis seines Buches in den Worten an (S. 113): „Wenn wir nun zurückblicken auf die reiche Mannigfaltigkeit englischer Frömmigkeit, so wird uns diese wohl warnen vor übereilten generellen Urteilen über englische religiöse Art. Wir werden weder den Zug zum Katholisieren, noch den zum Moralisieren, noch den zur bloßen praktischen Nutzbarkeit, noch den zum Handgreiflichen ohne weiteres für das Entscheidende erklären, da uns alsbald entgegengesetzte typische Erscheinungen in Erinnerung kommen werden.“ Wie dann B. mit besonderen Vorbehalten die als das gemeinsam Englische an den verschiedenen Frömmigkeitstypen auffallende Gebundenheit an die Bibel, den Zug zum Moralisieren, den sogenannten Utilitarismus und den ausgebildeten Formensinn in sein Bild der gesamten englischen Frömmigkeit einordnet, das ist nur andeutungsweise nicht wiederzugeben.

B.'s Bild besitzt seinen Hauptwert seiner ganzen Anlage nach in dem Aufweis der vor allem im 19. Jahrhundert — das



Mittelalter skizziert er nur historisch — lebendigen religiösen Kräfte Englands. Diese faßt er in den besprochenen Idealtypen aus der Analyse von Persönlichkeiten und Institutionen zusammen. Eine Frage, die er nicht berührt, aber zu der er anregt durch die Ermöglichung eines Überblicks über die Wesensbestandteile der vergangenen Epoche, wäre die nach dem geschichtlichen Verhältnis der geschilderten Religiositätstypen zueinander. Die Frage stellt sich, welche Frömmigkeitstypen im 19. Jahrhundert am stärksten vergangenheitsbestimmt sind, mehr durch nationale, traditionelle Formen geleitet werden, und welche ein ursprüngliches und daher auch zukunftsreiches, unmittelbar religiöses Erlebnis darstellen. Ohne die Frage nach dem absoluten Werte des Puritanismus anzuschneiden, läßt sich rein historisch im 19. Jahrhundert feststellen, daß die Welt- und Gottesauffassung Cromwells und seiner „Heiligen“ immer mehr als „Erbe“ empfunden wird, und daß gerade die kräftigen und unabhängigen Persönlichkeiten dieses Erbe nicht mehr antreten wollen. Das Gemeinsame der Rekatholisierung der Hochkirche durch Pusey und Newman, des ehrfürchtigen, „weitstrahlsinnigen“ Blickes (Goethe) der breitkirchlichen Maurice und Kingsley in die weite Gotteswelt (vgl. die treffliche Charakteristik B.'s S. 54), der Kritik Samuel Butlers am Puritanismus in seinem Roman „The Way of all Flesh“ (vgl. meinen Aufsatz über ihn, Intern. Monatsschrift, Jahrg. 1920) und der Stellungnahme und Gegensätzlichkeit sowohl von Elizabeth Barrett-Browning wie von R. L. Stevenson gegenüber ihren puritanisch gestimmten Vätern — das Gemeinsame dieser verschiedenartigen Bewegungen und Persönlichkeiten liegt in der Abwendung von dem Weltbeherrschung erstrebenden Selbstgefühl des calvinisierten Englands. Und zwar ist es mit gewissen Abwandlungen in den erwähnten Fällen (auch Ruskin gehört in seiner Weltfrömmigkeit hierher) eine nicht unreligiös bestimmte, skeptische, sondern positiv gerichtete Haltung Gott und der Welt gegenüber, die zu dieser Abwendung führt: ein Sich-schenken, ein Sich-öffnen, nicht in flach-optimistischer aber in tief-froher Demut und Ehrfurcht vor der Gotteswelt, im Gegensatz zu dem dieser Zeit als finsternerste Selbstbehauptung und Weltmeisterung erscheinenden Puritanismus. Diese Haltung der Gottesweltgeöffnetheit ist zweifellos das „Neue“ des 19. Jahrhunderts im religiösen Eng-

land und als solches von den tiefsten Persönlichkeiten erlebt. Wenn wir die sich im Puritanismus bekundenden Wesenszüge des Utilitarischen und Betont-Politischen, wie es für die neuere Zeit mit Recht geschieht, als spezifisch für den englischen Volkscharakter ansehen wollen, so müssen wir jedenfalls die dem Puritanismus entgegengesetzte geschilderte Richtung als spezifisch unenglisch ansprechen. B. hat mit feiner Intuition auch z. B. an den breitkirchlichen Vertretern die tiefe Verwandtschaft dieses Frömmigkeitstypus mit den völlig unutilitarischen deutschen *homines religiosi* hervorgehoben. Wenn wir dann weiter uns fragen, wohin die neue religiöse Richtung führen wird, so läßt sich aus dem geschichtlichen Restitutionstrieb jeder starken christlichen Religiosität, die immer wieder den Anschluß sucht mit der stärksten metaphysischen Kraftquelle, der Person des Stifters, aber auch mit einem Ideal der Nachwirkung Christi in der Vergangenheit, die Prognose stellen, daß die beschriebene religiöse Haltung, geschichtlich betrachtet, eine Wiedergeburt des vorpuritanischen Englands bedeutet. Denn wenn wir von den wenigen Mystikern um 1800, etwa von Coleridge und Blake, absehen, haben wir zu den *homines religiosi* der Renaissance und vor allem des Mittelalters zurückzugehen, um den geschilderten Frömmigkeitstypus in größerer Reinheit anzutreffen. Ihre Wesensverwandtschaft mit dieser weit zurückliegenden Vergangenheit wurde von den genannten Führern, von Ruskin etwa ebenso wie von Newman, empfunden. —

Nur eine eingehende Analyse dieses skizzierten Zusammenhangs, vor allem auch der mittelalterlichen Frömmigkeit Englands, vermöchte die Frage nach der vollen religiösen Spannweite und Potenz des englischen Volkes, nach der wesentlichen und vielleicht der zeitlichen Begrenztheit seiner bisher für es allein als gültig oder als beherrschend erkannten Charakterzüge zu beantworten.

Ich möchte aber nicht den Fehler begehen, dieses *Desideratum* als eine Lücke des in sich abgeschlossenen inhaltsreichen und anregenden Baumgartenschen Buches erscheinen zu lassen.

Königsberg i/Pr.

Gustav Hübener.

**Sigurd Holm, Corrections and Additions in the Ormulum manuscript.**

XL + 117 SS. Diss. Uppsala 1922.

Die Arbeit, die noch auf eine Anregung Björkmans zurückgeht, füllt eine merkliche Lücke in der Literatur über das O. aus. So viel Anlaß zu Erörterungen Orms Schreibung gegeben hat, so ungenügend ist die Untersuchung der handschriftlichen Unterlage. Seit der Ausgabe von Holt (1878) sind 4 Jahrzehnte verstrichen, obwohl bereits Kölbing das Unzureichende dieser Ausgabe aufzeigte. (Die von Kölbing geplante Ausgabe ist leider nicht zur Ausführung gekommen.) Holm hat das MS. im Sommer 1920 durchgesehen; seine Kollation des engl. Textes verzeichnet gegen 1000 Korrekturen der Ausgabe von Holt, von denen bereits über ein Drittel von Kölbing notiert sind. Besondere Berücksichtigung haben die Nachträge am Rande erfahren, die bisher vielfach übersehen worden sind, weil sie oft weit von dem zugehörigen Text abstehen. Indes macht auch H. keinen Anspruch darauf, eine gründliche Revision des ganzen MS. zu geben.

Hinsichtlich der verschiedenen beteiligten Hände kommt H. im wesentlichen zu dem Ergebnis von White. Der Hauptteil des Autographs (S. 83) stammt vom Autor (A), dessen Werk von einem offenbar gleichzeitigen Schreiber B in etwas blasserer Tinte korrigiert ist, von dem auch etwa 200 der 250 Nachträge am Rande stammen. Die Änderungen betreffen sowohl die Form wie den Inhalt. Zu den ersteren zählen z. B. die Einführung von *wifmann* für *wimmann*, die Regelung der Flexion von *self-selfenn* und der Bildung des gen. sgl. der Feminina, die Regelung des *-n* in *a*, *na*, *mi*, *þi*, *o*, eine Reihe von Änderungen im Wortschatz wie Ersatz von *ziferr* durch *grediz* und eine Anzahl stilistisch-syntaktischer Korrekturen. Eine kleine Gruppe von Korrekturen, die aus paläographischen Gründen wahrscheinlich ebenfalls von B stammen, kommt in Kap. VI zur Sprache. Die zahlreichen inhaltlichen Änderungen sind wesentlich theologischen Charakters, und lassen den Schlufs, dafs der Schreiber B Orms Bruder *Wallterr* ist, ganz plausibel erscheinen, zumal B denselben Dialekt spiegelt und auch das orthographische System getreulich nachgeahmt hat. In Kap. III 'The spelling eo' ergeben sich eine Reihe von Einzelbemerkungen, die über

Bülbring hinausführen, indes für die Gesamtaufassung nicht wesentlich sein dürften. Die Nachtragung des *o* in *e[o]* stammt von späterer Hand, die Holm S. 104 als die des 4. Schreibers feststellt. B braucht ausschliesslich *e*. Von den 18 Einschlebseln auf 29 Blättern gehören die meisten A, 4 der Hand B und 1 dem Schreiber C. Weniger umfangreich sind die Korrekturen von A: in Betracht kommen vermutlich nachgetragene Doppelkonsonanten, vor allem *n*, *m* und *r*, gelegentlich auch *c*, *d*, *z*, *l*. Besonders auffällig ist, daß *z**h* ständig als *z<sup>h</sup>* geschrieben ist; eine ebenso konsequente Ausnahme macht *zho*, das übrigens in der ursprünglichen Fassung von v. 452 als *ho* erscheint. Selbstverständlich sind bei dem komplizierten System Orms eine ganze Reihe Schreibfehler stehen geblieben, was namentlich bei der Beurteilung der Quantitätserscheinungen mehr beachtet werden muß.<sup>1)</sup> Die dritte Hand C, die leicht von A und B zu scheiden und später ist, hat nur geringen Anteil am MS.; z. T. wiederholt sie nur die Randkorrekturen von B, um sie näher an die zugehörigen Textstellen zu bringen. Sie zeigt eine Reihe von Abweichungen von Orms System. Eine letzte Gruppe meist unbedeutender Änderungen sind einem 4. (oder mehreren) späteren Schreibern zuzuweisen; hierher gehört namentlich die Wiedereinführung des *o* in *eo*.

Die fleißige Arbeit scheint im allgemeinen recht zuverlässige Ergebnisse zu liefern, deren Verwertung ein Index erleichtert. Die Ausführungen werden durch 3 wohlgelungene Faksimiles erläutert. Hoffentlich legt Holm uns recht bald eine wirklich zuverlässige Ausgabe vor, für die allerdings eine nochmalige gründliche Durchsicht des MS. unerlässlich wäre, da in den jetzigen Ausführungen d. ö. seine Materialsammlungen nicht ausreichen. Ein zuverlässiges Glossar, das auch die Wörter des radierten Textes usw. einbegriffe, wäre eine nicht minder dankenswerte Leistung.

Zu S. 91 ist zu bemerken, daß Orms Orthographie doch wohl nicht als eine so ganz einzigartige Neuerung anzusehen

<sup>1)</sup> So wird *dæþþ* Ded. 201 lediglich Schreibfehler sein; vgl. Verf. St. E. Ph. 66<sub>59</sub>. Zu ibd. 25 trage ich bei dieser Gelegenheit nach, daß Kölbing stets *mast* liest. Holm (S. 93 u. Fußn. 3) findet *masst* 8522 und 10 *mast*.

ist. Aus den eindringenden Untersuchungen anderer Denkmäler haben wir die Erkenntnis gewonnen, daß diese ursprünglich in gut geregelter Orthographie geschrieben waren, deren Ursprung in den Klöstern zu suchen ist. Orm hat nichts anderes getan als die übrigen Schreiber auch, und was er an Detailausarbeitung hinzutut, artet vielfach in Pedanterie aus, ähnlich wie seine metrischen Prinzipien. Zu S. 106: Die Behauptung, daß *þatt* nach vorausgehenden Dental in C nicht zu Orms Dialekt passe, scheint mir schief. Es handelt sich bei dieser von Blackburn AJPh 3<sub>46</sub> ff. behandelten Erscheinung wohl kaum um eine dial. Eigenheit, sondern nur um eine genaue satzphonetische Schreibung, die allenfalls als Charakteristikum gewisser Schreiberschulen gelten kann. Zu S. 76<sup>1</sup>: Die Schreibung *leuiness* mit u = [ū] schließt die Lautung [ü] in *Saul* u. ä. kaum aus. Jedoch ist aus anderen Gründen Reichmanns Ansicht (S. 46) kaum richtig. Vgl. übrigens *hurter* > *hirrtem* (Lambertz § 69). Zu S. 94: *wreg-henn* 2889, 17843 neben sonstigem *wregenn* ist kaum Schreibfehler, sondern diese Doppelformigkeit ist lautlich, und historisch begründet in der Natur des ursprünglich folgenden Vokals. Zu S. 19<sup>1</sup>: *bilefedd* stellt kaum die regelrechte Form zu ae. *belæfan* dar; e muß analogisch erklärt werden. S. 77 Z. 4 füge *are* ein.

Göttingen.

Hermann M. Flasdieck.

**Ernst A. Kock, Plain Points and Puzzles.** 60 Notes on Old English Poetry. Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 17. Nr. 7. [1922]. 26 Ss.

Kock beschäftigt sich in diesem Beitrag hauptsächlich mit der ae. Genesis, auf die 35 der Erörterungen entfallen. Ferner haben Crist, Daniel, Exodus und Gnom. Exon. stärkere Berücksichtigung gefunden. Wie in früheren Arbeiten, insbes. neuestens *Fornjermansk forskning* (Lund 1922), richtet Kock sein Hauptaugenmerk auf Parallelismen. Das in den Erörterungen zu Tage tretende Streben nach konservativer Textbehandlung ist sehr anerkennenswert. Eine Reihe von Emendationen bietet manches Anregende; doch sind die Vorschläge nicht immer überzeugend.

Göttingen.

Hermann M. Flasdieck.

**W. F. Bryan, The Midland Present Plural Indicative Ending -e(n).**

S.-A. aus **Modern Philology**, Vol. XVIII, No. 9, January 1921. 17 Ss.

Die frühesten sicheren Belege für den Gebrauch der charakteristischen mittelländischen Endung weist B. in den jüngeren Teilen der Peterborough Chronik nach; mit Recht zweifelt er den Wert der von E. M. Brown (Teil II, Seite 40 ff.) aus Ru.<sup>1</sup> nachgewiesenen Belege unter Hinweis auf den allgemeinen sprachlichen Charakter der Glosse an. Hauptsächlich erörtert B. in dem Aufsatz die Frage nach dem Ursprung der neuen Endung, den er in der Analogie nach der Pluralform der verba præterito-præsentia sowie der von diesen beeinflussten, wesentlich englischen Formen sindon, earon, bidon sieht. Diese von B. vorgetragene Erklärung ist bereits von O. P. Behm in der von Bryan nirgends erwähnten Abhandlung 'The Language of the later part of the Peterborough Chronicle', Diss. Upsala 1884, p. 66, vorgeschlagen worden. Zur Erklärung sind m. E. beide Faktoren, die von B. so energisch verfochtene Analogie nach den verba præterito-præsentia sowie die bisher gewöhnlich angezogene Übertragung vom Optativ und vom Präteritum zu berücksichtigen, was bei B. zwar angedeutet (Seite 466), jedoch nicht genügend stark betont wird.

Göttingen, 15. Aug. 1922. Hermann M. Flasdieck.

[6. 10. 22.]

### I N H A L T.

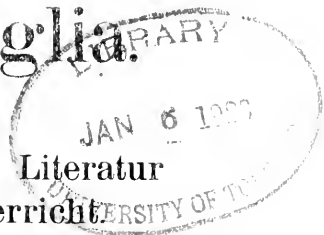
	Seite
I. Whitman, Ich singe das Leben. Auswahl von Gedichten.	} (Noll) {
Deutsche Übertragung von Max Hayek. Einleitender Aufsatz von Hermann Bahr . . . . .	
Whitman, Grashalme. Neue Auswahl, deutsch von Hans Reisiger . . . . .	
Whitman, Gesänge und Inschriften. Übertragen von Gustav Landauer . . . . .	
Handbuch der Englisch-Amerikanischen Kultur, herausgegeben von Wilhelm Dibelius. — Religiöses und kirchliches Leben in England von Otto Baumgarten (Hübener) . . . . .	216
Holm, Corrections and Additions in the Ormulum manuscript . . . . .	} (Flasdieck) {
Kock, Plain Points and Puzzles . . . . .	
Bryan, The Midland Present Plural Indicative Ending -e(n) . . . . .	
	224

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen  
über englische Sprache und Literatur  
und über englischen Unterricht



---

---

XXXIII. Bd.

Dezember 1922.

Nr. XII.

---

---

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

John Edwin Wells, Professor of English in Connecticut College, *A Manual of the Writings in Middle English 1050—1400*. Published under the Auspices of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. New Haven, Yale University Press 1916. XV + 941 Ss. Dazu: First Supplement: Additions and Modifications to September 1918. 1920. S. 947—1037. Preis \$ 5,50.

Das vorliegende Handbuch des me. Schrifttums ist eine recht gründliche und gediegene Leistung, die fortan eine der Grundlagen für alle Arbeiten auf dem behandelten Gebiet bilden wird. Mit großer Umsicht und staunenswertem Fleiß hat Wells alle gedruckt vorliegenden Denkmäler der Epoche zusammengetragen und die einschlägige Literatur verzeichnet. Nicht nur die umfangreichen Werke von künstlerischer Bedeutung sind berücksichtigt, sondern auch die kleinsten Stücke der Überlieferung haben Aufnahme und liebevolle Beachtung gefunden; selbst Glossen, Urkunden u. ä. sind berücksichtigt. Dieser gewaltige Stoff wird in 16 Kapiteln, die sich aus der stofflichen Zusammengehörigkeit ergeben, vorgeführt: I. Romances. II. Tales. III. Chronicles. IV. Works dealing with contemporary conditions. V. Homilies and legends. VI. Works of religious information and instruction. VII. Proverbs and precepts, and monitory pieces. VIII. Translations and paraphrases of the Bible, and commentaries. IX. Dialogues, debates, catechisms. X. Science, information, documents. XI. Rolle and his followers. XII. Wycliffe and his followers. XIII. Pieces

lyrical in impulse or in form. XIV. Dramatic pieces. XV. The Pearl Poet; Gower. XVI. Chaucer. Man sieht, die Kapitel stehen etwas willkürlich nebeneinander. Merkwürdigerweise ist so der Gaweindichter vom Dichter der Perle usw. weit getrennt, und letzterer mit Gower zusammen behandelt. Ebenso ist die Trennung Wycliffes von der Bibelübersetzung kaum sehr glücklich zu nennen. Wells verzichtet bewußt darauf, das allmähliche Anschwellen des breiten Stromes der me. Literatur darzustellen. Ist somit die einzig richtige wissenschaftliche Einstellung für eine Beurteilung der Literatur vergangener Epochen nicht gewählt und ein klarer Durchblick nicht ermöglicht, so hat W. jedoch die denkbar beste Vorarbeit für eine wirkliche Geschichte der me. Literatur geleistet. Und wie hoch diese Vorarbeit zu bewerten ist, wird jeder ermes sen, der sich nur irgendwie mit dem behandelten Gebiet befaßt hat. Innerhalb des gewählten Rahmens ist W. meist von überraschender Vollständigkeit, indem er die behandelten literarischen Erscheinungen in den großen stoffgeschichtlichen internationalen Zusammenhang hineinstellt. Nur wäre ab und an vielleicht eine stärkere Berücksichtigung der mhd. Literatur wünschenswert. Knapp, aber klar und übersichtlich stellt er die Ergebnisse der bisherigen Forschung objektiv zusammen; nur in wenigen Fällen gibt er seine eigene Meinung. Seine Darstellung führt stets an die Quellen heran; sie berichtet über die handschriftliche Überlieferung, über Dialekt, Zeit, Metrik, Quelle, Autor und gibt eine meist wohlgelungene künstlerische Würdigung. Leider versäumt es W. öfters, eine direkte Fühlung zwischen Text und Bibliographie herzustellen, indem er im Text die verschiedenen Ansichten in einer wissenschaftlichen Streitfrage ohne Namensnennung der Urheber vorbringt. Ebenso würde einer schnelleren Orientierung in der Bibliographie wesentlich gedient sein, wenn dort bei Zeitschriftenartikeln stets die Verfasser mitverzeichnet wären. Damit würde zugleich einer Pflicht der Gerechtigkeit und Dankbarkeit gegen vergangene Forschergenerationen Genüge getan.

Von ganz besonderem Werte für die weitere Forschung sind die recht sorgfältig ausgearbeiteten Bibliographical Notes, die die bis zum September 1915 erschienene Literatur zu-



sammenstellen. Für Kapitel XVI beschränken sie sich verständigerweise auf eine Ergänzung von Hammond's 'Chaucer'. Ein Supplementband führt das Werk auf Grund der bis zum September 1918 erschienenen Veröffentlichungen weiter, wobei namentlich aus C. Brown, A Register of ME Religious and Didactic Verse, I. Oxford 1916 (Bibliographical Soc.) reicher Nutzen gezogen wird. Die deutsche Forschung seit 1914 soll in einem neuen Supplement Berücksichtigung finden. Weitere Ergänzungen zur Bibliographie sind für die Veröffentlichung in Zeitschriften beabsichtigt. Besonders erfreulich ist die Mitteilung, dafs für die Übergangszeit des 15. Jahrhunderts ein ähnliches Handbuch folgen soll.

Die Darstellung der literarhistorischen Tatsachen und Probleme, sowie die Ausarbeitung der Bibliographie sind mit gewissenhafter Sorgfalt durchgeführt, so dafs hier ein recht zuverlässiges, umfassendes Handbuch vorliegt, für das jeder Anglist dem Verfasser zu Dank verpflichtet sein wird.

Bei der bisherigen Benutzung sind mir eine Reihe von kleineren Versehen und Druckfehlern aufgefallen, aber es wäre kleinlich, wollte ich sie hier aufzuführen, da sie der Benutzer meist ohnehin erkennen wird. Bei der Nachprüfung der Bibliographie fand ich mich vielfach angenehm enttäuscht. Einige Kleinigkeiten zur Ergänzung mögen hier Platz finden; z. T. sind diese Arbeiten erst nach Abschluß des Supplementbandes veröffentlicht: Lay of Havelok p. 763 [5]: Z. 3 ist Arch. 108<sub>197</sub> irrtümlich zweimal aufgeführt. Zu G. Storm E. St. 3<sub>353</sub> ff. vgl. auch Acad. 1880, p. 343. Ferner Gollancz Athen. 1896 no. 3603, p. 687 über schott. *ablach*. — Guy of Warwick p. 764 [6]: Vgl. auch P. Man, Gydo u. Thyrsus. Diss. Jena 1909. — Sir Beues of Hamtoun p. 765 [13]: Kölbing E. St. 2<sub>317</sub> ist irrtümlich zweimal aufgeführt. Z. 3 v. u. lies Stimming, dessen letzte Publikationen zum Boeve nachzutragen sind. — Arthurian Legends p. 766: F. Puetz, Zur Geschichte der Entwicklung der A. Sage. Diss. Bonn 1892; H. Pyle, The story of King A. and his knights, L. 1903. — Sir Gawayne and the grene Knight p. 770 [31]: Zu Thomas (1883) vgl. G. Paris Rom. 13<sub>376</sub> ff. Zu Kittredge (1916) vgl. Ekwall E. St. 51<sub>121</sub> und Arch. 135<sub>166</sub>. Zu Jackson Anglia 37<sub>393</sub> vgl. Jahresbericht 1913, S. 85. Ferner Jahrmann NSpr. 26: Stokes Acad.

1892<sup>399</sup> und Nutt *ibid.* p. 425; Foster MLQ 2<sup>53</sup>, Napier MLQ 2<sup>52</sup>. — Libeaus Desconus p. 772 [43]: Vgl. R. Bethge, Wirnt v. Grafenberg, Berl. 1881 und dazu Rohde E. St. 7<sup>150</sup>; ferner Saran PBB 21<sup>253</sup> ff., 22<sup>151</sup> ff. über die Quelle des mhd. Wigalois. Vgl. auch den von F. Heuckenkamp herausgegebenen Prosaroman vom Chevalier du papegeau (Halle 1895). — Perceval p. 772: Zu Nutt (1888) sollte auf Zimmer GGA 1890<sup>485—528</sup> u. G. Paris Rom. 1889<sup>555</sup> ff. verwiesen werden. Vgl. ferner W. A. Henderson Athen. 1914 II<sup>234·285</sup>. — Zur Metrik des Sir Percyvelle s. jetzt F. Finsterbusch, Wien. Beitr. 49. — Sir Firumbras p. 776 [50]: Browne MLN 12<sup>446</sup> zu v. 3555. — Octovian p. 782 [84]: Über den Privatdruck von J. J. Coneybeare und E. M. Goldsmid in den Aungervyle Society Publications wäre zu berichten; vgl. Jahresbericht 1882, 209. — Lai le Freine p. 783 [88]: Garnett AJPhil 1<sup>495</sup> über die Lokalisierung. — Sir Orfeo p. 783 [89]: Zu Zielkes Ausgabe vgl. auch Varnhagen DLz 1881<sup>57</sup>. — Floris and Blancheflur p. 785 [99]: Vgl. Leendertz' Ausgabe von D. van Assenedes F. ende Blancefloer, Leiden 1912. — Sir Degrevant p. 785 [100]: Zur Metrik vgl. F. Finsterbusch, Wien. Beitr. 49. — Richard Coer de Lion p. 786 [105]: Zu Brunner vgl. Arch. 134<sup>494</sup>, DLz 35<sup>2375</sup>, Ctbl. 65<sup>480</sup>, AB 27<sup>131</sup>. Zu Jentsch vgl. Liebermann, D. Zs. f. Geschichtsw. 1892 E 61. — Dame Siriz p. 790 [20]: E. Wolff, Unters. über d. Gesch. v. d. weinenden Hündin. Münchener Habilitationsschrift 1911; Holthausen AB 29<sup>254</sup>. — Peniworþ of witte p. 790 [21]: E. Schröder E. St. 55<sup>474—8</sup>. — Bestiary p. 791 [24]: Vgl. auch A. Robin, The old physiologi in E. lit. Lond. 1912. — Lazamon p. 792 [3]: Zu Gillespy vgl. Binz Lbl. 40<sup>155</sup> ff. — Laurence Minot p. 797 [12]: Zu Scholle vgl. auch Brandl AfdA 11<sup>35</sup> ff. — Vision concerning P. Pl. p. 800 [51]: Zu S. 801 Abs. 2 v. u. ergänze: L. Cazamian, Etudes de psychologie littéraire, Paris 1913 passim über soziales u. religiöses Leben im 14. Jh. Ferner O. Eberhard, Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 (A. F. 51). Zu Görnemann vgl. Arch. 134<sup>464</sup>, AB 27<sup>275</sup>, Lbl. 37<sup>173</sup>, E. St. 50<sup>428</sup>. — Ormulum p. 804 [14]: C. A. E. Jessen, 'Om Betegnelsen af Selvlyds Tidsmaal i et Gammel-Engelsk Skrift', Tidskrift for Philologi og Pædagogik I (1860) 202 ff., vgl. auch *ibid.* 369 f. B. Laesecke, Ein Beitrag zur Stellung des Verbums im O. Diss. Kiel 1917. P.

Weinmann, Über den Gebrauch des Artikels im O. Diss. Kiel 1920. Sigurd Holm, Corrections and additions to the O. MS. Diss. Upps. 1922. — Osbern Bokenam p. 808 [27]: Zu Horstmanns Ausgabe vgl. E. Schröder AfdA 9<sup>390-3</sup>, Brandl Lbl. 1884<sub>101</sub>. Auch auf Horstmann E. St. 10<sub>1</sub> ff. könnte hier verwiesen werden. — Juliana p. 811 [49]: Vgl. Pearce MLN 7<sub>186</sub>. — Thomas à Becket p. 812 [55]: H. Thiemke, Die me. Th. B. legende des Gloucesterlegendars krit. hrsg. mit Einltg. Pal. 131 (1919). — Cursor Mundi p. 816 [1]: O. Strandberg, The rime-vowels of C. M. Diss. Ups. 1919. Zur Metrik vgl. Crow. Diss. Göttg. 1892 §§ 14—27. — Handlyng Synne p. 816 [2]: Vgl. Zupitza Arch. 82<sub>206</sub> ff. über Benutzung in den Islendzk Aeventýri ed. Gering. — Azenbite of Inwyt p. 817 [4]: Textbesserungen von Stratmann E. St. 2<sub>120</sub>. — Ancren Riwele p. 820 [40]: Joel Pahlsson, The Recluse ... jetzt vollständig. Lund 1918. — Proverbs of Alfred p. 822 [5]: Vgl. auch A. Egge, Notes on Specimens of E. E. Lond. 1887. — Erthe upon erthe p. 823 [26]: Vgl. jetzt M. Förster Arch. 138<sub>39-61</sub>. — Poema Morale p. 823 [25]: Zu Lewin vgl. auch Varnhagen DLz 1882<sub>431</sub>. Ferner sollte auf Brandl Berl. Sitz. Ber. 1908, S. 724 ff. verwiesen werden. — Genesis and Exodus p. 825 [1]: Zum Text Schumann Angl. 6 Anz. 1—32. — p. 827 [21] l. Adler Diss. Breslau 1885. — Debate between body and soul p. 829 [1]: Über frz. u. lat. Versionen vgl. Th. Batiouchkof Rom. 20 (1891) p. 1 ff., 513 ff. Zu Buchholz Erl. Beitr. VI vgl. insbes. Zupitza Arch. 85<sub>78-83</sub>. Ferner Heesch, Über Sprache und Versbau des halbsächsischen Gedichtes ... Halle 1885. — Owl and Nightingale p. 831 [8]: Holthausen AB 30<sub>242</sub> ff. — Thrush and Nighthingale p. 831 [9]: Holthausen Anglia 43<sub>52</sub> ff. — Cuckoo and Nightingale p. 831 [12]: Zu Vollmer vgl. Arch. 103<sub>179</sub>, AB 9<sub>266</sub>. Ferner Liddell Acad. 1896. II. 116. — Travels of Maudeville p. 834 [31]: J. Vogels, Das Verhältnis der ital. Versionen M.'s zum Original. Festschrift des Adolphinums zu Mörs 1882, S. 37 ff.; Toynbee Rom. 1892<sub>228</sub> ff. über Benutzung in Chr. de Pisan, Livre du chemin de long estude v. 1191 ff. — On god ureisun of ure lefdi p. 854 [207]: Vgl. Brandl Berl. Sitz. Ber. 1908, p. 724 ff. — Patience p. 864 [3]: Zur Ausgabe von Gollancz vgl. Brunner Arch. 132<sub>184</sub>, Fehr AB 26<sub>105</sub>, MLR 9<sub>403</sub>; zur Aus-

gabe von Bateson vgl. Arch. 129<sup>516</sup>. Zur Textkritik: Ekwall E. St. 47<sup>313</sup>, 49<sup>453</sup>. Onions E. St. 47<sup>316</sup>. — Pearl p. 864 [2]: Vgl. Brandl Berl. Sitz. Ber. 1908, p. 724 ff. Übersetzung von O. Decker Progr. Schwerin 1916, dazu Lindner E. St. 51<sup>124</sup>. — Gower p. 865: [8]: Zu Stengel AA 64 vgl. H. Suchier Lbl. 1887<sup>1414</sup>. [7]: Zu Fowler vgl. Spies NPhR 1905<sup>595</sup>; zu v. 23449 Hamilton MLN 19<sup>51</sup>. [13]: Eberhard AF 51; Cook, Dante and G. Arch. 132<sup>395</sup>. Über einige Reime Skeat Acad. 1892, no. 1035, p. 230. F. Steinhoff, Über den Gebrauch des Artikels in den engl. Werken J. G.'s Diss. Kiel 1916. — Chaucer p. 868 Language: R. Nöjd, The vocalism of Romanic words in Ch. Diss. Ups. 1919. — Readers p. 759: J. Hall, Selections from Early Middle English. I/II. Oxf. 1920. — Seven Sages p. 792 [27]: Brunner Arch. 140<sup>199</sup> ff.: über die Reimsprache der kent. Fassung.

Göttingen, 26. Juli 1922. Hermann M. Flasdieck.

**Samuel Moore, Historical Outlines of English Phonology and Middle English Grammar.** George Wahr, Ann Arbor, Michigan 1919. VII + 83 Ss. \$ 1,50.

Das Buch soll einem dreifachen Zweck dienen: der Einführung in die Chaucerlektüre, in die me. Grammatik und in die historische Grammatik. Der Verfasser beschränkt sich auf eine dürftige Zusammenstellung der wichtigsten Daten, ohne Neues zu bieten.

Die Einleitung, ein Wiederabdruck des ersten Kapitels von Moore-Knott, The Elements of Old English ringt die Hauptbegriffe der Phonetik. Im Anschluß daran werden in Teil I die ne. Laute behandelt. In Teil II wird die Sprache Chaucers mit besonderer Berücksichtigung des auslautenden -e erörtert, in Teil III die Geschichte der Laute, in Teil IV die der Formen vom Ae. bis zum Ne. In Teil V sind die wichtigsten me. Dialektkriterien zusammengestellt. Ein Anhang behandelt die me. Schreibung.

Sämtliche Kapitel behandeln nur die wichtigsten Dinge in einer meist recht äußerlichen Zusammenstellung. Man vermifft vor allem ein Kapitel über die gemeinsprachlichen Be-

wegungen im Verlauf der englischen Sprachgeschichte und über die Verschiedenheit der dialektischen Basis der ae. und ne. Schriftsprache. Sprachgeschichtliche Gesichtspunkte fehlen also ganz. Zum Vergleich werden durchgehends die ws. Entsprechungen herangezogen; nur in den unumgänglichsten Fällen wird die historische Vorstufe der mittelländ. Form erwähnt. Auch hätte über die Handhaben zur Feststellung von Chaucers Sprachgebrauch und über seine Stellung zur Sprache seiner Zeit gehandelt werden sollen.

Auf Grund einer kurzen Durchsicht habe ich folgende Einzelheiten zu bemerken:

Im Literaturverzeichnis sind die Grammatiken von Horn (1908) und Luick (1914 ff.), ferner die Arbeiten über Chaucers Sprache von Frieshammer St. E. Ph. 42 (1910) und Wild Wien. Beitr. 45 (1915) nachzutragen. — § 29. Bei *pl. thes*, *thesē* wäre die Aussprache anzugeben, vgl. Luick AB 16, 151; 16, 168; Pogatscher AB 16, 336; 17, 32. — § 25. Ch. kennt drei lange e- und o-Laute: [ǣ] < ēa, [ē̄] < e-, [ō̄] < ē, ēo; [ā̄] < ā, [ō̄] < o-, [ō̄] < ō; vgl. die Reime in Troilus V, 22 und dazu Morsbach Me. Gr. 147, 155 und Luick § 391 A. 4. — § 32. Zum *p. pt.* der *st. v.* vgl. P. Marquardt, Das starke *p. pt.* im Me., Diss. Berlin 1920. — § 33. Zu *sholde* [šōldə] vgl. Morsbach Arch. 100, 71 Anm. und Wild 352. — § 34. Bei *wolde* kann [wuldə] gestrichen werden, da nicht genügend bezeugt. — § 40. Für ae. [tš] wäre besser č zu schreiben, und ě für den palatalisierten Verschlusslaut zu reservieren. Ae. *eo* ist als [ēo], nicht [ēo] anzusetzen. Ebenso sind ě und ǫ geschlossen: also nicht [hēlpān], [krōp]. — § 42. Me. *arm* ist nicht die direkte Entsprechung von ae. *earm*. — § 43<sup>41</sup>. Vor *st* wurde in flektierten Formen durchgängig gekürzt; ne. [kraist] < me. Crīst ist durch romanischen Einfluß zu erklären; vgl. Reichmann St. E. Ph. 25, 44 und Sievers Metr. Stud. IV. 1. 106. — § 43, 2. Die Entwicklung der me. Diphthongbildung ist viel zu summarisch und im Einzelnen nicht immer richtig dargestellt. — § 43<sup>46</sup>. Me. *oughte* geht nicht auf ae. *āhte* > *āhte* > *ōhte* zurück, sondern auf Anlehnung an das prs. *owen* < *āzan*. — § 44, 4. Ne. [ā] in *example*, *chant*, *command*, *danse* usw. geht auf me. *au*, nicht *ā* zurück; vgl. Horn S. 114, Albert St. E. Ph. 63, 24. — § 44, 7. *en*] > *in*] ist bereits me. — § 46, 1. Der Abfall von -n

wäre genauer zu besprechen. — § 82, 1. Ae.  $\ddot{y}$  ergab auch wohl im Süden in einzelnen Gebieten  $\ddot{y}$ ; vgl. H. C. Wyld E. St. 47, 145. — S. 75<sup>84</sup>. Das Beispiel *efter* ist unglücklich gewählt, da hier die Analogie hineinspielt. — S. 76<sup>90</sup>. Die Angaben über die 3. Pers. Sgl. im Mittelland sind nicht korrekt; vgl. Holmqvist, *On the history of the English present inflections*. Heidelberg 1922. — § 89, 3. Nach H. Marcus, *Die Schreibung ou in frühme. Hss.*, Diss. Berlin 1917, S. 141 f. ist die Schreibung *ou* nicht als schlechtweg aus Frankreich entlehnt zu betrachten.

Auch in der phonetischen Umschrift von C. T. Prolog v. 1—117 (S. 15 f.) sowie des ae. Textes (S. 38) wäre noch manches zu korrigieren.

Druckfehler: S. 23, Z. 4: 1. *hōli*. — S. 26, § 27: 1. Adjectives. — S. 39<sup>39b</sup>. Am Schlufs fehlt *r*. — Zwei Paragraphen haben die Zahl 40.

Göttingen, 15. Aug. 1922. Hermann M. Flasdieck.

**Will Shakespeare.** An Invention in 4 Acts. By **Clemence Dane**. London, W. Heinemann, 1921. 131 S. 6 s. net.

Shakespeare ist als Dramenheld zuletzt vor dem Kriege im Jahre 1910 auf der Bühne erschienen (Frank Harris, „Shakespeare and His Love“ und B. Shaw, „The Dark Lady of the Sonnets“). Dann brachte das Jahr 1921 gleich zwei Dramatisierungen der Lebens- und Kunstentwicklung des Nationaldichters. Die eine, „Shakespeare“ von Rubinstein und Bax, ist in unverkennbarer Nachfolge von John Drinkwater's „Abraham Lincoln“ in fünf „Episoden“ lockerster Struktur aufgebaut und vom Ref. im „Archiv f. d. Studium d. n. Spr. und Literaturen“ angezeigt worden: sie bringt uns trotz höchst aner kennenswerter Vertrautheit der beiden Verfasser mit dem Leben und der Zeit des Stratforders, trotz einer bis in die Sprache hinein stilvollen Milieugebung den aus Stellen und gedanklichen Tendenzen seiner Dichtung frei erschlossenen Menschen ebensowenig näher wie die Größe seiner Kunst. Sie ist keine gottbegnadete Leistung, denn sie führt nicht zu einem Schicksal hinauf.

Zum Unterschiede von diesem Stück ist das der Mifs Dane voll dichterischen Aufschwungs, der auch Ursache zu dem anfänglichen Erfolg der Aufführungen im Herbst 1921 am Shaftesbury-Theater in London gewesen sein muß, ein Erfolg, der freilich bald entschiedener Ablehnung wich. Weshalb, erkennt man aus einer knappen Analyse und aus der unbefangenen Beurteilung des naiven englischen Publikums.

Mifs Dane arbeitet mit frei erlesenen und reich erlebenden Figuren. Ihr erster Akt spielt etwa 1584 im Winter zu Stratford a. A. Der bereits dramatisch tätige junge Ehemann wird von seiner gewöhnlich denkenden und fühlenden Frau nicht verstanden, läßt sie aber auch instinktiv nicht in seine Seele Einblick nehmen. Ihre hausfraulichē Geschwätzigkeit zerzt an seinen Nerven und der Lockruf der Wandertruppe von Londoner Schauspielern, der mit Laute und Gesang ins Stübchen hereinklingt, läßt ihn, der für sein erstes Stück (welches das ist, erfahren wir nicht) schon Beziehungen in der Hauptstadt gefunden hat, hoffnungsfroh aufspringen. Anna kann trotz der Mahnungen ihrer Mutter, die namentlich das Kind im Leibe der Tochter nicht zu Schaden kommen lassen will, ihre Unruhe nicht bemeistern, ihre bösen Ahnungen, Will werde sie verlassen, nicht fortscheuchen. Der Führer der Mimen, Henslowe, den auch der Ruf von Shakespeares Liedern (!) angezogen hat, betritt das Haus, reizt Will zum Weggang nach London, verrät dabei den alle Menschen in der Umgebung der Königin, nur diese selbst nicht, unterjochenden Zauber einer dunkelhaarigen jungen Hofdame und erweckt so Annas rasende Eifersucht, die sich in Beschimpfungen Henslowes Luft macht. Die Mutter führt die Tobende mit Gewalt ab. Henslowe lockt, fast mephistophelisch, weiter — mit dem Gold, dem Ruhm, dem Leben der großen Stadt: schwach sträubt sich noch Wills eheliche Liebe, die Rücksicht auf die bevorstehende schwere Stunde der Gattin. Henslowe verläßt ihn mit der Versicherung, daß ihm die Frau, wenn sie klug sei, den Weg zum Wohlstand, der nur über London führe, nicht hemmen könne. Im Gespräch mit Anna findet Will sie bereit, mit ihm nach London zu ziehen: das schüttelt er ab, harte Worte fallen (ihr höheres Alter, ihre voreheliche Preisgabe) und die Szene steigert sich bis zur Enthüllung falscher An-

gaben über die Zeit der Kindesempfangnis, durch welche sie Will in die Ehe gezwungen. „Weil ich dich so liebte“, schluchzt sie — „Lüge!“ schäumt es aus ihm. Trotz ihrer heißen Liebesschwüre, fühlt er sich nun frei und schnürt sein Bündel. Vergeblich macht sie ihm baldige Niederkunft geltend, er glaubt nun auch das nicht mehr: da flucht sie ihrem Weibeslos und sinkt betäubt zu Boden. Wieder lockt durchs Fenster der Gesang der Komödianten „Nach London“! Henslowe steckt den Kopf herein und fragt wie zum letzten Male; Shakespeare eilt in den Oberstock, sich ganz fertig zu machen. Grauerregend drängen die Spieler in Masken und Kostümen in die Stube ans Feuer, in das Anna, von Sinnen, ihre Hand strecken will. Ein Theaterkind erzählt der Erschütterten von Orpheus und Eurydice in einem Stück, von der Höllenwanderung des alten Griechen zur Wiedergewinnung seiner Frau. Inzwischen stirbt die Glut ab und wie Schatten des Totenreiches wimmeln immer mehr Spieler im beengten Raum, während Will den Weg zur Türe sucht. Alle wollen sie von ihm, daß er ihre Geschichte erzähle, als Mautgeld fürs Hindurchgelassenwerden: Lukrezia, Ophelia, Cressida, Desdemona, Othello, Prinz Arthur, Duncan, Shylock, Caesar, Julia, Prospero, Lear u. s. f. Alle verheißten ihm, ihn bis an sein Ende nie mehr zu verlassen. Die drei Parzen weissagen Anna ihr Geschick, die zweite zeigt ihr Gesicht als das der „Dark Lady“, die dritte als das der Königin Elisabeth, die erste als das Annas selber. Diese kreischt entsetzt auf — da entweichen diese Schattenbilder, Will steht neben ihr, um Abschied zu nehmen. Das alte Lied von der Stadt London wird draussen zum Abmarsch der Truppe gesungen. Verzweifelt beschwört Anna den Gatten zu bleiben: er ist entschlossen zu gehen. Sie aber weiß, daß er nach einem Leben voller Enttäuschungen doch wieder und nur zu ihr zurückkehren wird; im kalten finstern Zimmer findet die Mutter sie allein: „Was tust du da?“ — „Ich warte!“ —

Zehn Jahre später führt uns der zweite Akt zunächst in Elisabeths Arbeitszimmer, wo die alte, aber ungebrochene Königin mit Henslowe wegen Förderung des Theaterwesens und Heranziehung bedeutender Dramatiker unterhandelt. Obwohl Shakespeare noch nichts Überraschendes geleistet hat, hält



Henslowe — und zu seiner Verwunderung auch die schier allwissende Herrscherin — große Stücke von ihm. Nur müßte man seine Leidenschaft wecken. Dazu wird Mary Fitton, die schon ihr Auge auf ihn geworfen hat, ausersehen. Elisabeth befiehlt ihr, Shakspeare zu erobern, und trotz ihrer spielerischen Neigungen zum bejahrten Grafen von Pembroke und zum Feuergeist Marlowe fügt sie sich. In einem wortspielreichen Auftritt entfaltet Mary ihre wohlgeschulte Koketterie. Dem Angebot Wills „Give and take“ weicht sie jedoch aus und reizt ihn solange, bis er eine Liebestragödie, „Romeo and Juliet“, ihr als Geschenk in den Schoß zu legen verspricht, wofür sie seine Juliet sein soll. — Nach drei Monaten hat er seine Zusage erfüllt und wir werden Zeugen der Erstaufführung des Trauerspiels in der zweiten Szene. Sie geht in einem kleinen Nebenraum der Bühne vor sich, deren Gänge und Geräusch mithineinspielen. Mary und Will schwelgen im Anhören des Beifalls, doch will sie noch nichts geben, bis das Stück mit Huldweisen der Königin zu Ende sei. Sie eilt wieder in den Zuschauerraum, während sich Will in seinem endlich erreichten Glück — „der goldene Apfel nun in meiner Hand“ — sonnt. Da erscheint Frau Hathaway aus Stratford, sucht Erinnerungen an Weib und Kind in ihm zu wecken und faßt ihn schließlichsch rauh an mit der Kunde, der Knabe sei todkrank und verlange fiebernd nach dem Vater. Erschüttert sagt Shakspeare zu, um Mitternacht Frau Hathaway an der Londoner Brücke zu treffen, um mit ihr heimzureisen. Doch da kommt Marlowe, ihn zur Majestät zu holen, die ihm ihre Anerkennung aussprechen will. Mary erscheint und bezeigt schon Neugier auf Marlowes Liebeswerben. Henslowe sucht verzweifelt nach Shakspeare, der helfen soll: Der Darsteller der Juliet hat sich den Arm gebrochen, und so ist der Fortgang der Vorstellung in Frage gestellt. Frischweg springt Mary in die Bresche, während Will dem Freunde Marlowe die schlechten Nachrichten aus Stratford andeutet. Mary hat ihre Aufgabe glänzend gelöst: das Haus schreit nach dem Dichter, dieser aber schickt Marlowe, den Dank für ihn einzuheimsen: er müsse fort. Der Freund geht — und Will zweifelt an dessen Seelenfreundschaft und am eigenen Bühnendichterberuf — da überrascht ihn Mary, noch ganz

Wirbel und Glut, und umklammert Will, den Annas Stimme von ferne und der Gedanke ans sterbende Kind fruchtlos mahnen. Mitternacht ist vorbei, Eva erstickt seine letzten Gewissensregungen und vollführt ihr Werk in dieser schwülen Stunde. „Du trinkst meine Seele wie ich deinen Leib“, ruft er noch kämpfend; sie aber blofs: „Küsse mich!“

Der dritte Akt zeigt uns in Wills Zimmer diesen und Marlowe in gemeinsamer Kunstbetrachtung traut vereint; doch merken wir, dafs der Freund Mary nachstellt, dafs diese Wills überdrüssig geworden ist und auch er nicht mehr das rechte Verhältnis zu ihr findet. Er denkt an Stratford und den sicherlich toten Hamnet: das nagt an ihm. Als Henslowe erscheint, drückt sich Marlowe rasch, da er geschäftlich nicht gut mit ihm steht, doch leuchtet böses Gewissen aus seinem Abschied. Henslowe hat eine erfolgreiche Gastspieltour mit „Romeo“ hinter sich; er war auch in Stratford und fand Anna in teilnahmsloser Verlassenheit. Nur karge Botschaft hat sie ihm für Will mitgegeben: „Die Wälder um Stratford sind noch grün“, und — nach vielem Drängen: „Sag ihm, die Tage sind lang!“ Schliesslich mahnt Henslowe den blassen, innerlich ganz zerrissenen Will an das Stück, das er der Königin schulde — aber noch ist keine Zeile davon geschrieben. Henslowe ist bestürzt und skizziert dem Säumigen eine Umwelt ‘As we like it’ dafür — „As you like it!“ pariert Shakespeare, gibt aber keine Hoffnung, dafs er es zu schreiben gedenke. Es erscheint der sehulichst erwartete Bursche, den Will auf Botschaft zu Mary gesendet, und berichtet, sie sei in Männerkleidung nach Deptford (dem Wohnorte Marlowes) geritten. Henslowe öffnet Will die Augen über das bereits stadtbekanntes Verhältnis Marys zu Marlowe und Will versteht nun erst manche Andeutung Marlowes aus dem Beginn der Szene — wie von Sinnen stürzt er hinaus. Henslowe will, schwer bekümmert, der Königin diese Verwicklung melden.

Die zweite Szene versetzt uns in einen Kreis wüster Zecher um Marlowe im Wirtshaus zu Deptford. Grotteske Trinklieder werden da im Chor mit Kehrreim gesungen. Mary tritt als Bursche verkleidet ein und bleibt dann mit Kit allein. Sie ist stolz darauf, Shakespeares Herzlieb gewesen zu sein, meint aber, sie habe nun seine ganze grofse Seele ausgesogen.

Als sie durch Marlowes Unvorsichtigkeit erfährt, daß Will längst verheiratet sei, ist sie damit, daß sie ihn nun betrügt, völlig ausgesöhnt. Im dunkler werdenden Zimmer kosen die Liebenden, da schwingt sich Will durchs Fenster herein, tritt zwischen sie, Marlowe zückt das Messer, verfängt sich jedoch und durchbohrt sich selbst die Stirn. Entgeistert starrt Will auf den Toten, Mary mahnt in kalter Angst zur schleunigen Flucht, Annas Stimme weht herüber: „Gedenke!“ Will wirft Mary ihre Dirnenhaftigkeit vor, sie ihm, dem Verheirateten, seinen Betrug an ihr; doch ist sie fest überzeugt, daß die Königin sie töten werde, wenn sie ihr Schuld am Tode Marlowes beimessen sollte. In die Erinnerung an Marys anscheinend selbstlose Hingabe nach der Romeoaufführung mischt sich für Will wieder Annas Stimme, die von Wald und Flur daheim flüstert. Mary liebt ihn nicht mehr; sie schlüpft hinaus, singt notgedrungen noch mit den Trinkern im Vorraum, während Will des Dichterfreundes Ende tief bejammert. Mit Gewalt und List reißt ihn Henslowe, der besorgt im Auftrag Elisabeths heibegeeilt ist, endlich von der Leiche hinweg, neben der nun ein grausiges Trinklied mit „Tod“ als Refrain ertönt, denn noch ist das Sterben Kits im finstern Gemach nicht allgemein entdeckt worden.

Der vierte Akt spielt am nächsten Morgen in einem Staatssaal der Königin. Elisabeth erfährt durch eine als Kressenhändlerin wandernde Spionin vom Tode Marlowes. Sie läßt Henslowe holen und Mary für ihre Befehle bereit halten. Auf dem Throne sitzend, empfängt sie den alten Spieler und überrascht ihn durch die Kunde vom Geschehenen: sie, die Fürstin, erfährt eben alles. Henslowe erkennt Mary als den Burschen, der ihm, zu Pferde von Deptford wegstürmend, begegnete; die Königin entlockt Mary listig den Bericht des Vorganges und verbannt die Anstifterin des Unheils („dirt“, wie sie ihr zuruft). Vergebens hämmert Shakespeare, der sie nicht lassen will, an der eisenbeschlagenen Türe, durch welche sie reuelos abgegangen ist. Erbarmungslos hält ihm Elisabeth seine Ohnmacht vor, mahnt ihn an sein verheißenes Stück, noch mehr aber an seine große Dichteraufgabe überhaupt und spricht ihm das Recht auf Lebens- und Liebesfreuden ab, wie es auch ihr vom Schicksal versagt ward, im Gegensatz

zur buhlerischen Maria Stuart. Als Verkörperung Englands krönt sie Will zu ihrem geistigen Sohn, denn auch sie fühlt sich nur als play-queen, die ihre Rolle spielt, so gut sie eben kann. Blutenden Herzens tritt er das Erbe an; nun öffnet sich die Eisentüre und er schaut einen langen dunklen Gang, durch welchen Mary spurlos verschwunden ist. Shakespeare soll und will nun sein neues Stück zu Papier bringen. Schon hat er das Szenar fertig, da klingt Annas Stimme, alle ihre tiefe duldende Liebe, alle Heimatsehnsucht, alle Jugend aus der Ferne zu ihm. Kann er diesem Ruf auch noch nicht folgen, so will er doch, eben um der Liebe willen, sein Lebenswerk für die Menschheit beginnen und Stoffe um Stoffe steigen vor ihm auf. Wenn er aber einmal gealtert ist, wispert Annas Stimme, wird er eines Tages zu ihr zurückfinden zu ihrer pflegenden Hand, an ihr Herz, um dort zu sterben. „Vielleicht!“ murmelt er; und wie am Ende des ersten Akts antwortet es leise: „Ich warte!“

Der Ehebruchskonflikt dieses Dramas ist schlicht und tief dargestellt, wickelt sich rasch ab und rüttelt und schüttelt den ganzen Menschen Will in seinen Grundfesten auf. Er wirkt untragisch, weil am Ende ein langes, willenskraftuntergrabendes Dulden im Dienste einer Idee steht, ein Kämpfen auf verlorenem Posten, ein täglich neu verbitterndes Verzichten auf alles Freudige im Leben, also der Sapphokonflikt, der aber hier, wohl ganz entgegen seinen angeborenen Entwicklungsmöglichkeiten, dort endet, wo eben eine Tragödie erst begänne, nämlich bei der Herzbluttaufe des Genies. Den Dornenweg eines solchen hat Mifs Dane in einer Beleuchtung geschaut, die man nicht unhistorisch schelten darf, so ungeschichtlich sie selbst alles Äußerliche an ihrem Phantasiespiel — denn das soll „Invention“ hier doch wohl bedeuten — empfunden haben mag. Ihre Charaktere sind keine fertigen Theater-typen, sondern alle durchweg selbständig, leibhaftig und seherisch verkündete Menschen, zeitlose Menschen, die nur gelegentlich etwas zu schwer an der unzweifelhaft dichterischen Idee des Stückes zu tragen haben. Anna, das ursprünglich, instinktiv, physisch, mütterlich liebende Weib nimmt zu viel Prophetisches auf sich, verleugnet in ihren elementaren Auseinandersetzungen mit Will im ersten Akt allzu oft das ein-

fache, ungebildete Landmädchen, dessen Verständnislosigkeit ja gerade Will hinaus in die Welt des Scheins treibt. Aber dieser Gegensatz ist sonst kräftig und bleibend: an ihm scheitert der Abenteurer, keine Muse der Hauptstadt, des Hofes, kein Lorbeer kann ihm dies Heimatliche, dies Bodenständige, das in der sinnbildlich tönenden Stimme Annas mit Naturlauten nach ihm ruft, je ersetzen. Die Seifenblasen des Ruhms, der Dichterfreundschaft, der im Grunde käuflichen Liebe können ihn nur für kurze Zeit täuschen; auch die nationale Mission, die ihm Englands Monarchin in ganz erhabenen Worten auferlegt, ist nicht Ausfüllung seines Ich, sondern Bußübung zum Ziele der Wiedervereinigung in Liebe. Ist diese Mission für unsern Geschmack vielleicht auch nach Art und Umfang zu eng für den „myriad-minded“ Shakespeare, so sieht sie doch die Läuterung des Menschen wie des Künstlers genügend vor und wird ihn, so muß man hoffen, eben nach ihrer Erfüllung an die Wiege seines Seins zurückkehren lassen: die dritte Parze (= Elisabeth) schneidet ja im ersten Akt den Faden nicht entzwei, sondern gibt ihn der ersten (= Anne) zurück. Es ist bezeichnend für die philiströse Kurzsichtigkeit des Londoner Publikums, daß es an der harten Behandlung, die Anna von seiten des jungen Gatten und dann von seiten des Entfernten zuteil wird, Anstofs genommen hat. Der Verfasserin war offenbar kein Seelenbad reizend und stark genug, die Reinigung des Genius von allem Menschlich-Irrenden vorzunehmen: sie brauchte geradezu eine große, schwere, unaufhörlich nachwirkende Schuld. Wenn sie dabei irgendwie fehlgegriffen hat, so ist das höchstens im Punkte allzu moderner Erfassung der frühneuenglischen Figuren geschehen. Dieses Unhistorische jedoch, so handgreiflich es dem Shakespeare-Kenner hier allenthalben entgegentritt, vom rein biographisch-chronologischen bis zum kulturgeschichtlichen oder sprachlichen Einzelzug herab (was schon unsere knappe Analyse klar gemacht haben muß), darf keinen Anklagepunkt gegen Mifs Dane und gegen ihre 'Invention' bedeuten. Sie hat geschichtliche Wahrheit und Wahrscheinlichkeit von vorneherein offensichtlich bewußt dem höheren, der psychologisch äußerst fein gegliederten Charakteristik und der in deren Dienst stehenden Handlungssymbolik geopfert. Nicht

so bühnergewandt und theatralisch berechnend wie das technisch und historisch ganz anders veranlagte Stück von Rubinstein und Bax, konzentriert es weit besser und ist auch an Tiefen und Schönheiten im Ganzen wie im Besondern wesentlich reicher als dieses.

Nur ein Wort noch über die Sprache: sie ist nicht zeitstilgemäfs (wie bei Rubinstein und Bax, die darin virtuoser arbeiten) bis auf etliche Liedeinlagen, wechselt aber von einem plastischen, flüssigen Blankvers zwanglos in eine ausdrucksvolle Prosa und umgekehrt, ganz biegsam nach Schwung oder Logik auch bei derselben Person. Sie ist bilderreich, aber nicht stets merklich nach Temperament oder Schichtung der Sprechenden abgestuft. Ihr Pathos ist zumeist phantasiemäfsige, nicht rhetorische Steigerung und verrät, wie so manches andere, ungewöhnliche Begabung der Dichterin. Trotz aufwühlender Rührung meidet Mifs Dane das wohlfeil Melodramatische, gibt auch der Dark Lady Leidenschaft und Charakter genug, um trotz Elisabeths harter Aburteilung — man ist versucht *dirt* hier auf *flirt* zu reimen — Wills Verblendung fälschlich und ergiebig erscheinen zu lassen. Will selber scheint uns freilich zweier Eigenschaften zu entbehren, die, bei aller Unzulänglichkeit des Bildes seiner wahren Persönlichkeit, doch aus seinen Werken erschlossen werden müssen: er hat keinen Sinn für Humor in Tun und Ausdruck und er ist zu wenig Gentleman im idealen Wesenssinn. Und der letztgenannte Mangel mag vielleicht der nur dunkel gefühlte maßgebende Grund für die Ablehnung des Dramas seitens des modernenglischen Durchschnittspublikums gewesen sein.

Graz, im März 1922.

Albert Eichler.

[6. 10. 22.]

#### I N H A L T.

	Seite	
I. Wells, A Manual of the Writings in Middle English 1050 - 1400 . . . . .	<div style="display: flex; align-items: center; justify-content: center;"> <div style="font-size: 3em; margin-right: 5px;">}</div> <div style="margin-right: 5px;">(Flasdieck)</div> <div style="font-size: 3em; margin-left: 5px;">}</div> </div>	
Moore, Historical Outlines of English Phonology and Middle English Grammar . . . . .		225
Dane, Will Shakespeare. An Invention in 4 Acts (Eichler) . . . . .		230
	232	

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.











PE                   Anglia; Zeitschrift für  
3                    englische Philologie.  
A62                 Beiblatt  
Jg. 32-33

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

